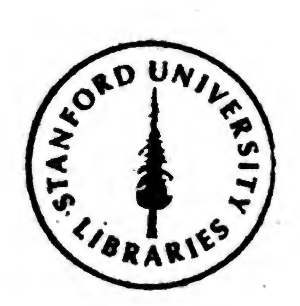
Historisch-po... Blätter für das katholische Deutschland

Franz Binder,
Georg von Jochner



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1905

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Franz Binder und Georg Jochner.

(Eigentum der Familie Görres.)

Hundertsechsunddreißigster Band.



München 1905.
In Kommission d. Literarisch-artistischen Anstalt (Theodor Riedel.)

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I.

Parlament und Ministerium in England.

Der von B. Disraeli ins Leben gerufene, von Salisbury und Genossen ausgebildete und durchgeführte Imperialismus hat der konservativen Partei für 10 Jahre die mit der Amtsführung verbundenen zeitlichen Vorteile und zeitweilig die Bewunderung der von einer feilen Presse verführten Masse eingetragen, aber für den Ausbau der Verfassung, die Abschaffung von Mißbräuchen, die Verbesserung der Lage der unterdrückten Klassen, die Verwirklichung der Rechtsgleichheit für alle fast nichts getan. Die Herstellung eines Bundes und einer engen Verbrüderung zwischen hauptsächlich von Briten und Iren bewohnten Kolonien und dem Mutterland ist nicht zustande gekommen, weil die Kolonien wohl bereit waren, die Vorteile eines Zollvereins einzuheimsen, aber die ihnen von Chamberlain zugedachte Stellung als Abnehmer britischer Fabrikate und Lieferanten von Rohstoffen und Lebensmitteln mit Abscheu zurückwiesen. Wohl nie ist das englische Prestige so tief gesunken, wohl nie haben die englischen Heere schmählichere Niederlagen erlitten als seit 1899. Die Klagen von Militärs und Zivilisten, die von Fachmännern vorgeschlagenen Reformen haben das Ministerium nicht aus seinem Schlafe zu rütteln vermocht; es ist noch immer am Beraten, und alle seine bisher getroffenen Maßregeln haben sich als unzulänglich erwiesen. Um dem Volk

Sand in die Augen zu streuen und eine genaue Prüfung und Untersuchung der bestehenden Schäden zu verhindern, erlaubt es den von ihm bezahlten Organen mit dem Säbel zu rasseln, dem Deutschen Reich die feindseligste Gesinnung und allerlei Umtriebe zum Vorwurf zu machen, und mit Repressalien zu drohen. Die Verachtung und der Spott, mit dem deutsche und französische Militärs sich über die Rückständigkeit der englischen Armee und Flotte äußern, ist den Imperialisten freilich sehr unbequem; noch lästiger aber und unerquicklicher ist es für sie, daß sie den Tadlern im eigenen Lager den Mund nicht stopfen und deren Argumente nicht widerlegen können.

Es dürfte sich verlohnen im Anschluß an das jüngst erschienene Buch von Sidney Low [1]) die Licht- und Schattenseiten des gegenwärtigen englischen Regierungssystems eingehend zu behandeln.

Manche erblicken in der englischen Parlamentsregierung das unerreichte Ideal, hinter dem die demokratischen Institutionen der großen nordamerikanischen und französischen Republiken weit zurückbleiben. In der Tat ist das englische Unterhaus weit freier und unbeschränkter als die amerikanischen und französischen Parlamente; es ist nach dem Ausdruck englischer Staatsmänner die Sonne, um welche alle anderen Gewalten gleich Trabanten kreisen. Noch im September 1893 äußert sich der Herzog von Devonshire in einer Rede also: „Das Unterhaus setzt unsere Ministerien ein und ab und revidiert deren Handlungen. Die Ministerien können über Krieg und Frieden entscheiden; aber sie tun das auf die Gefahr hin, von dem Parlament ihres Amtes enthoben zu werden; betreffs der inneren Verwaltung ist der vom Parlament geübte Einfluß ebenso direkt; es kann die Minister entlassen, wenn sie zu verschwenderisch oder zu

1) The Governance of England by Sidney Low. Fisher Union 1904.

sparsam, zu strikt oder zu lax sind; es regiert wirklich und praktisch und in jeder Beziehung England, Schottland und Irland" (Low 57). In der Theorie gehen die Gesetze vom Unterhaus aus, liegen die Kontrolle der Verwaltung und Exekutivgewalt, die Regelung des öffentlichen Einkommens in seiner Hand; ebenso kann das Unterhaus seine Beschwerden vorbringen, deren Abstellung verlangen, die geeigneten Personen zu Aemtern ernennen oder zur Rechenschaft ziehen; aber in den meisten Fällen werden obengenannte Funktionen vom Kabinett, dem Premier oder von einzelnen Ministern ausgeübt. Faktisch üben die Wähler, die ins Parlament Gewählten, ja sogar die Parteien, denen die Gewählten angehören, einen sehr beschränkten Einfluß auf die Minister aus. Der König ist in England eine Art von lebenslänglicher Ehrenpräsident; der Premier aber ist, so lange er das Vertrauen des Volkes besitzt, der wirkliche König; seine Minister und die subalternen Beamten bilden den Beamtenstaat, der fast ebenso unabhängig vom Volke ist wie der Beamtenstand eines monarchischen Königs. Eine der wichtigsten Funktionen des Unterhauses war seit 1688 die Gesetzgebung; man nannte dasselbe einfachhin die gesetzgebende Gewalt. Zu einer Zeit, da das Unterhaus nur ein Zehntel der Bevölkerung vertrat und von den Großgrundbesitzern ganz abhängig war (1688–1832), war das Parlament der fast einzige Gesetzgeber, und jedes Mitglied konnte neue Gesetze einbringen und durchsetzen; seit 1832 aber hat sich das Kabinett immer größere Eingriffe erlaubt, und zunächst die einzelnen Parlamentsmitglieder, dann die Minderheit, zuletzt die eigene Partei, wenn sie mit dem Kabinett nicht übereinstimmte, in den Hintergrund gedrängt. In der letzten Zeit unter Salisbury-Balfour ist es dahin gekommen, daß die allerwichtigsten Gesetze zuerst im Parlamentsausschuß, dann in den allgemeinen Sitzungen fast ohne Debatte durchgedrückt werden, weil die Minister Eile haben und die Clôture anwenden.

Es hat an Gegenvorstellungen und Protesten seitens der Verteidiger der Rechte des Parlamentes nicht gefehlt; aber dieselben haben keinen Widerhall in den Gesinnungen des von der Presse irregeführten Volkes gefunden. Noch am 1. Juli 1894 rief Herr Lawson Walton der Regierung zu, die durch Anwendung der Clôture die Debatte betreffs der Schankkonzessionen abschnitt: „Seid ihr zu der Erklärung bereit, daß das Haus als eine Körperschaft unfähig ist, seine Gesetzesvorschläge abzufassen, und daß der Wortlaut des vom Konzipienten abgefaßten Vorschlags der Fassung, die das Parlament dem Gesetz gegeben, vorzuziehen ist, weil die Zeit kurz bemessen, weil die Fassung des Parlamentes manche kontroverse Punkte berührt? Eine bedenkliche und ernstliche Aenderung ist an der Konstitution vorgenommen worden. Die Parlamentsregierung hat aufgehört, die Kabinettsregierung ist an ihre Stelle getreten; ja, noch eine weitere Entwicklung hat stattgefunden: man hat eine im Premier verkörperte Kabinettregierung erhalten, die sich kaum von dem autokratischen Regiment unterscheidet, in das die früheren Demokratien ausgeartet sind. Es gibt keinen Gerichtshof, von dem die Gesetzgebung revidiert und kritisiert werden kann. Die einzige Sicherheit bietet die Diskussion; schneidet man diese ab, gelangt man zum Schluß, man habe keine Zeit für Erörterung der Trinkfrage, dann gibt man eine der wichtigsten der vom Unterhaus geübten Funktionen auf“ (Low S. 77). Lord Hugh Cecil rechtfertigte diese Clôture also: „Wir hören häufige Klagen über die Beschränkungen der Rechte der einzelnen Parlamentsmitglieder; die Tatsache, daß die politische Macht vom Unterhaus an das Kabinett übergegangen ist, kann nicht bestritten werden. Warum kümmert sich niemand außerhalb dieses Saales um die Rechte der einzelnen Mitglieder? Einfach infolge der tief gewurzelten Ueberzeugung, daß das Haus als Institution aufgehört hat, Achtung und Ansehen zu genießen, und daß, wenn eine bessere Institution — das Kabinett — sich Ein-

griffe in die Rechte einer schlechteren erlaubt, das Volk sich um die Angelegenheit nicht kümmert." Es ist leichter, das Parlament herabzusetzen, es in eine Maschine zu verwandeln, welche alle Beschlüsse des Kabinettes einregistriert, leicht, alle geistig bedeutenden Männer abzuschrecken; aber es kann eine Zeit kommen, in welcher ein angesehenes und hochgeachtetes Parlament ein mächtiges Bollwerk gegen die revolutionären Bewegungen der politisch Unzufriedenen bilden könnte. Schon jetzt ziehen manche, die von einer parlamentarischen Tätigkeit nichts mehr hoffen, es vor, sich in den Grafschaftsrat wählen zu lassen, wo sie eine gesegnete Wirksamkeit entfalten können.

Die Exekutivgewalt steht nicht länger mehr unter der Kontrolle des Unterhauses, sondern umgekehrt verlangen die Minister von ihrer Partei, daß sie sich ihrem Urteil blindlings unterwerfe, da ja sie, die Minister, dem Publikum gegenüber verantwortlich seien. Die Parlamentsmitglieder lassen sich einschüchtern und wagen in letzterer Zeit nur selten ihr abweichendes Urteil dem des Ministers oder des Führers der Opposition entgegenzustellen. Das Gemeinwesen kann der Kontrolle der unabhängigen Parlamentsmitglieder nicht entbehren; die öffentliche Meinung oder die Presse — in der Regel fallen sie zusammen — kann nur in Ausnahmsfällen die innere und äußere Politik so gut beurteilen wie gewiegte Parlamentarier. Gerade die, welche den gelehrten Professionen angehören — Professoren, Advokaten, Aerzte — werden durch die neue Geschäftsordnung ferngehalten. Halb 3 Uhr nachmittags und 9 Uhr abends sind recht unbequeme Stunden, denn eben diejenigen, welche sonst sehr pünktlich waren, Doktoren, Juristen, können nicht mehr erscheinen. Manche Mitglieder, namentlich unter dem Adel, sind träge, vergnügungssüchtig und nehmen jede Gelegenheit zum Wegbleiben wahr; so geschieht es, daß wichtige Angelegenheiten vor leeren Bänken verhandelt, wichtige Reden vor einer kleinen Zuhörerschaft gehalten werden; daß

das Haus sehr häufig nicht beschlußfähig ist. Die Anwendung der Clôture, die von einigen Mitgliedern auf die Spitze getriebene schlechte Methode, allenfallsigen Motionen der Gegner zuvorzukommen durch blocking of debatte, machen die Parlamentssitzungen zu einer wahren Posse. Keine Körperschaft in der Welt ist mit Arbeiten mehr überladen als das Unterhaus, in keiner wird mehr Zeit vertrödelt. Auf einmal sputet man sich und sucht das Versäumte nachzuholen: dadurch, daß man den Gegnern den Mund stopft.

Ein Vergleich der Parlamente unter den Stuarts mit dem gegenwärtigen ist sehr lehrreich. Damals wurde strenge Rechenschaftsablage gefordert, das Budget, obgleich es unzulänglich war, obgleich nur die Hälfte der veranschlagten Summe realisiert wurde, nur teilweise erhöht; jetzt werden die allerhöchsten Summen fast ohne Debatte genehmigt. Nach Low (89) wurden am 19. Juni 1900 nicht weniger als 42 Millionen Pfd. Sterl. innerhalb fünf Stunden bewilligt; vor dem Ende der Session von 1904 wurden ohne alle Diskussion 28 Mill. Pfd. St. „en bloc“ votiert. Im ganzen Hause befinden sich für die Finanzen nur wenige Sachkundige, denen man noch dazu geringes Vertrauen entgegenbringt. Der Finanzmann, der sich ein Urteil über die Billigkeit oder Unbilligkeit der Forderungen der Regierung und ihrer Verwendung der bewilligten Summen gebildet hat, zieht es vor, für die großen Zeitungen zu schreiben oder eine Flugschrift zu veröffentlichen; denn er wird mehr Beachtung seitens des Publikums finden, ja nicht selten die Regierung zur Zurücknahme ihrer Forderung vermögen. Die Debatten über den Kostenvoranschlag für die Flotte und das Landheer erinnern mehr an Possen als an ernste Verhandlungen. Die Erörterungen über Lebensfragen, über die wichtigsten Reformen in der Marine und im Landheer lassen die meisten Parlamentsmitglieder ganz kalt, sie sind entweder im Speisesaal oder treiben sich in

den Gängen umher, lachen und schwatzen und müssen von den Whips herbeigetrieben werden, damit sie noch zeitig zur Abstimmung kommen. Von den Gründen für und wider die Bewilligung haben sie keine blasse Ahnung; nicht sie, sondern die Partei, richtiger die aus der herrschenden Partei genommenen Minister sind verantwortlich. Wozu, so könnte man sich fragen, sind diese Jasager da? die selbst ihr Gewissen an die Mehrheit verkaufen und ihre Gewissensbisse durch den Gedanken zum Schweigen bringen: Ich darf meine Partei nicht gefährden, ich darf mein Vaterland nicht der von einem liberalen Ministerium drohenden Gefahr aussetzen.

Verdienen die englischen Ministerien das in sie gesetzte Vertrauen? Sind die einzelnen Minister für ihr Ressort stets bereit, Rede und Antwort zu stehen? Fordern der Premier und die übrigen Minister, daß ihr Kollege, der sich eine schwere Pflichtverletzung hat zu schulden kommen lassen, sofort abdanke? Keineswegs; die Verantwortlichkeit hat praktisch aufgehört; die übrigen Minister decken den Schuldigen. Die Parteigenossen, welche zuerst auf den Fehler aufmerksam gemacht, stimmen für seine Freisprechung, wenn die Opposition eine Motion einbringt. Da die meisten Minister, ja selbst die meisten Parlamentsmitglieder Englands den vornehmen oder vermöglichen Klassen angehören, und für ihren Unterhalt nicht auf ihren Gehalt angewiesen sind, so empfinden sie ihre Entlassung aus dem Ministerium, ihre Niederlage bei den neuen Wahlen minder schmerzlich als in Frankreich oder in den Vereinigten Staaten. Zudem gilt es nicht als Schande, wenn man bei der Neuwahl übergangen wird.

Schon Plato hat in seiner unnachahmlichen Weise die Athener persifliert, die für die niedrigsten Beschäftigungen besondere Vorbereitung oder Geschick forderten, für die allerschwerste Kunst — die Regierung des Staates — keine besonderen Fähigkeiten und Kenntnisse verlangten. Byron sagt im Hinblick auf seine Landsleute und speziell seine Standes-

genossen: „Ein Handwerk zu erlernen, muß man in die Lehre gehen: nur nicht bei der Kritik, denn Kritiker sind fix und fertig.“ Jeder vornehme Engländer ist überzeugt, daß ihn sein gerader, gesunder Sinn richtig leitet, daß er die schwersten politischen Fragen spielend lösen kann.

Die Bemerkung Godkins, „Unforseen Tendencies of Democracy“ p. 43, „daß man in den Vereinigten Staaten die Befähigungen für ein öffentliches Amt, z. B. Erziehung und besondere Erfahrung diskreditiere, und der Anschauung huldige, ein Mann sei so gut wie der andere, und wisse von dem, was das Publikum interessiere, ebensoviel wie der, welcher eine spezielle Vorbildung erhalten habe“, gilt auch für England. Man sage nicht, das sei immer so gewesen, denn im Mittelalter war der König von tüchtigen Staatsmännern, die eine lange Erfahrung hinter sich hatten, umgeben, in deren Händen die Exekutivgewalt ruhte. Diese wußten sehr gut, daß sie bedeutende Fehler schwer büßen mußten; (Hinrichtungen von Ministern, die dem ganzen Volk oder der herrschenden Partei Anstoß gegeben, Absetzungen von Königen waren in England während des Mittelalters gar nicht selten). Aus der englischen Verfassungsgeschichte von Stubbs ersehen wir, daß die englischen Magnaten und die großen Prälaten mit einer tüchtigen Vorbildung praktische Erfahrung verbanden und mit der inneren und auswärtigen Politik, mit der sie sich auch dann beschäftigten, wenn sie nicht im Rat des Königs saßen, sehr vertraut waren. Die Verhältnisse waren im Mittelalter viel einfacher, die Hauptbeschäftigungen waren der Ackerbau und die Viehzucht; die Städte außer London waren klein, der unbedeutende Handel und die Geldwirtschaft befanden sich zum Teil in den Händen von Fremden. Es war daher für den mittelalterlichen Baron leicht, sich in der Politik zurechtzufinden, umsomehr, da er in der Verwaltung seiner Güter alles selbst zu sehen und zu prüfen pflegte und in stetem Verkehr mit seinen Vasallen und Pächtern stand. Nicht durch die

Formen der Parlamentsregierung, sondern durch die persönliche Tätigkeit wurde die Größe Englands begründet. Auch als Minister und Staatsmänner brachen diese Barone und Großgrundbesitzer ihren Verkehr mit ihren Vasallen und Pächtern nicht ab; an Festen und bei außerordentlichen Gelegenheiten versammelten sie dieselben in der großen Halle und setzten sich nieder zum gemeinsamen Mahl. In der Liebe und Anhänglichkeit ihrer Dienstleute, das wußten sie recht wohl, waren die Wurzeln ihrer Kraft. Der neue, durch die Tudors ins Leben gerufene Adel bewahrte nicht länger alle Traditionen der durch die Eifersucht Heinrichs VIII. aus dem Wege geräumten Magnaten; aber sie lebten noch auf dem Lande und machten sich als Magistrate, Friedensrichter oder als Offiziere der Bürgermiliz um ihre Pächter verdient. Vergleichen wir mit den Magnaten des Mittelalters und den Squires des Reformationszeitalters den hohen Adel der Jetztzeit und den modernen Kleinadel (gentry), so springt der Unterschied in die Augen. Alle die Bande, welche eine Art von Familienverhältnis begründet hatten, sind gelöst. Manche von den großen Besitzungen, welche die Cavendish, die Russell, die Pembroke in den verschiedenen Grafschaften Englands und Irlands innehaben, werden fast nie besucht, aber auch in den übrigen kann ein freundschaftliches Verhältnis nicht platzgreifen; denn der vornehme Mann kommt nicht unter seine Pächter, damit sie ihm ihre Anliegen vortragen können, sondern bringt seine Freunde und Bekannten mit, denen zu Ehren er Jagden und Feste veranstaltet. Sollte es einem Pächter glücken, vorgelassen zu werden, so wird er, wenn er von Geschäften sprechen will, an den Agenten gewiesen.

Die meisten der hohen Aristokraten sind im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte Fremdlinge unter ihren Pächtern geworden. Man hat sich an ihre vornehme Verachtung der Bauern und Handwerker gewöhnt; in neuester Zeit haben sich ihnen die Squires angeschlossen, die sich alle Unarten

der Pairs angeeignet haben und ein bequemes untätiges Leben führen. Der Friede und die Ruhe, deren sich England erfreut, die Geduld und Zufriedenheit der niederen Klassen, ihre tiefgewurzelte Abneigung gegen Anarchie und Gesetzlosigkeit machen England zum Dorado der Aristokraten, die vom Erbzins ihrer Güter und aller derer, die von ihren Kapitalien und den Erträgnissen ihrer Fabriken und Bergwerke leben. Im Gegensatz zu den Amerikanern, die, auch nachdem sie reich geworden sind, ihre Geschäfte noch weiterführen, will der Engländer die erworbenen Reichtümer genießen und versteht es meisterhaft, ein bequemes, komfortables und daneben recht anständiges Leben zu führen. Wenn man im Kreise seiner Familie und im Verkehr mit Bekannten Zeuge seines Familiensinnes, seiner männlichen Eigenschaften, seiner Geradheit und Offenheit ist, wäre man geneigt, in ihm das Ideal zu erblicken; sieht man genauer zu, dann entdeckt man einen Egoismus, eine Gleichgültigkeit gegen alles Hohe und Ideale, eine strafbare Vernachlässigung der seiner Obsorge anvertrauten Kinder und Angehörigen, die in derselben schwülen Atmosphäre des „dolce far niente“ aufwachsen. Bischof Creighton fällt ein sehr scharfes Urteil über die Mädchen englischer Familien, welche sich monatelang in den besuchtesten Badeplätzen des Kontinents aufhalten, für die Sehenswürdigkeiten des Landes und dessen Naturschönheiten kein Auge haben, vielmehr stundenlang an schalen Gesprächen und faden Witzen ihr Vergnügen finden. Solchen, meint er, sollte man das Reisen verbieten.

Seitdem jedoch der Wert des Bodenzinses in der Nähe der Bergwerke und der Sitze der Industrie so sehr gestiegen ist, sind Hunderte, die früher auf den Zins ihrer Pachtgüter und den Ertrag des von ihnen bewirtschafteten Gutes angewiesen waren, Rentner geworden, welche auf Reisen gehen und in London oder im Ausland leben können. Nachdem sie einmal die Süßigkeiten des schweifenden Lebens gekostet haben, ist es schwer, sie zur Rückkehr in die Heimat zu

bewegen. Man sagt wohl: der Engländer nimmt, wohin er auch gehen mag, seine Heimat mit sich, behält die Sprache und die Sitten der Heimat bei. Das ist nur bedingt wahr, denn die bürgerlichen Pflichten übt dieser Zugvogel keineswegs, zum Wohlstand des Landes, zur Förderung von Wissenschaft und Kunst trägt er nichts bei. Er ist in London oder Brighton, in Manchester oder Southport vielleicht gerade so ein Fremder, wie an der Riviera, wo er einen Teil des Winters zubringt. Die Mitglieder dieser Familien würden sehr ungehalten sein, wenn man ihren Patriotismus bemängelte oder sie auf die Notwendigkeit, ihre sozialen Pflichten zu erfüllen, aufmerksam machte: das zeigt nur, daß ihre politische Erziehung vielleicht in demselben Grade vernachlässigt worden ist, wie ihre religiöse.

Man kann England nur Glück wünschen, daß solche Lebemänner sich um öffentliche Aemter nicht bewerben und im Parlament oder im Gemeinde- und im Grafschaftsrat zu sitzen verschmähen. Leider entsprechen die Kandidaten für Parlament und Grafschaftsrat nur ausnahmsweise billigen Erwartungen, leider drängen sich Amateurs, die nichts Ordentliches gelernt haben, in verantwortliche Aemter ein und richten infolge ihrer Unwissenheit und Trägheit viel Unheil an. Während man in anderen Ländern in Bevorzugung akademisch gebildeter Männer viel zu weit geht, fällt man in England in den entgegengesetzten Fehler und bestellt ganz unwissende Männer, welche das Wenige, das sie in der Elementarschule gelernt hatten, vergessen haben, zu Erziehungsräten. Ein Minister des öffentlichen Unterrichtes wußte nicht einmal die Aussprache des Wortes ‚chimera' und sprach in einer Rede wiederholt von kimmerer (statt kimira). Ueber die Unwissenheit englischer Staatsminister alten und neuen Datums in Geographie, Geschichte und neueren Sprachen zirkulieren die köstlichsten Anekdoten. Die Unwissenheit der Kriegsminister in militärischen Angelegenheiten, der Lords der Admiralität im Seewesen ist

sprichwörtlich. Diese Unwissenheit schadet nichts, wendet man ein, denn der Minister konsultiert die Beamten seines Ressorts und ist, weil er nichts weiß, weit mehr geneigt, sich leiten zu lassen. Sehr häufig findet das Gegenteil statt: der Minister schreibt sich eine Art von göttlicher Eingebung zu und setzt seinen gesunden Menschenverstand über die Sachkenntnis des Beamten. Man hat sich dazu Glück gewünscht, daß in den modernen Parlamenten Geschäftsleute und Fabrikanten zahlreicher vertreten sind als in den alten. Der Gewinn ist ein zweifelhafter. Ist der Geschäftsmann alt, so ist er oft einseitig und für neuere Ideen unzugänglich; ist er jung, so führt er seine Geschäfte fort und betrachtet seine parlamentarische Tätigkeit nur als Nebenbeschäftigung. In der Regel ist sein Gesichtskreis beschränkt. In dem neuen wie in dem alten Parlamente findet Gelehrsamkeit und tiefe Kenntnis keine Stätte: der Rhetoriker, der über alles sprechen und plausible Gründe vorzubringen weiß, der Aristokrat, der hohe Konnexionen hat, der über die Mittel verfügt, bedeutende Persönlichkeiten einzuladen, wird weit eher zu verantwortlichen Ministerposten befördert als der Staatsmann und Gelehrte, welcher allenfalls als Untersekretär Verwendung findet. Die Mehrzahl der Mitglieder des Unter- und Oberhauses bewähren sich auch darin als Amateurs, daß ihnen der rechte Ernst, die Arbeitsamkeit und Ausdauer fehlen. Die parlamentarische Tätigkeit wird als Zeitvertreib, das Haus als Klub betrachtet. Es gehört einmal zur Respektabilität, im Parlamente gesessen zu haben; die Pflichten beschränkt man auf das allernotwendigste. Die Rückwirkung auf die Wähler kann unter diesen Umständen nicht ausbleiben. Da die Gewählten so wenig Eifer an den Tag legen, von den wichtigsten Sitzungen wegbleiben und auf die Interessen der Wahlmänner keine Rücksicht nehmen, so legen letztere bei den Wahlen nur sehr geringe Teilnahme an den Tag. Bestechungen sind verboten und werden strenge bestraft; sie bestehen unter verändertem Namen fort. Der Erwählte

trägt die Kosten der Registration, besoldet den Sekretär des Wahlkomitees, gibt den Bauplatz für eine Schule oder Kirche, zahlt einen Beitrag für eine Wohltätigkeitsanstalt, läßt auf seine Kosten ein Schwimmbad für den Wahlort errichten, und sich auch bei anderen Anlässen schröpfen. Das Wahlrecht ist nicht blos eine Vollmacht und ein Recht, sondern auch eine Pflicht; daran denken die wenigsten Wähler, die, anstatt den geeignetsten Mann zu suchen, mit dem vorlieb nehmen, der sie durch hohe, für wohltätige Zwecke bestimmte Summen zu bestechen bereit ist.

Wir haben oben nachgewiesen, daß an die Stelle der Parlamentsregierung die Kabinettsregierung getreten ist, und daß das Parlament nur selten gegen die schnöde Art, mit der es behandelt wird, protestiert. Wenn man das Unterhaus entbehren könnte, so ist das Oberhaus noch weniger nötig. Selbst der konservative Lord Iddesleigh sagte: „Das Haus der Lords wäre unerträglich, wenn es in Wirklichkeit so mächtig wäre, als es zu sein scheint. Das Unterhaus repräsentiere jedermann, das Oberhaus niemand. Nun können, so schließt er, jedermann und niemand nicht in Streit geraten, deshalb vertragen sich Ober- und Unterhaus so gut.“ Freilich, wenn die Ansicht der Mehrheit im Unterhaus mit der des Volkes nicht übereinstimmt und von einer großen Mehrheit bekämpft wird, dann kann das Oberhaus den Gesetzesvorschlag des Unterhauses verwerfen; in anderen Fällen wagt es nicht, dem Unterhaus entgegenzutreten. Eine Erneuerung des Oberhauses wird vom Publikum nicht gewünscht; wohl aber stimmen alle darin überein, daß die Uebertragung von manchen Funktionen des Parlaments an die Grafschaftsräte oder Provinzialparlamente höchst notwendig sei. Die Beschwerden Irlands und Schottlands über die Verschleppung der Geschäfte, über die verkehrten Entscheidungen, weil der englischen Mehrheit die Lokalkenntnis abgeht, sind endlos und wohlbegründet.

Die Befürchtungen Maine's und anderer Staatsrechts-

lehrer haben sich nicht erfüllt, daß durch die Ausdehnung des Wahlrechtes die Kluft zwischen den Wählern und den von ihnen erwählten Gesetzgebern erweitert und durch die Unwissenheit und die Vorurteile der Massen eine gesunde politische Entwicklung verhindert würde; denn nach Low (S. 306) ist der Unterschied zwischen Patron und Klienten, Regierenden und Regierten nicht groß. Wir können hinzufügen: Die niederen Klassen suchen sich zu unterrichten durch Lektüre oder den Besuch von Vorlesungen, während die Reichen ihren Vergnügungen nachgehen. Die Parlamente des zwanzigsten Jahrhunderts werden ganz andere Aufgaben lösen müssen als die des neunzehnten. Nachdem die Vorrechte der einen und die Beschränkungen einer anderen religiösen Partei abgeschafft, der Handel und die Arbeit von gewissen Fesseln befreit sind; nachdem die Kluft zwischen Massen und Klassen überbrückt ist, wird sich das Parlament der Regelung der höheren Erziehung, der Förderung der wissenschaftlichen Forschung, der Organisation, der Industrie zuwenden. Das Verhältnis der niederen Klassen zu den höheren ist anormal und ungesund, die Gleichgültigkeit gegen die Religion ist ein schlimmes Krankheitssymptom. Die Trennung des Staates von einem Teil der Kirchen, die ungleiche Behandlung der Sekten und der Staatskirche, so viele andere Fragen harren der Lösung.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen ist es Zeit, die gegen das Ministerium Balfour erhobenen speziellen Beschwerden darzulegen. Das unmännliche, zweideutige Benehmen Balfours, der im geheimen die Schutzzölle und einen hohen Tarif begünstigt, aber, um seine Ministerstelle nicht zu verlieren, den Freihändler spielt, hat den geraden und biederen Sinn des Volkes abgestoßen. Nichts ist John Bull mehr zuwider als das Versteckenspielen. Die großen Opfer, welche der Krieg in Transvaal forderte, wurden gerne gebracht, weil es sich um die Ehre des Reiches und die Erweiterung des englischen Einflusses handelte. Seitdem sich

die Bergwerkbesitzer mit Zustimmung der Regierung wohlfeile chinesische Arbeiter verschafft und die Engländer ausgeschlossen haben, ist auch dem blödesten Auge erkennbar, daß der Krieg mit den Buren im Interesse der Kapitalisten geführt wurde. Der infolge des Burenkrieges und der ungeheuren Ausgaben der Regierung in den letzten Jahren erhöhte Steuerdruck verursachte einen Rückschlag und eine ungewöhnliche Stockung der Geschäfte, welche unendliches Weh über die Arbeiterbevölkerung gebracht hat. Selbst die besten und unbescholtensten Arbeiter konnten keine Beschäftigung finden und sanken in die tiefste Armut. Die Regierung tat nichts, um die allgemeine Not zu erleichtern, dagegen hat sie durch ihre Gesetzgebung den Wirten Anrecht auf Entschädigung gewährt, wenn die Magistrate ohne genügende Gründe denselben die Schankkonzession entziehen. Der tiefste Grund des Mißtrauens und der Unzufriedenheit wird weit weniger erörtert als die oben erwähnten Beschwerden. Diese sind die Unzufriedenheit mit der Herrschaft der Aristokratie, die Ausschließung der mittleren und niederen Klassen vom Besitze liegender Güter. Trotz der viel gerühmten Freiheit findet der Brite den Zugang zu jeder schönen und lieblichen Stelle Englands durch Mauern und Tore versperrt und durch Plakate „Privateigentum“. Er darf weder zur Rechten noch zur Linken von der langweiligen Straße abweichen und die schöne Gegend genießen. Solche Zustände sind im 20. Jahrhundert unerträglich. Und wie hier, so ist es in vielen anderen wichtigen Dingen. Ist er ein Paria? ist er ein Sklave, daß er sich solches gefallen lassen müßte? Hat er nicht dieselben Rechte wie die Aristokraten? Ist es nicht endlich Zeit, daß er die Vertreter seiner Interessen ins Parlament wählt?

Die Trunksucht, die Verwilderung der niederen Klassen, die Schwächlichkeit und die vielfachen Krankheiten unter den Kindern der Armen haben ihren Grund in der Selbstsucht der Großgrundbesitzer, welche ihre großen Güterkomplexe

nicht zerschlagen und ihr Land nicht verkaufen wollen, welche die für Bauplätze geeigneten Felder nur dann verkaufen wollen, wenn die Liegenschaften den höchsten Preis erreicht haben. Die Folge ist, daß in den Mittelpunkten der Industrie die Arbeiterwohnungen wegen des zu hohen Bodenzinses zu teuer sind, daß ganze Familien mit einer Stube vorlieb nehmen müssen. Je mehr die Stadtbevölkerung steigt infolge des Ueberschusses der Geburten über die Todesfälle und der Einwanderung der jungen Leute aus den Dörfern, desto höher steigt auch der Preis der Wohnungen, die oft schlecht gebaut sind, deren dünne Mauern weder gegen die Kälte noch gegen die Hitze schützen. Viele Tausende würden auf dem Lande bleiben, oder nachdem sie Geld erspart haben, aufs Land zurückkehren, wenn sie geeignete Grundstücke käuflich erwerben oder einen langjährigen Mietkontrakt abschließen könnten. Der Beifall, mit dem das Amendement von Jesse Collins 1886 von der ländlichen Bevölkerung aufgenommen wurde, hätte die liberale Partei belehren müssen, daß sie bei dem Zwangsverkauf der großen Güter und der Bildung von Parzellen für die ländlichen Arbeiter einsetzen mußte, wenn sie den Einfluß der Konservativen auf die Landbevölkerung untergraben wollte. Damals machte man sich lustig über den Vorschlag, daß jeder Arbeiter drei Morgen Landes und eine Kuh haben solle; heute findet man einen solchen Vorschlag weise und vernünftig. Der Aufenthalt des Land- oder Fabrikarbeiters auf dem Lande wäre für die Familie in jeder Beziehung vorteilhafter gewesen als der in den Armenquartieren der Städte oder in den Arbeiterwohnungen der Vorstädte, deren Mietzins für viele Arbeiter unerschwinglich ist. Schon der Umstand, daß der Garten oder das kleine Gütchen die Frau und die Kinder des Arbeiters nützlich beschäftigt und für den Tisch das Gemüse liefert, ist ein unschätzbarer Vorteil. Statt diese gemeinnützige Maßregel durchzusetzen, trieb man hohe Politik und entfremdete sich die Massen. Die Liberalen

(Whigs) waren damals nicht einig. Lord Hartington und Goschen bekämpften die liberalen Maßnahmen; fast alle gingen bald darauf als Unionisten ins Lager der Gegner über. Hohe Besteuerung der liegenden Güter, der für Bauplätze sich eignenden Liegenschaften, eine Extrasteuer, wenn der Eigentümer auf dem Schloß nicht wohnt, Aufhebung der Feudalrechte würden den Verkauf der Liegenschaften erleichtert haben.

Wie kläglich die Zustände in England und Schottland sind, zeigt folgende Angabe. Die 8% der englischen Bevölkerung, die in überfüllten Wohnungen leben, kommen gar nicht in Betracht gegen die 46% Schottland. In London lebt von je 7 eine Person in einem Zimmer mit anderen, in Leeds und Sheffield eine von 10, in Liverpool eine von 12, in Manchester eine von 16, in Edinburgh eine von 3, in Dundee und Glasgow eine von 2. In ganz Schottland leben 4,93 Personen in Wohnungen, die aus einem Zimmer bestehen und mehr als 2'000,000 sind so zusammengedrängt, daß mehr als zwei Personen auf ein Zimmer kommen. In Sutherland kommen 11 Personen auf eine Quadratmeile, in 6 anderen Grafschaften je 60 Bewohner. Was ist die Ursache der Wohnungsnot? das Landmonopol. Was die Ursache der Trunksucht? Das Streben, aus der ungesunden Wohnung herauszukommen, und der Umstand, daß sich nur im Wirtshaus ein Ort zur Erholung findet — das Trinkmonopol. Hätte, so sagt sich die Arbeiterbevölkerung, die Regierung ein Herz für die niederen Klassen, so hätte sie Kulturstaaten wie Deutschland nachgeahmt und zur Zeit der Arbeitseinstellungen die verödeten Länderstrecken, in denen jetzt nur das Wild umherstreift, wieder anbauen lassen, dann wäre es um die Armen besser bestellt. Was mit geringer Unterstützung seitens der Regierung erreichbar ist, das haben die verachteten irischen Bauern gezeigt.

Die Oligarchie, die nach Low und Bright (A History of England, Period V) seit 1880 den früher eingebüßten

Einfluß wieder gewonnen, hat sich überlebt und wird fallen, wenn die liberale Partei sich von den aristokratischen Whigs lossagt und sich auf das Volk stützt. Was Low betreffs des Adels behauptet hat, das gilt nach dem Prokurator der heiligen Synod Pobedonoszeff auch von der anglikanischen Kirche. Er nennt sie eine Vereinigung der vornehmen Gesellschaft in der Kirche und urteilt, sie sei noch weniger demokratisch als die russische. Sein Urteil über die englische Presse ist sehr scharf, aber wohlverdient, denn sie bekämpft in der Regel jede der Aristokratie mißliebige Reform.

Nur wenige der größeren Zeitungen sind liberal. Die Grafschaftsräte müssen größere Vollmachten erhalten. Ein energischer Ackerbauminister tut England besonders not. Nach Fachmännern könnten 6'000,000 Morgen öde liegenden Landes durch Drainierung und Bearbeitung zu einem Forst gemacht oder in Weiden verwandelt werden. Zahlreiche Gesellschaften würden, wenn sie diese Einöden käuflich erwerben könnten, das hiefür nötige Geld schaffen. Die Anlegung von Wäldern fordert größere Auslagen und bringt viele Jahre nichts ein: hier müßte die Regierung eintreten.

Manche glauben, man müsse, um die Nonkonformisten an sich zu fetten, das von den Konservativen zu Gunsten der konfessionellen Schulen erlassene Gesetz umzustoßen suchen und besonderes Gewicht auf den Freihandel legen, aber von der Lösung der Bodenfrage absehen, um die imperialistisch gesinnten Freihändler nicht abzustoßen. Das wäre eine ganz verkehrte Taktik und triebe die Landbevölkerung in die Arme der Tories, welche in diesem Falle einige Zugeständnisse machen und die Liberalen übertrumpfen würden. Letztere müßten erklären, daß sie zu einer Zeit, in der die anderen Staaten in Waffen starren, keineswegs gewillt seien, abzurüsten, daß sie jedoch Sorge tragen würden, unnötige Ausgaben zu vermeiden und Ersparnisse eintreten zu lassen. Nichts ist leichter als die Widerlegung des oft gemachten Vorwurfes, die Liberalen hätten die Flotte vernachläßigt, sich

den fremden Mächten gegenüber feige gezeigt. England hat unter den Liberalen größere Eroberungen gemacht als unter den Konservativen, ohne die englische Bevölkerung durch eine Schuldenlast zu erdrücken. England bedarf der Ruhe und des Friedens und einer Reform, wie sie in Preußen von Stein und Hardenberg durchgeführt wurde.

II.

Neue russische Reformen in Bezug auf die Katholiken.

Aus St. Petersburg.

Da uns die Freiheit nur in kleinen Dosen serviert wird, sah man sich schon nach 14 Tagen genötigt, einen neuen Ukas erscheinen zu lassen, um das harte Los der Katholiken zu mildern und so der allgemeinen Unzufriedenheit Einhalt zu tun und die aufgeregten Gemüter in etwas zu beschwichtigen. Dabei hütet man sich wohl, den Katholiken volles Recht und volle Gleichberechtigung mit den Nichtkatholiken zu erteilen. Auch der Ukas vom 14. Mai bringt noch lange keine Rechtsgleichheit der katholischen und der nichtkatholischen Bevölkerung, obgleich er die schreiendsten Bedrückungen aufhebt und einen wirklichen Fortschritt zum Besseren bedeutet.

Die Zustände waren im sogenannten Westgebiet wirklich schon gar zu arg, so arg, daß sogar viele Russen, die nicht direkt darunter leiden, sie für kaum glaublich, ja für unmöglich halten. Die gutmütige und tolerante Natur des Russen sträubt sich, an ein so intolerantes System zu glauben, und oft stellt er es direkt in Abrede. Diese Un-

kenntnis der Verhältnisse im Westgebiet mag von der Unzahl von Gesetzen herrühren, die in 120 Foliobänden zerstreut sind und die selbst dem Juristen die Kenntnis aller Gesetze schwer, wenn nicht unmöglich machen. Und doch ist die Kenntnis dieser Gesetze zum Verständnis der Reformen notwendig und auch für den Historiker von großem Interesse. Deßhalb soll hier die historische Entwicklung der Agrargesetze im Westgebiet folgen.

Das sogenannte Westgebiet umfaßt die 9 Gouvernements Wilna, Kowno, Grodno, Minsk, Mohilew, Witebsk, Kiew, Podolien und Wolhinien. Vor der Vereinigung mit Rußland bildete es das Fürstentum Kiew, das Land Wolhinien und das Großfürstentum Litauen.

Im Jahre 1569 ward Litauen mit dem Königreich Polen vereinigt. Die Konstitution des Jahres 1569 galt für beide Länder und sowohl die Polen wie Litauer waren in Bezug auf die Agrarverhältnisse völlig gleichgestellt. Jeder Pole konnte in Litauen, jeder Litauer in Polen Grundeigentum besitzen und frei über dasselbe nach den Gesetzen des betreffenden Landes verfügen.[1]) An diesem Zustande wurde auch von den folgenden Landtagen nichts geändert. Die Adeligen beider Nationen hatten zwar einige Privilegien, die aber in der Konstitution vom 3. Mai 1791 abgeschafft wurden. Von jener Zeit an waren die drei Stände der Adeligen, Bürger und Bauern in den Besitzrechten völlig gleich. So blieb es auch später und selbst die Vereinigung

1) Das Privilegium der Union sagt: „Alle etwaigen Beschränkungen der Rechte sollen aufgehoben werden, weil sie dem Rechte, der Gerechtigkeit, der brüderlichen Liebe, der Union und der allgemeinen Einheit widersprechen. So soll es jetzt jedem Polen in Litauen und jedem Litauer in Polen freistehen, auf jede rechtliche Weise Grundeigentum zu erwerben und über dasselbe zu verfügen nach den im Lande geltenden Gesetzen“. Vol. Leg. II. 772. 14.

Polens und Litauens mit Rußland änderte hierin nichts, da alle Gesetze und Gebräuche feierlich bestätigt und beibehalten wurden. Auch die Sprache blieb ausschließlich die polnische sowohl bei den Magistraten als auch bei den Gerichten.[1]) Im Jahre 1798 mußte für die Entscheidungen des obersten Gerichtshofes eine russische Uebersetzung beigefügt werden, während in den niederen Gerichten die polnische Sprache allein angewandt wurde.[2]) Erst im Jahre 1840 wurde das litauische Statut abgeschafft und das russische Gesetz eingeführt [3]) Auch jetzt noch galten für alle die gleichen Gesetze. Erst im Jahre 1863 beginnen die Beschränkungen in den Besitzrechten zunächst in Polen, dann in Litauen und dem übrigen Westgebiet als Folge der Beteiligung am Aufstande

Den Anfang machte ein allerhöchstes Reskript vom 14. Januar 1863 an die Generalgouverneure von Wilna und Kiew, denen außerordentliche Vollmachten zur Unterdrückung des Aufstandes gegeben und zur Pflicht gemacht wurde, außerordentliche Mittel zur Herstellung der Ruhe zu gebrauchen. Dieses Reskript gab Veranlassung zu einer ganzen Reihe Beschränkungen der persönlichen Freiheit und des Besitzrechtes. Es war auch der Ausgangspunkt vieler, ganz unerhörter und ganz willkürlicher Verordnungen, die bis zum heutigen Tage andauerten. Die Untersuchungen gegen Personen, die am Aufstande teilgenommen hatten, wurden am 11. Mai 1873 und 3. Februar 1874 niedergeschlagen und ihnen ihre besitzlichen Rechte zurückgegeben, aber im Westgebiete blieben alle beschränkenden Gesetze in Bezug auf das Besitzrecht bestehen. Man fragt unwillkürlich, wie das komme, um so mehr, als das Ministerkomitee in seinem Erlaß vom 14. Mai dieses Jahres ausdrücklich sagt:

1) Ukas vom 2. September 1797.

2) Ukas vom 9. Januar 1798.

3) Ukas vom 25. Juni 1840. Art. 13591.

„An dem Aufstande in den Jahren 1863 und 1864, der fast ausschließlich von Polen veranlaßt war, beteiligten sich vornehmlich Großgrundbesitzer, der niedere Adel und die städtische Bevölkerung, während die Bauern sich zum weitaus größten Teile passiv verhielten. Demgemäß wurden die nach Niederwerfung des Aufstandes ergriffenen Repressivmaßnahmen gegen die Polen, die Erreger des Aufstandes, gerichtet“.

Wenn dem so ist, wenn sich nur die Polen am Aufstande beteiligten, warum strafte man dann die Bewohner des Westgebietes, die fast nur aus Nichtpolen bestehen? Wozu denn all die unten folgenden Ausnahmegesetze? Das Ministerkomitee sagt ganz offen, daß es deßwegen geschah, weil jene Bewohner des Westgebietes, wie die Polen, katholisch waren, also wegen ihrer Religion. „Als es sich in der Folge herausstellte, daß die Interessen des Polentums und der katholischen Kirche vielfach identisch sind, und konstatiert wurde, daß die zur katholischen Kirche gehörenden Bewohner des Westgebietes, die Litauer, Weißrussen, Schmuden 2c. polonisiert wurden, sah sich die Regierung genötigt, die ursprünglich für die Polen bestimmten Gesetze ganz allgemein auf alle Katholiken auszudehnen“. Diese Zeilen sprechen Bände. Nicht wegen Beteiligung am Aufstande, sondern erst „in der Folge“, weil sie wie die Polen katholisch waren, wurden sie gemaßregelt und der primitivsten Rechte beraubt. Doch kommen wir jetzt auf jene Ausnahmegesetze im Westgebiet zurück!

Am 25. Februar 1863 erläßt der Minister der kaiserlichen Domänen, Generaladjutant Selenoi ein Zirkular, das am 5. März die kaiserliche Bestätigung erhielt, durch welches befohlen wurde, daß alle vakanten Güter im Westgebiete nur an Leute russischer Abstammung und Konfession, besonders an russische Geistliche, verläßliche orthodoxe Laien und Altgläubige verpachtet werden. Die Besitzer von Staats- oder Privatgütern konnten sie an Personen polnischer Abstammung

weder verkaufen, noch verpachten, noch verpfänden, noch vererben, weder durch Testament noch durch die Erbfolge.

Am 25. Juli 1865 erschien eine Instruktion, die sich dadurch vom vorhergehenden Gesetz unterscheidet, daß das Verbot, an Personen polnischer Herkunft zu verkaufen, sich nicht bloß auf die Besitzer bezieht, sondern auch auf die Nachkommen der jetzigen Besitzer.

Das allerwichtigste Gesetz, sozusagen der Angelpunkt aller Verbote, war das Gesetz vom 10. Dezember 1865 Art. 42,759 des bürgerlichen Gesetzbuches. Es lautet: „Die Regierung hat Mittel zu ergreifen, durch welche Personen polnischer Abstammung vom Rechte, Güter zu erwerben, ausgeschlossen werden. Im Westgebiete sollen nur Personen russischer Herkunft Güter erwerben können. Alle Akte und und Testamente, die diesem Gesetze entgegenstehen, sollen als ungiltig angesehen werden. Nur die Erbfolge in direkter Linie soll zugestanden werden“.

Dieses Gesetz wurde so gründlich befolgt, daß den Katholiken, wie das Ministerkomitee sagt: „Schenkungen, Verkäufe, Verpfändungen, lebenslängliche Nutznießung und Arrenden polnischen Landbesitzes verboten wurden“.

Es entstand nun die Frage: was ist unter „russischer“, was unter „polnischer Abstammung“ zu verstehen? Bis zum Jahre 1867 wurden unter Personen russischer Abstammung nur orthodoxe Russen verstanden. Im Jahre 1867 besagt ein kaiserlicher Erlaß, daß unter Personen „russischer Abstammung“ auch die Protestanten der baltischen Provinzen zu verstehen seien. Am 14. Juli desselben Jahres wurden auch die mohamedanischen Tataren den Personen russischer Herkunft zugezählt. Am 18. Mai 1873 wurden auch die Tschechen dazu gerechnet, „da sie den Erwartungen der Regierung völlig entsprochen hätten“ — sie waren nämlich in großer Zahl zur russischen Kirche übergetreten.

Unter Personen „polnischer Abstammung“ wurden von der Administration sowohl als von den Gerichten alle

Katholiken ohne Ausnahme angesehen. Erst im Jahre 1868 erschien am 14. Juni ein kaiserlicher Erlaß, der erklärte, daß unter Personen „polnischer Herkunft“ nur die Gutsbesitzer, Adeligen und Kleinbürger, nicht aber die Bauern verstanden werden. Bis dahin waren ungerechter Weise auch die Bauern zu den Personen „polnischer Abstammung“ gerechnet. Niemand ersetzte ihnen jetzt den Schaden, den sie in den fünf Jahren erlitten hatten. — Trotz dieser unzweideutigen Entscheidung erließ 20 Jahre später der General-Gouverneur von Wilna, Koschanoff, am 23. Februar 1885, eine Verordnung, in der er wörtlich sagt: „Obgleich sich im Gesetze vom 10. Dezember 1865 kein Hinweis findet, daß es den katholischen Bauern verboten sei, in den 9 westlichen Gouvernements Güter anzukaufen und obgleich das Ministerkomitee am 14. Juni 1868 erklärt hat, daß dieses Verbot sich nur auf die Gutsbesitzer beziehe und nicht auf die Bauern, so glaube ich doch im Geiste jenes Gesetzes zu handeln, wenn ich den katholischen Bauern verbiete, größere Güter anzukaufen und ich meinerseits finde es für notwendig, ihnen nur zu gestatten, soviel Feld anzukaufen, als sie mit den Gliedern ihrer Familie bearbeiten können“ — nämlich nicht mehr als 60 Dessiatinen. Erst im Jahre 1898, also in der neuesten Zeit, hat der Kassationshof diesen Standpunkt als ungerecht hingestellt und erklärt, daß die Bauern eine unbegrenzte Zahl Dessiatinen kaufen können.

Dasselbe war der Fall in Bezug auf die lebenslängliche Nutznießung von Gütern. Diese Benützung auf Lebenszeit war erst im Jahre 1888 verboten, also war sie von 1865 bis 1888 — volle 23 Jahre erlaubt. Die Administration aber und die Gerichte gestatteten die lebenslängliche Nutznießung nicht, so daß der Senat die Gerichte darauf aufmerksam machen mußte, daß die Ausnahmegesetze im strengsten Sinne ausgelegt werden müssen und daß es Sache des Gesetzgebers sei, sie zu vervollständigen oder auszudehnen,

nicht aber des Gerichtes. — Ganz ungerechter Weise hat man also den armen Leuten ungeheuren Schaden zugefügt. Man kann hier mit der Polenkönigin Hedwig ausrufen: „Wer gibt ihnen ihre Thränen zurück?" Wer ersetzt ihnen den unberechenbaren Schaden?

Es entstand die Frage, ob jemand sein Gut an Katholiken verpfänden könne, was aber durch einen Ukas vom 27. Dezember 1884 verneint wurde. Ebenso wurden alle Pachtverträge als ungiltig erklärt. Eine Ausnahme bildete nur, wenn ein Pächter eine Fabrik auf dem Gute bauen wollte, dann wurde ein Pachtvertrag auf 30 Jahre gestattet. Wenn er aber innerhalb 12 Jahren die Fabrik nicht gebaut hatte, dann wurde der Pachtvertrag annulliert. — Aktiengesellschaften konnten bis 200 Dessiatinen pachten.

Im Jahre 1886 (1. November) erschien ein Gesetz, das für jeden Ankauf von Gütern die Erlaubnis des Gouverneurs verlangte. Das Ministerkomitee sagt selbst am 14. Mai d. J.: daß „das Gesetz vom 1. November 1886 besonders drückend war, da sich die lokale Administration als äußerst rigoros erwies".

Ein Ukas vom 21. Dezember 1887 bestimmt, daß alle Besitzstreitigkeiten, wenn eine der streitenden Parteien katholisch war, dem Friedensrichter entzogen werden sollen. — Für die Landleute, die oft meilenweit von der Stadt wohnten und die gewohnt waren, in allen Streitigkeiten den Friedensrichter anzurufen, war diese Beschränkung eine sehr empfindliche, sowohl in materieller wie moralischer Beziehung.

Ohne Kredit kann der Landmann fast nicht auskommen. Nun war ihm aber jeder Kredit bei den Agrarbanken, den gegenseitigen Bodenkreditbanken und der Adelsbank versagt. Das Statut dieser Banken sagte: „daß nur derjenige von jenen Banken etwas erhalten könne, der nichtpolnischer Abstammung ist. Im Zweifel mußte ein Zeugnis des Gouverneurs vorgelegt werden. Dieses Gesetz gilt auch noch nach dem Ukas vom 14. Mai d. Js. Das Ministerkomitee

sagt ausdrücklich: „Was die Befürchtung anbelangt, die Polen könnten beim Verkauf ihres Landbesitzes polnischen Käufern besondere Vergünstigungen gewähren, so darf nicht vergessen werden, daß den Russen im Westgebiet durch die Adelsagrarbank Vorteile geboten werden, welche die etwaigen Erleichterungen, die Polen ihren Stammesgenossen gewähren könnten, vollständig paralysieren“.

Endlich, da der Preis der Güter sich nach der Konkurrenz der Käufer richtet, die Katholiken aber nur Verkäufer sein konnten, wurden sie dadurch sehr geschädigt, daß die Administration den russischen Bauern Zeugnisse ausstellte zum Ankaufe von Grundstücken nur bis zu 60 Dessiatinen. Der Kassationshof hat diesen Standpunkt im Jahre 1890 als ungerecht hingestellt, allein die Katholiken mußten diese Ungerechtigkeit viele Jahre ertragen und wurden in ihren ökonomischen Interessen gewaltig geschädigt, indem sie ihre Güter für ein Spottgeld losschlagen mußten. Das Ministerkomitee vom 14. Mai d. J. sagt: „Es erscheint begreiflich, daß dieser Umstand besonders ungünstig auf die wirtschaftliche Lage des Gebiets rückwirkte, da infolge der mit dem Landerwerb verbundenen Schwierigkeiten Käufer aus den inneren Gouvernements ausblieben und die indigene Bevölkerung infolge der herrschenden Gesetze als Käufer gar nicht in Betracht kommen konnte“.

Außer diesen beschränkenden Gesetzen machte den Katholiken noch großen Schaden die Bevorzugung des russischen Elementes.

Dieses allein war berechtigt zu kaufen, zu pachten, in Pfand und Arrende zu nehmen. Im Jahre 1865 ward eine besondere Kommission zur Förderung der russischen Immigration eingesetzt, die mit staatlichen Geldern unterstützt wurde. Diese Kommission bildete eine eigene Genossenschaft, die aber nur bis zum 9. Juni 1867 bestand. Aus ihr bildete sich dann die Bodenkreditgesellschaft, die allen russischen

Käufern wohlfeilen Kredit, Beihilfe zum Bau von Oekonomiegebäuden und zur Anschaffung von Ackergeräten gewährte.[1])

Personen russischer Herkunft erhielten zum Ankaufe allerlei Vergünstigungen: 1. Sie konnten den Kaufpreis mit Papierrente zum Nominalpreise bezahlen, wobei sie oft 20% profitierten; 2. wenn sie ein Gut von wenigstens 15000 Rubel kauften, erhielten sie die sehr gesuchte Berechtigung, eine Branntweinbrennerei zu errichten, welchem Stande immer sie angehören mochten, während sonst dieses Recht nur an Adelige verliehen wurde; 3. wurden Kaufleute, wenn sie zur I. oder II. Gilde gehörten, zu erblichen Ehrenbürgern ernannt, falls sie ein solches Gut kauften; 4. erhielten sie besondere Anleihen aus dem sogenannten Leihfond, der aus dem Verkauf der konfiszierten und anderen staatlichen Gütern gebildet wurde;[2]) 5. waren die Käufer 3 Jahre von allen Steuern und Abgaben und auch von der Rekrutierung befreit.[3])

Sie waren befreit von der Kontributionssteuer, die allen Katholiken für die Teilnahme am Aufstande auferlegt war. Diese Steuer wurde eingeführt im Jahre 1863 und wurde abgeschafft am 27. März 1897. Im Jahre 1870 wurde sie auf 2½ Millionen jährlich festgesetzt und alle 3 Jahre auf die einzelnen Grundstücke verteilt.

Die Russen hatten das Recht, die angekauften konfiszierten Güter mit Abschlagszahlungen in 37 Jahren zu bezahlen. In den 2 ersten Jahren konnte die Abschlagszahlung gestundet werden.[4])

Die Kaufverträge waren vollständig gebühren- und stempelfrei für die Russen, Protestanten und Tschechen.[5])

Es ist kaum glaublich, aber dennoch wahr, daß alle diese Begünstigungen doch nicht im Stande waren, das

---

1) Ukas vom 1. Juni 1866. 2) Ukas vom 5. März 1864.
3) Ukas vom 29. Mai 1865. 4) Ukas vom 23. Juli 1865.
5) V. Th. IV. 383.

großrussische Element heranzuziehen. Nur die Beamten profitierten von diesen Vergünstigungen und kauften die Güter an. Da sie aber von der Oekonomie keinen Begriff hatten, erreichte man nur, daß die Katholiken zwar ruiniert und zu Bettlern gemacht wurden, die Kultur des Landes sich aber nicht allein nicht hob, daß im Gegenteil das ganze Gebiet einem völligen ökonomischen Verfall entgegenging, wie auch die Petersburger Wiedomosti (7. Jan. 1899) und viele andere Stimmen aus dem Westgebiete bestätigen. Man hat ein ungeheuer zahlreiches Proletariat großgezogen, das einzig und allein von der katholischen Kirche vom äußersten zurückgehalten wurde. Es ist aber sehr fraglich, ob die katholische Kirche diese Elemente noch lange wird bändigen können. Es kann sehr leicht sein, daß die Regierung mit dem gestraft wird, womit sie gesündigt hat.

Dabei rühmt sich das Ministerkomitee noch, daß dieses System die Katholiken, die doch 12 Millionen ausmachen, finanziell geschwächt und fast zu Grunde gerichtet hat. Es sagt: „Weil nun im Laufe der letzten 40 Jahre eine Beruhigung der Gemüter eingetreten ist, die Idee des Separatismus an Boden verloren und der russische Grundbesitz auf Kosten des polnischen ganz bedeutend zugenommen hat — er schwankt in den verschiedenen Gouvernements zwischen 14 und 59 % —, ist das Ministerkomitee zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Zweck der Ausnahmegesetze, die Vergrößerung des russischen Grundbesitzes und die Schwächung des polnischen Einflusses, erreicht worden ist.“

Im Jahre 1898 sagte der russische Minister des Aeußern in einem Rundschreiben an die Mächte: „daß Recht und Gerechtigkeit nie eine Gefahr sein können für den Staat und das Volkswohl“. Unsere Minister des Innern sind der entgegengesetzten Meinung und fürchten immer, daß, wenn sie den Unterdrückten Recht und Gerechtigkeit angedeihen lassen, das Volks- und Staatswohl darunter leide. Sie fürchten sich, volle Gleichberechtigung zu geben. So auch jetzt im Ukas

vom 14. Mai d. J. Das Ministerkomitee sagt: „Es entsteht die Frage, ob die Einschränkungen nicht ganz aufzuheben sind. Nach der Meinung des Ministerkomitees ist diese Frage negativ zu beantworten, weil die Polen, nach Aufhebung der Beschränkungen, das verlorene Terrain wiedergewinnen und dadurch die Früchte der in den letzten 40 Jahren befolgten Politik illusorisch machen würden.“ Die ärgsten Gesetze werden zwar aufgehoben, aber es wird keine Rechtsgleichheit gegeben. Die jetzt aufgehobenen Gesetze waren ohnehin nutzlos und hatten ihren Zweck völlig eingebüßt. Da keine Güter mehr zu verkaufen sind, erlaubt man den Katholiken den Ankauf von Gütern. In der Tat gibt es im Westgebiet kaum noch freies Gut zu kaufen. Die jetzigen Besitzer sind Leute, die ihre Sache gründlich verstehen, die in ihren Ausgaben überaus sparsam sind, sonst hätten sie sich bei einer derartigen Unterdrückung nicht halten können. Bei ihnen ist also nichts zu holen. Konfiszierte und staatliche Güter gibt es nicht, da sie längst alle vergeben wurden. Es ist also im Westgebiet nichts mehr oder nicht mehr viel zu holen, und das Recht, das der Ukas vom 14. Mai gibt, hat aus diesem Grunde viel von seiner Bedeutung verloren.

Art. 1 des Ukases lautet: „Personen polnischer Abkunft ist es gestattet, innerhalb der 9 westlichen Gouvernements auf allgemeiner Grundlage ohne besondere Fristbeschränkung Grundeigentum zu pachten, sowie in jeglicher, vom Gesetz gestatteter Weise als Eigentum und in lebenslänglichen Besitz zu erwerben, sowie solches Eigentum von Personen gleichfalls polnischer Herkunft in Versatz zu nehmen.“ Das Ministerkomitee ist deutlicher, und sagt Art. VII: „daß bei Erwerbung von Eigentum, das russischen Personen gehört, Zeugnisse vorgelegt werden müssen, daß der Käufer nichtpolnischen Ursprungs sei“. Von Russen können nur Russen, Protestanten, Tataren und Bauern kaufen, die Katholiken nicht. Diese sind also schlechter daran als die mohamedanischen Tataren.

Art. 2 gestattet den Katholiken, ihren Grundbesitz durch Kauf und Tausch abzurunden, falls ihnen die Gouverneure hiezu die Erlaubnis geben. Das Ministerkomitee denkt hiebei besonders an die Großgrundbesitzer, „die ein staatserhaltendes konservatives Element repräsentieren“. Also „mehr der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, um die revolutionären Elemente eher zügeln zu können, versteht man sich zu diesen Zugeständnissen.

Art. 3 gestattet den Erwerb von Land außerhalb der Städte und Flecken zu industriellen Zwecken — aber nicht mehr als 60 Dessiatinen. Auch hier ist die Rechtsgleichheit nicht gewahrt, da die Nichtkatholiken eine beliebige Zahl Dessiatinen kaufen können.

Art. 4 gestattet die Vornahme von Adelswahlen in den neun westlichen Gouvernements. Bisher waren die Adelsmarschälle von der Regierung ernannt. Das Ministerkomitee hofft, „daß die Unzufriedenheit bedeutend abnehmen werde, da bei den Katholiken durch die Adelswahlen das Bewußtsein erweckt wird, daß sie nach und nach den Russen gleichgestellt und ihre beschränkte Rechtslage eine normale werde“.

Art. 5. „Der Unterricht in der litauischen und polnischen Sprache in den Lehranstalten des Gebiets mit Programmen der zweiklassigen Elementar- und Stadtschulen, sowie in den mittleren Lehranstalten der Ortschaften, wo die Mehrzahl der Schüler der litauischen oder polnischen Nationalität angehört, ist zuzulassen.“ Interessant ist die Begründung des Ministerkomitees: „In der Sprachenfrage vertritt das Ministerkomitee den Standpunkt, daß der russischen Sprache auch in Zukunft die Stellung der herrschenden einzuräumen ist. Dies kann jedoch keinen Grund abgeben, den zu anderen Volksstämmen gehörenden Bewohnern des Westgebietes den Gebrauch ihrer Muttersprache zu verbieten. Das Prestige Rußlands verlangt es im Gegenteil, daß jeder zum russischen Reich gehörenden Nationalität das Recht, ihre Muttersprache

zu gebrauchen, eingeräumt wird, soweit solches ohne Schädigung des Reichsinteresses möglich ist. Vom staatlichen Standpunkte aus scheint es ungerechtfertigt, die örtlichen Sprachen aus den Schulen vollständig auszuschließen, weil die Schulen nicht politischen Zwecken, sondern der Aufklärung zu dienen haben. Wird nun in einer Schule die Muttersprache nicht gelehrt, so kann sie nie die Liebe und das Zutrauen des Volkes erwerben, eine solche Schule ist vielmehr geeignet, den Haß der Bevölkerung zu erregen und das Vertrauen zu den Lehrern zu untergraben. Hiezu kommt noch, daß die Ausschließung der Muttersprache der russischen Idee nicht dienen kann, weil einerseits solche Schulen von der Bevölkerung gemieden werden, andererseits die Abneigung gegen die Schule auf alles Russische übertragen wird." Es ist schade, daß diese staatsmännischen Gedanken nicht konsequent durchgeführt werden und daß die Unterrichtssprache sich nicht nach der Bevölkerung richtet. „Wie bisher", sagt die Börsenzeitung (vom 5. Mai), „werden auch in Zukunft in einer vom pädagogischen und jedem anderen Standpunkte völlig unfruchtbaren Weise die Zeit und Kräfte der Lehrer wie der Schüler dazu verwendet werden, die einfachsten Dinge in einer für die Masse der Schüler unverständlichen Sprache zu lehren. Weder die Kenntnis der russischen Sprache, noch ihre staatliche Bedeutung würden darunter leiden, wenn man das Polnische oder Litauische zur Unterrichtssprache und das Russische zu einem obligatorischen Unterrichtsgegenstand machte."

Das Ministerkomitee bestimmt, daß innerhalb 6 Monaten alle Beschränkungen der örtlichen Sprachen im Westgebiet aufgehoben werden müssen. Bekanntlich war es verboten, an öffentlichen Orten, auf Promenaden, Eisenbahnen, ja selbst in Magazinen polnisch zu sprechen. Das natürlichste Recht der Muttersprache wurde so mit Füßen getreten.

Im Jahre 1884 hatte das Ministerkomitee bestimmt, daß in den Verwaltungsrat der Kiewschen Agrarbank nur

Personen russischer Herkunft gewählt werden dürfen. Dies Verbot für Personen polnischer Herkunft ist jetzt aufgehoben.

Trotz aller Nachgiebigkeit des Ministerkomitees gegen die Katholiken bleibt es doch ein ewiger Schandfleck für alle Russen, daß sich unter ihnen so viele gefunden haben, die die Dienste von Henkersknechten an ihren slavischen Brüdern verrichteten; ein ewiger Schandfleck bleiben auch jene Gesetze. Es ist wirklich kein Wunder, wenn jene schreienden Ungerechtigkeiten, die so viel Elend und so viele Tränen verursachten, den Fluch Gottes auf Regierung und Volk herabrufen. Zu wundern aber ist es, daß Pobedonoszeff, der Haupturheber aller Verfolgungen der Katholiken, über seine Kritiker klagen und die Worte des hl. Ignatius auf sich anwenden kann, wie er es neulich tat: Dentibus bestiarum molar.[1]) Die Weltgeschichte ist nun einmal ein Weltgericht — und dieses Weltgericht hat sein Urteil gefällt.

---

1) Der ganze Text beim hl. Ignatius lautet: Frumentum Christi sum, dentibus bestiarum molar, ut panis mundi inveniar.

III.

Ungedruckte Briefe von Clemens Brentano.

Mitgeteilt von Dr. Luzian Pfleger.

Wenn Heinrich Heine einmal sagt: „Es ist eine unerlaubte und unsittliche Handlung, auch nur eine Zeile von einem Schriftsteller zu veröffentlichen, die er nicht für das große Publikum bestimmt hat. Dies gilt ganz besonders von Briefen, die an Privatpersonen gerichtet sind. Wer sie drucken läßt oder verlegt, macht sich einer Felonie schuldig, die Verachtung verdient." — so mag er für jene Fälle recht behalten, wo durch eine Veröffentlichung entweder der Briefschreiber selbst oder der Adressat oder dritte Personen in irgend einer Weise kompromittiert sind. Bei bedeutenden Persönlichkeiten der Literaturgeschichte sind aber oft ihre Briefe von hohem literarischen Wert, oder sie gewähren uns einen tiefen Einblick in Natur und Charakter des Schreibers. Das gilt namentlich bei Clemens Brentano, und die Herausgeber seiner gesammelten Werke haben nicht umsonst zwei Bände hochinteressanter intimer Briefe an Freunde und Verwandte beigegeben,[1]) deren Vorenthaltung man tief bedauern würde. Brentanos Freund, der edle Böhmer, schätzte seine Briefe

1) Clemens Brentanos Gesammelte Briefe von 1795 bis 1842. Frankfurt a. M. 1855. Der Gesammelten Schriften 8. und 9. Band.

sehr hoch: „Zu Brentanos schönsten Sachen rechne ich auch die Briefe. Wie tief gehen da oft die Ausdrücke, selbst einzelne Worte! Setzen wir den Goetheschen und Schillerschen Briefwechsel daneben — dann fühlt man den Unterschied".[1]) Dieses Lob wendet P. Diel in seiner Brentanobiographie besonders auf die religiösen Korrespondenzen des Dichters, namentlich auf die Briefe an die Mitglieder der Familie Diepenbrock an,[2]) und bedauert, daß diese nie gedruckt worden sind. Ich bin nun durch die Güte meines Freundes, des Herrn Kaplan Donders zu Münster, in der glücklichen Lage, mehrere dieser an Apollonia Diepenbrock gerichteten Briefe zu veröffentlichen. Es wird sich lohnen, dieselben ganz — mit Auslassung unwesentlicher Dinge — zum Abdruck zu bringen. Mehr als einem Leser wird ihre Lektüre angenehme Augenblicke verschaffen, auch für zeitgenössische Persönlichkeiten, wie den ehrwürdigen Bischof Sailer, enthält z. B. der erste Brief interessante Nachrichten.

Apollonia Diepenbrock war eine Schwester des berühmten Breslauer Kardinals und Fürstbischofs. Geboren am 13. November 1799 auf Haus Horst bei Bocholt, dem Familiensitze der Familie Diepenbrock, gehört sie durch ihre Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten — Katharina Emmerich, Sailer, Brentano, Luise Hensel —, mehr aber noch durch den unvergleichlichen Adel ihrer reinen und frommen Seele, zu den anziehendsten Gestalten des katholischen Deutschland zu Beginn des letzten Jahrhunderts.[3])

---

1) J. Janssen, Böhmers Leben und Briefe III, 374.

2) Diel-Kreiten, Clemens Brentano. Freiburg 1878. II, 170.

3) Vgl. über sie F. Binder, Luise Hensel, 2. Aufl. (Freiburg 1904) S. 147 ff. u. passim; J. H. Reinkens, Melchior von Diepenbrock (Leipzig 1881) 174 ff. Auch Diel, Cl. Brentano, passim. Ferner P. Wegener, Das wunderbare innere und äußere Leben der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerich. 3. Aufl. (Dülmen 1899) S. 271 ff., daselbst auch ihr Bildnis.

Als Clemens Brentano bei seinem ersten Besuch auf Haus Horst ihre Bekanntschaft machte, entwickelte sich aus derselben ein fast geschwisterliches Verhältnis, von dem seine Briefe rührendes Zeugnis geben. Der erste der unten abgedruckten Briefe, der weder Orts- noch Zeitangabe enthält, knüpft an den Besuch Apollonias bei Katharina Emmerich — als sie 16 Jahre alt war —[1]) sowie den mehrtägigen Aufenthalt Sailers in der Diepenbrockschen Familie an, der in Gegenwart Brentanos im Herbst 1818 stattfand,[2]) und enthält Einzelheiten über die Rückreise Sailers; demnach scheint der Brief nicht viel später abgefaßt zu sein, vermutlich nach der am 18. November 1818 erfolgten Rückkehr des Dichters nach Dülmen, von wo aus er, den Angaben über die Emmerich nach zu schließen, geschrieben ist.

Meiner lieben Apolonia Diepenbrock.

Ich weiß nichts, als was du weißt, deine Thränen bei der Abfahrt um Sailer erinnerten mich lebhaft an jene ersten Thränen in der Vorstube der seeligen Emmerich. Die waren beide eine liebe Saat in den Schoos des Herrn, es ist nicht viel um so ein paar Thränen, aber am rechten Ort und von rechtem Herzen ist es ein köstliches Opfer. Ich war gar sehr verwundert und erschrocken, daß mich noch etwas so rühren konnte — so lebe ich denn noch, dachte ich, weil es mich wundert, daß das gute Kind noch lebet. Vater Sailer fühlte auch recht gut, daß ihm am ganzen Rhein kein besserer Tropfen eingeschenkt worden, als diese Thränen des Dankes und der Verehrung und der kindlichen Liebe. Er hat auch viel mehr Freude an dem unschuldigen Gewissen und dem Glauben an die Erlösung des Herrn.

In Boppard hat er eine schöne Rede gehalten von den klugen und thörichten Jungfrauen. Sophie zog ihm nach, nach Winkel und Wiesbaden, sie ist voll Begeisterung. Pater Martin

1) Vergl. Wegener a. a. O.

2) S. Reinkens, M. v. Diepenbrock S. 20 ff.

kam nicht zu der Rede. Bostel[1]) und v. d. Meulen[2]) erzählen dir alles gut, ihr habt den ganzen Winter daran, wenn ihr haushaltet. Ich hoffe, daß Otilie sich artet, die Mutter scheint das nöthige Dortbleiben einzusehen, jedoch kämpft sie immer in sich mit Hin- und herthun der Kinder. Sie hat eigentlich die Welt noch nicht überwunden. Halte Wort mit dem Französischen, was habe ich davon, als daß ich deinen Nutzen und den deiner Aufgabe dadurch weiß, es ist viel damit gewonnen. August [v. d. Meulen] soll dir die für Bostel ausgelegten Wegegelder berechnen, er wird sie dir für deine Armen nach und nach vergüten außer 10 Brabänder, die er für mich dem Vater vergütet. — — — — — — — — — — —
Frau Hirn[3]) grüßt dich, sie ist sehr arm, aber noch heiter, jedoch schwach im Kopf und schwirmelt ein wenig durcheinander. Sailer hat sie getröstet. Gott tröste ihn. — — — — —
Mein liebes Kind, der Pater Limberg[4]) kömmt eben an, ach was hat die arme E.[mmerich] alles gelitten, das fällt mir bei dem wirren Mann wieder ein, seltsam, daß mit ihm ein Luzerner Freund von mir ankam, ein Priester, der das höchste Gegentheil von ihm ist, und der ähnliche Seelen mit größter Zartheit führte. — — — — — Meine gute Seele, grüße, danke Vater und allen und bete für mich, ich meine immer, du müßtest das ernst nehmen, was taugtest du mir sonst, ja was taugtest du Gott und dir.

Dein ergebener in Christo

C. B.

---

1) Ein Schwager Apollonias und Studienfreund Brentanos.

2) August van der Meulen, den Brentano zum Priesterberuf bestimmte, und der später Abt im Trappistenkloster Oelenberg wurde.

3) Eine befreundete Dame aus Köln, die er bei der Emmerich hatte kennen lernen.

4) Der Beichtvater der Emmerich, mit dem Brentano nicht immer zum besten auskam. S. darüber Diel und Schmöger, Das Leben der gottsel. A. K. Emmerich, passim.

Gründonnerstag 1822. [Dülmen.]

Heute morgen, liebe Appel, habe ich deinen Brief für Luisen [Hensel], nach Tisch geht Herr van der Meulen fort, dem ich dieses mitgebe, wenig Zeit habe ich, und viel innere und äußere Störung. Beikommendes Bild wollte ich dir als meine Schuld auf deinen Nahmenstag schicken, ich habe es noch einmahl von Luise erhalten, ich werde dir den Rahm dazu, der nicht fertig ist, mit einem andern für Dina Kettler (?) schicken. Dein Brief an Luise und was du von dem Tod der seeligen Motzfeld schreibst, hat mich ungemein gerührt. Die gute E.[mmerich] hatte nach dem Medizinieren keine Hoffnung mehr, daß sie genesen werde, ich habe ihr noch nichts von ihrem Tode sagen können, denn sie ist sehr leidend, und zu ihrem Elend ist zuletzt noch seit 8 Tagen ein Gesichtsgeschwulst gekommen, die Lippen sind geschwollen, sie konnte nicht sprechen, und auch nicht einmahl Wasser trinken. Sie läßt dich und Alles von Herzen grüßen. Ich möchte dir gern recht viel schreiben, aber ich meine, nach der ernsten Erfahrung, welche du am Todesbette einer frommen Kranken gemacht, dürften dir meine Worte nur eine unwürdige Zerstreuung seyn. Ich will es Gott sagen an seinem hl Grabe, der mag dir es wieder ins Herz geben, besser als ich es kann. O wie seelig sind die zu preisen, welche früh solche Erfahrungen machen, und von frommen Ihrigen, sie so aufzufassen, geführt wurden. Meine liebe Schwester! Ich danke Gott für euch alle, daß er euch lehret, ihn lieben, zu ihm beten, die Welt nicht suchen, und mit ihm leiden. Ich kenne das Elend der Welt, ich bin eine Trümmer ihrer Zerstörung, ich preiße euch seelig, daß Gott euch bewahren wollte vor ihr, und daß ihr seine gütige Hand ergriffen, und auf ihn schauet, und nach ihm verlanget. Meine gute Appel! Es hat mich so sehr gerührt, als ihr mir neulich die Lieder Luisens sangt, jetzt hat dir Gott die Stimme genommen, gelobt sei Gott er soll dir die Andacht mehren! Ich weiß, daß du für mich betest, aber ich bitte dich doch gern darum, ich bin sehr arm an allem Guten, ich bin viel schuldig, ich habe nichts, was werth ist vor Gott, ich muß herum betteln, du giebst gern, so bete dann für mich deinen treuen Bruder in Jesu Christo

C. Brentano.

Melchior schrieb vor 8 Tagen sehr schön an mich, er liebt mich, er mahnt mich, tröstet mich, beschämt mich, er ist sehr gut, ich verdiene es nicht, seine und eure Briefe sind die einzige Freude,[1]) die ich habe, ich freue mich, daß ihr Jesum liebt, zu ihm wollt und mich treibet, mich mitnehmt, nach mir umschaut. Ich glaube euch alles aufs Wort! Gott helfe dem lieben Vater! Seyd alle gegrüßt, Lisette, Kathrinchen, Sophiechen u. s. w.

(Weitere Briefe im nächsten Heft.)

IV.

Hochsommerpolitik.

Wir gehen einem höchst unruhigen politischen Hochsommer entgegen; die inländische und ausländische Politik gibt unsern Staatsmännern wenig Raum für Erholung. Der Aufenthalt des gefürsteten Reichskanzlers in Norderney dürfte ebensowenig eine Erholung werden wie im Vorjahre und Frhr. von Stengel wird im bayerischen Gebirge heuer noch sorgenvoller in die Zukunft blicken als im Vorjahr, wo ihm der Abschluß der Handelsverträge seine Ferien wiederholt störte. Auf diesen beiden Staatsmännern ruht derzeit die Hauptlast, leicht erklärlich, zumal sich beide durch hohe Sachkenntnis auf ihren Gebieten auszeichnen.

Die Diplomatenwelt in der Wilhelmsstraße arbeitet mit Hochdruck; daß der Abschluß des Handelsvertrages mit Bulgarien nicht recht vorwärts kommen will, ist nur eine Kleinigkeit. Die bulgarischen Vertreter sind nahezu gar nicht

1) Diese Stelle bei Diel II, 169, aber nicht korrekt.

instruiert und der Berliner Aufenthalt scheint ihnen besser zuzusagen als die Kanzlei in Sofia. Mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika stehen wir noch auf dem alten Fleck; diese wissen, daß das seitherige Meistbegünstigungsverhältnis nicht beibehalten wird, aber für den Abschluß eines Handelsvertrages fehlen noch alle Voraussetzungen. Man scheint den Frühherbst für neue Verhandlungen vorgesehen zu haben.

Mehr im Vordergrund steht die Marokko-Affaire. Fürst Bülow hat ja die Genugtuung erlebt, daß er auf der Adelsstufe in jenen Tagen um eine Staffel stieg, als der französische Partner Delcassé haushoch fiel und seine Laufbahn endigen mußte. Es ist ein Ereignis von nahezu welthistorischer Bedeutung, daß ein deutscher Staatsmann die entfernte Ursache des Sturzes eines französischen Ministers war; ehedem haben letztere sogar deutsche Fürsten gestürzt. Es ist aber auch ein erfreuliches Zeichen, daß das gesamte französische Volk einmütig die Entfernung eines Ministers forderte, der Deutschland mit Nonchalance behandelte. Darin liegt die Anerkennung der deutschen Kraft und dieser Vorfall ist auch mit eine jener Ursachen, weshalb sich die maßgebenden Kreise des Zentrums zu der Auslandspolitik des Fürsten Bülow freundlich stellen und diese ohne jedes Mißtrauen verfolgen. Aber der Sturz Delcassés war nur die Ouverture zu der Marokkofrage; jetzt ist das Hindernis beseitigt. Die positive Arbeit steht noch aus und diese soll die Marokkokonferenz leisten. Deutschland, Italien, Oesterreich-Ungarn und die Vereinigten Staaten haben ihre Teilnahme zugesagt, England lehnte rundweg ab, Frankreich hat sich zur Stunde noch nicht entschieden. Die deutsche Reichsleitung engagierte sich am weitesten, indem sie den Wunsch des Sultans von Marokko durch eine Zirkularnote unterstützte. Die Stellungnahme Frankreichs dürfte entscheidend sein für das Zustandekommen der Konferenz; es will nicht rundweg ablehnen. Nur wünscht es von Deutschland schon

vor der Konferenz gewisse Garantien, daß es nicht durch das Ergebnis derselben zu sehr blosgestellt wird, d. h., Frankreich sucht die Bundesgenossenschaft Deutschlands für diese Konferenz. Es hätte sehr gerne eine Art Vorkonferenz mit Deutschland gesehen, um sich über einzelne Punkte zu vereinbaren. Wir haben Grund zu der Annahme, daß der Wunsch erfüllt wird; denn kommt die Konferenz nicht zustande, so muß Frankreich sich doch mit uns verständigen. Immerhin darf es begrüßt werden, daß Frankreich so viel Wert legt auf ein gutes Verhältnis zu Deutschland. Die eine Frucht der Schlacht bei Mukden zeigt sich bereits; würde die Differenz über Marokko vier Jahre früher ausgebrochen sein, so würde heute Delcassé als „Retter Frankreichs" bejubelt werden. Damals stützte man sich noch auf die russische Freundschaft, die man heute für Null einschätzt. Allerdings wird Frankreich auch jetzt die Verständigung mit Deutschland dadurch sehr erleichtert, daß der Reichskanzler wiederholt erklärt hat, Deutschland wünsche keine territorialen Erweiterungen in Marokko, sondern lediglich die Handelsfreiheit. Wir sind auf Grund guter Informationen der Ansicht, daß Deutschland diese Handelsfreiheit stets behalten wird, selbst wenn Frankreich sich nicht mit uns verständigt. Es war ein sehr geschicktes Manöver des Fürsten Bülow, daß er Deutschland nicht in das Marokkoabkommen einbezogen hat; denn niemand ist jetzt mehr verhaßt in Marokko als die Franzosen. Der Handel geht fast ganz in deutsche Hände über, jetzt schon sinkt die französische Handelsbilanz ganz gewaltig und in einigen Jahren hat der französische Handel in Marokko völlig ausgespielt; die deutsche Interessensphäre ist um dieses Land erweitert. Die Bewohner des Landes sind erbost über die Franzosen, weil ihnen diese die Freiheit und Selbständigkeit nehmen wollen; sie laufen den Deutschen förmlich nach, weil sie diese als Freunde ansehen, und so gewinnt unser Handel ganz gewaltig. Wir könnten dies an einzelnen Beispielen nachweisen.

Nun aber England! Die Ablehnung der Teilnahme an der Marokkokonferenz ist in erster Linie eine Unfreundlichkeit gegen Deutschland; sodann soll sie das Bündnis mit Frankreich stützen! Letzterem kommt allerdings dieser Freundschaftsdienst sehr ungelegen; es will die Politik der Verärgerung Deutschlands nicht fortsetzen. England freilich tut diesen Schritt auch mehr aus „Haß der Städter" als um einen freundlichen Blick von Marianne! Die Abneigung der englischen Volksmassen gegen Deutschland ist eine enorme; die leitenden Männer Balfour und Lansdowne geben sich alle Mühe, der Situation Herr zu bleiben. Ob es ihnen stets gelingen wird? In England ist die Macht der Presse eine ganz andere als bei uns und was noch gefährlicher ist, diese Presse ist in fast einer Hand! Der großkapitalistische Unternehmer läßt sonst seinen Organen freien Spielraum, sie können diese oder jene Politik verfolgen. Aber wenn es ihm gelegen scheint, gibt er seine Direktive und nun gehen alle diese Preßorgane einmütig in derselben Richtung vor. Den Unkundigen überrascht dann diese Uebereinstimmung; in England aber ist sie die öffentliche Meinung. Nun ist die Abneigung gegen Deutschland einer der Punkte, wo solche Direktiven erfolgen; wir haben dies schon wiederholt erfahren müssen. Gerade aus diesem Gesichtspunkte ist es auch sehr beklagenswert, wenn deutsche Zeitungen, namentlich sind es solche alldeutscher Richtung, in oftmals nicht genügend begründeter Weise gegen England zu Felde ziehen. Eine solche Aktion findet dann den einmütigen Widerspruch der englischen Presse und die Abneigung des britischen Volkes wächst. Solche Preßäußerungen schaden den deutschen Interessen; wir wünschen kein Bauchrutschen vor England, aber eine objektive Würdigung der weltpolitischen Konstellationen! England verfolgt seit Jahren unseren handelspolitischen Aufschwung mit Argwohn; es empfindet unsere Konkurrenz am eigenen Leibe und sieht somit seine Monopolstellung sehr bedroht. Aber es konnte nichts machen! Da kam der „Burenrummel"

und seine Wirkung ist die heutige scharfe Mißstimmung gegen Deutschland, welche unsere Politik überall zu durchqueren sucht. England aber ist im internationalen Völkerkonzert wichtig und eine Reibung zwischen den beiden verwandten Nationen dient nicht unseren Interessen. Diese Momente haben zweifelsohne auch den Reichskanzler bewogen, vor einigen Monaten seine Ansichten über Englands Verhältnis zu uns offen auszusprechen. Bis jetzt hat dies nicht sehr besänftigend auf die englischen Massen gewirkt; der Beifall des deutschfeindlichen Auftretens der Lee, Fitzgerald usw. zeigt es uns. Gerade von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die Agitation des Flottenvereins eine „gemeingefährliche"; der stete Hinweis auf die größere englische Flotte und die Betonung der Vermehrung der unsrigen dienen der Erregung, wie andererseits es gewisse englische Kreise förmlich reizen muß, wenn der Flottenverein den Wert unserer Marine so heruntersetzt. Dadurch befestigt sich in England der Gedanke, daß man jetzt sofort gegen die minderwertige deutsche Flotte losgehen müsse, ehe das Reich eine bessere erhalte. Wenn nun auch der Zivillord der Admiralität Lee sich verrechnete mit der Annahme, daß unsere Flotte in 24 Stunden vernichtet sei, so ist doch eine solche Aeußerung sehr beachtenswert; im Ernstfalle allerdings glauben wir, daß die deutsche Flotte eher in London sein würde, als die meisten Engländer ahnen. Dieses Vertrauen zu unserer Marineverwaltung hat man in allen politischen Kreisen. Gewiß wird man es billigen, wenn Fürst Bülow den denkbar größten Wert auf ein gutes Verhältnis mit England legt, aber er selbst gibt sich wohl auch keinem Zweifel darüber hin, daß die Frucht dieser Bemühungen nicht allzugroß sein wird. Als fürsorgliche Deutsche gilt es für uns die wichtigen Lehren aus dieser politischen Lage zu ziehen; diese aber bestehen nicht in einer riesigen Flottenvermehrung, sondern namentlich darin, daß wir uns in Handelssachen ziemlich unabhängig von England stellen. Da scheint uns

besonders eine Frage spruchreif zu sein: Legung von deutschen Kabeln! In der Telegraphie ist England meerbeherrschend; die paar Stücke deutscher Kabelwerke kommen kaum in Betracht. Wir müssen aber darnach trachten, daß wir in Bezug auf die Uebermittlung der Nachrichten nicht einer fremden Nation in die Hände gegeben sind. Hier handelt es sich um Erfüllung einer Kulturaufgabe, die zu lösen auch im wirtschaftlichen Interesse des Deutschen Reiches liegt. Die deutsche Politik gegen England muß die des zu Eis erstarrten kalten Blutes sein und darf nicht der hohen Temperatur unserer alldeutschen Presse ausgesetzt werden. Fürst Bülow will diesen Weg des „Schiedlich-Friedlich" gehen.

Erhöhtes Interesse hat unsere auswärtige Politik den Vorgängen im Osten Asiens zu widmen; hier vollzieht sich eine Umwälzung von welthistorischer Bedeutung. Wir wollen noch nicht sagen, daß Japan eine vollberechtigte Großmacht wird, aber in allen ostasiatischen Fragen wird es diese sein. Gar leicht entwickelt sich aus den heutigen Zuständen der Ruf: Asien den Asiaten! Japan wird gewiß versuchen, eine Oyama-Doktrin ähnlich der amerikanischen Monroe-Doktrin aufzustellen; aber es wird scheitern. Ganz Europa wird sich einmütig widersetzen, nud die Vereinigten Staaten werden wegen der Philippinen an unsere Seite treten. In der Tat handelt es sich in Ostasien um ein gemeinsames europäisches Interesse. Jedenfalls gewinnen durch diese Verschiebung unsere Kolonien Kiautschau und Deutsch-Ostafrika, das uns an den Indischen Ozean heranbringt, sehr erheblich an Bedeutung und es wird nicht mehr allzulange Zeit dauern, bis dieser Umstand sich im Reichshaushalt geltend macht; namentlich unsere ostafrikanische Kolonie ist durch diese veränderten weltpolitischen Verhältnisse sehr im Wert gestiegen; sie wird — neben Kiautschau — Flotten- und Handelsstützpunkt für den Osten werden. In den Tagen, wo der erste Gouverneur Wißmann mit Tod

abging, darf daran erinnert werden, daß bei der Erwerbung dieser Kolonie vor 15 Jahren niemand daran denken konnte, daß der Zukunftswert so rasch realisierbar sein werde. Das Interesse, mit dem die Leiter unserer auswärtigen Politik die Entwicklung der Dinge in Ostasien verfolgen, dürfte bei der heurigen Generaldebatte zum Etat ein recht lebhaftes Echo finden. Es ist für das Deutsche Reich eine Beruhigung, daß es in diesen wichtigen Zeiten einen so tüchtigen Meister der auswärtigen Politik besitzt.

Die innere Politik steht den ganzen Sommer hindurch im Zeichen der Reichsfinanzreform; deshalb hat auch der sachkundige Reichsschatzsekretär Frhr. v. Stengel so wenig Ferien. Nicht der Reichstag macht ihm am meisten Arbeit, sondern der Bundesrat, wo in 26 Töpfen gekocht werden soll. „Viele Köche verderben den Brei!" Frhr. v. Stengel hat als die Grundlage seiner Reform bezeichnet: „Schonung der wirtschaftlich Schwachen!" und er fand damit lebhaften Beifall. Uebereinstimmung herrscht darin, daß ohne neue Steuern nicht mehr auszukommen ist, das darf und muß offen ausgesprochen werden; streiten kann man nur über die Gesamthöhe der neue Steuern. Während einige von 200 Millionen und mehr reden, hoffen andere mit 50 Millionen auszureichen; unseres Erachtens muß ein anderer Gesichtspunkt im Vordergrund stehen und dieser geht dahin: Die neuen Steuern dürfen nicht solch hohe Einnahmen bringen, daß die Matrikularbeiträge ganz wegfallen; sie sind so zu halten, daß immer noch eine Spannung von mindestens 30—40 Millionen erübrigt, sodaß dem Reichstag sein Budgetrecht ungeschmälert bleibt und er in der Lage ist, die Matrikularbeiträge jeweils festzustellen. Unter keinen Umständen darf die Reichsfinanzreform so ergiebig gestaltet werden, daß sie die Matrikularbeiträge überflüssig macht. Diesen richtigen Gesichtspunkt darf der Reichstag nie außer acht lassen und soll deshalb lieber etwas straffer die Zügel spannen, als das Reich in fingiertem Ueberfluß ersticken

lassen! Allerdings ist diese Gefahr nicht sehr groß; Frhr. v. Stengel würde zunächst froh sein, wenn er aus dem gröbsten heraus wäre. Eine kluge Sparsamkeit im Steuerbewilligen — auch wenn es ganz auf die leistungsfähigen Schultern geht — liegt im allgemeinen Reichsinteresse.

In der Tagespresse sind bereits sehr viele Sorten von Steuern genannt worden; es ist auch sicher, daß im Reichsschatzamte viele Fäßchen angestochen werden, um das goldene Naß für die ausgetrockneten Reichsfinanzen zu erhalten. Eine Steuerart, die alle Löcher zustopft, gibt es nicht mehr; die Reichseinkommen- oder -Vermögenssteuer würde wohl hiezu geeignet sein. Aber die Durchführung dieser Steuer bedeutet die Mediatisierung der Einzelstaaten und die Schaffung des deutschen Einheitsstaates. Wer dies nicht will, kann auch nicht für eine solche Steuer eintreten. Manchen Kreisen schwebt das englische Vorbild vor; als der Transvaalkrieg die Staatskassen leerte, wurde damals die Hälfte des Mehrbedarfs auf indirekte Steuern (Teezoll und Getreideregistriergebühr, d. h. Getreidezoll) gelegt und die andere Hälfte auf die Einkommensteuer. In England ließ sich dies machen; im Deutschen Reiche geht es nicht, weil wir keine direkte Reichssteuer haben und wohl auch keine erhalten werden. Eine Vermehrung der indirekten Steuern aber ist ausgeschlossen; liegen doch auf dem Kopf der Bevölkerung über 21 Mark indirekte Steuern gegen nur 8 Mk. direkte. Welche Steuer man nun auch vorschlagen wird, immer werden jene protestieren, die sich hievon betroffen fühlen. Diese alte Erfahrung wird man im Herbste aufs neue machen. Frhr. v. Stengel hat bis jetzt nur von einer Steuer gesprochen, die er in Vorschlag bringen will: eine Revision der Biersteuer. Während im Brausteuergebiet 1871 auf den Hektoliter Bier 1 Mark gerechnet wurde, sind es heute nur 72 Pfg. Wohin sind die fehlenden 28 Pfg. gekommen? In die Tasche der Großbrauereien infolge der besseren Ausnützung des Malzes und anderer technischen Fortschritte;

das Bier aber wurde hiedurch weder besser noch billiger. Die Gefahr der Abbröckelung dieser Steuer ist vorhanden und wenn nun hier eingesetzt wird, um dieser vorzubeugen, so dürfte dies sympathische Aufnahme finden, zumal es in einer Form geschehen soll, die die mittleren und kleineren Brauereien entlastet, die größeren aber mehr belastet, also die Steuer staffelt. Nachdem die süddeutschen Staaten diese Staffelung nebst dem Surrogatverbot schon durchgeführt haben, ist es Zeit, daß beides auch für Norddeutschland geschieht. Aber allzuviel Geld wird hiedurch nicht flüssig; wir glauben nicht, daß es auch nur auf 10 Millionen Mehreinnahme kommt. Die Tabaksteuer hat in den Kreisen des Bundesrats viele Freunde, im Reichstage könnte sich doch nur eine Mehrheit für eine Besteuerung der feineren Sorten ergeben; aber dies trägt nicht viel Geld, namentlich da große Kontrollkosten gar nicht zu ersparen sind. Mehr als ein paar Millionen gibt diese Maßnahme nie. Auffallend viele Freunde findet der von dem Abgeordneten Kardorff und später auch von dem nationalliberalen Abgeordneten Patzig gemachte Vorschlag, von den Einnahmen der Eisenbahnen einen gewissen Ansatz an das Reich abzuführen; die Gesamteinnahmen der Eisenbahnen betrugen i. J. 1902 2035 Millionen Mark; nimmt man auch nur 6 % hievon, so gibt dies über 120 Millionen Mark. Dabei würde diese Steuer seit 1893 von 84 Mill. auf 120 Mill. gestiegen sein und mit jeder Bevölkerungs- und Verkehrszunahme noch mehr steigen. Der Betriebsüberschuß der Jahre 1893 bis 1902 aber ist in Millionen Mark: 548 — 550 — 646 — 704 — 725 — 723 — 751 — 741 — 663 — 714; selbst wenn hievon nur 6 % dem Reiche zuzuführen sind, würde die Steuer von 32 Millionen auf 43 Millionen Mk. gestiegen sein. Einen Vorteil hätte dieselbe: sie würde die leistungsfähigen Staaten weit mehr heranziehen als die weniger reichen. Jedenfalls bedarf dieser Vorschlag einer eingehenden Erwägung und Prüfung. Wie immer so taucht

auch jetzt die Wehrsteuer wieder auf, obwohl sie bereits 1881 in der schroffsten Form abgelehnt worden ist; es ist eigenartig mit dieser Steuer, es lassen sich sehr viele und sehr gewichtige Gründe für sie ins Feld führen, aber ebenso auch erhebliche Bedenken geltend machen.[1]) Feststehen dürfte das Eine, daß sie nicht viel Geld abwirft, wenn man nicht die breiten Schichten miterfaßt, und dann steht sie im Gegensatz zu dem Prinzip: Schonung der wirtschaftlich Schwachen. Man hört vielfach, daß diese Steuer in dem Stengelschen Entwurf enthalten sei; wir möchten doch noch ein Fragezeichen hinter diese Meldung setzen. — Und nun zum Clou der Reichsfinanzreform: zur Reichserbschaftssteuer. Alle Welt weiß, daß Frhr. v. Stengel für diese eintritt; aber niemand weiß noch, wie sie im einzelnen aussieht, auch das preußische Herrenhaus nicht, und doch hat es gegen diese protestiert. Man kann sich die Steuer denken als die einfache Uebertragung der jetzigen Erbschaftssteuer an das Reich, nur erhöht im Steuersatz. Jetzt fällt pro Jahr auf den Kopf 51 Pfg. Erbschaftssteuer. Man kann sich dieselbe auch denken als eine Steuer auf jeden Erbgang, also auch innerhalb der Familie, und dann gibt sie ziemlich Geld. Gegen letzteres Projekt führt man gerne ins Feld, daß diese Steuer zu sehr gegen die Auffassung der Deutschen von der Familie verstoße; malt man doch sogar die Gefahr der Auflösung der Familie an die Wand. Mag man sich zu der Steuer selbst stellen wie man will, dieser „Gemütsstandpunkt“ ist nicht haltbar; er spricht gegen jede Steuer. Wir finden es z. B. viel härter, wenn einer Arbeiterfamilie, die 1200 Mk. Einkommen hat, 10—15 Mk. an Steuer entzogen wird, als wenn jemand in dem Moment, wo er 1200 Mk. erbt, dieselbe Steuer entrichten muß. Das Einkommen muß erst durch persönliche Arbeit verdient werden, das Erbe fällt einem ohne Arbeit zu, auch das Erbe in der

1) Vgl. den Artikel ‚Wehrsteuer‘ in B. 133, S. 309 ff.

Familie. Das Jahreseinkommen ist in den allermeisten Fällen zur Existenz viel notwendiger als die Erbschaft; von letzterer kann man es doch nur behaupten, wenn die Hinterbliebenen unfähig zur Arbeit sind, und diese wenigen Fälle lassen sich in der Steuerskala berücksichtigen, ja selbst von der Steuer ausnehmen. Ueberhaupt kann die Steuer im einzelnen so gestaltet werden, daß alle Bedenken beseitigt sind bis auf das einzige, das nicht stichhaltig ist: Heranziehung der Leistungsfähigeren. Aber in der privaten und öffentlichen Diskussion haben wir stets den Eindruck gewonnen, daß letzteres Bedenken zwar nicht ausgesprochen wird, aber das Haupthindernis dieser Steuer ist. Was schließlich im Bundesrate zustandekommt, ist noch sehr zweifelhaft; Sachsen und Preußen sind gegen eine solche Steuer. [1])

Weit weniger Arbeit als der Reichsschatzsekretär hat sein Kollege von der Marine, Herr von Tirpitz, der nur sorgt, wie das Geld auszugeben sei, nicht aber, wo man es holen kann. Geldausgeben ist keine Kunst. Seine Vorlage hat er in den Umrissen bereits fertig: 6 Auslandskreuzer, 7 Torpedobootsdivisionen, Vergrößerung der Linienschiffe. So denkt er sich die Sache. Die beiden ersten Forderungen hat er schon 1900 beim Flottengesetz erhoben und die letztere will er mit den inzwischen gemachten Erfahrungen begründen. Wir hegen sehr lebhafte Zweifel, ob alle diese Schiffe den Stapellauf erleben. Wozu die 6 Auslandskreuzer? Weshalb gerade 6? Weshalb nicht 3 oder 2? Das Flottengesetz selbst konnte als ein organisches Ganzes begründet werden; die Zahl der Auslandskreuzer ist beliebig gewählt. Nachdem der Flottenverein auf seine Violine einen kaiserlichen Dämpfer setzen mußte, darf man allerdings hoffen, daß der Sommer etwas ruhiger verlaufe, daß im Herbst wenigstens keine politischen „Plötzlichkeiten" kommen! Es ist wahrlich genug an dem, was angekündigt worden ist; der überspannte Bogen bricht gar leicht. Das gilt auch vom Parlament!

P.

1) Das Hauptbedenken gegen dieses Steuerprojekt dürfte doch wohl in der Reichsverfassung liegen, deren Aenderung es bedingen würde. D. Red.

V.

Die neuesten Forschungen über die Christenverfolgungen.

Obwohl es der deutschen Literatur an eindringenden wissenschaftlichen Untersuchungen über die Christenverfolgungen seitens des römischen Staates nicht gebricht, so vermochte sie bisher doch den zusammenfassenden Arbeiten, wie sie die französische Literatur in Aubé und Allard besitzt, nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Diese empfindliche Lücke füllt eine eben erscheinende dankenswerte Schrift des schon durch seine Arbeiten über die „Entwicklung der kirchlichen Fastendisziplin bis zum Konzil von Nicäa" (1877) und „Geschichte der Predigt in Deutschland bis Anfang des 14. Jahrhunderts" (1886) und sonstige größere und kleinere Abhandlungen vorteilhaft bekannten Kirchenhistorikers A. Linsenmayer: „Die Bekämpfung des Christentums durch den römischen Staat bis zum Tode des Kaisers Julian" (363) (München, J. J. Lentner [E. Stahl jr.] 1905, 301 S.) glücklich aus. Wohl vorbereitet trat der Verfasser an seine Aufgabe heran; schon 1901 hatte er einen Aufsatz veröffentlicht: „Die Christenverfolgungen im römischen Reich und die moderne Geschichtsschreibung", (Histor.-polit. Blätter 127. Bd.). Das vorliegende Werk gliedert sich in 15 Kapitel. Das erste beginnt zweckmäßig mit der Entwicklung der religiösen Verhältnisse im römischen

Reiche unter den Cäsaren und der Darstellung der philosophischen Richtungen und des Einflusses und der Verbreitung, deren sie sich in den verschiedenen Kreisen der römischen Welt erfreuten. Von größter Bedeutung sind die folgenden Abschnitte, welche die religiöse Politik der römischen Staatsregierung und die Motive der Christenverfolgungen darlegen und der in neuester Zeit viel erörterten Frage nach der juristischen Bedeutung der Christenverfolgungen nachgehen. Mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß sich die Kaiser, welches auch immer ihre persönliche Stellung zur herrschenden Staatsreligion sein mochte, doch schon kraft ihrer Stellung verpflichtet fühlen mußten, den alten Götterkult um seiner engen Beziehung zum Staatswesen willen aufrecht zu erhalten. Da aber die Nationalreligion im Kaiserkulte gipfelte, so mußte den Christen ihre Weigerung, an diesem teilzunehmen, notwendig verhängnisvoll werden. Die Verfolgung des Christentums beruhte also im Grunde mehr auf politischen als religiösen Motiven, und die korporative Geschlossenheit, in welcher die Christen dem Staate von Anfang an gegenübertraten, war nur geeignet, den politischen Argwohn gegen sie noch zu verstärken. Damit stimmt ganz die bekannte Tatsache überein, daß gerade Herrscher streng altrömischen Geistes, die auf die staatserhaltende Kraft der überlieferten Nationalreligion hohe Stücke hielten, wie Decius, als entschiedene Gegner des Christentums auftraten, während die aus dem Morgenlande stammenden, nicht in altrömischen Anschauungen aufgewachsenen Kaiser duldsamer waren. Andererseits darf man sich aber, wie Linsenmayer ganz richtig hervorhebt, nicht zur Behauptung versteigen, die Kaiser hätten das Christentum aus Gründen der Staatsraison verfolgen *müssen*; hielten doch gar manche Kaiser den Bestand der christlichen Religion mit dem Staatswohl für sehr gut vereinbar, und auch ein so unvergleichlicher Kenner wie *Mommsen* gestand, daß sich das römische Reich, so wie es war, mit dem Christenglauben wohl vertrug.

Zu den eben angedeuteten politisch-religiösen Momenten traten dann noch manche andere: Der Druck der durch schmähliche Verleumdungen irregeführten öffentlichen Meinung sowie das unablässige Drängen seitens interessierter Kreise, wie der heidnischen Opferpriester usw., welchen die Machthaber nicht immer zu widerstehen vermochten. Immerhin wäre die Vorstellung irrig, als ob die ganze vorkonstantinische Aera eine Zeit ununterbrochener Verfolgung gewesen wäre; aber sie bedeutete für das Christentum einen Zustand der immerwährenden Rechtslosigkeit, das Damoklesschwert der Anklage und Verurteilung hing beständig über den Gläubigen und selbst in sonst ganz ruhigen Zeiten kamen einzelne Martyrien vor.

Der römische Staat war nun aber Rechtsstaat; sollte also gegen die Christen vorgegangen werden, so setzte dies den Nachweis der Gesetzesverletzung voraus. Welche rechtlichen Grundlagen bot denn nun die römische Gesetzgebung zur Bestrafung des christlichen Bekenntnisses? Diese Frage wurde in neuester Zeit verschieden beantwortet. Le Blant und Maaßen, denen sich Görres und Neumann anschlossen, wiesen auf die alten gemeinrechtlichen Bestimmungen hin, welche zur Anwendung gebracht werden konnten; unter ihnen kam als schwerstes Verbrechen die laesa majestas, die Verweigerung des Kaiserkults, in Betracht, dann aber auch der in der Leugnung der Staatsgötter bestehende Atheismus, ferner die Zugehörigkeit zu einer religio nova et peregrina, endlich die Beschuldigung verbrecherischer Magie. Andere Forscher, wie Boissier, Allard, Duchesne, nehmen eine in Form kaiserlicher Edikte erflossene Spezialgesetzgebung an, deren wesentlicher Inhalt gelautet haben müsse: Non licet esse Christianos. Eine dritte Auffassung endlich, vertreten durch Th. Mommsen, dem Harnack, Ramsay, Hardy und Weis beipflichteten, erblickt im Verhalten des römischen Staates gegenüber den Christen während der ersten zwei Jahrhunderte bezw. bis Decius kein krimina-

listisches, auf allgemein rechtlichen oder speziell gegen die Christen gerichteten Strafbestimmungen beruhendes Verfahren, sondern nur eine polzeilich-administrative Maßregelung im Rahmen der den Magistraten zustehenden Koerzition.

Linsenmayer hält mit Recht dafür, man müsse bei Beantwortung dieser Frage die verschiedenen Phasen der Christenverfolgungen auseinanderhalten. Für die spätere Zeit, etwa von Decius an, habe die Verfolgung jedenfalls auf gesetzgeberischen Erlassen der Kaiser beruht, so daß die Kriminalität der beklagten Christen zunächst als Ungehorsam gegen die kaiserlichen Befehle erschien. Weit schwieriger liege aber die Sache für die Zeit vor Decius, während welcher wir vielfach eine Verfolgung des Christentums im Gange finden, ohne deren gesetzliche Grundlage mit voller Sicherheit nachweisen zu können. Im Hinblicke auf verschiedene Aeußerungen Tertullians sei jedoch kaum zu zweifeln, daß wenigstens zu seiner Zeit eigene, das christliche Bekenntnis als solches verwehrende Strafgesetze bestanden, deren Ursprung auf die Tage Neros und auf die von ihm verfügte große Massenhinrichtung zurückgehe. Nicht als ob Nero die Christenverfolgungen durch ein feierlich publiziertes Edikt ausdrücklich angeordnet hätte; nachdem aber der römischen Staatsregierung und ihren Behörden der staatsgefährliche und verbrecherische Charakter der christlichen Sekte im Zusammenhange mit der von Nero erhobenen Anklage der Brandstiftung und der öffentlichen, die Christen der schwersten Verbrechen zeihenden Meinung einmal feststand, so werde man wohl auch nach dem Jahre 64 mit der Unterdrückung fortgefahren und entsprechende Weisungen an die Statthalter gegeben haben, so oft diese um Verhaltungsmaßregeln nachsuchten. Ob nun diese gegen die Christen gerichtete Spezialgesetzgebung ausschließlich oder auch nur hauptsächlich auf Nero zurückging, darüber wird sich vielleicht mit dem Verfasser streiten lassen. Darin aber dürfte er ganz entschieden Recht behalten, daß es eine, das christliche Bekenntnis als solches mit dem Tode

bedrohende Sondergesetzgebung gegeben haben müsse; die Angaben verschiedener Martyrerakten, sodann die deutlichen Aeußerungen eines Tertullian und namentlich eines Justin (Apol. I, 4; 7; 24) wären sonst unverständlich. Uebrigens betont Linsenmayer noch ausdrücklich, es seien in den Christenprozessen auch näher spezifizierte Anschuldigungen geltend gemacht worden, welche das christliche Bekenntnis als Staatsverbrechen charakterisierten, und zwar vor Allem als Religionsfrevel (sacrilegium) und laesa maiestas. Die laesa maiestas deorum populi Romani schloß aber als besonders gravierendes Moment die laesa maiestas imperatorum in sich, so daß die darauf gesetzten furchtbaren Strafen in ihrer vollen Härte verhängt werden konnten. Unter den Begriff der laesa maiestas fiel überdies die Teilnahme an ungesetzlichen Versammlungen (collegia illicita); endlich stellte sich das Christentum als eine religio nova et peregrina dar, die unter Androhung der Deportation, bezw. der Hinrichtung mit dem Schwerte verboten war. Da aber die Absicht der Regierung nicht so fast auf die Bestrafung, als auf die Ausrottung des christlichen Bekenntnisses gerichtet war, so begreift es sich, daß die Verleugnung desselben die Freisprechung des Angeklagten zur Folge hatte. Bis auf Decius war die Zahl der Christenprozesse nicht besonders groß; sie mehrte sich erst, als man die Vernichtung des christlichen Kultes und besonders der Hierarchie ins Auge zu fassen begann; von da an bildete dann der Ungehorsam gegen die kaiserlichen Edikte das eigentliche, mit Todesstrafe zu ahndende Verbrechen der Christen.

Nachdem sich der Verfasser im 4. Kapitel mit den Opfern der Christenverfolgungen, den Martyrern, und besonders mit der Zahl derselben beschäftigt und damit die auf die Verfolgungen im allgemeinen bezüglichen Vorfragen erledigt hat, wendet er sich vom 5. Kapitel an der Untersuchung der verschiedenen Verfolgungen im Einzelnen zu. Die neronische Verfolgung faßt er als eine nicht bloß auf Rom

und das Jahr 64 beschränkte, sondern örtlich und zeitlich darüber hinausgreifende Maßregel auf, wofür er den ersten Petrusbrief als Beleg anführen zu können glaubt, ein Beweis, den jedoch höchstens diejenigen gelten lassen werden, für welche die Abfassung dieses Briefes durch den Apostelfürsten feststeht. Eine Verfolgung seitens Vespasians lehnt er mit gutem Grunde ab; erst mit Domitian begann ein neues Schreckensregiment für die Christen. Eingehende Erörterung erfährt der berühmte Briefwechsel zwischen Plinius dem jüngeren und Trajan. Das Verhalten des ersteren wird hiebei doch wohl etwas zu ungünstig beurteilt, während die Tragweite des trajanischen Erlasses, der bei aller Milde doch die grundsätzliche Strafwürdigkeit des christlichen Bekenntnisses aussprach, treffend beleuchtet wird, wie er denn unseres Erachtens für alle späteren Verfolgungen bis auf Decius die nötige Handhabe bot. So kann man nach unserem Dafürhalten, da es mit den frühesten Verfolgungen eines Nero und Domitian eine eigene Bewandtnis hat, sagen, das trajanische Schreiben habe den juristischen Ausgangspunkt der den Christenverfolgungen bis Decius zugrunde liegenden Spezialgesetzgebung gebildet. Der vielumstrittene Erlaß des Kaisers Hadrian an den Prokonsul Minucius Fundanus wird vom Verfasser mit den meisten Forschern als echt angenommen; daraus ergibt sich, daß Hadrian wenigstens tumultuarische Christenhetzen unterdrückt und ein gesetzliches Verfahren eingeschlagen wissen wollte. Denselben Standpunkt nahm Kaiser Antoninus Pius ein; zwar fanden auch unter ihm vereinzelte Martyrien statt, doch trat eine erhebliche Verschlimmerung der Lage der Christen erst unter Marc Aurel ein, unter welchem die furchtbare Christenverfolgung in Lyon ausbrach (178–79). Auch unter Commodus ereigneten sich einzelne Martyrien; doch bewirkte Marcia einen merklichen Umschwung zum Besseren und besonders die Zurückberufung der in die sardinischen Bergwerke verurteilten Christen.

Septimius Severus erwies sich den Christen zunächst wohlwollend, untersagte aber den Uebertritt nicht bloß zum Juden-, sondern auch zum Christentum und gab hiedurch der offiziellen Christenbedrückung neue Impulse, die sich nicht allein gegen die Katechumenen und Neubekehrten, sondern gegen die Christen überhaupt richtete und mit besonderer Heftigkeit in Afrika wütete. Noch gefährlicher hätte dem Christentume der wüste Synkretismus eines Heliogabalus werden können. Dagegen ließ Alexander Severus den Christen Duldung angedeihen, ja es ist die Nachricht sehr wahrscheinlich, daß er Christus einen Tempel habe bauen wollen. Seine Ermordung durch den rohen Soldatenkaiser Maximin aus Thrazien gab das Signal zu einer blutigen Reaktion, der es jedoch nicht auf eine planmäßige Vernichtung der Christen, sondern nur auf Unterdrückung einer dem Kaiser politisch verdächtigen religiösen Partei und daher zunächst auf Unschädlichmachung des Klerus ankam. Philipp der Araber wurde und wird vielfach noch heutzutage als Kryptochrist angesehen, eine Ansicht, die jedoch ernsten Bedenken unterliegt.

Schwere Zeiten brachen für das Christentum mit der Thronbesteigung des Decius an. Vom Bestreben erfüllt, das altrömische Staatswesen und mit ihm die altrömische Staatsreligion in neuem Glanze erstehen zu lassen, und aus dem dem Christentume infolge seiner konservativen Richtung von jeher abgeneigten Senate hervorgegangen, beschloß er die systematische Unterdrückung des Christentums, die in allen Teilen des Reiches zahlreiche Opfer, leider aber auch ebensoviele, wenn nicht noch mehr lapsi aufwies. Seine Nachfolger Gallus und mehr noch als dieser Valerian wandelten in seinen Fußstapfen, nur daß die Angriffe jetzt nicht mehr so fast dem christlichen Bekenntnisse als solchem, als vielmehr dem Christentume als religiöser Genossenschaft galten, weshalb vor allem die Hierarchie beseitigt und die religiösen Versammlungen verhindert werden sollten; aber

auch die christlich gewordenen Kreise der Aristokratie wurden vom Zorne des Herrschers betroffen.

Gallienus hob die Erlasse seines Vaters Valerian wieder auf; doch würde es zu weit gehen, in seinen Maßregeln ein förmliches Toleranzedikt erblicken zu wollen. Auch Claudius Gothicus war kein Christenverfolger; wenn er als solcher in verschiedenen Martyrerakten aufgeführt wird, so darf deren Echtheit billig bezweifelt werden.

Aurelian, der Bezwinger der mächtigen Königin Zenobia von Palmyra, einer der tüchtigsten Fürsten auf dem römischen Imperatorenthron, war wie die meisten Soldatenkaiser in religiösen Dingen streng konservativ und daher dem Christentume abhold. Hatte sich schon Domitian in amtlichen Schreiben selbst „dominus et deus“ genannt, so legte sich Aurelian diesen Titel auf den Münzen bei und war als Sohn einer Priesterin des Mithras dem Dienste des letzteren eifrig ergeben; doch entschloß er sich erst am Ende seiner Regierung zu ernsten Maßnahmen gegen die Christen. Unter Probus blieben diese im ganzen unbehelligt, ebenso unter seinen Nachfolgern Carus, Carinus und Numerianus.

Diokletian, gleich Aurelian absolutistisch gerichtet, ein Freund orientalischen Pompes, den alten Göttern aufrichtig zugetan, namentlich ein treuer Anhänger des Mithras, legte doch während des weitaus größten Teiles seiner Regierung eine überraschende Schonung gegenüber den Christen an den Tag. Mögen daher auch zu Beginn seiner Regierung einzelne Martyrien vorgekommen sein, zahlreich waren sie sicher nicht; im Gegenteile erfreute sich die christliche Religion unter ihm vollster Freiheit und weitestgehender Rücksicht, das christliche Element war namentlich in den Hof- und Staatsämtern, sogar in den Statthalterposten mehr und mehr vertreten, in Nikomedien, der neuen Residenz des Kaisers, erhob sich sogar dem Palaste gegenüber eine stattliche Kathedrale und der Uebertritt zum Christentum geschah so

massenhaft, daß neue, geräumigere Kirchen erbaut werden mußten. Erst 302 trat in der kaiserlichen Politik die verhängnisvolle Wendung zu Ungunsten der Christen ein, für welche hauptsächlich der fanatische Cäsar Galerius und sein reaktionärer Anhang verantwortlich zu machen ist. Seine Einflüsterungen erreichten ihren Zweck um so leichter, als Diokletian dem Berichte des Lactantius gemäß anläßlich einer durch die Christen gestörten Opferschau ohnehin stark verstimmt war und sich in seinem Verdachte durch wiederholte Palastbrände, die den Christen zur Last gelegt wurden, bestärkt sah. So erschien dem Kaiser die Partei, die er bisher für durchaus treu und verlässig gehalten, mehr und mehr als ein revolutionäres Element, das gerade um seiner vorzüglichen hierarchischen Organisation willen desto gefährlicher war. Immerhin ist der Umschwung der kaiserlichen Religionspolitik nicht aus rein politischen Motiven und noch weniger als politische Notwendigkeit zu verstehen. Die Verfolgung, welche nun ausbrach, übertraf an Furchtbarkeit alle früheren und entbrannte namentlich im Morgenlande in der entsetzlichsten Weise; nur die Länder des milden und edlen Cäsars Constantius blieben von dem schrecklichen Blutbade frei, wahre Inseln der Seligen und Oasen des Friedens in dem allgemeinen Christensturm. Die Abdankung der beiden Kaiser brachte für das Abendland, soweit es unter der Verfolgung bisher zu leiden hatte, Erleichterung; dagegen nahm das Wüten der Verfolgung im Morgenlande eher noch zu und forderte noch jahrelang zahllose Opfer, da jetzt Galerius als Augustus des Morgenlandes seinem unbändigen Hasse gegen die Christen freien Lauf ließ und in seinem Neffen, dem Cäsar Maximin Daja, einen ihm an Raffinement der Verfolgungskunst noch überlegenen Gesinnungsgenossen hatte. Erst 311, kurz vor seinem Tode, erließ Galerius das berühmte Toleranzedikt, das der Verfolgung der Christen Einhalt gebot. Hiezu bestimmte ihn wohl nicht blos seine schwere Erkrankung, sondern vielleicht

noch mehr die Rücksicht auf die Haltung des abendländischen Augustus Constantin, der gegenüber eine Fortsetzung der gewaltsamen Bedrückung des Christentums im Osten auf die Dauer nicht rätlich erschien. Zwar nahm Maximin nach dem Tode des Augustus Galerius die Verfolgung sofort wieder auf; allein der welthistorische Sieg Constantins über Maxentius an der milvischen Brücke vor Rom kam auch der östlichen Kirche zu gute, da der Sieger dem Maximin sofort die energische Aufforderung zugehen ließ, von weiterer Christenverfolgung abzustehen. In den Mailänder Beschlüssen (Februar 313) gewährten Constantin und sein Schwager Licinius ihren Untertonen volle Religionsfreiheit, die mit dem Siege des letzteren über Maximin auch im Morgenlande in Kraft trat. Die von Linsenmayer in den zwei letzten Kapiteln noch eingehend gewürdigten Reaktionsversuche, welche Licinius und namentlich Julian zu Gunsten des Heidentums unternahmen, vermochten die Herrschaft des Christentums über die alte Welt nicht mehr ernstlich zu gefährden.

Im Anhange sind, was gewiß von vielen Lesern freudig begrüßt wird, einige wichtige, auf die Verfolgungen bezügliche Aktenstücke im ursprünglichen Wortlaute mitgeteilt; so der Briefwechsel zwischen Plinius und Trajan, das Schreiben Hadrians an Minucius Fundanus, das Formular eines Opferscheins (libellus) aus dem Jahre 250, die berühmten Religionsedikte des Galerius wie des Constantin und Licinius, die Inschrift von Arykanda nach dem zweiten Ergänzungsversuche, endlich der in neuester Zeit vielbesprochene Brief des Priesters Phenosiris an den Presbyter Apollo. Besonderes Lob verdient endlich noch das sehr sorgsam ausgearbeitete Namen- und Sachregister.

Damit haben wir jedoch den reichen Inhalt des Linsenmayerschen Werkes erst zum Teile erschöpft. Berücksichtigt dasselbe doch nicht blos die Christenverfolgungen im allgemeinen und im besonderen, sondern auch die wichtigsten Martyrien und Martyrerakten, so daß es zu einer ganzen

Menge oft schwieriger Einzelfragen Stellung nehmen muß. Leider verbietet uns die Rücksicht auf den uns zur Verfügung stehenden Raum ein näheres Eingehen auf diese Gegenstände; so verlegt der Verfasser, um nur einige der bekanntesten der hier erörterten Fragen anzudeuten, die Martyrien der Apostelfürsten Petrus und Paulus nicht blos auf denselben Tag, sondern auch in dasselbe Jahr, 29. Juni 67. Das Martyrium des Apostels Johannes, der nach dem Berichte Tertullians von Domitian verurteilt worden sein soll, im siedenden Oel den Tod zu erleiden, verweist er in das Gebiet der Legende und läßt nur die Verbannung des Apostels nach der Insel Patmos als historisch gesicherte Nachricht gelten. Auch den Martyrtod des hl. Linus verwirft er, mit Rücksicht auf die Bemerkung des hl. Irenäus, daß Telesphorus in ruhmvoller Weise als Martyrer gestorben sei, womit angedeutet zu werden scheine, daß Telesphorus der erste römische Bischof war, der nach Petrus den Martertod erlitt. Der Tod der hl. Cäcilia fand nicht, wie vielfach angenommen wird, unter Marc Aurel, noch unter Alexander Severus statt, sondern ist wohl in die Zeit der großen Verfolgungen von Decius bis Gallinus zu versetzen.

Es ist wohl möglich, daß die Aufstellungen des Verfassers im einen oder anderen Falle auf Widerspruch seitens der Spezialforscher stoßen. Aber selbst wo man seine Meinung nicht teilt, wird man die ruhige Vornehmheit seiner Polemik, die Besonnenheit seines vorsichtig abwägenden Urteils und die gewissenhafte Verwertung der reichen Literatur rückhaltlos anerkennen.

Schnitzer.

VI.

Konfessions- oder Simultanschule?

„Hie Christentum — hie Atheismus", das ist die große Losung im Geisterkampfe unserer Tage. Und wo ist das Schlachtfeld, auf dem der Kampf entschieden werden soll? — Das ist die Schulstube, wie Leo XIII. sagt. Denn „Wer die Schule hat, der hat die Zukunft; darum rettet die Schule oder es ist alles verloren", um mit Windthorst zu reden. Angesichts dieser Sachlage ist es sehr begreiflich, wie „jede Partei ihre Ansichten, ihre Rechte, ihre Freiheiten, ihre Grundsätze gesetzlich in die Schule hineingetragen wissen möchte".[1]) Darum auch prüfen die beteiligten Streiter allüberall schon lange aufmerksam ihre Kräfte, um, sobald sie sich überlegen fühlen, den Hauptschlag zu führen; und so wird es uns nicht wundernehmen, wenn wir bei einem Rundgang durch die Parlamente kaum einen Staat finden, der nicht im Laufe der letzten zwei oder drei Jahre eine die Schulfrage betreffende Gesetzesvorlage aufzuweisen hätte. Ich erinnere zunächst an die Schulunterhaltungsvorlage in Preußen, mit der zugleich wichtige Fragen des Schulwesens selbst geregelt werden sollen; hier hat sich der früher offene Kampf gegen die katholische Kirche, die Inhaberin des unverfälschten Christentums, zu einem stillen Kampf um die

1) Allgemeine Rundschau Nr. 3, 15./I. 1905.

Schule ausgebildet, nachdem man zur Einsicht gelangt ist, daß einem solchen Gegner gegenüber ein Kampf mit offenem Visier nichts fruchtet. Bekannt ist ja Bismarcks Wort, der nach seinem Ansturm gegen die hierarchische Verfassung unserer Kirche durch die Maigesetze sich äußerte, man möge die weitere Aggressive der Schule überlassen. Daß dem auch heute noch so ist, gestehen die Gegner selbst. Sagte doch jüngst bei den Verhandlungen des „Vereins der national-liberalen Jugend in Berlin" Oberlehrer Dr. Poltz, der ganze Schulkampf sei eine Fortsetzung respektive der Rest des Kulturkampfs. Von anderen Staaten sei zuerst Frankreich erwähnt, wo die Religionsfeinde im Besitze der Macht, an erster Stelle den katholischen Unterrichtskorporationen das Messer an den Hals setzten, nachdem bereits früher, nämlich 1882, aus den Staatsschulen jeder Einfluß der Kirche verbannt worden war. Im Gegensatz dazu hat in Württemberg das liberale Schulgesetz 1904 ein klägliches Fiasko erlebt, während in Ungarn, ähnlich wie in Preußen noch das Zünglein an der Wage schwankt. Andere Schulerlasse sind zum Teil in letzter Zeit gegeben worden oder stehen in Kürze zur Beratung in Oesterreich, England, Holland und Kanada.

Bei der Wichtigkeit und Aktualität der Sache also wird es sich lohnen, wenn wir einmal zur Besprechung gerade den Angelpunkt herausgreifen, um den die ganze Schulfrage sich dreht, nämlich, ob die Kirche ein Recht auf die Schule hat oder nicht. Wir wollen dabei, um die Ausführungen nicht allzusehr in die Länge zu ziehen, absehen von allen Nebenfragen, z. B. welche Rechte den Eltern zustehen und so weiter, sondern einerseits uns vorführen, welche Rechte die Kirche für ihre Ansprüche geltend macht, anderseits, welche Gründe für die der Einwirkung der Kirche entzogenen Schulen, und zwar mit Unrecht, geltend gemacht werden, mag in diesen Schulen noch nebenher von Vertretern der einzelnen Bekenntnisse Religionsunterricht erteilt werden

(eigentliche Simultanschule) oder derselbe vollständig ausgeschlossen sein (freireligiöse oder religionslose Schule).

Betrachten wir zunächst die Rechtstitel, welche von Seiten der Kirche geltend gemacht werden. Da finden wir als erstes und oberstes Recht das der Sendung durch den Sohn Gottes: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Gehet also hin und lehret alle Völker . . und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe!“ (Evangelium nach Mathäus, XXVIII, 18—20.)

Diese Worte zeigen aber, daß es nicht nur ein Recht, sondern geradezu eine Pflicht der Kirche ist, zu lehren, eine Pflicht, deren sie sich nicht einmal, wenn sie wollte, entschlagen könnte, eine Pflicht, die sie ausüben muß, komme es gelegen oder ungelegen. Diese Worte zeigen ferner, daß das Recht der Kirche ein göttliches ist, denn Gottes Sohn hat es ihr verliehen; und wie vor allen göttlichen Rechten die menschlichen Gesetze ihre Kraft und Gültigkeit verlieren, so vermag auch dieses göttliche Recht der Kirche auf die Schulen kein „Gesetzesparagraph irgend eines Großen und Mächtigen dieser Erde, irgend eines Kollegiums oder eines Land- oder Reichstages umzustoßen, bezw. auf dem Verwaltungswege“ aufzuheben oder zu schmälern.[1]) Gestützt auf dieses Prinzip konnten die preußischen Bischöfe gegenüber dem Falkschen Schulgesetz vom 11. März 1872 an den König schreiben, daß dieser Gesetzentwurf den Rechten, welche der Kirche gemäß den unwandelbaren Grundsätzen des Christentums zukommen, zuwiderlaufe. Ja noch deutlicher erklärten sie sich in einer Eingabe an das Staatsministerium: „Der organische Zusammenhang der Volksschule mit der Kirche stützt sich auf ein der Kirche angeborenes göttliches Recht, dessen sie sich, selbst wenn sie wollte, nicht entäußern könnte, da es ihr nur zur Erfüllung einer unerläßlichen Pflicht, des christlichen Unterrichts und der Erziehung der

---

1) Steigenberger, Kirche, Schule. Augsb. Postztg. 233. 16./X. 1904.

Jugend von ihrem göttlichen Stifter übertragen worden ist." [1]) Um auch Andersgläubige zu Worte kommen zu lassen, hören wir eine Stelle aus dem Aufrufe des deutsch-evangelischen Schulkongresses, der vom 24.—27. September 1883 zu Kassel tagte: „Das Recht, unsere Kinder in Volksschulen unseres Glaubens erziehen zu lassen, gilt als ein von Gott verliehenes und darum unantastbares und unveräußerliches. Gleichwohl wollten wir schweigen von Recht, wenn nicht die heiligste Gewissenspflicht uns geböte, unseren Kindern wie im Hause, so in der Volksschule eine christliche Erziehung zuteil werden zu lassen. Der Besitz konfessioneller Volksschulen ist darum auch von jeher als ein wesentlicher Bestandteil der Glaubens- und Gewissensfreiheit angesehen worden." [2])

Der bisher angeführte Hauptrechtstitel der Kirche findet eine Ergänzung in dem Rechte, welches die Entwickelung des Schulwesens gerade unter ihrer sorgsamen Pflege ihr zuspricht, sowie in den Gesetzen und Staatsverträgen, welche bis in die jüngsten Zeiten hinein den kirchlichen Einfluß auf die Schulen anerkannten und garantierten. Da dieser Beweispunkt, um durchschlagend zu sein, einer eigenen größeren Abhandlung bedarf, müssen wir ihn der Kürze halber füglich übergehen, behalten uns aber vor, in Bälde darauf zurückzukommen.

Weniger zwar beweiskräftig, doch um so anschaulicher zeigt sich uns das Recht der Kirche auf die Schule in dem Titel, den wir Katholiken der Kirche selbst beilegen: „Sancta Mater, ecclesia" pflegen wir zu sagen. Dadurch bekennen wir, daß sie für ihre Untergebenen sowohl die Rechte wie auch die Pflichten einer wirklichen leiblichen Mutter hat. Wie es also einer Mutter zusteht, ja sie gehalten ist, ihre

1) Cathrein S. J., Kirche. Volksschule, 1896, S. 45.

2) Zitiert bei Stauracz: Der Schlachtengewinner Dittes und sein Generalstab, ein Jammerbild österreichischer Schulzustände.

Kinder zu erziehen, sie zu unterrichten in allem, was zu ihrem Fortkommen notwendig ist, so nimmt auch unsere heilige Mutter, die Kirche, zur Schulung und Erziehung ihrer Kinder das Recht einer heiligen Mutterliebe in Anspruch, und mit dem Rechte verbindet sie das Bewußtsein der Pflicht, jenes Recht auch zu üben und zu hüten, selbst unter den härtesten Opfern, und dies umsomehr, da es sich bei dieser Mutter nicht nur um das eine oder andere Kind handelt, sondern um eine Jugendschar, welche die ganze Erde bevölkert, da das Ziel ihrer Erziehung im Gegensatz zu dem mancher anderen Mütter kein irdisches ist, sondern jenseits der Sterne liegt und das Nichterreichen dieses Zieles durch nichts anderes kann wett gemacht werden und ewige Trauer und Klage verursacht.

Was ist nun dem gegenüber der Rechtstitel für konfessionslose Schulen? Um es gleich zu sagen, haben die Vertreter dieser Richtung weit mehr Gründe zur Hand als ihre Gegner, doch dafür sind selbige um so fadenscheiniger, ja nur deshalb hat man sie alle ausgesonnen und sinnt in dem jetzt tobenden Kampf um die Schule immer noch weitere aus, weil man sieht, daß die früheren trotz ihrer Menge immer noch keinen einzigen stichhaltigen Beweis abgeben und weil der eine dieser edlen Kämpfer verwirft, was sein Kollege noch soeben als neueste und höchste Errungenschaft gepriesen hat. Doch sehen wir uns diese angeblichen Beweise des näheren an. Wenn wir sie gruppieren wollen, so umfaßt die erste Gruppe die nationalen und sozialen Gründe, während eine zweite die pädagogischen und kulturellen, eine dritte endlich die sogenannten religiös-ethischen Gründe umschließt.

Also zunächst soll die Konfessionsschule ein Nachteil sein für die Einheit und den Frieden des Staates wie der Gesellschaft; sie säe Zwistigkeiten und Unfrieden zwischen den einzelnen Bekenntnissen. „Sperrt man das katholische Kind von seinen protestantischen Genossen ab", — bemerkt Freiherr Dr. von Rottenburg, Prokurator der Universität

Bonn, in seiner berühmt gewordenen Rede vom 21. November 1903 — so erzeugt man in ihm notwendig die Vorstellung, als ob die Protestanten aus einem anderen Stoff gebacken seien, aber nicht aus einem besseren, sondern aus einem, vor dessen Berührung man zur Vermeidung von gefährlichen Infektionen sich hüten müsse. Dasselbe gilt umgekehrt, sodaß die konfessionelle Schule die Kinder in die Arme einer Anschauung treibt, welche in dem berühmten Satze gipfelt: Homo homini lupus. Nur in der Simultanschule läßt sich dem Kinde der Gehorsam gegen das idealste Gebot unserer Religion anerziehen, das Gebot der Nächstenliebe; denn nur hier kann es vor dem schwersten Hindernis der Nächstenliebe geschützt werden, dem Vorurteil nämlich, als wären Katholiken und Protestanten aus besonderem Teig gebacken." Das Einvernehmen zwischen den Bekenntnissen, heißt es in einem Artikel der Kölnischen Zeitung (in Nr. 493 vom Jahre 1904), pflege dort am größten zu sein, wo sie sich beständig berühren, während umgekehrt die meisten konfessionellen Kanonenschüsse aus den Landesteilen resp. Ländern herüberflögen, wo nur ein Bekenntnis anzutreffen sei. Genau so sei es mit der Simultanschule und der Konfessionsschule. Die eine nähre den Frieden, die andere den Kampf. — Bleiben wir hier einen Augenblick stehen. Geradezu unbegreiflich ist es, wie immer von neuem die Behauptung in den Vordergrund gestellt werden kann, die Simultanschulen förderten die Toleranz und den Frieden unter den Konfessionen. Die langjährige Erfahrung hat doch gerade das Gegenteil bewiesen. Wer das leugnet, tut es aus Unwissenheit oder wider besseres Wissen. Hören wir als unverdächtigen Zeugen den liberalen Professor Dr. Otto Pfleiderer aus Berlin: „Die Simultanschule, die den bestehenden Gegensatz der Konfessionen ignorieren und die Faktoren einer einheitlichen Weltanschauung unseres Volkes zur Basis ihrer Erziehungsmethode machen will, würde so wenig zum konfessionellen Frieden beitragen, daß sie viel-

mehr durch die unendlich vermehrten Gelegenheiten zu gegenseitiger Reibung und Reizung die Quelle täglich erneuten Haders und einer immer unheilvoller wachsenden Spannung der konfessionellen Gegensätze werden würde. Und man glaube nicht, daß der Staat dies durch irgendwelche Verwaltungsmaßregeln zu verhüten imstande wäre, selbst nicht beim besten Willen seinerseits. Denn der Grund der immer neu hervorbrechenden Streitigkeiten läge ja nicht bloß im bösen Willen der Lehrer, der sich durch Staatsgesetz und Staatsinspektion eindämmen ließe, er läge vor allem im Wesen dieser Schule selbst, in ihrer Zusammenkoppelung von Schülern verschiedener Konfessionen, von Parteien also, deren jede ihre eigenartige Weltanschauung vom Elternhaus her besitzt und sich in dieser ihrer Eigenart durch die andere Partei bezw. durch den der anderen Partei angehörigen Lehrer bei jedwedem Anlaß benachteiligt und bedrückt, gereizt und verletzt fühlen würde." Der Autor weist dies dann speziell am Beispiel des Geschichtsunterrichts eingehend nach: „Eine Geschichtserzählung mag noch so objektiv sein, immer wird doch schon in der Gruppierung und kausalen Verknüpfung der Ereignisse und in der Erklärung der Handlungen aus den Charakteren und Verhältnissen das Urteil des Erzählers sich geltend machen; ein Lehrer aber vollends, der durch seine Geschichtsdarstellung erziehend und charakterbildend wirken will, kann sich nicht auf kühle Referate beschränken, sondern mit seinem Herzen bei der Sache sein und aus seiner persönlichen Ueberzeugung lobende und tadelnde Urteile über die Personen und Handlungen der Geschichte fällen." [1]) Ganz im gleichen Sinne nahm die 18. Generalversammlung zur Erhaltung der evangelischen Volksschule vom Jahre 1904 einstimmig eine Resolution an, in der es heißt: „Wir geben der Ueberzeugung Ausdruck, daß aus nationalen und sozialen Gründen die Simultanschule zu

1) Monatsschrift ‚Deutschland', Oktoberheft 1904.

verwerfen ist. Insonderheit wird der konfessionelle Friede durch die Simultanschule nicht gefördert, sondern im Gegenteil beeinträchtigt und gestört.“ Diese Zeugnisse ließen sich häufen; erwähnt sei nur noch Heinrich von Treitschke, der in seinen Vorlesungen über Politik sich also äußert: „Daß gemischte Schulen den religiösen Frieden fördern, ist zwar oft behauptet worden, ist aber das Gegenteil der Wahrheit. Simultanschulen erregen den Religionshaß weit eher als konfessionelle.“

Wo die Simultanschule den Frieden wirklich gefördert hat, war es der Kirchhofsfriede, das heißt, diese Konfusionsschule hat in vielen Fällen die Konfession und mit ihr die wahre Religion in den Herzen ausgelöscht und ertötet, jeden positiven Glauben haben die Schüler verloren, so daß sie einer sogenannten Allerweltsreligion anhingen oder ganz dem Atheismus, dem Abfall von Gott anheimfielen. Das ist der Friede, den die Simultanschule bringt. Uebrigens scheinen jene nationalen Schwärmer gar nicht zu wissen, daß das echte Vaterlandsgefühl gerade von der Religion seine höhere Weihe empfängt, die ihm Grund und Halt, Maß und Richtung gibt und seine Wurzeln tiefer in die Seele senkt. Vor allem bewahrt die Religion, weil sie das ideale Element des Universalismus des Christentums in die Liebe zur Heimat trägt, diese vor schroffer, abschließender Einseitigkeit und gefährlicher Ueberspannung, die im völkerhassenden Chauvinismus so häßlich in die Erscheinung treten. Diese Vertiefung und Verklärung des Nationalgefühls wie überhaupt jede sittliche Vervollkommnung kann aber bei dem einzelnen Individuum das Christentum nur in der konkreten Form bewirken, die seinem Herzen teuer ist. Denn jede Religion und Sittlichkeit ist für den Menschen ein schreckender Schemen, wenn sie nicht Fleisch und Leben geworden ist. So muß man gerade unter dem nationalen Gesichtspunkt die Forderung der nationalen Erziehung erheben.

An zweiter Stelle werden sodann pädagogische und

kulturelle Gründe ins Feld geführt. Da heißt es denn, eine ordentliche, gesunde Pädagogik müsse die Kinder dazu erziehen, die höchsten Gaben des Menschen, nämlich Verstand und Vernunft, gut zu gebrauchen und möglichst zu entfalten. Deshalb „darf man in das Bewußtsein des Kindes keine Vorstellung, keine Meinung und keinen Glauben dringen lassen, der nicht zuvor durch die Vernunft geprüft worden ist“.[1]) Man darf nicht den Kindern jeden Zweifel verbieten, der das redliche, ernste Streben nach Klarheit vorbereitet; die gegnerischen Anschauungen sollen sie kennen lernen, damit sich die eigene Weltanschauung bilde.[2]) Dem allem aber werde der Weg versperrt in den Konfessionsschulen: dort wird der jugendliche Verstand eingepfercht in dogmatisch festgelegte Lehrgebäude, wogegen das moderne Denken sich sträubt; dort muß sich ein- für allemal die Vernunft einer übernatürlichen Lehrgewalt unterwerfen, dort wird das Recht und die Pflicht eines jeden, sich seine Ueberzeugung zu schaffen, mißachtet; es steht nicht den einzelnen frei, die Wahrheiten und Grundsätze zu ergründen, nach denen sie leben und taten müssen.

Um bei der Widerlegung dieser phrasenhaften „Beweise“ gleich mit dem letzten anzufangen, so ist es ungefähr dasselbe, als wenn der Bauer erst den Acker und Pflug sich ausdenken, erfinden, schaffen müßte, bevor er ackert und sät.[3]) Und wie schwach steht es erst mit der Behauptung, in der Pädagogik sei ein Zwang nicht zulässig. Ja, einen physischen Zwang gibt es nicht, wohl aber einen moralischen: ich bin nicht physisch gezwungen, anzunehmen, daß $2 \times 2 = 4$ ist,

1) Beschlüsse der französischen Unterrichtsliga zu Amiens 1904 nach Elsässer Nr. 341 vom 8. Okt. 1904.

2) Parteitag der deutschen Volkspartei 1904 zu Aschaffenburg nach der Köln. Volkszeitung Nr. 802 vom 27. Sept. 1904.

3) Kölnische Volkszeitung Nr. 825 vom 4. Oktober 1904 über den Kongreß zu Amiens.

aber ich bin dazu moralisch genötigt, und wenn ich mich dazu nicht nötigen lasse, gehöre ich ins Irrenhaus. Wenn ich nun moralisch genötigt bin, natürliche Wahrheiten anzunehmen, ja ohne diese Voraussetzung doch selbst nach Ansicht der Gegner keine Pädagogik möglich ist; wie soll es da einer gesunden Erziehungslehre widerstreiten, übernatürliche Wahrheiten aus moralischer Nötigung anzunehmen? Übrigens, wer ist es, der keine Meinung, keine Vorstellung annimmt, ohne sie vorher durch die Vernunft geprüft zu haben? Die Pädagogische Zeitung, das leitende Organ der Bestrebungen zu Gunsten der Simultanschule, schreibt:[1] „Die großen Männer überzeugen nicht durch ihre Gründe, sondern durch ihre Persönlichkeit; ich will damit nicht sagen, daß ihre Gründe nicht überzeugend seien, aber man prüft sie nicht mehr, man glaubt und vertraut." Wenn das auf gegnerischer Seite für die Erwachsenen gilt, warum sollen wir nicht unseren Kindern dasselbe zumuten, solange sie noch nicht selbst fähig sind, alles zu unterscheiden? Hat er dagegen die Unterscheidungsgabe erlangt, so wird kein vernünftiger Katholik eine Wahrheit unbesehen hinnehmen, vielmehr stützt sich sein Glaube auf eine voraufgegangene rationelle Begründung.

Schließlich scheinen die Herren Gegner überhaupt von Pädagogik einen merkwürdigen Begriff zu haben. Gewiß ist die größtmögliche Ausbildung des Verstandes und der Vernunft in der Pädagogik mit eingeschlossen, aber das einzige oder auch nur Hauptziel derselben ist sie darum noch nicht: „Lebendiges Wissen und durchgeistigtes Können sind wohl Erscheinungsformen der Bildung, aber sie müssen sich zusammenfinden mit geläutertem Wollen, das Idealbild eines gebildeten, eines erzogenen Menschen muß notwendig auch sittliche Züge aufweisen. Das hat schon der Siracide

1) Am 29. September 1904 im Leitartikel „Clausnitzer als Führer der deutschen Lehrerschaft".

in biblisch großer Schlichtheit ausgesprochen: „Wie groß ist, der Weisheit und Wissenschaft gefunden hat; aber er steht nicht höher, als wer den Herrn fürchtet.“ (Sirach XXV, 13.)[1]) Aber kann man sich diese sittlichen Züge allein durch die intellektuelle Bildung aneignen? Herbert Spencer, der doch als Hauptziel aller seiner philosophischen Arbeiten die unabhängige Moral anstrebte, hat in seiner Préparation à la science sociale par la psychologie das kostbare Geständnis gemacht: „Ich betrachte es als einen Unsinn, jenes Vertrauen, jenes hoffnungsvolle Erwarten auf die gute Sitte, welche die intellektuelle Bildung als ihre Frucht zeitigen soll. Die allgemeine Erfahrung steht damit in grellem Widerspruch. Wo besteht denn ein Zusammenhang zwischen dem Erlernen bestimmter Zeichen, die zur Bildung eines Wortes notwendig sind, und der Aneignung eines höheren Pflichtgefühls? Wie könnte durch meine Schreibfertigkeit mein Wille gestärkt werden, Gutes zu tun? Wie könnte die Kenntnis der Multiplikationstabellen oder die Divisionstheorie mich verhindern, dem Nächsten schaden zu wollen? Wie wäre die Orthographie oder die grammatische Analyse imstande, bei mir das Rechtsgefühl zu entwickeln? Oder wie sollte die Häufung der geographischen Kenntnisse die Wahrheitsliebe bei mir vermehren können? Das alles wären Ursachen und Wirkungen, die in keinem Verhältnisse zu einander stehen. All dieses Wissen hätte keinen größeren Einfluß auf mein sittliches Betragen, als die gymnastischen Uebungen, die doch nur bestimmt sind, meine Glieder zu stärken. Der Glaube und das Vertrauen in die Schulhandbücher und in die Lektüre ist einer der großen Irrtümer unserer Zeit.“

Aber wir wollen ja gar nicht die Religion ganz abschaffen, werden da einige der Gegner einwerfen, sondern

---

1) Konfessionelle oder paritätische Erziehung. Artikel der Trierischen Landeszeitung Nr. 277 vom 1. Dez. 1903.

nur ihre Trennung vom übrigen Unterricht herbeiführen. Nun gut, auch ſo noch iſt es ein pädagogiſcher Fehler, für Simultanſchulen zu plädieren, denn gerade in der Religion laufen alle Fächer des erziehlichen Unterrichts zuſammen".[1]) „Der Religionsunterricht darf, wenn ein guter Geiſt in den Gymnaſien dauernd heimiſch werden ſoll, nicht als bettelnder Fremdling angeſehen werden. . . . In der Tat könnte kein ſchwererer Fluch über ein evangeliſches Gymnaſium kommen, als wenn in demſelben dem Religionsunterrichte eine ſo mistiſche Stellung zugewieſen würde, daß die Religion nur noch in einigen Wochenſtunden ihr notdürftiges Unterkommen fände, ſonſt aber von dem Wehen ihres Geiſtes bei Lehrern und Schülern nicht viel zu verſpüren wäre. Möchte ein ſolches Gymnaſium in anderen Beziehungen immerhin zahlreiche Zeichen eines regſamen Strebens von ſich geben — drinnen im Herzen ſäße ihm doch der Tod." So zitiert mit Bekundung ſeiner Uebereinſtimmung aus Lehnerdts Schrift „Der Dekalog und die evangeliſchen Gymnaſien" (Königsberg 1843) der berühmte Pädagoge Otto Frick, weiland Direktor der Frankeſchen Stiftungen in Halle.[2]) Wenn aber das von den Gymnaſien gilt, ſo muß es a fortiori auf die Volksſchulen Anwendung finden. Alſo können wir trotz des erhobenen Einwandes mit Profeſſor Dr. Rein in Jena, der gewiß eine unverdächtige Autorität iſt, die Behauptung aufrecht erhalten: „Die Konfeſſionsſchule iſt und bleibt das Schulideal, das für jeden tiefer Blickenden unbeſtreitbar iſt; die Simultanſchule als Schulideal anſehen und für ſie eintreten wollen, dagegen ſträubt ſich unſer pädagogiſches Gewiſſen."[3]) Demgemäß wäre es auch mit dem pädagogiſchen

---

[1]) J. Vollert Seite 59 in Heft 17 der Lehrgänge und Lehrproben von Halle.

[2]) Lehrgänge und Lehrproben, Heft 15, S. 111.

[3]) Aus der Zeitſchrift für Philoſophie und Pädagogik angeführt in Köln. Volkszeitung Nr. 201 vom 10. März 1905

Stützpunkte für die Simultanschule nichts, im Gegenteil müssen wir dem Katholischen Lehrerverein in Köln zustimmen, der in seiner Monatsversammlung vom Oktober 1904 erklärte, er halte gerade aus pädagogischen Gründen an der Forderung der konfessionellen Schule unentwegt fest, ein Urteil, das auch der Evangelische Lehrerverein von Minden Ravensburg in seiner Weihnachtskonferenz vom Jahre 1904 sich zu eigen machte. [1])

Nahe verwandt mit dieser pädagogischen Begründung und deshalb gewöhnlich im Zusammenhange mit ihr genannt, ist jene aus kulturellen Rücksichten. In Gestalt des Religionsunterrichtes, so sagt man, schleppt die Schule eine erschreckliche Masse toten Stoffes mit, welcher die jugendlichen Geister zu ersticken droht. Dieser unverdauliche Ballast religiösen Gedächtnisstoffes versperrt Besserem den Raum und schädigt so den Kulturfortschritt der Völker. Das geistige Leben einer Nation basiert auf gemeinsamer Wissenschaft, Kunst und Literatur. Die Kirche, mag sie auch die Mutter, oder mit anderen zu sprechen, wenigstens die Amme der Schule gewesen sein, hat sich als unfähig erwiesen, die Schule den Forderungen der fortgeschrittenen Zeit anzupassen. Mit solchen und ähnlichen Redensarten hält man die Konfessionsschule für abgetan.[2])

Doch da möchten wir an diese Kulturpauker einmal die Frage richten: Was versteht ihr denn eigentlich unter Kultur? Besteht sie etwa allein in einem ausgedehnten Wissen oder

---

1) Tägliche Rundschau Nr. 15 vom 10. Januar 1905.

2) Vergl. die Berichte über den sozialdemokratischen Parteitag von Bremen, ihren Preußentag in Berlin — über die liberale Lehrerversammlung vom September 1904 in Berlin, den Delegiertentag der Jungliberalen in Leipzig, vor allem den Artikel des Vorwärts „Vom Unfug des Religionsunterrichts“ in Nr. 247 vom 20. Oktober 1904.

nur in einer Menge äußerlicher Erfindungen und Bequemlichkeiten, die man sich durch die Erfolge der Wissenschaft verschaffen kann, wie z. B. das Auerlicht und die elektrische Bahn, die gezogene Kanone und den Luxus des Schlafwagens? Mit so bescheidenen Leuten, die unter Kultur ähnliche Dinge verstehen, brauchen wir uns wohl nicht auseinanderzusetzen. Erustere Geister dagegen verstehen unter Kultur mehr. So verschieden auch die Erklärungen sind, die man davon gibt, so kommen sie doch alle im wesentlichen darauf hinaus, daß sie die Entfaltung des inneren Lebens in der Menschheit bedeute oder wie der große Historiker Eberhard Gothein sagt: „Die Gesamtentwicklung der Menschheit in Religion, Kunst, Recht und Wissenschaft", die Religion also stellt er als ersten Kulturfaktor obenan.[1]) — Wenn man zudem mit Phrasen wie von einer übermäßigen Belastung mit totem Gedächtnisstoff usw. operiert, so täten jene Kulturhelden gescheidter, vor ihrer eigenen Türe zu kehren; denn wo wird mehr toter Gedächtnisstoff den Kindern aufgedrungen als in den modernen Staatsschulen. „Wir können ruhig sagen, daß ein großer Teil dessen, was unsere Jugend, die jüngere und die ältere, heutzutage lernen muß, von vielen der Schüler und besonders der Schülerinnen niemals praktisch verwertet werden kann".[2]) Religion dagegen, die braucht ein jeder fürs Leben, und darum muß man umgekehrt sagen, daß der Wissensrausch- oder -Taumel, den man in den Simultan- oder religionslosen Schulen pflegen möchte, wo das Wissen nicht als Mittel zum Zweck, sondern als Selbstzweck auftritt, wo alle höheren Rücksichten zurückstehen müssen vor dem tyrannisch auftretenden Gott: Wissen, Wissen, Wissen –

---

1) Vergl. den Artikel von P. Albert M. Weiß „Der sogenannte Katholizismus und die moderne Kultur" in Heft 1, Jahrg. 1903 der theologisch-praktischen Linzer Quartalschrift.

2) Max Steigenberger, Kirche und Schule.

Besserem den Weg versperrt. — Daß die Kirche endlich die Schule den Forderungen der fortgeschrittenen Zeit nicht anzupassen vermöge, wäre erst zu beweisen. Uns steht das Gegenteil fest. Oder wie könnten sonst die katholischen Lehrer Ungarns in ihrem Protest vom 5. Juli 1904 gegen die zu erwartende Simultanschulvorlage sich zu folgender Forderung erdreisten: Punkt 11. „Der Ausschuß wünscht unbedingt, daß die Lehrerbildung und Befähigung für konfessionelle Schulen in den Händen der Kirche bleibe. Schaffe der Staat eine Kontrolle, wie sie ihm beliebt, der Ausschuß wird sie mit Freuden aufnehmen, weil sie den Beweis erbringen wird, daß die katholischen Präparandien sowohl in der Vergangenheit als gegenwärtig hinsichtlich der wissenschaftlichen und Fachbildung auf gleicher Höhe mit den staatlichen stehen". Was hier von den Lehrerseminarien ausdrücklich behauptet wird, gilt natürlich ebenso von den Elementarschulen. Brauchte es noch eines eigenen Beweises, so besuche man einmal die unter kirchlicher Leitung stehenden Schulen, z. B. jene der Schulbrüder von Joh. Bapt. de Lasalle, und man wird sich überzeugen, daß der wissenschaftliche Erfolg in ihnen keineswegs hinter dem der Staatsschulen zurücksteht; darüber sind alle kompetenten Beurteiler einig, und selbst aus Feindesmund ließen sich dafür unzählige Beweise beibringen; sagte doch vor kurzem noch ein großer französischer Schulmann, der ein Ungläubiger ist, wenn er Unterrichtsminister wäre, würde er den Schulbrüdern die unumschränkte Generalleitung aller französischen Unterrichtsanstalten übertragen, nur die eine Bedingung würde er stellen: „Von Religion darf in der Schule nicht gesprochen werden", eine Bedingung, die allerdings den ganzen von ihm erwarteten Erfolg vereiteln würde, im übrigen auch niemals die Zustimmung jenes Ordens fände. Zuletzt noch ein schlagendes Beispiel: Bei den Wettprüfungen[1]) zwischen den Schulen der Schul-

1) Die Volksschule vor und nach Luther, Trier 1903.

brüder und den konfessionslosen Staatsschulen in Irland im Jahre 1897 gewannen jene von 388 ausgesetzten Preisen nicht weniger als 301, und da wagt man noch zu behaupten, durch solchen Unterricht erlitten die Kulturaufgaben der Staaten eine Einbuße!

Nicht mehr beweiskräftig als die bisherigen, doch wenigstens dem Anscheine nach bestechender ist jenes Konglomerat von Gründen, das man mit dem Namen der religiös-ethischen Beweise bezeichnen könnte: religiös, — das heißt der Religion geschieht ja nichts zuleide, denn die Religion bleibt der Kirche überlassen, zudem ist das religiöse Innenleben Sache des einzelnen; ethisch, — die Begriffe der Ethik, des Erlaubten und Unerlaubten sind doch für alle gleich; warum soll also hier eine katholische, dort eine protestantische und wieder wo anders eine jüdische Moral gelehrt werden? Darum ist es eine Anmaßung, die Sittenlehre an das Dogma zu hängen. Sie ist das Ergebnis der menschlichen Entwicklung; durch ihre methodische Vervollkommnung wird sie immer mehr wissenschaftlich, sie ist also unabhängig von jeder religiösen oder metaphysischen Doktrin, sie ist ausschließlich weltlich und ihr Ziel ist das rein menschliche, die Beziehungen zwischen den Menschen wie zwischen den Völkern nach den Gesetzen der Vernunft und Wissenschaft zu regeln. „Der Lehrer kann ohne Hülfe der Religion die sittliche Persönlichkeit des Kindes erstalten, erschaffen, ja es ist dies seine höchste Pflicht. Man muß in dem Kinde Selbstachtung und Eigenstolz entwickeln. Vom Tage ab, wo es sich Mühe gegeben, die Unverletzlichkeit, Ganzheit seines sittlichen Wesens aufrecht zu erhalten, wird es auch das innere Leben anderer achten".[1]) Das Gute um des Guten willen üben, ist die rechte Ethik.

---

1) Unterrichtsminister Chaumié zu Amiens nach der Kölnischen Volkszeitung Nr. 823 von 1904.

Nun, solche Redensarten hören sich ja recht schön an; doch blicken wir einmal tiefer und sehen, was dahinter steckt. Der Religion geschieht nichts zuleide: aber ist es denn nicht schon eine Beleidigung für die Religion, daß man sie als Privatsache, das will heißen als Nebensache betrachtet. Nur vom Singen und Turnen kann in den Schulen dispensiert werden, weil manche Kinder dafür kein Talent haben: in die Kategorie dieser Fächer also, ja noch unter sie möchte man die göttlich geoffenbarte Religion erniedrigen. „So muß bei den Schülern der Eindruck entstehen, daß die religiösen Dinge mehr oder weniger die nur Sache der geistlichen Herren seien; da sie außer vom Priester nie hören, welche Religion die wahre sei, sie selten oder niemals in die Wagschale der Beurteilung der anderen Gegenstände fallen sehen, so ist es doch offenbar nahe gelegen, daß die Schüler inbezug auf die Religion gleichgültig oder überhaupt gesinnungslos werden, wenn sie nicht gar versucht sind, ganz die Religion über Bord zu werfen, besonders wenn der Familienhauch ein religionsloser ist. Zum mindesten ist doch die Gefahr, ja die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie als Religionsidioten aufwachsen.“ Aber trotzdem wagt man zu behaupten, der Religion geschehe ja kein Leid. — Doch ebenso windig steht es mit der religionslosen Moral oder der Laienmoral, wie man sie zu nennen beliebt; wir behaupten, eine solche ist geradezu ein Unding: denn 1. „Die Religion gehört zum Wesen der Moral; wer moralisch handelt, den nennt man einen Ehrenmann, ein Ehrenmann ist aber nur, wer alle seine Pflichten erfüllt. Nun ist der Mensch in erster Linie Geschöpf, die höchsten Pflichten des Geschöpfes sind die Pflichten gegen den Schöpfer. Wer aber diese Pflichten erfüllt, ist religiös, also ist religionslose Moral unmöglich“. 2. „Ohne Religion hat kein Mensch einen genügenden Beweggrund zum moralischen Handeln. Wir vernünftige Menschen wollen nicht nur wissen, daß wir keusch leben wollen, daß wir nicht stehlen dürfen, sondern

wir wollen wissen, warum wir moralische Pflichten erfüllen sollen. Ueber dieses Warum gibt uns nur die Religion Aufschluß, die uns einen allwissenden Gott glauben läßt, nicht aber eine Theorie, die von einem eisernen Naturgesetz oder einer ewigen Materie redet. Was schert mich Fatum, was Naturgesetz! Die wissen nicht, was ich denke, von denen lasse ich mich in meinem Handel nicht beeinflussen!" [1]) Aber sind die anderen Unterlagen, die man dieser Laienmoral zu geben versucht, etwa stärker? „Da reden sie von dem Gemeinwohl, von der gesellschaftlichen Wohlfahrt, von dem größtmöglichen Glück, der größtmöglichen Zahl, vom Staatswohl und vom Menschheitsdienst. Aber der eine macht sich lustig über den anderen, was dem einen eine Winkelriedstat ist, ist dem anderen eine Don-Quixoterie." [2]) Auch das „Gute um des Guten willen üben" klingt sehr schön und ist, recht verstanden, sehr schön. Aber wie viele, nicht bloß Ungebildete, sondern Gebildete werden es vergessen, wenn die Leidenschaften zu anderem raten?" [3]) Schließlich ist ebenso die Erziehung des Menschen zu Selbstachtung und Eigenstolz — solange sie sich in den rechten Schranken hält — gut und verdienstlich, aber auf ihr als letztem Fundament ein Moralgebäude aufrichten wollen, ist durchaus verfehlt. „Es fällt mir im Traume nicht ein, die natürlichen Anlagen des Menschen zum Guten leugnen oder auch nur unterschätzen zu wollen; aber sollen diese zur Blüte gelangen, sollen sie den Sieg davontragen über die dem Menschen ebenfalls von Natur aus mitgegebenen schlechten Anlagen, so bedarf es einer außerhalb des Menschen stehenden höheren

---

1) Kaplan Lichtenberg auf der liberalen Lehrerversammlung zu Berlin.

2) Germania Nr. 217 von 1904 in dem Artikel „Ethische Jugendlehre".

3) Max Steigenberger, Kirche und Schule.

Sanktion des Sittengesetzes. Das beweist die Erfahrung; als im Jahre 1882 in Frankreich die Laienmoral gesetzlich in die Staatsschule eingeführt wurde, da regnete es sogen. Katechismen für die bürgerliche Sittenlehre, 47 an der Zahl, aber sie widerlegten sich gegenseitig. Schließlich mußte die Regierung eine Art Handbüchlein herausgeben, welches besonders die Pflichten gegen den Staat betonte, z. B. jeder Franzose hat die Pflicht, sich zu unterrichten, seine Steuern zu bezahlen, dem Gesetz der Obrigkeit zu gehorchen, seine Wehrpflicht zu erfüllen.“ Natürlich wird bei Erfüllung dieser Pflichten auch in Frankreich mittels Zwang nachgeholfen, doch das bewirkt nur, daß man gehorcht, wo man beobachtet wird und dem strafenden Arm der Gerechtigkeit verfällt, während eine Moral, deren letzter Urgrund der allwissende Gott ist, d. h. eine religiöse Moral, auch vor geheimen Uebertretungen bewahrt.

Wie wir sehen, sind die zugunsten der Simultanschule angeführten Gründe nicht nur nicht stichhaltig, nein, sie beweisen das gerade Gegenteil von dem, was man mit ihnen beweisen will. Gehen wir aber auf ihren Ursprung zurück, so entstammen sie alle, bewußt oder unbewußt, mehr oder weniger dem religiösen Indifferentismus oder gar dem Hasse gegen jede positive Religion. Jedenfalls jedoch führt die Simultanschule zu diesem Ziele, nach Wunsch der einen direkt, indem sie einfachhin von vornherein jedes religiöse Prinzip aus dem Unterricht ausschalten und einer pantheistisch-materialistischen Weltanschauung huldigen, nach Wunsch der anderen indirekt, indem sie, mögen sie es ausdrücklich beabsichtigen oder nicht, durch Ausführung ihrer Pläne jede Lebensäußerung des religiösen Prinzips unterbinden, sodaß dieses nicht mehr praktisch wirken kann. Oder inwiefern soll die Religion noch einen wirklichen Einfluß auf die Schule ausüben, wenn sie einmal reine Staatsanstalt geworden ist, wenn man den Geistlichen jedes Aufsichtsrecht benimmt

und die Laienaufsicht einführt, wenn schließlich die Religion aus den Lehrfächern ausscheidet und eine bürgerliche Moral an ihre Stelle gesetzt wird? Mit Recht sagt darum selbst ein liberales Blatt, nämlich der Rheinische Kurier: „Die Schreier, die im Kampfe das große Wort führen, stehen jenseits von allem Religiösen und Konfessionellen. Ihr Eifer für die Simultanschule ist der Eifer für die religionslose oder religionsfeindliche Schule."[1]) Dieses Urteil wird von den angeführten Belegen ja auch vollauf bestätigt.

Wenn vereinzelt noch andere Gründe für die Simultanschule aufgeführt werden, wie z. B. sie gereiche zum Vorteil der Geistlichkeit, indem diese sich auf ihr enges Gebiet beschränken könne oder dergleichen mehr, so können wir diese füglich übergehen, da sie doch von untergeordneter Bedeutung sind, und schließen mit der Resolution des Regensburger Katholikentages von 1904: „In der Erwägung, daß das Ziel der Volksschule, die Kinder zu guten Menschen, zu treuen und zuverlässigen Gliedern der Kirche und der menschlichen Gesellschaft und zu Erben des Himmels zu erziehen, nur in der konfessionellen Schule voll und ganz erreicht werden kann, da nur hier der Unterricht und die erziehlichen Maßnahmen den genannten hohen Zielen in möglichst vollkommener Weise angepaßt werden können und nur hier der Lehrer seine ganze Persönlichkeit ohne Einschränkung und ohne Rückhalt in den Dienst der Erziehung stellen darf; in der ferneren Erwägung, daß das ganze katholische Deutschland die Simultanschule verurteilt und nur der konfessionellen Volksschule und deren Lehrern sein volles Vertrauen entgegenbringt und sie in ihrem Wirken zu unterstützen bereit ist, fordert die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands alle katholischen deutschen Männer auf, gegenüber den

---

1) Zitiert in Heft 1, Jahrgang 1905 der theologisch praktischen Linzer Quartalschrift, Seite 185.

in letzter Zeit erneut hervortretenden Bestrebungen zur Förderung der Simultanschule überall und mit aller Entschiedenheit für die Erhaltung bezw. Einführung der konfessionellen Volksschule und Lehrerbildung einzutreten."

Zuletzt noch allen, die es angeht und die noch unentschlossen sind, folgendes Wort der Hl. Schrift zur Beherzigung: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so folget ihm, ist aber Baal Gott, so folget diesem" (III. Könige XVIII, 21). Wird der Appell denselben Erfolg haben wie der des Elias: „Und das Volk antwortete ihm kein Wort"? Darum, christliche Eltern, aufgepaßt! Das Wohl des Teuersten, was ihr besitzt, ist in großer, in sehr großer Gefahr.[1]) — Wer aber kraft seines Amtes berufen ist, in dieser Frage mitzusprechen, versäume nie, bei jeder Gelegenheit unsere gute Sache zu vertreten. Der Sieg wird dann uns gehören. Denn

„Mit Gott, Vernunft und seinem guten Recht
Fährt keiner auf die Dauer schlecht."

Rom. Dr. H. Lausen.

---

1) Germania Nr. 229 vom 5. Oktober 1904 in dem Artikel „Liberale Charakterstärke und liberale Logik".

VII.

Ueber den Stil des Otto-Heinrichsbaues.

Von Max Bach.

Der Streit um das Schicksal des Otto-Heinrichbaues ist verstummt, die Gemüter haben sich beruhigt, es dürfte daher nicht unpassend erscheinen, einmal einen Blick zu werfen auf den Stil des Otto-Heinrichsbaues, denn gerade die großen Schwierigkeiten, welche einer Stilanalyse entgegenstehen, insoferne der Bau eine ganz eigenartige Stellung in der Kunstgeschichte einnimmt, tragen einen Teil der Schuld, wenn wir bis heute noch nicht einig sind, nach welchen Gesichtspunkten und in welchem Geist die fehlenden Teile des Baues wiederhergestellt werden sollen.

Der Stil des Otto-Heinrichsbaues hat auf Kunstverständige und Laien stets einen fremdartigen seltsamen Eindruck gemacht, und in der Tat die Fassade steht unter allen deutschen Palastbauten einzig da; aber auch in Italien oder sonst wo, ist kein anderes Gebäude ihm an die Seite zu setzen und alle Versuche, den Urheber des Baugedankens nachzuweisen, sind bis jetzt gescheitert.

Um die Wandlungen in den Anschauungen über den Stil des Palastes kennen zu lernen, müssen wir einen Blick rückwärts werfen und aus der zahlreichen Literatur über

das Schloß die Stimmen zusammensuchen, welche sich darüber hören lassen.[1])

Der Schwede Biörnstahl (1774) nennt das Schloß gotisch, Le Duc (1779) spricht von schönen Fassaden im „erhabensten Geschmack“, Rembeck (1807) sagt: „Die Türverzierungen am Otto-Heinrichsbau konnten nur einem griechischen Meißel entblühen. Die Vermischung des Gotischen und Griechischen erteilt dem ganzen einen eigenen reizenden Charakter“. Helmina von Chézy schreibt 1816: „Die Arabesken der Türen im Otto-Heinrichsbau sind ganz im Sinn und Geist des Benvenuto Cellini“; dasselbe wird noch im Jahre 1854 von Dr. Huhn in seinem Führer ausgesprochen. A. Leger, Professor der Architektur an der Universität, schreibt über den Bau 1837: „Die Fassade ist in gutem Stile nach der Art, die man die römisch-italienische nennt, erbaut und an ihr hat die Kraft des Meißels in einem hohen Grade sich bewährt. — Besonders bedeutend sind die vier Statuen des Portals, deren Gewandbehandlung in Anordnung und Ausführung so meisterhaft sind, daß sie fast neben Werken des griechischen Altertums stehen“. Weit verbreitet war die Ansicht, Michelangelo habe den Entwurf zu der Fassade gemacht. Darüber lesen wir noch in dem Buche des Schloßkastellans Richard Janillon vom Jahre 1857: „Den Plan zu diesem, in allen seinen Teilen so herrlichen Bau, . . . soll — wie manche behaupten wollen — der berühmteste Maler, Bildhauer und Baumeister seiner Zeit, Michelangelo, entworfen haben, und wäre es so, wahrlich er würde selbst diesem größten Künstler Ehre machen; doch dieser außerordentliche Meister hat wohl viele Bauten dieser Art entworfen und ausgeführt; der Baukünstler unseres Otto-Heinrichsbaues aber war ein Heidelberger, der wohl

---

1) Vergl. Rosenberg, „Quellen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses“ S. 206 ff. Mitteilungen des Heidelberger Schloß-Vereins IV. 1903.

bei seinem Entwurf die Werke jenes großen Künstlers im Auge haben mochte".

D. Ramée sagt in der schönen 1859 erschienenen Monographie über das Schloß: „In seiner Gesamtheit erinnert nichts an italienische Renaissance, nichts an die Einfachheit eines Bramante, Peruzzi, Serlio, Sangallo usw. Sie ist nicht direkt eingegeben durch die Antike, nicht mehr Kopie nach ihr als ein großer Teil der Renaissancegebäude Italiens. Als Reaktion des Baumeisters gegen den Spitzbogen des Mittelalters und seine strengen und ernsten Folgerungen eine Schöpfung höchst originaler Art, aber einer launenhaften und nicht abgeklärten Originalität. Der Baumeister sah italienische Bauten und vielleicht auch Werke von J. Bullant, P. Lescot und P. Delorme. — Italienische und französische Elemente mit glücklicher deutscher Mischung. Ein im höchsten Maß ausgebildetes Gefühl für Dekoration und kräftigste Beweglichkeit an allen nebensächlichen Teilen.

B. Stark, Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität, hat im Jahre 1861 die erste wissenschaftliche Arbeit über das Schloß geliefert.[1]) In seiner Stilanalyse weist er auf die vielfach noch durchklingenden gotischen Formen an Profilen der Fensteröffnungen des Kellergeschoßes und ersten Stocks. Für die einst vorhandenen Giebel zeugen die Figuren auf dem Obergeschoß: Jupiter und Sol, ferner die Reste architektonischer Glieder ‚auf der oberen Rampe'. — Plan des Ganzen wie Detaildurchführung seien schwerlich von italienischem Baumeister und Bildhauer, am wenigsten von römischem oder florentinischem, sondern von deutschem, der allerdings in Italien, besonders in Oberitalien Studien gemacht hat.

1873 erschien das epochemachende Werk von Lübke über die deutsche Renaissance. Er charakterisiert den Bau als die höchste Leistung der Renaissance in Deutschland.

---

1) Sybel, Histor. Zeitschrift VI.

Das Portal an sich schon eines der höchsten Prachtwerke der Zeit: Nachbildung römischen Triumphbogens. Im Uebrigen Geist klassischer Frührenaissance: Komposition großer durchgehender Horizontalen mit Unterordnung feiner Pilaster und Halbsäulen, an Palastbau von Alberti und Bramante erinnernd; Gesimse ausschließlich für einzelne Stockwerke komponiert und kein mit Rücksicht auf das Ganze gestaltetes krönendes Gesims, das nicht zu gebrauchen, da sonst Dachgiebel von Fassade zu scharf getrennt. Die Fassade verkörpert die höchste Blüte des deutschen Humanismus in seiner vollen Idealität (im Gegensatz zur größeren Realität des Friedrichsbaues z. B. in Auswahl der Figuren). Daß an italienischen Meister nicht zu denken, ist längst erkannt, ebensowenig an einen französischen Architekten.

1878 schreibt Fr. Schneider (Mainz) über den Bildschmuck des Baues; er will unterscheiden zwischen Plan und Ausführung, Colin sei nur ausführende Hand, während die Baumeister Fischer und Heider die Visierungen gemacht hätten. Die Entwürfe für die ornamentalen Ausführungen sind auf Anthonj zurückzuführen. Die Fassade steht unter unmittelbarer Einwirkung oberitalienischer Motive.

1881 bringt die Allgemeine Zeitung aus der Feder Marc Rosenbergs einen Artikel, der manches Neue enthält: die Fassade ist nicht von Michelangelo, Raffael oder Benvenuto Cellini, wohl auch nicht von Booher oder Boohairo (alles Namen der Tradition). Schon deßhalb nicht von Italienern, weil sie um etwa 50 Jahre hinter der Stilentwicklung auf italienischem Boden zurücksteht. Erinnert nur noch an Arbeiten Sansovinos; ist auch nach Kachel ganz das Werk eines Bildhauers, nicht eines Architekten. Entwurf wohl von Deutschem oder Niederländer, der in seiner Jugend, Anfang des 16. Jahrhunderts, in Oberitalien studierte, den aber Studiengang oder Natur hemmten, Auge für das Große und Ganze zu haben.

1882. Seitz: Der Otto-Heinrichsbau ist der Repräsentant deutscher Renaissance mit ausgesprochener italienischer Färbung, phantasiereiche freie Schöpfung eines vorzugsweise künstlerisch angelegten Meisters. Figuraler Schmuck im Charakter der Skulpturen von A. Sansovino bis Michelangelo. — Es ist unmöglich, die Fassade einem bestimmten oberitalienischen Vorbild anzupassen.

1882. Rosenberg: Fassade im Entwurf in reinster Renaissance, doch schon mit Barokkoportal; Sopraporten im Innern erst recht in ganz andreem Stil als die Fassade. Portal, Wappen und Türen von mehreren verschiedenen Erfindern; aus einzelnen Baugliedern zu schließen, daß einheimischer Werkmeister italienisch empfundene Fassade auszuführen hatte.

1883. Rosenberg in seinem Text zu Sauerweins Photographien: Der einzige Bau auf deutschem Boden, der bei fortgeschrittener Einsicht in Gliederungen der italienischen Hochrenaissance diese doch mit heiterer, unschuldiger Liebenswürdigkeit wiedergibt — Gedanke der Fassade und viele ihrer Details abhängig von oberitalienischen Arbeiten um 1400, speziell vielleicht von denen Sansovinos. In vielen Details und in Ausführung niederländische Beziehungen maßgebend.

1884. Durne: Vielleicht ursprünglicher, von Fischer und Heider im Verein mit Antony oder einem dieser drei Meister allein entworfener Plan, mit horizontalem Giebelabschluß und Attika, deren Postamente die 5 Löwen des Vertrags trugen.

1889. Th. Alt in der Zeitschrift für bildende Kunst Heft 4 „Der Meister des Otto-Heinrichsbaues". Heider, Fischer und Hofmaler Besser bildeten wahrscheinlich die höchste Baubehörde, sie haben mit dem Plan des Gebäudes nichts zu schaffen. Colins Berufung erfolgte nach dem Abgang resp. Tod seines Vorgängers Anthonj, welcher ihn um Hauptes länge überragte. Da Colin gegenüber

Fischer und Heider auch die Rolle des Architekten übernahm, so muß er zweifellos der Meister des Otto-Heinrichsbaues selbst sein (!!), Anthonj vermutlich Deutscher, von Oberitalien beeinflußt, zugleich Architekt und Bildhauer. — Der Otto-Heinrichsbau hat nichts Germanisches an sich haben wollen, und wenn wir ihn in einer beträchtlichen Anzahl von Mängeln als ein deutsches Werk erkennen, so lag dies am Können und nicht am Wollen seiner Urheber. Dennoch ist ihm der Stempel des deutschen Geistes und Gemütes aufgedrückt, so gut wie den Schöpfungen Holbeins.

In einer Rezension des Buches von Rosenberg: „Quellen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses" in der Kunstchronik 6. Febr. 1884 habe ich erstmals den spezifisch niederländischen Charakter der Fassade hervorgehoben.

1885. Dohme in seiner Geschichte der deutschen Baukunst übernimmt im allgemeinen die Altschen Hypothesen, doch findet er die Arbeiten Anthonis niederländisch — der niederländische Geist indeß mit Dekorationslust und Willkürlichkeit deutscher Frührenaissance, die am Aeußeren von gährender Unsicherheit, im Innern voller Anmut und Klarheit ist, vermählt.

1889 erschien die Abhandlung von Schönherr über Alexander Colin in den Mitteilungen des Heidelberger Schloß-Vereins. Er weist nach, daß Colin nicht allein Bildhauer, sondern auch Architekt gewesen sein muß, indem dessen Sohn Abraham in einer Denkschrift an Kaiser Ferdinand sagt: sein Vater habe in den Diensten Otto Heinrichs einen stattlichen Palast gebaut.

1890. Oechelhäußer in den Mitteilungen des Schloß-Vereins II. unterstützt die Altsche Hypothese und weist auf den beim Bau des Piastenschloßes zu Brieg 1553 tätigen Antonius von Theodor. In seiner 1891 erschienenen Schrift über das Heidelberger Schloß, wiederholt er seine Ansichten bezüglich des italienischen Einflusses, nennt aber

doch den Bau eine der edelsten Blüten der deutschen Renaissance.

1891 erfolgte die Ausgabe des trefflichen Werkes von Seitz und Koch über das Schloß mit 60 Tafeln; jetzt hatte man endlich ein Quellenwerk allerersten Rangs, welches das ganze Schloß in allen seinen Teilen in erschöpfender Weise behandelt. Der Text bringt eine genaue Analyse der Fassade des Otto-Heinrichsbaues. Portal im ursprünglichen Plan, alle Figuren und Dekorationen zeigen eines Künstlers Hand — das Kartuschenwerk, welches einer anderen Dekorationsgattung angehört, darf nicht auf Rechnung eines zweiten entwerfenden Künstlers gesetzt werden. — Kein italienisches, süd- oder mitteldeutsches Bauwerk kann unmittelbar zum Vergleich herangezogen werden. Dagegen besteht Beziehung zu den Niederlanden und den norddeutschen Küstengebieten. Ueberall in den Niederlanden von gotischer bis in die neueste Zeit sind die Fenster des Hauptstockwerkes von ähnlich relativer Größe, hochgestreckter Form und durch Steinkreuz geteilt wie im Erdgeschoß des Otto-Heinrichsbaues. — Genauer Nachweis der Uebereinstimmung zwischen Ornamenten am Otto-Heinrichsbau und solchen an niederländischen Grabdenkmalen und Bauwerken. Fensterpfosten mit Hermen nahezu gleich am Fürstenhof zu Wismar, erbaut von einem Niederländer. Auch ohne Vertrag wäre der Entwurf und die künstlerischen Einzelheiten einem niederländischen Meister zuzuweisen. Am ganzen Bau findet sich nichts, was auf einen Künstler anderer Empfindung und anderer Uebung schließen läßt, der im Vertrag genannte Bildhauer Anthonj muß daher auch ein Niederländer gewesen sein.

1896 habe ich selbst in den Mitteilungen des Heidelberger Schloß-Vereins III. S. 129, den niederländischen Charakter des Baues aufs schärfste betont, wobei ich am Schluß als den wahrscheinlichsten Meister des Baues Alexander Colin bezeichnete, indem alle anderen beim Bau

urkundlich genannten Namen von Baumeistern u. dergl. nur eine untergeordnete Rolle spielen. Jedenfalls könne aber der Bau nicht das Werk eines aus den damaligen Bauschulen des Oberrheins oder der Pfalz hervorgegangenen Architekten sein, sondern nur die Leistung eines Niederländers.

Alt erwidert darauf in den Mitteilungen III S. 169: Um 1550–60 sei noch kein speziell niederländisches Ornament nachzuweisen. Auch in Bezug auf die Konzeption der Fassade sei daran festzuhalten, daß ein nationalindividueller Charakter der vlämischen Architektur erst gegen Ende des Jahrhunderts sich voll entwickelt. — Vielleicht mag Otto-Heinrich dilettierend den ersten Entwurf gefertigt haben, und fertigten Fischer und Heider darnach die Risse. — Jedenfalls ist der Bau ein Werk deutschen Geistes, auch wenn der eigentlich ausführende Architekt von vlämischer oder italienischer Abkunft gewesen.

1897. K. Pfaff folgt in seinem Heidelberger Führer den Anschauungen der Vertreter niederländischer Provenienz.

In einen Vortrag desselben Jahres in Heidelberg von Prof. C. Neumann tritt derselbe meinen Ausführungen entgegen und bestreitet den niederländischen Charakter der Fassade. — Kein niederländischer Bau zeigt eine so wenig äußerliche und eine auf die Wirkung so wohlberechnete, harmonisch durchdachte Gliederung der Fassade durch Pilasterteilungen wie der des Otto-Heinrichsbau. Derselbe gibt nicht wie die niederländischen Bauten in der Regel in ihren Pilasterstellungen ein Nachplappern fremder italienischer Formensprache ohne inneren zwingenden Grund, sondern steht in seiner organisch wirkenden Mauerteilung dem italienischen Stilcharakter wesentlich näher. — Das italienische Flächen- und Horizontalgefühl ist weitaus die stärkste Dosis, die der Palast empfangen.

Seitz erwidert dagegen, daß der holländische Stilcharakter des Baues absolut vorherrschend sei; auch in Mecheln sei ein Haus mit solchen in der Mitte sich überschneidenden Doppelgiebeln. Die Details sind haarscharf niederländisch; Fenstermotive wie das im ersten Stock findet man nur in Norddeutschland. Das Portal paßt nur für einen Bau mit Giebeln und läßt ein Zurückgehen auf Italien nicht zu. Im Uebrigen mache der Bau durchaus den Eindruck, daß er von einem Ornamentiker, einem Bildhauer, herrührt.

1900. G. v. Bezold, die Baukunst der Renaissance in Deutschland &c. (Handbuch der Architektur II, 7) äußert sich wie folgt: Das italienische Motiv, die Fassade durch Halbsäulen oder Pilasterordnungen zu gliedern, tritt in Deutschland erstmals am Ottoheinrichsbau auf. Proportionen denen Serlios verwandt, doch dürfte der klassische Eindruck, den die Fassade jetzt macht, durch die hohen Doppelgiebel stark beeinträchtigt sein. Im Detail viel Niederländisches, was teils in der Ausführung durch niederländische Künstler, besonders Colin, teils in der Komposition enthalten ist. Möglich, daß der Bau von einem Niederländer entworfen wurde, doch ist er allein aus der niederländischen Renaissance nicht zu erklären. Mehrere Kunstrichtungen kreuzen sich; aber sie sind mit großer Kraft gearbeitet.

1901. Schloßbaukonferenz. Seitz stellt fest, daß die Doppelgiebel ursprünglich vorhanden waren, was nicht allein durch die Merianischen Zeichnungen, sondern auch durch die ganze Komposition der Fassade mit ihrem Figurenschmuck bewiesen wird. Der Bau ist nicht im italienischen Stil gedacht gewesen; italienische Reminiscenzen beständen lediglich darin, daß die Fassade nicht das Werk eines Architekten, sondern wie manche frühere italienische Bauten das eines Bildhauers sei, der, ohne Schulung zu haben, skrupellos das gemacht habe, was ihm schön schien.

1901 spricht sich Th. Alt im Mannheimer Generalanzeiger für die italienische Konzeption des Baues aus. Die Fassade gehöre zu den italienischen Bauwerken auf deutschem Boden (!!).

1902. Seitz wiederholt in einem Artikel der Deutschen Bauzeitung seine Anschauungen über den Stil des Ottoheinrichsbaues und die Giebelfrage. Aus dem Vertrag auf irgend eine Form des Baues einen Schluß zu ziehen, geht nicht an. Ebensowenig sei Antoni von Theodor mit dem Antonj des Vertrags in Beziehung zu bringen; jener war nur Werkmeister und baute die Stadtschule zu Brieg 1547—48. Der Bau hat keine Analogien zu irgend einem oberitalienischen Bau, am allerwenigsten zur Certosa bei Pavia.

1902. Die Architekten Oberthur und Steinmetz in Straßburg sprechen sich im Sinne von Seitz aus: Die Fassade ist in ihren Formen zwar von italienischem Geist inspiriert, ist aber sonst deutschen Charakters und hatte sicher hohe Giebel als Bedachung. — In jener Zeit galten die italienischen Formen zwar als Ideal, aber in Konstruktion, Anlage und Dachbildung blieben die aus Klima und Material hervorgegangenen gotischen Prinzipien vorherrschend.

1902. A. Haupt, Professor in Hannover, sucht in einer besonderen Schrift: „Zur Baugeschichte des Heidelberger Schlosses" die italienische Provenienz des Ottoheinrichsbaues nachzuweisen, indem er als Vorbild den Palazzo Roverella zu Ferrara annimmt. „Die nach völlig italienischem Vorbild komponierte Fassade ist von einem italienischen Bildhauer ausgeführt, von einem flämischen umgeformt und bereichert; von Deutschem ist an ihr kaum eine Spur."

1902. Fr. Hofmann-München. Der Bau ist ein Kompromiß in seinen Stilgedanken, wie z. B. die Michaelskirche in München. Anderseits tritt der niederländische

Charakter deutlich hervor, so daß der Bau eigentlich den Endpunkt der Entwicklung der italienischen Renaissance in den Niederlanden bedeutet.

1902. K. Schäfer. Durch das Wetzlarer Skizzenbuch ist endgültig entschieden, daß Giebel vorhanden waren, und ebenso, daß dieselben nicht durch ein Stockwerk verwachsen, sondern bis auf das oberste Geschoß herabführten.

1903. Fr. Hofmann. Die Versuche, direkte Beziehungen des Ottoheinrichsbaues zu Oberitalien, speziell zu Bologna und Ferrara herauszuarbeiten, hatten keinen durchschlagenden Erfolg. — Von dem Schloß zu Jülich scheint Otto Heinrich die Anregungen zu seinem Palast geholt zu haben, es ist von Alessandro Pasqualini aus Bologna erbaut. Der Heidelberger Baumeister nimmt das Gute und Neue, wo er es findet. Vieles, was er in Jülich gesehen, verwertet er wieder bei seinem Neubau; den in Deutschland damals sehr seltenen Triglyphenfries mit Stierschädeln und Rundschilden in den Metopen kopiert er direkt und setzt ihn unbekümmert um alle klassischen Vorschriften seiner jonischen Pilasterordnung auf.

1902. Dr. Joseph in Brüssel äußert sich in seinem Buche „Geschichte der Baukunst" also: Anklänge an die Certosa in Pavia. — Der Meister des Baues ist noch umstritten, vermutlich aber ist es Anthoni, der von den Niederlanden beeinflußt wurde. Alexander Colin, der erst um 1558 seine Tätigkeit am Bau einsetzt, dürfte auf die Grundrißkomposition kaum noch einen Einfluß gehabt haben, doch könnte das herrliche Karyatidenportal sehr wohl auf ihn zurückgehen.

Das sind im Großen und Ganzen die Stimmen über die Stilrichtungen des Baues im verflossenen Jahrhundert und bis auf die neueste Zeit. Man sieht schon aus den letzten von uns gegebenen Aeußerungen, daß man noch

keineswegs sich klar geworden ist, ob der Bau von einem Italiener, Deutschen oder Niederländer ausgeführt worden ist; ob man ihn als ein Denkmal der deutschen oder niederländischen Renaissance gelten lassen will oder ob der Bau ein Konglomerat deutscher, italienischer und niederländischer Kunstformen in sich vereinigt.

Es ist auffallend, daß gerade diejenige Stilrichtung, welche dem Bau ihr Gepräge so bestimmt und sicher aufgedrückt hat: die niederländische Renaissance — so spät erkannt worden ist. Erst M. Rosenberg hat es im Jahre 1881 schüchtern ausgesprochen, ich selbst 1884 entschiedener betont, dann ist es 1885 von Dohme, 1891 von Koch und Seitz in ihrem bekannten Schloßwerk dargelegt worden; 1896 wagte ich sogar Colin selbst als den Meister zu nennen, was dann 1897 von Professor Neumann kritisiert und durchaus bestritten wurde, während Seitz meine Anschauung verteidigt oder wenigstens den niederländischen Charakter des Baues als unanfechtbar, als erwiesen dokumentiert. 1900 spricht sich auch Bezold, 1902 Fr. Hofmann zu Gunsten der niederländischen Provenienz aus, und Haupt hat in seinem Buche eine ganze Reihe Belege dafür angeführt. Trotzdem können aber die strengen Theoretiker nicht von einer italienischen Inspiration sich losreißen und Haupt führt sogar einen italienischen Palast, den Palazzo Roverella zu Ferrara, als Vorbild an.

Viel Unheil hat Theodor Alt mit seiner Anthony-Hypothese angerichtet; ihm verdankt man auch die unsinnigsten Auslegungen des Vertrags von 1588, gemäß welchem man Colin als den Nachfolger des viel bedeutenderen Meisters Anthonj anzusehen habe, welcher der Urheber des Baugedankens sei. Von Anthonj wissen wir aber nichts, als daß Colin den Auftrag erhält, eine von ihm unvollendet gelassene Türe fertig zu machen. Welche

Türe das war, wissen wir ebensowenig, und alle darauf gebauten Hypothesen liegen in der Luft.

Bleiben wir doch auf dem Boden des Gegebenen, Gesicherten; gesichert ist aber, daß der Bildhauer Alexander Colin den Löwenanteil an der Fassade und überdies mit einer Ausnahme sämtliche Türen im Erdgeschoß des Baues laut Vertrag ausgeführt hat. Colin war, wie Schönherr nachgewiesen hat, ein bedeutender Künstler, der sich auch als Architekt und Dekorateur vielfach betätigt hat. Außerdem ist von namhaften Sachverständigen, besonders auch von den Herren Seitz und Koch, ganz ausdrücklich hervorgehoben worden, daß die Fassade von einem Bildhauer, von einem dekorativen Künstler entworfen worden sein müsse. Liegt es unter den angegebenen Umständen nicht am nächsten, wenn man überhaupt einen Namen nennen will, an Colin als den entwerfenden Meister zu denken? Alle anderen Vermutungen schweben mehr oder weniger in der Luft.

Ich schließe mit dem Wunsche, der Ottoheinrichsbau möge in dem Geiste Alexander Colins und nicht im Geiste italienischer Renaissance restauriert werden.

VIII.

Ungedruckte Briefe von Clemens Brentano.

Mitgeteilt von Dr. Luzian Pfleger.

(Schluß.)

Noch besseren Einblick in das innige, man möchte fast sagen mystisch-religiöse Verhältnis Brentanos zu der Diepenbrockschen Familie erhält man aus einem umfangreichen Schreiben, das der Dichter gelegentlich des am 9. Dezember 1823 erfolgten Todes der Mutter an die Familie richtete. Eine so belebende Wärme durchweht es, ein fast leidenschaftliches, auf religiöser Grundlage ruhendes Freundschaftsgefühl spricht aus ihm, wie es nur in Brentanos, des Dülmener Pilgers, stürmisch überwallender Seele Wurzel fassen konnte. Es ist für sein religiöses Leben in hohem Grade charakteristisch. Datiert ist es vom 19. Dezember 1823 (aus Versehen 1820).

Die arme E.[mmerich] läßt ein jedes von Euch, welches Trost und Thränen des Mitleids bedarf, sorglich einladen, sie zu besuchen, sie ist so krank an Gicht, stetem Erbrechen und fürchterlicher Augenpein seit ½ Jahr, daß sie immer mit verbundenen Augen liegt, so sie euch aber trösten und erquicken könnte, wäre es ihr eine große Freude. Mit herzlichem Vergnügen wollte ich euch auf jeden zu bestimmenden Tag einen Wagen bis Borken oder Bochholt senden, und euch auch wieder zurückbringen lassen, wie ihr es wünschet, ihr könnet, wie Louise und Melchior es thaten, meine Gäste seyn, und ich

selbst will, so ihr es verlangt, während dem gar nicht in Dülmen seyn,[1]) ihr könnt auch bei Frau Limberg oder der Kranken schlafen. Es ist auch von ganzem Herzen gebeten, thuet nach eurem Innern. Aermer an der Seele seid ihr hier nie weggegangen, denket eures ersten Hierseins aufrichtig, und was es euch genützt hat. Es giebt eine Entsagung und ein[en] Heldenmuth, die in Stumpfheit und Starrheit übergehen können, tödend für die Seelen und den Leib, und dahin führt das sich Abwenden von den lebendigen Quellen des Trostes in der Wüste des Lebens. Gott bewahre euch davor, daß ihr [illegible] schon euch selbst genug und darum für alles Wirken zu wenig würdet.[2]) Ich trage in meiner Seele, als könnte euch die Anstrengung und das Wachen und Aengsten sehr heruntergedrückt haben, so daß ihr wie todt und stumpf unter der Hand Gottes hingesunken seid, die ihre Geschäfte bei euch hatte nach ihrer Weisheit und nicht nach der unsrigen, und dies betrübet uns hier sehr, denn wir lieben euch von ganzem Herzen. Ach seid nicht so! nicht so! verstehet den Herrn und ehret seinen Willen, und suchet, die euch lieben und gar trösten wollen und die welche mehr über euch gefleht und gewacht hat, als ihr denket. — Liebste Kinder! so wir beten, erhalten wir Gnaden, aber wir müssen sie sammeln, rein erhalten wir diese Edelsteine und Perlen der Gnaden, sie leuchten in der Finsterniß, und sind ein wenig geltender Schatz in den Zeiten der Noth, wenn sie gleich nicht die täglich geltende Münze beim Becker sind, so sind sie darum um so mehr ein ewiger Reichthum voll innern Glückes, so wir aber solche Gnaden errungen haben und zerreißen die Fäden, auf die sie gereiht sind, um die Strümpfe zu flicken, so fallen auch die Perlen bald an die Erde und werden vom Besen der Sorge, der nach der Münze des Tages sucht, hinausgefegt in den Schutt und werden im Acker nicht dringen, aber sie bleiben als verdiente Gnaden ein Schatz im Acker einer künftigen Zeit bewahrt, welche den Acker fleißig bauet. Eine rührende Gerechtigkeit Gottes! Eine unaussprechliche Treue Gottes! Liebe Kinder! Alles würdige vernünftige

1) Von ihm unterstrichen.

2) Die beiden letzten Sätze bei Diel II, 188.

glaubende Gebet, mit welchem unser Leben übereinstimmt, und welches wirklich den Willen Gottes erfleht, dem wir uns freudig fügen, bringt solche Edelsteine und Perlen, keine tägliche Münze, man hat sie in ihrem Schmutz noch hinreichend, nein es sind die ewigen Güter treuer Freunde, erleuchteter Mitarbeiter, das milde Licht der Wahrheit und des Raths, die stille Gluth der Sammlung, des Friedens, des Vertrauens, der feste spiegelnde Schild gegen die Pfeile der Leidenschaft, sie sind der Talisman gegen den Eigenwillen und das Selbstvertrauen und die Herrschsucht, sie sind der tägliche Schmuck des Herzens und Altars. So wie aber nach jedem Abschnitt im Lauf des häuslichen Lebens, nach jeder Abreise eines Freundes, nach einem Fest, jedem erschütternden Unglück, Sturm, Feuer, Wasser das ganze Haus durchschauet und durchprüfet wird, und nachgesucht und oft lang verlohrnes hinter Kisten und Kasten vergessenes gefunden und gereiniget und gewürdiget, denn zur Erneuerung wird alles Leid gesendet, so möget auch ihr jetzt nachschauen in den Winkeln der erschütterten Herzen, ob ihr nicht manche von jenen Edelsteinen der Gnade wiederfindet, die ihr vielleicht einmahl fallen ließt und liegen, weil ihr der überkochenden Suppe zu Hilf laufen und dann am Rade der Mühle im steten Kreise gehend, erst betrübt hinschauend nicht darnach suchen, dann endlich vom steten Umkreisen in diesen Kreisen schwindelnd, einschlafend, und erwachend ganz beinah vergessen haben könntet. Suchet nach, liebe Kinder, alles mit Dank und Erkenntniß aufsammelnd, vereinigend, herstellend und neu belebend, was euch in Stunden, da Gott allerlei fromme Erkenntniß, Gnade, christliche Freude, Trost, Freundschaft . . . euch zuführte, so heiter in allem Guten bewegte. Es ist die Zeit, da der alte Sailer euch besuchte, da der liebste Vater meinen ersten Brief so liebend aufnahm, da Melchior zu erwachen begann, da ihr die Arme, ärmste, elendste Freundin besuchtet, welche euch so liebet, daß sie vieles euch erflehen und erleiden half, die Zeit da Melchior ganz verwandelt wurde, da ihr mit so kindlicher Sehnsucht die schönen Lieder der Louise sangt, die Zeit, wo ihr und der Vater so herzliches Mitleid mit der gefangenen Freundinn [Emmerich] hattet und nicht glaubtet, daß sie eine Betrügerinn sey, wie ihre blinden und frechen Peiniger herumlogen, um

ihre eigene Schande zu bedecken. Unglückliche Menschen, die bis zu der Thorheit fortschritten, sich den Kopf mit Nadeln zu ritzen[1]) um zu bluten, wie sie, jene Zeit, wo ich Gott dankte für euch alle und den guten Melchior. Es reihte sich mannigfacher Segen an diese Zeit, ja Gott war gnädig bis zur Versorgung Ferdinands. . . . Ich will sie lieb haben, diese Andenken einer schönern und für mich sehr gnadenvollen Zeit, und will diese Weihnachten der Verstorbenen gedenken an dem Tisch der Armen, da sie mit euch in jener schönen Zeit einst so begeistert das kleine Jesulein beschenkte, damals war recht die Blühte jener Gnadenzeit. Sie wäre aber nicht eine Gnadenzeit gewesen, wenn die Welt und die zeitliche Sorge sie nicht angefochten hätte. Das Vertrauen, das mir geschenkt wurde, als man mich um einen Rath fragte, wo ich mit Sailer und Melchior und der Kranken dieselbe Antwort gab, war die letzte schon verspätete Blume jener schönen Zeit, welcher ich, ehe sie begonnen, nach der ersten Viertelstunde in eurem Haus, da ich noch keines von euch gesehen, auch die Brüder nicht, vor die Thüre schleichend hinter dem Wagen weinend schon ein prophetisches Lebewohl sagte, jetzt steht der Brunnen da und die Mutter Gottes darauf. Wie ändern sich die Zeiten, als ich das erstemahl euer Haus betrat, war der Saal unten kerzenhelle und die Mutter so lebhaft und erzählend und mir armen elenden Menschen das Herz und die religiöse Gesinnung ihrer Kinder so feurig empfehlend, daß mich im Innern eine große Trauer ergriff, ich ging hinter den Wagen vor die Thüre und weinte. Als ich das letztemahl diesen Saal betrat, war vieles von jenem Auftrag gelungen, ich wollte ihr etwas vom Leiden Christi von einer verstorbenen in der Schweiz mit Wundern gezierten stigmatisierten Klosterfrau vorlesen, das ich zu ihrem Troste mitgebracht, die Gute sagte mir, sie liebe solche außerordentliche Dinge nicht, bei ihr müsse alles ganz natürlich und einfach seyn. Den Trost hatte ich, daß ich zuletzt von ihr gehört auf derselben Stelle in derselben Stube, wo sie einst . . . . mir das Heil der Ihrigen empfohlen, wo sie nun in

1) Es handelt sich hier um die polizeiliche Untersuchung und Isolierung der Emmerich, vgl. dazu Schmöger I, 423 ff.

Todesnähe lag, die Worte Ach lieber Clemens, wie vortrefflich sind meine Kinder! wie glücklich sind wir, selbst jene, wo die Ueberspannung sehr gefährlich war, sind jetzt ganz gut und natürlich und mein einziges Glück Lisette grüßte mich im Haus, Träutchen von Wachen und Aengsten erkrankt sagte mir oben ein Lebewohl, das ich nie vergessen werde, und ich danke der Appel herzlich, daß sie an der Thüre noch grüßte. Als ich über den Hof gieng, verstand ich meine Thränen damals, wo jetzt der Brunnen und die Mutter Gottes steht und fühlte einen Abschnitt meines Lebens geschlossen. Ich weinte wieder, da ich allein war, und empfahl euch dem heiligen Bilde. Vergebt mir diese Erinnerungen, sie sind mir sehr heilig und erbaulich und belehrend, und ehren in mir meine aufrichtige, ehrliche Liebe zu euch und eurer Familie, welche ich für die Meinige hielt, weil wir in Christo zusammen erwacht waren, aber ich vielleicht zu trunken, und darum zu offen und fremdartig. Vergebt Alles, Alles war gut gemeint, Gott segne es, er hat mir vieles voraus angedeutet, Gott segne und kröne das schönste Ziel seiner Absichten, vor welchen alle Vernunft der Menschen ihr Ende finden wird auf wunderbaren, heilsamen Wegen. — — — — — — — — — — — — —

Ganz außerordentlich hat es mich gefreut, daß der Vater gesund ist und aufgerichtet, tausend Dank! tausend Dank! Soll sich doch Gott seiner erbarmen und ihn heiter machen und klar in der Seele, daß er sich seiner Kinder und seines Erlösers freue in dieser heiligen Zeit. Ich habe mit Rührung seine Freundschaft erkannt, daß er mich durch dich, liebe Lisette, euren Verlust hat wissen lassen. Auch danke ich dir herzlich für deinen wohlmeinenden Brief und wir wollen für die Verewigte beten. Appel soll mir auch nicht übel nehmen, daß ich auf den Brief an die Jungfer E.[mmerich], der mir adressiert war, nicht antwortete,[1]) um nicht zu stöhren, um so mehr, da die große Ruhe und Geduld der verewigten Mutter unter euch allen eine so erbauliche Gemüthserhebung mußte hervorgebracht haben, welche es nicht weiße ist, zu unterbrechen, dieses geschieht aber sehr leicht, selbst durch das herzlichste

1) Die Antwort gibt der folgende Brief.

Mitleid eines Fremden, bei einsamen, auf sich bezogene[n] Menschen in der Zeit eines Trauerereignisses. Es ist eine große Gnade Gottes, eine ruhige, erbauliche Zeit des Todes zu haben, und Gott wird euch belohnen, daß ihr so unermüdet jeden Wink befolgend dem lebhaften Temperament der Verewigten unter großen Schmerzen den ruhigen auf immer eine schöne Erinnerung bereitenden Raum des harten Abschieds mit umschränkt habt. Wie schwer war der Tod der verewigten Motzfeld dagegen, die doch in liebevollen Armen starb. Die Arten der Krankheit selbst sind hierin verschiedene Gnaden, und wie sehr habet ihr und der Vater Gott zu danken, daß er väterlich eurer zärtlichen Herzen bedacht, das ernsteste Schauspiel in dem würdigsten Schleier verschönt an euch vorüber geführt hat. Zur Zeit der Krankheit eurer guten Mutter starb auch hier eine uns liebe Frau auf dem Stroh beinah ohne alle Bedienung, ihre Krankenbissen mit dem armen stets arbeitenden Mann und auf ihr herumkriechenden Kindern theilend in Noth und Elend heiter und fröhlich, unaussprechlich glücklich, glänzend vor Rührung und Freude für jedes Ei, das man ihr brachte, ein so menschlich liebes, heitres vertrauliches Herz, als eins im Himmel seyn mag. — Melchior schreibt mir oft, soeben erhielt ich wieder einen Brief von ihm, er weiß den Tod der Mutter noch nicht[1]) und spricht viel schönes über ihren starken Charakter in einer sehr verwickelten Lage. Auch die Kranke sagt immer von ihr, daß sie etwas Großartiges in sich gehabt habe, was sie zu einer Selbständigkeit geführt, welche viel Gutes bewahrt habe, der es aber anderes beizubringen auch große Schwierigkeiten hatte. Melchior dringt in jedem Briefe auf mich, Euch, den Vater und Bostel zu besuchen. Ich muß aber meinen Besuch, was in meinem sehr mühseligen Leben in diesem Lande, ja mit in meinem Leben die reinste und einzige Freude war, noch dahingestellt sein lassen, bis es Gott anders fügt, worum ich täglich flehe, weil ihr mir alle in meinem innersten Herzen lieb und theuer seid, und ich euch ganz angehöre. — — — — — — — — — — —

---

[1]) Um diese Zeit bereitete er sich in Regensburg auf die heiligen Weihen vor.

Ich habe in Frankfurt bei den Meinigen, die ich 14 Jahre nicht sah, viel Liebes und Trauriges erlebt, und auch bei Melchior und Sailer, besonders aber bei dem trefflichen Windischmann, der eines der tiefsinnigsten, kirchlichsten Bücher geschrieben Der Titel ist: Etwas, was der Heilkunst noth thut. Es ist manches wie vom heiligen Geist eingegeben. Wenn der Vater die neue Ausgabe des Trostes der Kleinmüthigen von Passy noch nicht hat, will ich sie ihm schicken. — — — — Grüßet alle! Seid gegrüßt von der Kranken und Pater [Limberg] und Niesing [1]) und

euerm treu ergebenen Clemens.

An Apollonia selbst richtete Brentano am 4. Januar 1824 das folgende Schreiben, das auch manche Nachrichten über Katharina Emmerich enthält, die ihrem Tode immer näher entgegen ging:

Deinen Brief an die Kranke nebst dem Andenken an die verewigte Mutter für dieselbe hat sie mit vieler Rührung in ihrem erstaunlichen Elend empfangen. Ich hatte den Brief in der Tasche, und sprach wohl noch von andern nöthigeren Dingen, und sie sagte, ich meinte die Appel sey in dem Posthaus, ich sehe sie immer, seit Sie hier sind, vor Augen. Nun laß ich ihr den Brief und gab ihr die Tücher, welche sie auch in ihrem Todbette gebrauchen will. Sie dankt dir für deine Freundlichkeit, deine Aufforderung euere Mutter zu seyn, hat sie schon im Geist am 10. December erfüllt, denn da der Pflug stillstand, hat sie ihn geführt und die Mitte eines hohen Rückens für Melchior und die ledigen Kinder bestellt, auch mit drei schweren Eggen geeggt und besäet. — Sie hat euch alle sehr lieb und wünschet, ihr möchtet in eurer Frömmigkeit frei, freudig, ohne Sorgen, voll Milde und Unbefangenheit, ohne Starrsinn und vorgefaßte Meinungen, wie Kinder Gottes fröhlich und offenherzig werden. Herz und Hand sey euer Heldenthum, der Harnisch, der Panzer aber werden leicht ein Kerker, eine Schnürbrust und alt Eisen, denn das Herz muß

1) Vikar in Dülmen.

endlich drunter verwelken, verdorren, ersticken, und was sich aus Großmuth einsperrt, das große Herz in Kerkerluft und Nacht wird oft als eine verdorrte Krüppelfrucht des Eigensinns wieder ans Licht gebracht. —

Ich selbst danke dir herzlich für das sinnvolle Andenken an die Mutter. . . . . Ich habe es in mein Gebetbuch gelegt und gedenke der braven, eifrigen sorgenden Mutterliebe nach Kräften, wie eurer all, denn ihr seid mir in sehr ernster Zeit meines Lebens begegnet, gewiß nicht vergebens. Eigentlich treten wir die Reise zusammen an Gott helfe weiter!

Ich bin soeben im Begriff, Melchior einen Brief des P. Limbergs zu senden, worin er die Bocholter Vikarie nach reiflichem Gebet ablehnt und dafür dankt. — — — — — Die arme E. ist in großem körperlichen Elend. Alle Arten der Gicht innen und außen zermalmen Tag und Nacht ihr Gebein, dazu in 12 Stunden wenigstens 6 stetes Würgen und Husten und Erbrechen, abwechselnd mit kaltem und heißem Fieber, und heftigen Schweißen, denen ohne liebende verständige Hülfe furchtbare Catharre zu allem übrigen Elend folgen. Dabey die große Beschwerde seit vorigen Sommer, oft plötzlich bis zur Ohnmacht nach Speise zu verlangen, und dann wieder stetes Speyen, weil Niemand hier das Talent und den Sinn hat, ihr die Speise mit Wahl und Verstand zu bereiten. Bei alledem die verkehrteste, verdrehteste Bedienung, gar kein Sinn und Verstand um sie her! aber viel, viel Widriges! Hier ist Geduld eine schwere Arbeit. Ich empfehle sie herzlich eurem Gebet, und so ihr Elende pflegt, so ihr mit Mühe kocht und arbeitet, schenkt es im Geist dieser sehr leidenden Hülflosen.

Euer ergebener C. B.

Brentanos Eifer, Protestanten zur Konversion zu bewegen, läßt sich sehr gut aus einem Schreiben an die zu Regensburg bei ihrem Bruder Melchior weilende Apollonia ersehen. Es handelt sich hier um die protestantische Malerin Emilie Linder in München. Schon im Jahre 1836 hatte Melchior mit seinem Vater und Apollonia einige Wochen bei

ihr zu Gaste geweilt.[1]) Zwischen ihr und Apollonia entwickelte sich eine geschwisterliche Anhänglichkeit, und Brentano war einsichtig genug, ihrem und Melchiors Verkehr zu überlassen, was seinem eifervollen Werben nicht gelang. Der Einfluß der gewinnenden und milden Persönlichkeiten des Diepenbrockschen Geschwisterpaares tat in der Folgezeit auch seine Wirkung. Am 20. September 1837 schreibt er von München:

Liebe Apel!

Emilie empfieng Deinen Brief gestern Abend, als sie zwischen 6 Soeurs de St. Charles freundlich und gerührt um den Tisch in ihrer Stube saß. Sie sagte mir den Brief gebend, Apel hat wieder Skrupel wegen der Reise, ich laß und sagte, sie will daß Sie entscheiden, sie sagte „ja", sie wird jetzt meinen Brief haben. — Sie ist ganz bereitwillig zu der Reise, ich kann nicht absehen, warum Du noch kleine Umstände machst, gehen wir nicht in der folgenden letzten September- oder der ersten Oktoberwoche, so fürchte ich, es wird nichts daraus, obschon sie ganz bereit ist, denn nach dem 10—11. erwartet sie Besuch, gleich die folgende Woche ist es ihr am liebsten, das Wetter ist hell und schön, darum komm mit nächsten Postwagen, wir haben von hier nach Caldern drei Tage, wir müßen aber Donnerstags Abend, oder Freitag Morgen dort seyn, um die Marie[2]) in ihrem Mitleiden zu sehen. Also müssen wir Dienstag früh abreisen, thue mir die Liebe und komme ohne vieles hin und wieder schreiben. — Es wäre mir sehr leid, so du es nicht thätest, da ich nun auch die Reise nach Venedig mit Dietz und Streber[3]) deswegen ausgeschlagen habe. — Ich bitte recht herzlich komme doch gleich. —

1) Reinkens 177 ff. Ueber E. Linder s. Franz Binder, Erinnerungen an Emilie Linder (1797—1874). Zum Säkulargedächtnis ihrer Geburt. München 1897.

2) D. i. die Stigmatisierte Maria Mörl in Tirol.

3) Hermann Joseph Dietz war Stadtrat in Koblenz, seine Beziehungen zu Brentano s. Diel II, 326 ff. Ueber Franz Streber, Dietzens Schwiegersohn in München, ebenda II, 460.

Die Nancyschen Schwestern an ihrer Spitze treffliche Oeconom Therese von Trier,[1]) du kennst diese herrliche Person wohl, reisten hier durch . . . nach Prag, um dort ein Mutterhaus zu gründen, 4 vorzügliche Jungfrauen aus Böhmen, die in Nancy Profeß gethan und eine Novitzenmeisterin aus Trier waren dabei. Da Dietz nicht hier, mußte ich mich ihrer annehmen. Sie waren den größten Theil des Tages bei Emilie und essen Abends dort alle mit Frau Schlotth[auer][2]) und Ringseis und Riedel. Sie waren mit Emilie gegenseitig ganz glücklich, beteten ihre Tischgebete und Angelus Domini wie im Closter lateinisch. Das tiefe, praktische, trauliche und doch höchst würdige Wesen der Mutter Therese, das entschloßene, hingegebene, rüstige, sichere, doch ganz kindliche Wesen der andern Jungfrauen macht einen ganz gewaltigen Eindruck auf E. Ich glaube, du kennst ja die Soeur Therese von Trier, sie ist das Beste, was ich von Orden gesehen. Ich habe die beste Hoffnung, daß E. hierauf die rührendsten Eindrücke in Caldern erhalten wird, sie ist in sehr empfänglicher Stimmung, sie hat dann Martha und Maria kennen gelernt. — Ich bitte dich, zögere nicht, so etwas zu verschieben ist auch nicht recht. Bei der Rückkunft Schuberts[3]) kommen der armen E. ohnedies wieder so viele entgegengesetzte Anregungen, daß es mich sehr schmerzen würde, wenn sie nicht gewaffnet wäre. — Kömmt sie von Caldern zu Schuberts Erzählungen, so hat sie eine tiefere Reise nach Jerusalem in dem Herzen, als er ihr vorerzählen kann. — Ich bitte herzlich, komme bald und ohne Aufschieben. . . . Dein Clemens.

Schließlich sei noch ein Schreiben mitgeteilt, das für Brentanos Wohltätigkeitssinn zeigt und auch auf sein Leben Mariä, das er so lange mit sich herumtrug und das ihm so viele Schwierigkeiten machte,[4]) einiges Licht wirft. Es ist datiert aus München, 17. März 1840.

---

1) Oberin im Trierer Schwesternhause.

2) Brentanos Hauswirtin zu München.

3) Der bekannte Philosoph Gotthilf Heinrich Sch.

4) Es erschien 1852 nach seinem Tode zu München.

Ich danke, liebe Appel, für deine gütigen Zeilen, sie kamen mir gerade, als ich in höchster Sorge war, du wolltest mir nichts mehr schreiben, oder gar, du seyst wieder krank. Ich war um so mehr besorgt, da ich dir wegen meiner Geschäftssache geschrieben hatte, indem Seydel, der seit voriger Ostermesse fl. 1050 an dich zu zahlen hat, die er Dezember 1839, dann Januar 1840 zahlen wollte und bis jetzt nicht gezahlt hat. Ich befinde mich darüber in Unruhe, da es Armengeld ist, und mit etwa der Hälfte davon das fertige Leben Mariä gedruckt werden sollte, alles das Geschäft, das ich Manz übergeben wollte, ist jetzt durch dessen Firmaverbot in allen preußischen Landen unterbrochen. Ich habe dich, wenn ich nicht irre, schon früher ein Mahl gefragt, ob du in solchen Geldsachen irgend einen bestimmten Vormund hast, damit ich demselben die Einforderung für dich übersenden könne, eine solche Person scheinet jedoch allerdings nothwendig. Sprich doch mit Melchior oder H. Bischof darüber. Ich würde Melchior alles das selbst geschrieben haben, aber ich fürchte, es möge ihm unangenehm seyn, eine Forderung an Seydel zu exequiren, insofern er in höflichen Verhältnissen mit ihnen steht. Frage doch H. Bischof [1]) darüber, da es Gut der Armen ist, gehört es ja in seinen Bereich, er möge mir doch durch Herrn Lipf schreiben lassen. Die ganze Schuld Seydels nach seinem Brief vom 24. August 1839 betrug 1450 fl. 27 kr. Davon hat er am 5. September 1839 400 fl. durch die Andreäische Buchhandlung an meine Brüder in Frankfurt bezahlt, welche ich dir sobald du es begehrst, mit den Zinsen übermache oder für den Druck des Lebens Mariä verwende, sobald sich ein Weg des Debits für dasselbe erwiesen hat. — Verzeih liebe Appel, daß ich frage, habe ich dir diese 400 fl. nicht schon angezeigt? Ist es nicht der Fall, so vergib mir es, ich wartete immer auf die ganze Summe. — Frage doch Melchior, ob nicht vielleicht Bechtoldsheim diese Geschäfte für dich übernehmen würde, wenn du nicht bereits durch H. Bischof einen Weg hast. Es ist die Sache deiner Armen.

1) D. i. Bischof Schwäbl von Regensburg.

Ich danke dir herzlich für den übersendeten Todtenzettel von Bostel, er ist trefflich geschrieben und ich gedenke seiner herzlich. Antons Bild ist recht schön, weil ohne Kunsteitelkeit. Jetzt sind viel gute Herzen hier fort, ich fühle, daß ich ihrer bedurfte. Adieu, liebste Seele. Dein treuer Freund

Clemens.

Die Stimmung eines müden Pilgers spricht aus den letzten Zeilen. Der Dichter fühlte sich immer mehr vereinsamt. Zwei Jahre später sank er ins Grab. Mögen die hier veröffentlichten Briefe den einen oder den andern Leser wieder aufmerksam machen auf den vielgeschmähten und zu sehr vergessenen Dichter. Erfreulicherweise scheint sich in unseren Tagen der Nebel der Vergessenheit, der auf ihm lastete, zu heben. „Das Gefühl seines Wertes beginnt jetzt ein allgemeineres zu werden.“[1]) Dieser steigenden Wertschätzung entspricht die mit Verständnis besorgte Auswahl der Werke Brentanos, welche kürzlich Max Morris in dem Klassikerverlag von Max Hesse zu Leipzig herausgegeben hat.[2]) Auf sie sei empfehlend hingewiesen.

---

1) Goedecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung VI. (2. Aufl. 1898) S. 57.

2) Clemens Brentanos ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Max Morris. In Lwd. geb. 1 Band ℳ 2.

IX.

Christlichsozial und „klerikal".

Von christlichsozialer Seite.[1])

Es kann dem aufmerksamen Beobachter der politischen und religiösen Bewegung in Oesterreich nicht entgehen, daß sich in der christlichsozialen Partei besonders in Wien immer mehr Unterströmungen bemerkbar machen, die es den zahlreichen positiven Katholiken in dieser Partei zur Pflicht machen, ihre Augen offen zu halten und standhaft Wache zu stehen, damit nicht die ganze so hoffnungsvolle Aktion der Wiederverchristlichung im Lager des nationalen „Antiklerikalismus" ende. Wenn nicht alles trügt, so hat die Gährung bereits begonnen, und es ist nur zu wünschen, daß es möglichst bald zur Klärung komme.

Selten ist noch in unserer Zeit der Schlagworte und seichten Augenblickspolitik mit einem dieser Schlager größerer Unfug getrieben worden als mit der Bezeichnung „klerikal". Wer gibt eine erschöpfende Definition dieses Begriffes? Wie

---

1) Wir haben geglaubt, hiemit auch einer Stimme aus dem christlichsozialen Lager Aufnahme gewähren zu sollen; ohne uns mit dem Inhalte des sehr beachtenswerten Aufsatzes identifizieren zu wollen, erscheint uns derselbe doch von nicht zu leugnender aktueller Bedeutung. Die Redaktion.

wenige würden es vermögen unter jenen, welche dieses so nützliche Wörtchen dem eisernen Bestande ihrer politischen Terminologie einverleibt haben! Die meisten wollen auch gar keine Definition geben, denn dann wären sie ja schandenhalber gezwungen, ihre unehrlichen Taschenspielerkünste aufzugeben. Dieses Schlagwort ist das ewige Schreckgespenst der christlichsozialen Politiker. Je mehr dies ihre zahlreichen Gegner bemerken, desto lieber greifen sie zu dem bewährten Rüstzeug. Merkwürdigerweise aber fehlt es den sonst so schneidigen Christlichsozialen an Mut und Offenheit, ihre Gegner einmal zu zwingen da offen Farbe zu bekennen, und sie beeilen sich stets mit fast komischer Aengstlichkeit unter Schwüren und Beteuerungen ihre gänzliche Unschuld an diesem schrecklichen „Klerikalismus“ darzulegen, anstatt offen und freimütig zu sagen: Versteht ihr unter „Klerikalismus“ die Oberherrschaft der Kirche über den Staat und die Gesellschaft auf allen Gebieten, die unbedingten Gehorsam fordernde Autorität der Bischöfe über ihre Diözesanen nicht nur in religiösen, sondern auch in rein wirtschaftlichen, sozialen und politischen Fragen, so weisen wir den Vorwurf als unbegründet zurück. Versteht ihr aber darunter die willige Unterwerfung der Katholiken unter die Autorität der Kirche in rein religiösen Dingen, die praktische Betätigung unserer Religion, die Ehrfurcht und Hochschätzung vor derselben und vor ihren Dienern als ihren berufenen Vertretern, so bekennen wir uns offen und freudig zu diesem „Klerikalismus“. Das hieße mannhaft, ohne Furcht und Feigheit auftreten. Vielleicht werden die Gegner auch dann ihre vergifteten Pfeile nicht zerbrechen und sich zu keinem ehrlichen Kampfe bequemen, gut, dann ist es klar, sie wollen nicht belehrt sein, sie wollen unehrlich sein. Dann ignoriert man am besten ihre Vorwürfe ganz, umsomehr, als die Christlichsozialen überzeugt sein können, daß ihre Feinde dieses schlau berechnete Spiel trotz aller Proteste nicht aufgeben werden. Den Gegnern gilt ja doch „klerikal“ und positiv katholisch gleich,

sie wenden das Schlagwort aber an, wie sie es eben brauchen. Verwahrt man sich also gegen diese doppelsinnige Bezeichnung, ohne zu unterscheiden, so nimmt man damit den Sprachgebrauch der unehrlichen Feinde an und verwahrt sich gegen den „Vorwurf“ des positiven Katholizismus. Recht interessant sind in dieser Beziehung die Aeußerungen des christlichsozialen Abgeordneten Leopold Steiner im österreichischen Reichsrat in der Sitzung vom 15. Juni d. J, in welcher die Kongruavorlage in Beratung stand. Er erklärte, er habe sich in den Pfingstfeiertagen mit zahlreichen Büchern beschäftigt, die über den Klerikalismus handeln, ohne eine erschöpfende, befriedigende Definition desselben gefunden zu haben. Dann fuhr er fort:

„Wenn ein Katholik im Zeitalter der Freiheit es wagt, dem Zuge seines Herzens folgend seine religiösen Pflichten zu erfüllen, wird er ein Klerikaler genannt. Wenn ein Katholik es wagt, sich gegen die Beschimpfung der katholischen Kirche aufzulehnen, und wenn er nicht zugeben will, daß die katholischen Priester in der perfidesten Weise angegriffen werden, ist er ein Klerikaler. Wenn jemand die Behauptung aufzustellen wagt, daß auch der katholische Priester wie alle andern Staatsbürger die ihm staatsgrundgesetzlich gewährleisteten politischen Rechte ausüben darf, ist er ein Klerikaler. Wenn jemand behauptet, daß der Mensch ohne Religion nicht erzogen werden kann, daß die katholische Religion und Kirche die sicherste Stütze für den Staat und die Gesellschaft bilden, ist er ein Klerikaler der schimmsten Sorte. Man hat aus dem Worte Klerikalismus ein sehr dankbares Schlagwort gemacht, es ist zu einer unklaren Phrase für unklare Köpfe geworden; die Feinde der positiven Religion, die Freimaurer, haben diesem Worte einen Beigeschmack von geistlicher Herrschaft und Unduldsamkeit gegeben. Wer aber glaubt denn heute noch an eine geistliche Herrschaft? Nicht einmal die Priester. Noch nie wurde von einem Priester eine solche Forderung aufgestellt und auch meine Partei hat nie eine solche Anregung gemacht. Klerikal schreibt man und die Kirche meint man.“

Und so ist es in der Tat. Das christlichsoziale „Deutsche Volksblatt“ aber gibt diesem Passus der Rede Steiners die erklärende Ueberschrift: „Christlichsozial, aber nicht klerikal!“. Und in der nächsten Versammlung kann man wieder die anmütige feierliche Verwahrung gegen den Vorwurf des „Klerikalismus“ hören. Ex ore vestro judico vos! Wie sagte doch Steiner? „Unklare Phrase für unklare Köpfe“ oder für feige Herzen. Wahrhaftig, wenn die Völker Oesterreichs die Christlichsozialen, ihre Grundsätze und Taten nach deren fast zehnjähriger Herrschaft in Stadt und Land noch nicht kennen und würdigen, dann werden diesen auch alle ihre Proteste nichts nützen. Nach ihren Taten sollen sie beurteilt werden.

Ein „Klerikalismus“ im ersten oben erwähnten Sinne existiert ja kaum irgendwo in Oesterreich bei einer ernsten politischen Partei vielleicht mit Ausnahme einer kleinen, freilich recht einflußreichen Gruppe privilegierter Politiker, die nichts vergessen und von ihrer Zeit nichts lernen wollen; dem Episkopat ist es auch noch nie eingefallen, derartiges zu fordern. In diesem Sinne hat ja auch bekanntlich das Zentrum den „Klerikalismus“ abgelehnt und volle politische Unabhängigkeit für sich beansprucht, als es sich entgegen den Wünschen der Kurie gegen das Septennat aussprach. — Wenn die Partei der „vereinigten Christen“ Mitte der Neunzigerjahre das größte Gewicht darauf legte, nicht für „klerikal“ gehalten zu werden, so kann man das schließlich begreifen; es war das eine politische Taktik, um alle Elemente, welche die Herrschaft des allmächtigen Liberalismus übersatt hatten, unter dem Banner des Antiliberalismus zu vereinigen und so geeint und stark in den entscheidenden Kampf zu ziehen. Diese Partei war ja auch wirklich nicht „klerikal“, auch nicht in der zweiten gegebenen Bedeutung. Befremden muß es aber, wenn jetzt, da man die Partei schon konsolidiert glaubte, neuerdings wieder fortwährend so scharfe, oft fast taktlose Proteste gegen dieses Phantom an der

Tagesordnung sind. Da geht etwas vor hinter den Kulissen. Die mächtigen, nur extrem-antisemitischen und -nationalen Elemente, sowie die Anhänger eines farblosen Weltchristentums, angeführt und aufgestachelt von dem Blatte Verganis, sind an der Arbeit, um jedenfalls zu verhindern, daß die Partei eine „klerikale", d. i. katholische Färbung bekomme. Man konnte das schon seit längerer Zeit in der gewissen antisemitischen Presse merken. Bei den großen Protestversammlungen, die im Januar gegen die Verunglimpfungen der hl. Eucharistie abgehalten wurden, konnten sich diese Organe sichtlich eines unbehaglichen Gefühles nicht erwehren. Man wurde zu „klerikal". Nur aus diesen ununterbrochenen kleinen Sticheleien und Hetzereien ist eine Rede Dr. Luegers erklärlich, die er vor mehreren Wochen in einer Versammlung des kathol.-politischen Vereines Leopoldstadt hielt, und die wegen der Person des Redners, wegen ihrer Schärfe und der Unmotiviertheit des Angriffes in allen katholischen Kreisen das peinlichste Aufsehen erregte. Er sagte nach der Korrespondenz „Austria" folgendes:

„Wir sind gute Katholiken, wir sind, was wir offen gestehen, auch religiös, sind aber noch lange nicht klerikal. Wir haben uns noch von keinem Fürsterzbischof Befehle erteilen lassen, was wir tun sollen oder nicht, wir hätten die Befehle auch nicht befolgt, weil wir unsere eigenen Herren sind und solche auch bleiben wollen. Wir sind gute Katholiken, dulden es aber nicht, daß man uns in politicis irgendwelche Vorschriften erteilt. Die heutige Versammlung wurde von einem katholisch-politischen Vereine einberufen, wenn es aber auf die Bischöfe angekommen wäre, so hätte dieser Verein schon längst aufgehört zu existieren. Die katholische Kleinbevölkerung und das Bürgertum hat die Sache selbst in die Hand genommen und beim richtigen Zipfel angefaßt, wiewohl die bischöflichen Spitzen, namentlich in Wien, nicht so ganz auf unserer Seite waren, als wir uns gegen das überwuchernde Judentum stemmten. Namentlich einige hohe Prälaten haben gesagt, das, was wir treiben, verstoße gegen die Moral und christliche Nächstenliebe,

allein wir sagten uns, daß dem Christen der Christ am nächsten stehen muß. Und so hat das christliche Volk sich selbst emporgearbeitet und in die Höhe gerungen und nur die sogenannten „Hetzkapläne" haben ihm Beistand geleistet. Ich sage, es war ein Glück und wir sind froh, daß diese Hetzkapläne und Hetzpfarrer an unserer Seite geblieben sind. Das Volk hat dabei nicht auf die Religion vergessen. Deswegen sind wir noch lange nicht klerikal. Bei uns wird niemand durch die Polizei zur Beichte oder in die Kirche geführt, das muß sich jeder selbst mit unserm Herrgott ausmachen. Wir achten und schätzen hoch unsere Religion, wir lassen sie nicht verunglimpfen, wollen aber dabei frei und ungehindert sein".

Bei einem Politiker, der wie Dr. Lueger fast täglich mehrere Reden und Ansprachen hält und fast durchwegs — selbst bei feierlichen Anlässen — aus dem Stegreif redet, darf man gewiß nicht jedes Wort auf die Goldwage legen. So variierte Lueger das bekannte Wort Friedrichs d. Gr.: „Jeder kann nach seiner Façon selig werden" schon öfter in einer Weise, daß damit die dogmatische Toleranz, die Gleichwertigkeit aller Religionen, ausgesprochen war. Er hätte sich doch gewiß selbst am meisten gegen eine solche Deutung gewehrt, wenn man ihm die Konsequenzen seines Satzes vor Augen gestellt hätte; wollte er sich doch offenbar nur für die politische und soziale Toleranz aussprechen. Solche oratorische Entgleisungen gaben einer ihm mißgünstigen Presse den erwünschten Anlaß, ein kleines Autodafé zu veranstalten. In diesen Dingen genügt eben ein beiläufiges Wissen durchaus nicht. Man muß allerdings bedenken, daß das gesprochene Wort häufig ganz anders wirkt, als das geschriebene oder gedruckte, und das gilt besonders bei Dr. Lueger, dem ja selbst seine Gegner, wenn er sie mit einem originellen Witze abführt oder sie „frozzelt" — wie der Wiener sagt —, nicht gram sein können. Der jüngste Ausfall aber kam so unmotiviert, in solcher Heftigkeit und Schärfe, daß man zu der Annahme gezwungen ist, es handle sich hier um ein wohlüberlegtes Vorgehen. Mit Recht sagt die Salzburger

„Katholische Kirchenzeitung"[1]), es erscheine geradezu unbegreiflich, wieso der Führer der christlichsozialen Partei zu den auffallend scharfen Angriffen gegen den niederösterreichischen Episkopat komme. Seit Jahren habe sich dieser in keiner Weise direkt oder indirekt der christlichsozialen Bewegung entgegengestellt, noch habe er irgendeinmal die Forderung nach der politischen Führung erhoben oder in einer politischen Frage Vorschriften erteilt. Im Gegenteil habe er der Bewegung der „vereinigten Christen" und jener der Christlichsozialen gerne jede nur mögliche Unterstützung gewährt. Kardinal Gruscha, der ehemalige Religionslehrer Dr. Luegers, war es, der zur Zeit der Wiener Bürgermeisterkrise sich eifrig bemühte, die Bedenken, welche man höchsten Ortes gegen die Bestätigung hegte, zu zerstreuen, freilich zunächst erfolglos; er war es, der Lueger so oft seine Sympathie bezeigte und der, obwohl schon in den Achtzigerjahren stehend und immer kränklich, es sich nicht nehmen ließ, persönlich zu jeder Wahl zu gehen, wo es hieß, den heißen Kampf gegen Sozialdemokraten und Liberale auszufechten, und der seinem Klerus damit ein nachahmenswertes Beispiel gab.

Es wird ihm gewiß nicht leicht geworden sein, für einen Bielohlawek, das enfant terrible der Partei, zu stimmen. Wie der Kardinal, so stellten sich auch fast alle übrigen kirchlichen Würdenträger zur Partei in der Hoffnung, von ihr eine Besserung der kirchlichen, politischen und sozialen Verhältnisse erwarten zu dürfen. Auch hat man bei den zahlreichen Wahlen in den letzten Jahren nie vergessen, sich zur Kräftigung des Wahlfonds an die kirchlichen Würdenträger, an die Klöster und den übrigen Klerus zu wenden, und man hat nicht umsonst angeklopft. Auch ist nichts davon bekannt, daß die Bischöfe sich wegen des Juden-

1) „Katholische Kirchenzeitung" vom 14. April 1905.

punktes der christlichsozialen Bewegung gegenüber ablehnend verhalten hätten. Gegen einen vernünftigen, mit dem Christentum vereinbarlichen Antisemitismus hat man nicht nur nichts eingewendet gemäß den zahlreichen Enzykliken und Breven vieler Päpste, die oft die schärfsten Abwehrmaßregeln gegen die Juden erließen, sondern man hat die Abwehr des jüdisch-liberalen Uebermutes zum Schutze des christlichen Volkes noch unterstützt. Freilich den Radauantisemitismus eines Gregorig, Bielohlawek, Vergani und ihrer Genossen konnte und kann die Kirche niemals billigen. Von ihnen wurden die Juden als Nichtmenschen, als Tiere bezeichnet, in Wählerversammlungen ein „Schußgeld auf die jüdischen Tiere“ verlangt; es wurde die hl. Schrift des Alten Testamentes als jüdischer Schwindel erklärt und verworfen und — im schönsten Einklang mit Schönerer — die Entfernung der „Judenbibeln“ aus den Händen der Christenkinder verlangt. Landtagsabgeordneter Bielohlawek drohte endlich in seiner in der gröbsten Form — nach dem „D. Volksblatt“ mit „erquickender Grobheit“ — geschriebenen „Volkspresse“ dem Bischof von St. Pölten, die dortigen Christlichsozialen würden noch „Los von Rom“ gehen, und Abg. Schneider machte im niederösterreichischen Landtage die blasphemische Aeußerung, „die Juden müsse man nur mit Schwefelsäure taufen“. Durch solche Aussprüche wird der christliche Antisemitismus und mit ihm die ganze christlichsoziale Bewegung aufs ärgste kompromittiert und gläubigen Katholiken die bedingungslose Hingabe an die Wiener Bewegung direkt unmöglich gemacht.[1])

Die ganze Bewegung gleicht in ihren Anfängen einem reißenden Wildbach, der mit elementarer Gewalt, alles vor sich her brechend, niederstürzt und viele harte Steine und trüben Schlamm mit sich führt. Erst allmählich sondert sich das Trübe als Bodensatz ab und klärt sich das Wasser.

1) „Kath. Kirchenzeitung“ vom 14. April 1905.

Daß auch dort bei den Christlichsozialen die Klärung bald eintrete, wäre im Interesse der Partei selbst zu wünschen. Es verbergen sich bei so Manchen recht unlautere Motive hinter dem schönen Namen und Programm, wie es ja bei jeder erfolgreichen elementaren Volksbewegung der Fall zu sein pflegt. Nun aber wäre es bald an der Zeit, daß eine reinliche Scheidung eintrete. Abg. Schneider ist ja ein sehr tüchtiger Geschäftsmann und hat sich schon große Verdienste um die Gewerbetreibenden erworben. Wo aber der Antisemitismus in Frage kommt, da geht der Judenhaß in manchmal sehr bedauerlicher und nicht zu billigender Weise mit ihm durch. Es mögen bei anderen auch üble persönliche Erfahrungen mitspielen. Der Herausgeber des „Deutschen Volksblatt“ und ehemalige Abgeordnete Vergani wäre heute noch Schönerianer, wenn nicht maßloser Ehrgeiz und gewisse persönliche Differenzen ihn von dem alldeutschen Parteipapst getrennt hätten, der neben sich kein hervorragendes Talent, keinen selbständigen Willen duldet. Noch in den ersten Neunzigerjahren rivalisierte Vergani mit Lueger um die Führung der jungen antiliberalen Partei. Er mit seinem Blatt, das immer schürt und hetzt und überall „Klerikalismus“ wittert, war und ist der eigentliche Mephisto der Partei. Er ließ zu früh für seine Pläne die Vorsicht fahren und so mußte er seine schönen Hoffnungen von einer Führerschaft zu Grabe tragen. Dazu kamen noch andere persönliche Momente, die besser nicht erörtert werden.

Die antisemitische oder antiliberale Bewegung in den ersten Neunzigerjahren war zuerst eine rein wirtschaftliche. Das Joch der jüdisch-liberalen Kapitalistenherrschaft war einfach unerträglich geworden.

Die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, verwaltet von einer geldgierigen, selbstsüchtigen Clique, die sich fortschrittlich nannte, war in Bezug auf sanitäre und Verkehrsverhältnisse von mancher kleinen Provinzstadt überflügelt worden. Fast alle öffentlichen Unternehmungen, wie Straßenbahnen und Beleuchtung,

waren in den Händen ausbeuterischer, meist ausländischer Gesellschaften, die jährlich viele Millionen Reingewinn einsackten. Das Kleingewerbe wurde fast erdrückt von der skrupellosesten Konkurrenz. Die ohnehin nicht zahlreichen Kirchen standen öde und leer, und die Priester konnten sich vielfach kaum mehr auf der Straße zeigen, ohne vom süßen Pöbel insultiert und verhöhnt zu werden. Regstes Leben aber herrschte in den Burgen des Mammon, und auf der Börse am Franzensring machten sich die aus Galizien mit einem, all ihre Habe bergenden „Bünkel“ eingewanderten Juden breit im schmierigen Kaftan, den charakteristischen Hut auf dem fettglänzenden Lockenhaupte. Hier war ihr Dorado, wo ihnen die goldenen Früchte vom Giftbaum der Spekulation und des Wuchers fast mühelos in den Schoß fielen. Jüdischer Geist beherrschte das ganze öffentliche Leben; Korruption, Nepotismus, Aemter- und Stellenschacher allenthalben, es stand niemand so hoch, daß er nicht seinen Kotau vor der Allmacht des Goldes gemacht hätte. Ohne und gegen die „Neue Freie Presse“, dieses Hauptorgan der Alliance israélite, konnte nach einem Ausspruch des (jetzt wieder herrschenden) Ministerpräsidenten Baron Gautsch nicht regiert werden. Da ging endlich auch den sonst nur zu gemütlichen Wienern der Geduldfaden aus, und gleich einem alles mit sich reißenden Strome brach die antiliberale Bewegung mit Wucht herein. Alles, was unter dem unerträglichen Joche seufzte, vereinigte sich, gleichviel welcher politischen und sozialen Richtung man sonst angehörte. Nur so ist die im konstitutionellen Leben der neueren Zeit fast einzig dastehende Tatsache zu erklären, daß die Wiener antiliberale Gemeinderatspartei im Laufe eines halben Jahres, vom März bis zum Oktober 1895, von 46 auf 92, und nach der zweiten Auflösung des Gemeinderates, November 1895, gar auf 96 Vertreter anwuchs. Es folgte die Zeit der Bürgermeisterkrise bis zum April 1896, und auch hier trug die junge hoffnungsvolle Bewegung über alle ihr feindlichen Mächte den Sieg davon. Unter der tatkräftigen Führung Dr. Luegers gingen nun die Sieger mit Titanenkräften an ein frisches fröhliches Schaffen zum Wohle und Ruhme der teuren Vaterstadt. Harte Kämpfe setzte es ab, schier unüberwindliche Hindernisse türmten sich auf, aber mit

Mut und eiserner Kraft und Zähigkeit überwand sie der **Bürgermeister** alle.

Wer die Kaiserstadt vor 10 Jahren sah und das **heutige** Wien mit ihr vergleicht, der muß sich sagen — wenn **nicht** blinder Haß alles Gerechtigkeitsgefühl in ihm erstickt hat: **die** Stadt ist kaum noch zu kennen, wie sie sich verschönt **und** förmlich verjüngt hat. Das anerkennen selbst erbitterte **Gegner** der Christlichsozialen. Die heutige Generation aber vergißt **nur** allzuschnell, um sich des Dankes zu entschlagen.

Zunächst machten sich die neuen Machthaber daran, **wieder** Herren im eigenen Hause zu werden. Nach unsäglichen Schwierigkeiten wurden die Verträge mit der englischen Gasgesellschaft gelöst. Großartige Gaswerke wurden gebaut, die bereits einmal vergrößert wurden. Das Auerlicht wurde eingeführt, die Zahl der Flammen um vieles vermehrt, eigene Elektrizitätswerke wurden errichtet, und der Kampf der Kommune gegen die Uebergriffe der Privatgesellschaften dauert noch immer fort. Von drei großen Gesellschaften wurden die Straßenbahnen eingelöst, in kurzer Zeit ward überall der elektrische Betrieb eingeführt und eine große Zahl neuer Linien wurde gebaut; der Donaukanal und der Wienfluß wurden reguliert, letzterer eingewölbt, und auf dem so gewonnenen Platze erfreuen jetzt das Auge die herrlichsten Anlagen. Wo nur ein Fleckchen für einen Baum oder eine Blumenrabatte sich fand, traten die Stadtgärtner in Aktion. Kirchen wurden unter der tatkräftigen Mitwirkung der Gemeinde errichtet, prächtige Schulpaläste erstanden — in zehn Jahren mehr als 60 —, wie mustergültige Humanitätsanstalten. Besonders der armen Kinder nahm man sich an; fast in jedem der 21 Bezirke gibt es jetzt Kinderschutzstationen, im schönen Wienerwalde gründete man Ferienkolonien und an der Adria finden die ärmsten der Kinder, denen eine tückische Krankheit die Jugend zerstört, liebevolle Pflege und viele auch Heilung. Das Kleingewerbe wird in jeder Weise unterstützt und bekommt die Lieferungen für die Kommune und ihre Anstalten zugewiesen; die städtischen Bediensteten erhielten Gehaltsaufbesserung, günstigeres Avancement und Altersversorgung; ein Arbeitsvermittlungsamt, ein städ-

tisches Uebernahmsamt, ein Bureau für Vermittlung billiger Sommerwohnungen traten ins Leben. Das kommunale Wahlrecht wurde durch Schaffung der vierten Kurie erweitert und so über 100,000 Wienern das Wahlrecht neu gegeben. In die jüngste Zeit fällt die Errichtung einer Großschlächterei zur Regulierung der Fleischpreise, an der die Gemeinde einen großen Anteil hat. In Vorbereitung ist die Gründung einer kommunalen Zentralsparkasse und Bank, damit die Gemeinde nicht auf die großen Geldinstitute angewiesen ist, die gegen sie einen Ring geschlossen hatten und schon triumphierten, daß die Anlehepläne Luegers zunichte würden. Doch auch hier ging er als Sieger hervor und bekam von der Deutschen Bank in Berlin die Anleihe zu den günstigsten Bedingungen. Eines der großartigsten Werke moderner Technik geht in 4—5 Jahren seiner Vollendung entgegen, die zweite Hochquellenwasserleitung, die in Obersteiermark beginnend in Tunnels die Alpen durchbricht und eine Länge von ca. 150 km hat. Vielleicht das herrlichste Geschenk macht Dr. Lueger der Stadt Wien durch die Schaffung eines breiten unverbaulichen Wald- und Wiesengürtels mit einer Hochstraße, der sich in der Länge von 25 km vom Kahlenberg anfangend über die Ausläufer des Wienerwaldes um die ganze Stadt schlingen wird. Durch ein Landesgesetz soll der herrliche Wienerwald, der sich an die Stadt unmittelbar im Westen und Süden anschließt und viele Stunden weit ins Land erstreckt, den Wienern zum unschätzbaren Nutzen für immer erhalten bleiben. — Nicht geringer ist die segensreiche Arbeit, die für das Land Niederösterreich geleistet wurde. Und alle diese Arbeit zum Segen des Volkes begann Lueger damit, daß er seinen eigenen Bürgermeistergehalt, obwohl er privat fast nichts besitzt, von 48,000 auf 24,000 Kronen herabsetzen ließ. Ebenso wurde der Gehalt der Vizebürgermeister von 12,000 auf 8000 Kronen, der Gehalt der 22 Stadträte von je 6000 auf 3000 reduziert. Das verschweigen die Gegner Luegers. Wie sich bei Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört, so auch die Demagogie. — So wurde und wird von den Christlichsozialen für das Volk gearbeitet. In dieser Beziehung haben sie sich unvergängliche Verdienste erworben.

In der Partei der „vereinigten Christen“ selbst begann bald nach ihren ersten großen Siegen eine heilsame Scheidung, nacheinander wurden die unzuverlässigen Elemente abgestoßen, zuerst die Alldeutschen, dann die „Deutsche Volkspartei“.

War Dr. Lueger der politische und soziale Reorganisator Wiens, so erstand in P. Abel, dem Apostel Wiens, der christliche Regenerator, der in flammenden Worten sich an die Wiener, vor allem an die christliche Männerwelt wandte und sie aneiferte, dem alten Schlendrian Valet zu sagen, den angestammten Glauben offen zu bekennen und zu betätigen. Da erwachten die Christen aus ihrem lethargischen Schlaf. Die christliche Charitas nahm sich mehr als zuvor der Armen und Verlassenen an, die Kirchen füllten sich, so daß sie sich bald als zu klein und zu wenige erwiesen, die schlaffe Lammherzigkeit wich und die von den Vätern ererbte Religion konnte sich wieder auf Gassen und Straßen zeigen. Spitäler, Schulen und andere kommunale Gebäude und Denkmäler werden kirchlich eingesegnet. Es werden nun von Wien sogar Priester in die Vertretungskörper entsendet, wie Msgr. Wiesinger, Pfarrer Latschka, Professor Wolny, Kanonikus Schöpfleuthner, Msgr. Laux in den Gemeinderat, Pfarrer Schnabel in den Landtag, Prälat Dr. Scheicher und Dechant Kühschelm in den Reichsrat. Priester machen sich auch hervorragend verdient um die politische Organisation und Volksaufklärung wie Prior Graf Mels-Colloredo, Pfarrer Dietrich u. a. Weihbischof Marschall, der fast regelmäßig die kirchliche Weihe der kommunalen Gebäude vornimmt, wird launig von Dr. Lueger „unser Gemeindebischof“ genannt.

Vieles ist also auch in religiös-kirchlicher Hinsicht besser geworden, doch lange nicht alles. Immer steckt den Wienern noch der Josephinismus und Liberalismus in den Knochen, die Besserung ist zunächst meist nur eine äußerliche und gerade das ist das Gefährliche. Immer noch gibt es nur zu viele, die sich für die besten Katholiken halten, wenn sie in

dem Priester, dem Ordensmanne nicht gerade einen Finsterling und Volksverdummer erblicken und sich förmlich vor ihm bekreuzigen, wenn sie sagen können: „Ich habe nicht gemordet, geraubt, gestohlen, betrogen, gab auch mein Scherflein für die Armen, beteiligte mich an Wohltätigkeitsfesten und kirchlichen Aufzügen“, und wenn sie schließlich tapfer auf die Juden als die alleinigen Urheber alles Elends auf Erden schimpfen. Immer noch ist der traditionelle Wiener Katechismus in Geltung, der da sagt: Du sollst am Sonntag in die Kirche gehen, du sollst öfters im Jahre fasten, du sollst keine Hochzeit halten, wenn die Kirche keine Trauung vornimmt, du sollst öffentlichen Skandal meiden usw., und dem man vollkommen genügt, wenn man an Sonn- und Feiertagen vor oder nach der gewohnten Landpartie gelegentlich einige Minuten in eine Kirche geht, oder im Walde, im großen „Tempel Gottes“, in rührseliger Stimmung etwa vor einem mit Bildern behängten Baum, dieser beliebten Volkswallfahrtsstätte, privatim seinen „Gottesdienst“ hält; wenn man am „Weihnachtsfasttag“ und am Charfreitag mittags zur Abwechslung sich einmal mit Fischen und Mehlspeisen begnügt, wenn man bloß in der Charwoche den Tanzboden meidet, im übrigen aber den Fasching bis lange in die Fastenzeit hinein ausdehnt mit der Entschuldigung „Lusti sein is ka Sünd!“ Wimmelt es ja selbst in „christlichen“ Blättern von Tanz- und Kränzchenankündigungen und Ballreferaten zur Fastenzeit. Vielfach fehlt es selbst einzelnen „Führern“ der neuen christlichen Bewegung an den elementarsten Kenntnissen der christkatholischen Glaubens- und Sittenlehren, und doch würde man sich feierlich gegen den Vorwurf verwahren, man sei kein guter „Christ“. Da kann man fast regelmäßig das stolze Bekenntnis hören: „Ich bin gewiß ein ordentlicher Kerl und ein guter Christ, freilich ‚klerikal‘ bin ich nicht, und auf den Knien rutsch' ich auch nicht immer herum. Leben und leben lassen, ist mein Grundsatz“. Aus dieser Unkenntnis und Oberflächlichkeit in

religiösen Dingen läßt sich vieles erklären. Man ist stolz auf das berühmte „goldene Wienerherz“, hat einen „guten Willen“, bei dem es meist auch bleibt und stellt sich im übrigen unsern Herrgott als einen recht gemütlichen alten Herrn vor, der mit dem guten Willen schon zufrieden ist.

Doch wie gesagt, es ist auch in religiöser Beziehung recht vieles besser geworden im Vergleich zur liberalen Aera, man muß es dankbar anerkennen. Die christlichsoziale Partei hat im Wiener Gemeinderat und im niederösterreichischen Landtag manches getan für die Katholiken, freilich war man den Protestanten gegenüber verhältnismäßig freigebiger. Die Partei wurde aber auch von den Katholiken — und da sind immer die aktiven und praktischen Katholiken gemeint — aufs kräftigste unterstützt und ist erst durch sie zu ihrer heutigen Größe und Bedeutung gelangt. Sie sind für die Partei auch da eingetreten, wo es ihnen nicht leicht gemacht wurde, und zwar deshalb, weil sie von dieser Partei eine Wiedergesundung der politischen, sozialen wie auch religiösen Verhältnisse in Wien, Niederösterreich und schließlich im ganzen Vaterlande erwarteten. Man hoffte, sie werde sich immer mehr konsolidieren, von den unsicheren und ewig randalierenden Elementen befreien, den eigentlichen Radauantisemitismus ablegen und sich unter Betonung eines ganz erlaubten und erwünschten wirtschaftlichen Antisemitismus auf katholischer Grundlage einigen, ausbreiten und arbeiten zum Wohle des christlichen Volkes. Was bisher getan wurde, ließ die Hoffnung auf eine große christlichsoziale Reichspartei auf dieser Grundlage, verbunden mit den Konservativen, immer noch fortleben. Diese wäre berufen, die Geschicke Oesterreichs — ähnlich wie das Zentrum die Deutschlands — maßgebend zu beeinflussen und das arme Vaterland aus dem chaotischen Sumpfe zu retten. Von einer solchen Partei der sich, wenn auch in loserem Verbande, die ehrlichen christlichen Elemente der nichtdeutschen Nationalitäten Oesterreichs anschließen würden, ermutigt durch ihr Beispiel, könnte

man in Wahrheit sagen: „In deinem Lager ist Oesterreich!“ Doch treten besonders in letzter Zeit immer wieder Erscheinungen zutage, welche die Katholiken vor allzugroßem Optimismus in dieser Richtung warnen müssen, die ihnen ein Fingerzeig sein sollen, daß es noch lange nicht soweit ist, daß sie scharfen Auslug halten und unablässig tätig sein müssen, daß die so verheißungsvoll begonnene, von ihnen geförderte Bewegung nicht in andere Bahnen gelenkt werde, daß immer mehr eine Schwenkung von rechts nach links eintrete. Anzeichen dafür sind genug vorhanden und die Nur-Antisemiten mit Vergani und seinem Blatte an der Spitze, sowie jene Elemente, welche noch immer mit der „Deutschen Volkspartei“ liebäugeln und bei den Christlichsozialen nur ihr Privatsüpplein kochen, wachen vorsichtig und setzen alle Hebel in Bewegung, daß die Partei nicht „verklerikalisiert“ werde. Selbst der Name „christlichsozial“ ist ihnen noch zu „klerikal“ und wo es nur angeht, wird er von diesen Politikern und Journalisten mit der ihnen konvenierenden Bezeichnung „antisemitisch“ oder „antiliberal“ vertauscht. Man erklärt einzutreten für das deutsche Volk, die Stadt Wien, den Kaiser, — das Christentum kommt so verschämt als Appendix hinten nach. Die früher bestandenen katholischen Vereine sind glücklich nach und nach in reine Wählervereine umgestaltet worden. Wie sehr die maßgebenden Kreise in der Partei mit dieser Strömung rechnen, zeigt sich darin, daß man es z. B. nicht gewagt hat, den Majoritätsklub im niederöstereichischen Landtag christlichsozial zu benennen, sondern „antisemitische Vereinigung“ heißt. Eines der bedenklichsten Anzeichen ist wohl die Wahl des bekannten Radauantisemiten Bielohlawek in den niederösterreichischen Landesausschuß. Diese Körperschaft steht an der Spitze der autonomen Landesverwaltung und seine 6 Mitglieder bilden mit dem vom Kaiser ernannten Landmarschall sozusagen das Ministerium der Provinz. Mit einem dieser Referate ist nun der Stadtrat und Landtags-

abgeordnete Bielohlawek betraut worden, der früher Deutschmeisterfeldwebel, Kommis, dann Gemischtwarenhändler war, aber seit geraumer Zeit sein Metier aufgegeben und sich ganz auf die Politik geworfen hat. Er ist ein Urwiener in des Wortes übelster Bedeutung, ist einer der ärgsten Losgeher in der Partei und hat sie oft schon auf das unheilvollste blamiert und kompromittiert. Er mag sich ausgezeichnet als Wahlagitator, Versammlungsredner und Sturmbock gegen die Sozialdemokraten eignen — auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil —, aber für den Chef eines großen und komplizierten Verwaltungsapparates, für den Vorgesetzten eines großen Beamtenkörpers dürften ihm wohl alle Qualitäten fehlen, so lange nicht die „erquickende Grobheit“ das Wissen und den Takt ersetzen kann. Man war daher auch allseits verblüfft über seine Nominierung, und in der Partei selbst scheint sich eine lebhafte Opposition geltend gemacht zu haben, denn während sein Vorgänger im Referat, der allgemein beliebte frühere Landesausschuß Steiner, mit 50 Stimmen zum Oberkurator der Landeshypothekenanstalt gewählt wurde, erhielt Bielohlawek in dem unmittelbar darauf folgenden Wahlgang nur 35 Stimmen. Alle Achtung vor einem Manne, der sich aus bescheidenen Anfängen durch eigene Kraft zu einer bedeutenden Stellung emporringt, wie der Abg. Leopold Steiner ein solcher selfmademan im edelsten Sinne des Wortes ist. Ursprünglich Zimmermaler und Weinbauer, wurde er später Gemeinderat, Reichsrats- und Landtagsabgeordneter und schließlich Landesausschuß für das Sanitätsdepartement. Er hatte höchstens politische, keine persönlichen Gegner. Freund und Feind schätzt an ihm den praktischen Verstand, seinen eisernen Fleiß, mit dem er sich in sein Ressort einarbeitete und sich alle einschlägigen Kenntnisse rasch erwarb, und sein natürlich vornehmes, konziliantes Wesen. Er hat jedenfalls nicht ganz freiwillig auf sein ihm lieb gewordenes Amt, in dem er geradezu Großartiges geleistet hat, verzichtet. Auch Bielo-

bláwek ist ein selfmademan, aber in einer anderen Bedeutung. Er hat sich zu einem „gewichtigen“ Politiker emporgearbeitet und ist ein Beweis dafür, daß man es heutzutage mit einer großen „Schneid“, einer „erquickenden Grobheit“, einem kräftigen Stimmorgan und einiger Protektion in Oesterreich noch zu etwas Großem bringen kann. Es ist das eine bedeutende Konzession an den linken, rein antisemitischen Flügel der Partei, dem auch die Wahl des katholischen Dr. Porzer zum 2. Vizebürgermeister ein Dorn im Auge ist, gegen welchen wegen seines angeblich nicht rein arischen Stammbaumes, in Wahrheit aber wegen seiner stramm katholischen Richtung bereits ein verstecktes Kesseltreiben veranstaltet wird. Den Umtrieben dieser Gruppe ist es zum guten Teile auch zuzuschreiben, daß die wiederholt angeknüpften Verhandlungen, die auf eine Vereinigung der Christlichsozialen mit den Konservativen abzielten, resultatlos blieben. Sie tut alles, um eine Verstärkung des positiv katholischen Teiles der Partei zu verhindern. Sie wollen nicht katholisch, sondern nur „christlich“ sein und begründen dies damit, daß sie keine konfessionelle, sondern nur eine politische und wirtschaftliche Partei seien, in ihren Reihen müßten auch Nichtkatholiken Platz haben. Gewiß wollen die Christlichsozialen nicht eine rein konfessionelle Partei sein; aber eine Partei, die das ganze öffentliche wirtschaftliche und politische Leben des Volkes reformieren will, muß doch auch unbedingt in religiöser Hinsicht Farbe bekennen. Man will die Gesellschaft im christlichen Sinne erneuern, das kann aber doch nicht ein beliebiges Christentum in Wolkenkukuksheim sein! Oder will der eine die soziale Reform auf katholischer, der andere auf lutherischer, ein dritter auf kalvinistischer Grundlage? Was für ein Christentum kann da wohl für die christlichsoziale Partei in Oesterreich maßgebend sein? Doch hoffentlich nur das katholische, zu dem sich in Oesterreich 92 % der Gesamtbevölkerung bekennen! Oder sind dieser Art Christlichsozialer etwa alle „christlichen“ Konfessionen gleichwertig

und gleichrichtig oder unrichtig? Fast scheint es so! Es heißt bei ihnen immer, man müsse auch mit den Protestanten rechnen und suchen, sie in die christlichsoziale Bewegung einzubeziehen.

Die Protestanten haben in Oesterreich im allgemeinen, in Niederösterreich und Wien im besonderen fast gar keine Bedeutung. Alle protestantischen Bekenntnisse zusammengenommen, Männer, Weiber und Kinder machen in Niederösterreich mit Wien ca. 2 %, in Wien allein ca. 3 % der Gesamtbevölkerung aus. Viele davon sind Ausländer, von den einheimischen Protestanten sind eine große Anzahl abgefallene Katholiken; teils stehen sie im alldeutschen, teils im deutschnationalen oder liberalen Lager, nur ein geringer Bruchteil dieser 2 Prozent hält zu den Christlichsozialen — es mögen in Wien kaum 2—3000 Wähler sein — und diese werden wahrlich übergenug berücksichtigt, fast möchte man sagen verhätschelt. Es herrscht eine nahezu übertriebene Objektivität und Konvenienz in dieser Hinsicht. Es ist gewiß nichts dagegen zu sagen, wenn man ehrliche, gläubige Protestanten als Mitarbeiter zuläßt, nimmt ja auch das deutsche Zentrum protestantische Hospitanten auf, aber es ist unerträglich, daß sie im katholischen Oesterreich der christlichsozialen Partei geradezu die Färbung geben sollen. Die Zeit der „vereinigten Christen“ ist vorbei. Das katholische Volk muß hier wie den Ungarn gegenüber verlangen: Einen gerechten Ausgleich oder reinliche Scheidung! Dazu möge auch der allgemeine Katholikentag im Spätherbst dieses Jahres das Seinige beitragen. Es ist jetzt nach beinahe zehnjähriger Herrschaft der Christlichsozialen an der Zeit, daß eine Klärung eintritt, umsomehr, als im Herbste des nächsten Jahres allgemeine Reichsratswahlen stattfinden werden, die von einschneidender Bedeutung sind. Da heißt es für die Katholiken, den rechten Zeitpunkt erfassen und sich die Kandidaten genau ansehen. Erkennen sie ihre Zeit, sorgen sie dafür, daß die alten Wühler zur Raison gebracht

oder isoliert werden, so eröffnet sich der christlichsozialen Partei eine günstigere Perspektive als je zuvor. Sie verfügt jetzt im Reichsrat über 25 Sitze. Bei klugem Vorgehen kann sie es auf mehr als die doppelte Zahl bringen. Bei halbwegs günstigem Erfolge darf sie in Niederösterreich allein auf einen Gewinn von 13 Mandaten rechnen. Ziehen dann die Christlichsozialen in imponierender Stärke in den Reichsrat ein, so ist es wohl nur mehr eine Frage kurzer Zeit, daß das konservative Zentrum mit Ausnahme einer kleinen intransigenten Gruppe sich jenen zu einer einigen Partei anschließen wird. Es haben in den letzten Jahren die bedeutendsten konservativen Politiker wie die beiden Landeshauptmänner Dr. Ebenhoch und Dr. Kathrein, auch Abg. Dechant Schachinger einer solchen Vereinigung wiederholt das Wort geredet, und im steirischen Landtage ist sie schon jetzt eine Tatsache. Ist bei den Christlichsozialen eine Klärung im oben bezeichneten Sinn eingetreten, so sind die Unterschiede zwischen beiden Parteien wahrhaftig nicht so groß, daß sie nicht im Interesse einer so großen Sache sollten ausgeglichen werden können.

Diese Unterschiede sind weniger programmatischer als praktischer und taktischer Natur, und es fehlt keineswegs an Uebergängen von einem Standpunkt zum andern. Der Namensunterschied besagt nicht viel, wie ja überhaupt eine Partei nicht nach ihrem Namen, sondern nach ihrem Programm und ihren Taten beurteilt werden soll. Ein Hauptunterschied bestünde darin, daß die Christlichsozialen sich als wirtschaftliche und politische Partei geben, die ihr Programm auf christlicher Grundlage in weiterem Sinn durchführen will, so daß in ihren Reihen alle christlichen Konfessionen gleichmäßig Aufnahme fänden und berücksichtigt würden. So will es wenigstens der radikale linke Flügel der Partei. In Wirklichkeit ist das aber unter den gegebenen Verhältnissen ein Nonsens, da, wie erwähnt, Oesterreich fast rein katholisch ist und das Wort „Christentum“ allein noch wenig besagt,

weil ja an vielen Punkten die einzelnen „christlichen“ Bekenntnisse sich diametral gegenüberstehen, und eine Partei aufhört einheitlich zu sein, wenn sie in diesem wichtigsten Punkte gespalten ist. Die Konservativen betonten ihren streng katholischen Standpunkt oft auch in rein politischen Fragen und gelten wohl nicht ganz mit Recht als eine rein konfessionelle Partei.

Ein weiterer Unterschied ist der Antisemitismus, den die Christlichsozialen in ihr Programm aufgenommen haben, was bei den Konservativen nicht der Fall ist, obwohl viele von ihnen gegen einen vernünftigen Antisemitismus gar nichts haben. Freilich können sie nicht jene Raudauantisemiten goutieren, die — wie Dr. Lueger einmal in seiner drastisch-witzigen Weise sagte — jeden Tag zum Gabelfrühstück einen Juden verspeisen, was auch er damit lächerlich machte und ablehnte.

Ferner betonen die Christlichsozialen stark ihren deutsch-nationalen Standpunkt. Sie wollen auch eine wahre Volkspartei sein, die alle Stände, Arbeiter und Unternehmer, Bauern und Gewerbetreibende, Agrarier und Industrielle in ihren Reihen vereinigt. Die Konservativen zeigten sich — wenigstens zum Teil — einer deutsch-nationalen Politik noch abhold und sind als wirtschaftliche Partei immer mehr Agrarier geblieben. Die Christlichsozialen verlangen in rein politischen Dingen volle Freiheit und Unabhängigkeit von der kirchlichen Autorität; hier stand wieder ein Teil der Konservativen gegenüber. Jene schlugen der Zeit entsprechend und in Rücksicht auf ihre Gegner eine schärfere, demokratische Tonart an, sie gründeten eine ausgezeichnete, weitverzweigte Organisation und entfalten eine rege Vereins- und Versammlungstätigkeit, während diese in dieser Beziehung vielleicht mitunter mehr leisten könnten. Aber wie gesagt, alle diese und andere kleinere Differenzen sind weniger prinzipieller als taktischer Natur und lassen sich bei beiderseitigem guten Willen wohl ausgleichen. Vereinigt würden die beiden

Parteien über mehr als 70 Mandate verfügen und somit nicht bloß die größte deutsche, sondern überhaupt die stärkste Partei im Reichsrat werden, und das würde in Oesterreich, wo das Abgeordnetenhaus in mehr als 2 Dutzend Parteien und Fraktionen gespalten ist, von der größten Bedeutung sein.

Auch programmverwandte Parteien anderer Nationalität würden in vielen Fragen mit ihnen gehen, und so könnte diese Vereinigung den Anstoß zur Entwirrung der Lage geben und Oesterreich einen leidlichen inneren Frieden wiedergeben. Die Führung dieser Partei würden die konservativen Größen wie Dr. Ebenhoch, Dr. Kathrein, Dr. v. Fuchs wohl Dr. Lueger überlassen, der schon vermöge seiner Persönlichkeit, seiner großen Popularität, seines Scharfblickes, womit er selbst in den schwierigsten Situationen das Rechte findet, dazu förmlich prädestiniert ist. Man muß es nur aufrichtig beklagen, daß sich Dr. Lueger von der eigentlichen großen Politik immermehr zurückzieht und auf ein kleines freilich sehr dankbares Wirkungsgebiet beschränkt. Er tritt fast nie mehr im Reichsrat hervor und stellt alle seine Kräfte und sein reiches Wissen nur mehr in den Dienst seiner geliebten Vaterstadt. Die Wiener werden es ihm danken, aber er schien doch zu Höherem berufen, und Millionen Oesterreicher, auch scharfe Gegner Luegers, sagen es laut oder bekennen es doch im Stillen, daß Lueger allein der Mann ist, der an die rechte Stelle gesetzt und mit entsprechender Macht ausgestattet befähigt wäre, Ordnung in die verrotteten Verhältnisse zu bringen. Seine Berufung stößt freilich auf einen schier unbegreiflichen Widerstand gerade bei den höchsten Stellen. Doch kann auch darin mit einem Schlage eine entscheidende Wendung eintreten.

Das alles aber ist Zukunftsmusik und ein Blick auf die traurige Gegenwart läßt wieder all' den Pessimismus aufkommen, der schon förmlich ein Charakterzug der Deutschen in Oesterreich geworden ist. Vor allem ist es ein Teil der christlichsozialen Partei selbst, der sich aus kleinlichstem

Eigennutz und noch häßlicheren Motiven nicht auf einen höheren Standpunkt stellen kann und will. Sache der wahren Katholiken in der Partei ist es, alle Kräfte dafür einzusetzen, daß dieses hohe Ideal verwirklicht werde. Ad maiora! Jetzt vor den Wahlen müssen sie zuerst den Kampf gegen den inneren Feind aufnehmen, und sie befinden sich dabei in keiner schlechten Position. Was ist die Partei ohne sie? Das Landvolk Niederösterreichs, das jetzt zu den Christlichsozialen hält, ist gut katholisch; es ist hier wie in den Provinzen für diese Partei nichts zu holen, wenn sie sich von den verderblichen inneren Einflüssen in falsche Bahnen lenken läßt. Selbst in Wien wäre es mit der Machtstellung vorbei, und es würden viele Mandate, besonders die der allgemeinen Kurie ins Wanken kommen, wollten sich die Christlichsozialen in eine rein nationale, antisemitische Wirtschaftspartei mit antikatholischem Beigeschmack umgestalten.

Man denke nur — ganz abgesehen von der materiellen Beihilfe, welche die Katholiken bisher der Partei zu Wahlzeiten in opferwilligster Weise geleistet haben — an die gewaltige Unterstützung durch die stramm katholischen Arbeitervereine unter Führung des hochtalentierten Zentralobmannes Gemeinderates Leopold Kunschak! Die Christlichsozialen würden dann im günstigsten Falle zu einer Partei von rein lokaler Bedeutung herabsinken, wenn sie nicht ganz aufhören würden zu existieren und die einzelnen Teile sich wieder den Alldeutschen, Liberalen oder besonders der „Deutschen Volkspartei“, dieser charakterlosesten aller deutschen Parteien Oesterreichs, anschließen. Solange Dr. Lueger lebt, würde es vielleicht nicht soweit kommen, aber nach seinem Tode könnte nichts den Verfall mehr aufhalten.

P. P.

X.

Die verzweifelten Anstrengungen der russischen Bureaukratie.

Mit einer Hartnäckigkeit und Zähigkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, beharrte die Bureaukratie auf der Fortsetzung des Krieges gegen Japan und hoffte noch immer, daß die ihren Armeen eigentümliche Ausdauer die vielen Niederlagen in große Siege verwandeln werde. Das russische Heer hat in der Tat die höchstgespannten Erwartungen übertroffen und allen Hindernissen zum Trotz, den Japanern den energischesten Widerstand entgegengesetzt; aber Gehorsam und militärische Zucht haben doch ihre Grenzen; je mehr die Reihen der Veteranen gelichtet werden, desto schwieriger wird es sein, die Truppen zur Unterdrückung der Aufstände in den verschiedenen Provinzen Rußlands zu verwenden, gegen den inneren und äußeren Feind zu gleicher Zeit Front zu machen. Die neu ausgehobenen Truppen sowohl als die Reservisten würden sicher ihr Leben nicht so bereitwillig in die Schanze schlagen wie die alten Soldaten, und sich am allerwenigsten zum Einhauen auf die aufständischen Massen verstehen; die Offiziere werden weit weniger Gehorsam finden, da der Geist der Anarchie auch im Heere mehr und mehr an Boden gewonnen hat.

Ganz abgesehen von der Unzufriedenheit im Volke, dem allgemeinen Bedürfnis nach Frieden und den immer lauter werdenden Beschwerden über die Unfähigkeit der

höheren und niederen Verwaltungsbeamten, welche das Regiment des Zaren verhaßt machen, haben die Truppen ihre eigenen Beschwerden. Die Uneinigkeit unter den höheren Offizieren, die Unbotmäßigkeit gegen den Obergeneral, die Intriguen, durch welche der beste und einzige Führer seines Oberkommandos entsetzt wurde, haben bereits ihre schlimmen Früchte getragen und das den höheren Offizieren früher entgegengebrachte Vertrauen fast ganz zerstört. Um seine eigenen Fehler zu entschuldigen, beansprucht jeder das Recht, seinen Nachbar zu tadeln und ihm die Schuld der Mißerfolge beizumessen. Solange es nicht gelingt, der Uneinigkeit und Tadelsucht unter Offizieren und Gemeinen zu steuern und einen Oberbefehlshaber, der allgemeines Vertrauen einflößt, an die Spitze der Armee zu stellen, ließe sich von der Landarmee auch künftighin nichts erwarten.

Es ist nicht zufällig, daß man in Regierungskreisen von dem Heere nichts erwartete und sein Vertrauen auf die Flotte setzte. Aber eine Flotte muß tüchtige Offiziere, gutgedrillte Seeleute, Traditionen haben, wenn sie einem siegreichen, auf seine Leistungen stolzen Feinde die Spitze bieten will. Der russischen Flotte fehlt es vor allem an der nötigen Uebung. So wenig man gedrillte Soldaten aus dem Boden stampfen kann, ebensowenig läßt sich eine Seemannschaft improvisieren, ganz abgesehen von der niedrigen Bildungsstufe, auf welcher das Volk steht. Die russische Flotte mochte der japanischen überlegen sein an Kriegsschiffen, ihre Geschütze mochten weiter tragen als die japanischen, letztere an Geschwindigkeit übertreffen; aber diese Vorteile sichern den Sieg nur dann, wenn Offiziere und Matrosen sich durch Tüchtigkeit auszeichnen und vom besten Geiste beseelt sind. Die Japaner waren frisch und voll der Siegesgewißheit, während die Russen von den langen und ungewohnten Strapazen erschöpft, der Ruhe bedurft hätten. Die Japaner kennen das stille Meer und haben es nicht versäumt, die Vorteile, die es bietet, auszunützen. Noch ein

letzter Schlag, so sagten sie sich, muß geführt werden, um den russischen Koloß zu zertrümmern. Es wäre feige und unverantwortlich gewesen, wenn man dem Ziele so nahe ist, sich nicht mit dem Aufgebot aller Kräfte in den Kampf zu stürzen. Den Russen fehlt der Patriotismus, denn der Krieg mit Japan war dem Volke von Anfang an zuwider, weder die See- noch die Landsoldaten wünschten einen Sieg über Japan, denn derselbe ist für sie gleichbedeutend mit Fortsetzung des Krieges und Befestigung des militärischen Despotismus, den sie abzuschütteln suchen. War die französische Nation 1870 außer Stande, die Niederlagen ihrer Armeen in Siege zu verwandeln, obgleich sie für ihre Altäre und Herde kämpfte, obgleich eine energische Regierung den Kampf leitete, so würde die russische Bureaukratie noch weit weniger in der Lage sein, die Scharten auszuwetzen. In Frankreich verlangte ein großer Teil der Nation die Fortsetzung des Krieges und war zu den größten Opfern bereit, in Rußland dagegen verlangen alle Kreise nach Frieden, das gemeine Volk, die Städte, der hohe und niedrige Adel, ja selbst die kaiserlichen Minister, die sich nicht scheuen, der Wahrheit Zeugnis zu geben. Hören wir den Fürsten Meshchersky, der sich des besonderen Vertrauens des russischen Kaisers erfreut.

„Beendige“, so redet er das heilige Rußland an, „den Krieg, denn so lange er fortdauert, wird er nichts anderes sein als eine Fortsetzung der erbarmungslosen Ausrottung deiner Kinder, nicht durch die Japaner, sondern durch deine schlimmsten Söhne.“ Die russischen Generale werden ausdrücklich erwähnt, welche in der Expedition in China sich bemerklich machten, nicht sowohl durch Tapferkeit und Intelligenz, als durch ihre Plünderungssucht. „In allen von unseren Truppen durchzogenen Gebieten, in denen sie sich Freunde, Bundesgenossen hätten erwerben können, haben sie sich nur Feinde gemacht und die Flüche der Einwohner der Mandschurei, deren Tempel sie zerstörten, deren Privathäuser sie ausgeplündert, auf ihr Haupt geladen. Es ziemt sich, daß wir Gott danken, weil er in

seiner Barmherzigkeit uns keinen Sieg gewährt hat; denn seine Lorbeeren hätten einfach unsere klaffenden Wunden verhüllt, hätten aber unserem verarmten Volke, unseren schlecht gekleideten heldenmütigen Soldaten keinen Segen gebracht; vielmehr die Verwüster unseres friedlichen Landes, die Plünderer unseres Schatzes, die treulosen Diener des Vaterlandes gerechtfertigt und mit Ruhm bedeckt. Eine Reihe von Niederlagen, welche die Fortsetzung des Krieges unmöglich macht, wird Rußland den Frieden geben und vor dem Untergang bewahren" (Grashdanin, 16. März 1905).

Diese Worte geben zu denken und zeigen, daß der intelligentere Teil der Bevölkerung vor allem Frieden wünscht, denn nur der Frieden macht eine gründliche Reform in der Verwaltung möglich. Das Volk sieht nachgerade ein, wie töricht es war, mit einer reformbedürftigen Armee, einem durch und durch korrumpierten Offizierskorps, mit einer unfähigen Verwaltung, die alle Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt hatte, einen Kampf gegen einen so schlauen und vorsichtigen Feind wie Japan zu unternehmen. Selbst die, welche überzeugt sind, daß es früher oder später zu einem Kampf mit Japan kommen müsse, betonen die Notwendigkeit des Friedens, weil in den zerfahrenen Zuständen der Gegenwart an eine Wiederherstellung der Ordnung und Regelung der Finanzen nicht zu denken ist. Man wende nicht ein, daß die Bureaukratie noch immer auf die Armee, auf die Geistlichkeit (die Popen) und die unwissende Landbevölkerung rechnen und gestützt auf sie die Bewohner der Städte — die Bürger und Handwerker, die gelehrten Professionen und die Aristokratie — zu Paaren treiben könne. Je mehr die Anarchie in allen Provinzen und allen Ständen um sich greift, desto mehr wird sich die militärische Zucht lockern, desto weniger werden die Soldaten geneigt sein, den Haß der Massen auf sich zu laden. Die durch brutale Gewalt in den Militärdienst gepreßten Rekruten und die in der jüngsten Zeit eingerufenen Reservisten sympathisieren mit dem Volke und sind schon

deshalb unzuverlässig. Sie werden sich schwerlich entschließen, ihre aufständischen Verwandten und Brüder niederzuschießen, und weit eher zu denselben übergehen, wenn sie dadurch der Gefahr entgehen, auf den Kriegsschauplatz geschickt zu werden. Lieber wollen wir, so sagen sich manche, im Kampfe gegen die Regierung fallen, als den Strapazen des Krieges in der Mandschurei erliegen. Was kümmert uns die Mandschurei? was die Seeherrschaft auf dem Stillen Meere? was das russische Uebergewicht? Prinz Ukhtomsky legt dem Volke folgende Worte in den Mund: „Betrachte unsere Wohnungen, betrachte uns selbst. Ueberall erblickst du Verwüstung, Ruin, Schmutz, Wunden. Um uns her pechschwarze Nacht, Seufzer und Stöhnen, verursacht durch den unmäßigen Genuß des Branntweins. Wir haben nichts als Vodtka, keine Kenntnis, keine Kraft, keine Lebensfreude, kein Selbstvertrauen. Wir wußten nichts von der Existenz der Mandschurei und der unbedingten Notwendigkeit derselben für uns. Eben jetzt haben wir gehört, daß Japan ein großes Hinderris für unsere Entwicklung ist Die Gefahr, in das Weite zu schweifen und das ihr so nahe liegende Gute zu übersehen, ist für die russische Bauernbevölkerung nicht vorhanden, wie die jüngsten Ereignisse zeigen. Sie hat gleich dem französischen Bauern während der großen Revolution lüsterne Blicke auf die Güter des Adels geworfen und ist bereit, dem sich anzuschließen, der die günstigsten Anerbietungen macht. Wird die Bureaukratie, deren willenloses Werkzeug der Zar ist, die liberale Partei, d. h. alle, welche eine Verfassung und Selbstverwaltung in ihr Programm aufgenommen haben, überbieten und die Landbevölkerung auf ihre Seite ziehen? Es ist dies wenig wahrscheinlich, weil sie durch ihr Schwanken und durch ihre Treulosigkeit das Vertrauen der Bauern verscherzt hat. Sie kann die schleunige Durchführung von Reformen verzögern, viel Unheil anrichten; aber die Reform durchaus nicht hintertreiben.

Auch der Klerus ist nicht im Stande, dem Bureau-

kratismus zum Sieg über die Verfassungspartei zu helfen, weil ihm der gute Wille und die nötigen Machtmittel fehlen. Die Verknöcherung und Verweltlichung der russischen Orthodoxie wird vielfach übertrieben; die russische Staatskirche konnte sich ebensowenig hermetisch gegen die religiöse Bewegung, die von einem Tolstoy, Soloview, Rozanoff, Mercjkovski und Dostojewski inauguriert wurde, abschließen, wie anderswo. Während Tolstoy die Dogmen des Christentums verwirft und einzig dessen Ethik beibehält, legen die übrigen auf die christliche Lehre ein besonderes Gewicht und bekämpfen den heiligen Synod, in dem sie eine von Peter dem Großen eingesetzte weltliche Institution erblicken. Das Hauptorgan der religiösen Reformer ist der Novoje Put (Neue Weg), der auch unter der Geistlichkeit zahlreiche Anhänger hat. Mit bemerkenswerter Unbefangenheit werden die Schattenseiten der Staatsreligion, ihre zu große Abhängigkeit vom Staat, ihre Intoleranz, ihre Starrheit hervorgehoben und Fragen berührt wie die folgenden: ob das kirchliche Dogma entwicklungsfähig, ob die alte Lehre und Disziplin den neuen Verhältnissen angepaßt werden könne. Manche der Geistlichen sind, dank den Erörterungen dieser Fragen, der Lehre der katholischen Kirche näher getreten und sehen in der Verfolgung der Andersgläubigen eine Quelle der sittlichen Entartung und der Versumpfung. Gerade unter den gebildeteren Popen tritt das Streben nach Unabhängigkeit vom Staat immer mehr hervor. Letzterer kann nicht mehr so unbedingt wie früher auf die Unterstützung des Klerus rechnen, der sich infolge seiner Berührung mit der neueren russischen Literatur eine richtigere Vorstellung von den Pflichten seines Berufes gebildet hat.

Je mehr Fehler die Regierung macht, desto mehr werden die Armee und der Klerus abgestoßen, desto bereitwilliger werden sie mit der Aristokratie und Bourgeoisie zusammengehen und Reformen durchzudrücken suchen. Wollte die Regierung das Heft in den Händen behalten, so mußte sie

mit einem vollständigen Programm auftreten und die allenfallsigen Wünsche der Nation antizipieren. Sie hat das leider versäumt und durch ihr Bemühen, alle Reformen zu verhindern, sich kompromittiert. Die von Sviatopolk-Mirsky gemachten Zugeständnisse wurden widerrufen, die in dem kaiserlichen Reskript enthaltenen Versprechungen wurden zurückgenommen zum allgemeinen Erstaunen der Presse. Wie, fragt sich die Novoye Vremya, sollen wir uns diesen auffallenden Widerspruch erklären? Sollen wir hierin einen Akt der Tyrannei, oder eine Kundgebung der Anarchie erkennen? Offenbar haben die regierenden Kreise den Kopf verloren und sind einer weitausschauenden Politik unfähig, man will das zunächstliegende Hindernis aus dem Wege schaffen und bereitet sich weit größere und zahlreichere. Der Zar forderte in seinem Manifest vom 3. März alle getreuen Untertanen zur Mitwirkung bei der Ausrottung der inneren Revolution auf und entfesselte hierdurch die schlimmsten Leidenschaften des rohen Pöbels, der in Baku, Kursk, Pakoff, Kazan, Mohileff und anderswo Armenier, Juden, Studenten mißhandelte und tötete und zwar unter den Augen der Polizei, die zusah. In einer offiziellen Zeitung wurden alle, welche den Frieden befürworteten, als Verräter bezeichnet, die mit den Feinden unter derselben Decke spielten. „Katholische Priester, so hieß es, Polen und Juden suchen die Leibeigenschaft wieder einzuführen, sie unterstützen die Japaner in dem gegenwärtigen Krieg, geben ihnen Geld, steuern aber zum ‚Roten Kreuz' nicht bei. Der Zar hat gesagt: Hätte ich nur der Polen und Juden ledig werden können, so hätte ich das ganze Land unter die Bauern verteilt." Das heißt doch zum Bürgerkrieg auffordern. In gewisser Beziehung noch unklüger ist die Darlegung der Gründe, welche eine Reform widerraten. „Der Bauer, so schreibt Fürst Meshchersky, braucht keine politische Reform und ist unfähig, sie auszunützen. Er hat nichts zu essen, er ist gerade so rückständig wie vor tausend Jahren, er muß seine letzte Kupfermünze hergeben'

zweihundert Jahre hat er in der tiefsten Finsternis gelebt und wird jetzt aufgefordert, Vertreter in die Kammern eines goldenen Palastes zu schicken, an gesetzgeberischen Arbeiten sich zu beteiligen, das kaiserliche Budget zu prüfen, welches für die auswärtige Politik 1,500,000,000 Rubel auswirft, ihm selbst aber nicht drei Rubel gewährt, um ihn vom Elend zu erretten." Die Tatsachen sind korrekt, sie legen aber den Schluß nahe, daß es an der Zeit sei, daß diese Auslagen beschränkt werden. Das kann auch der Bauer verstehen. Wenn ihm die Augen geöffnet werden, wird er an der Bureaukratie blutige Rache nehmen, wie die Erfahrungen der jüngsten Zeit bewiesen haben. Jene ist in ihrer Verblendung so weit gegangen, daß sie unter dem Gesindel und Abschaum der Bevölkerung Anhänger geworben hat, welche die Gebildeten zu maßregeln und zu mißhandeln bestimmt sind. In Pakoff klagten die von der Polizei angeworbenen Schurken, daß man ihnen dafür, daß sie angesehene Bürger durchgeprügelt, nur 30 statt der versprochenen 50 Kopecken ausgezahlt habe. Ihr habt, sagten sie, kein Gewissen. Unter dem Gesindel befanden sich auch verkleidete Polizisten und Mitglieder der Feuerbrigade. Man wird an türkische Zustände gemahnt.

Auch in andern Kulturländern hat man durch Spione und Agents provocateurs die politisch Verdächtigen aufgereizt und in Komplotte verwickelt, die man hätte unterdrücken können; daß aber die Polizei, ja selbst Geistliche sich zu solchen Dingen hergeben und nicht bloß Erwachsene, sondern auch Schulkinder mißhandeln lassen und hiedurch dem russischen Kaiser einen Dienst zu erweisen glauben, ist stark. Die Regierung hat leider den gegen sie erhobenen Vorwurf, mit dem Gesindel unter einer Decke gespielt zu haben, auf sich sitzen lassen, ohne jedoch ihren Zweck, die höheren und gebildeteren Stände einzuschüchtern, zu erreichen. Die Zeiten, in denen ein Ukas oder die Anordnung eines Gouverneurs oder eines höheren Beamten sich unbedingten Gehorsam verschaffte, sind vorüber, man befolgt die in

anderen Kulturstaaten übliche Methode, man protestiert gegen ungesetzliche Auflösung von Zusammenkünften und versammelt sich trotz des Verbotes in einer anderen Lokalität zu einer Zeit, die von der im Programm angesagten verschieden ist, faßt Beschlüsse und veröffentlicht sie. Die Ingenieure Rußlands gingen den übrigen Professionen mit dem guten Beispiel voran; sie hielten Zusammenkünfte, erörterten die wichtigen politischen Fragen, schlossen einen Bund und veröffentlichten ihre Resolutionen. Der Minister der Gerechtigkeitspflege löste ihren Bund auf, aber umsonst, die Ingenieure wichen nur der wirklichen Gewalt, hielten aber ihre Sitzungen nach wie vor. Die Doktoren befolgten dieselbe Methode, jeder Versuch, ihren Bund zu unterdrücken, scheiterte. Folgende Resolution läßt tief blicken:

„In dem Bestreben, die Bedeutung der unter unseren Augen sich abspielenden Ereignisse zu ermessen, erachten wir es als Bürger und Männer der Wissenschaft für unsere Pflicht mit der Erklärung vor die Oeffentlichkeit zu treten, daß Rußland am Rande des Abgrunds steht. Die elende Lage der Massen, welche durch das gegenwärtige Régime veranlaßt ist, das trotz seines langen Bestehens die Interessen der Arbeiter vernachlässigt, hat seinen Höhepunkt in den agrarischen Gährungen und den zahlreichen Streiks erreicht. Die ganze Gesellschaft von oben bis unten ist im Wanken begriffen und droht infolge der Erschütterung der Grundlagen zusammenzustürzen. Eine radikale politische Reform ist nicht zu umgehen."

Noch stärker und deutlicher ist folgende Resolution der Juristen:

„In Anbetracht des Widerstrebens der Regierung, den wirklichen Bedürfnissen der Nation Rechnung zu tragen und ihrer Durchführung von Maßnahmen, die im schroffsten Widerspruch mit ihren Versprechungen stehen, kann sich das russische Volk der Hoffnung nicht hingeben, daß die gegenwärtige Regierung die dringenden Bedürfnisse des Volkes befriedigen oder die im Reskripte vom 1. März zugesagten Maßregeln treffen werde. Und doch macht die gegenwärtige Notlage die Ausführung der

Reformen mit möglichster Schnelligkeit und Gründlichkeit doppelt notwendig, weil die agrarischen Unruhen von einer großen Arbeiterbewegung begleitet sind. Verursacht durch eine Politik der Ungerechtigkeit, welche zu Armut und Unwissenheit führt, verlangen diese Wirren nicht sowohl Repressivmaßregeln, als eine vollständige Organisation der staatswirtschaftlichen Beziehungen, die nur die Nation selbst durchführen kann. Die gegenwärtige Regierung treibt die Nation der gänzlichen Anarchie und dem Verderben zu, denn unbekümmert um das allgemeine Wohl und bedacht auf ihre Machtvollkommenheit, verkündet sie von der Kanzel herab und durch andere Mittel verleumderische Behauptungen, die ganz darauf berechnet sind, der Unwissenheit und den niedrigen Trieben der ungebildeten Massen zu imponieren und dieselben gegen die höheren Klassen aufzuhetzen. Sie schafft eine Atmosphäre, in der nicht nur die tätliche Mißhandlung einer Klasse durch die andere, sondern auch das Durchprügeln der Kinder möglich wird. Die Berufung einer gesetzgebenden Versammlung, in der die aus freier, direkter und geheimer Wahl hervorgegangenen Vertreter des Volkes ihren Platz finden, ist unumgänglich notwendig."

Die Versammlung der Advokaten wurde beschickt von Polen, Armeniern, Kleinrussen, Tataren. Der Polizeibeamte, der den Sitzungen beiwohnte, war betroffen, als er die kühne Sprache mancher Redner hörte, und suchte die Versammlung aufzulösen. Die Versammlung appellierte an den Justizminister, der sich weigerte, dieselbe zu verbieten. Die Beamten verfolgen keine einheitliche Politik, die einen unterdrücken jede öffentliche Kundgebung, die andern lassen die Sprecher gewähren; nur darin kommen sie überein, daß sie alle Reformen hintertreiben. Der Umstand, daß die nach Ostasien beorderten Truppen zurückgehalten werden, scheint anzudeuten, daß man einen großen Schlag gegen die Arbeiter und gebildeten Klassen vorbereitet, der höchst wahrscheinlich die Katastrophe beschleunigen wird. Die Gebildeten sind auf ihrer Hut und treffen im Geheimen Vorkehrungen gegen etwaige seitens der Regierung drohende Gewalttaten. Sie

suchen in den Besitz von Waffen zu gelangen, die Bauern auf ihre Seite zu ziehen, die öffentliche Meinung zu beeinflußen. Die Polizei und die Fanatiker unter dem Klerus haben den besseren Klassen gegenüber, die an der liberalen Presse einen Rückhalt haben, wenig Aussicht auf Erfolg. Selbst wenn das Militär sich da und dort zur Niedermetzlung der liberalen Arbeiter und Bürger hergibt, ist nicht viel gewonnen, denn es kann sich nicht vervielfältigen und die Revolution, die infolge der Gewalttaten der Regierung an verschiedenen Orten ausgebrochen ist, nicht unterdrücken. Weil die Regierung der Bürgergarde nicht traut, hat sie die Bildung einer Bürgermiliz behufs Aufrechthaltung der Ordnung beharrlich verboten. Nun ist wohl auch die Zeit gekommen, in der sie diesen unklugen Schritt bereuen dürfte.

Man könnte versucht sein, die Unerschrockenheit der russischen Bureaukraten zu bewundern, die angesichts der Sturmflut der Revolution, die eine Provinz nach der andern überschwemmt, sich mit der Fortsetzung des Krieges beschäftigen, wenn sie wirkliche Umsicht und Tatkraft bekundeten, und Aussicht auf Erfolg hätten. Das ist jedoch keineswegs der Fall, denn Geld, Munition, Mannschaft werden ganz nutzlos geopfert, weil man noch immer gegen alle Hoffnung hofft und Wunder erwartet. Der Tag der Abrechnung wird und muß bald kommen. Wie die gesetzgebende Versammlung sich in ihrer schweren Stellung benehmen werde, läßt sich nicht vorherbestimmen; hoffen wir, daß sie größere Mäßigung und Weisheit an den Tag legen werde als ihre Vorgängerin während der großen französischen Revolution. nn.

XI.

Unsere Kolonialbahnen.

Mag man sich zu der Kolonialpolitik stellen, wie man will; nachdem man einmal Kolonien hat, ist es ein Gebot der Klugheit und der Sparsamkeit, diese tunlichst rasch zu erschließen. Der jährliche Reichszuschuß für diese ist auf 30 Millionen Mark angewachsen, wobei wir das sehr kostspielige Kiautschou nicht einmal mitgerechnet haben. Die Herabminderung dieser Summe ist im Interesse des Mutterlandes wie der Kolonien dringend geboten; denn für alle Zeiten können wir nicht diese Ausgabe übernehmen. Bis jetzt hat es aber nur eine Kolonie zur finanziellen Selbständigkeit gebracht, und das ist Togo. Das Ziel der finanziellen Unabhängigkeit vom Mutterland rückt aber in dem Moment näher, wo die Einnahmen der Kolonie wachsen. Die Einnahmen aber gründen sich auf die Zölle, die Gewerbesteuer, die Häusersteuer und sonstige Abgaben. Eine Erhöhung derselben tritt in dem Moment ein, in dem der Verkehr innerhalb der Kolonie und die Aus- und Einfuhr wächst. Jedes Kind sieht somit ein, daß gute Verkehrsmittel für die Kolonie einfach eine Lebensfrage sind; je mehr und je rascher solche erstellt sind, desto besser für die Kolonie, desto besser für das Mutterland. Das rein finanzielle Interesse des Reiches zwingt somit jeden einsichtigen Politiker, Mittel und Wege in Erörterung zu ziehen, die diesem Zwecke dienlich sind.

Nichts ist auch vom finanziellen Standpunkte aus verwerflicher als ein widerwilliges Befassen mit unseren Kolonien; gerade die Finanzlage des Reiches nötigt, sich ganz ernstlich auf diese Frage zu werfen.

Nun kommen im allgemeinen drei Arten von Verkehrswegen in Betracht: Wasserstraßen, Straßen und Eisenbahnen. Es läßt sich für keine unserer Kolonien eine allgemeine Regel aufstellen; je nach den natürlichen Verhältnissen verdient dieser oder jener Verkehrsweg den Vorzug. Im allgemeinen kann man sagen, daß die **Wasserstraßen** nicht sehr in Betracht kommen; Südwestafrika mag für die Luftwirtschaft geeignet sein, aber Wasser hat es keines. Die paar Tümpel und Wasserlöcher sind höchstens geeignet, Spielzeuge für weiße, halbweiße und schwarze Kinder zu tragen, und der Swakopfluß hat nur zur Regenzeit Wasser, ist dann aber so reißend, daß man im Ernst von einer Schiffahrt nicht sprechen kann. In Togo ist es ähnlich, d. h. das Land hat sehr viele Niederschläge, ist sumpfig und wasserreich, aber es hat keine Flüsse. Besser steht es in **Kamerun**; hier sind eine ganze Anzahl von Flüssen schiffbar, aber nur in ihrem unteren Teil; sie werden auch bereits von den Gesellschaften tüchtig benützt. Der Nyongfluß ist auch im Innern des Landes schiffbar und zwar auf eine Strecke von 300 km; er ist ebenso von der Mündung ab auf 50 km schiffbar; aber hier türmt sich ein unüberwindbares Hindernis durch Stromschnellen und Wasserfälle auf, und dieses zu beseitigen, soll nach den Berichten unserer Kolonialbeamten einfach ausgeschlossen sein. Aber wir halten es doch der Mühe wert, daß einmal eine wissenschaftliche Expedition die Sache an Ort und Stelle genau untersucht; sind die Kosten nicht gar zu groß, so würde es sich sehr lohnen, mit Sprengungen vorzugehen und so einen schiffbaren Fluß von 250 km zu schaffen, der uns gerade in dem noch fast unbekannten Südkamerun sehr gute Dienste leisten würde und dicht in den Urwald hineinführen müßte. Der nördliche und

nordwestliche Teil der Kolonie hat keine Wasserstraßen; der Benue, ein Nebenfluß des Niger, ist zwar schiffbar, aber er berührt das deutsche Gebiet nur kurz, um sofort englisches aufzusuchen. Man könnte fast wünschen, er sei nicht schiffbar, weil der englische Handel hiedurch solch großen Vorsprung erhält, daß er den deutschen Kaufmann in den Adamaua-Ländern nicht aufkommen läßt. Ob und wie weit auf dem Tschadsee sich eine Schiffahrt ermöglichen läßt, ist noch nicht erforscht; wir wissen nur, daß unser Gebiet, das an den Tschadsee grenzt, das beste und fruchtbarste aller Tschadseeländer ist. Aber die Schiffahrt hat hier nur eine Bedeutung, wenn einmal eine Eisenbahn dorthin führt; der nächste Weg (1600 km) hiezu geht durch Kamerun und nicht vom Norden her; er ist auch der billigste und rentabelste Weg, weil er nicht durch eine Wüste, sondern durch fruchtbare Ländereien führt, die zudem eine höhere Kultur als die Negerländer aufweisen. Aber dieses Problem ist erst in einem Jahrzehnt reif. Deutsch-Ostafrika hat keine schiffbaren Ströme, aber Seen; wir nennen nur den Viktoria-Nyanza- und Tanganika-See. Auf ersterem hat sich bereits die englische Flagge gezeigt; zwei größere Dampfer führen 3 wöchentliche Rundfahrten aus; ein dritter soll gebaut werden. Die Auslagen für die Dampfer rentieren sich jetzt schon. Und was hat Deutschland? Gar nichts; obwohl die fruchtbarsten und bevölkertsten Küstengebiete dieses Sees (Mwansa und Betuba) im deutschen Besitze sind, fährt nicht ein deutscher Dampfer auf diesem See. Soll uns England auch hier alle Vorteile aus der Hand schlagen? Diese Frage muß ernstlich geprüft werden. Wohl hat England einen Vorsprung durch die Ugandabahn; wir besitzen noch keine Linie, die bis an den See geht. Aber unabhängig hievon müssen wir darnach trachten, daß nicht der gesamte „Seehandel“ im Innern unserer Kolonie in englische Hände fällt. Unbegreiflicherweise hat das Kolonialamt diese Frage noch gar nicht zur Erörterung gestellt. Wenn das Privat-

kapital nicht einen solchen Dampfer stellt — er kostet höchstens 1 Million — müßte unter Umständen das Reich selbst eingreifen, um ihn zu bauen und dann zu vermieten. Diese Frage ist spruchreif, sogar überreif. Man sieht aber, daß wir wohl einiges für die Kolonie durch Wasserstraßen erreichen können, aber nicht genügendes.

Die Anlegung von breiten *Straßen* ist in Togo fast ganz unmöglich, weil der Untergrund zu schwammig ist; hier kommt eine Eisenbahn nicht viel höher als eine Straße. Kamerun hat nur sehr wenige Straßen; in Südwestafrika verweht sie der Dünensand. Ein richtiges Prinzip hat der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika aufgestellt, Graf *Götzen*; er hat ein ganzes Straßennetz aufgestellt, das durch 9 Strecken dem Hauptverkehr dienen soll. Die Gesamtlänge dieser Straßen beträgt 2,000 km; 200 km sind fertig. Die Kosten belaufen sich insgesamt auf 11 Millionen Mark. Was uns aber nicht gefällt, das ist, daß der Plan des Gouverneurs erst in 18 Jahren ausgeführt sein soll; gewiß ist unsere Finanzlage schlecht, aber eine Verzettelung des sehr gesunden Gedankens des Gouverneurs auf 2 Jahrzehnte heißt einfach diesen Gedanken vernichten. Wer die Begründung für diesen Straßenbau gelesen hat und dann den Vorschlag des Kolonialamtes, der muß sagen: diese beiden reimen sich nicht zusammen. Wenn es wahr ist, was Graf Götzen über die Bedeutung der Straßen schreibt — und wir haben keinen Grund dies zu bezweifeln — darf man nicht nahezu 2 Jahrzehnte warten, bis diese Zukunftsbilder in die Wirklichkeit überführt werden. Nichts dient auch so sehr der Erstarkung der deutschen Herrschaft als die innere Kolonisation, die durch Straßenbauten sehr gefördert wird. Der ganze Plan sollte in mindestens 5—7 Jahren durchgeführt sein, zumal es an Arbeitskräften nicht fehlt, weil die Gebiete, in denen Straßen erstellt werden, sehr weit auseinanderliegen. Dann aber scheint uns noch eine andere Frage sehr enge damit zusammenzuhängen: Können nicht die *Automobile* in den

Dienst der Kolonie gestellt werden, sowohl als Lastfuhrwerke wie für unsere Beamten? Sobald diese Straßen fertig sind, muß ernstlich hieran gedacht werden. Wir ersparen an Trägerkosten, wir erhalten ein billiges Transportmittel, namentlich für Reis, Oelfrüchte und Baumwolle, die rascher befördert werden müssen. Sobald auf jeder Straße auch nur 2—4 Kraftfahrzeuge vorhanden sind, wird die gesamte Kolonie weit billiger uns zu stehen kommen; dieses Kapital rentiert sich; es bringt uns die Zinsen und noch weit mehr unseren Kindern. Die Förderung des Straßenbaues kann nicht dringend genug geschehen; entweder Kolonialpolitik treiben mit allen ihren Konsequenzen oder die Sache ganz aufstecken. Nur nirgends eine halbe Arbeit machen!

Die seitherigen Betrachtungen haben uns gezeigt, daß Wasserstraßen nur vereinzelt in Betracht kommen, Straßenbauten absolut notwendig sind, aber daß deshalb gerade Eisenbahnbauten für unsere Kolonien das tägliche Brot bedeuten und jene erhalten müssen, so notwendig als wir dieses brauchen. Diese Erkenntnis hat sich auch in den weitesten Kreisen Bahn gebrochen; im Reichstage ist keine einzige Partei mehr, die derselben widerspricht; selbst die Sozialdemokratie hält den Bahnbau für „nützlich“. Das ist eine ganz andere Sprache als früher. Die freisinnige Volkspartei hat sich bei der letzten Kolonialfrage folgendes Stückchen geleistet: ihr Redner Kopsch sprach sich in schärfster Weise gegen die Bewilligung aus und verkündete, daß auch seine Fraktion die Linie ablehnen werde. Als es aber zur Abstimmung kam, ging Kopsch hinaus, und seine Parteifreunde enthielten sich der Abstimmung. Welche Wandlung! Der süddeutsche Volksparteiler Storz gar sprach und stimmte für den Bau dieser Bahn!

Eine Streitfrage ist eigentlich nur noch: Wer soll die Eisenbahn bauen? Hier stoßen die Meinungen scharf aufeinander; aber als Prinzipienfrage wird die Differenz nicht behandelt; es ist vielmehr eine reine Zweckmäßigkeitsfrage.

Die Sozialdemokratie allein kommt hier mit ihrer Kontinental-politik in Konflikt; bei uns zu Hause fordert sie ganz allgemein, daß der Staat alle Eisenbahnen zu bauen habe; sie stimmt in den Einzellandtagen gegen jeden Bau durch Private; für die Kolonie aber fordert sie das Gegenteil: Bau durch Privatkapital. Diese Forderung ist gewiß an und für sich die nächstliegende; der private Unternehmungsgeist soll sich in den Kolonien betätigen; er soll diese erschließen, hat den Vorteil hievon und muß somit auch Eisenbahnen bauen. Eine sehr schöne Theorie, nur erhalten damit die Kolonien noch nach Jahrzehnten keinen Kilometer Bahnstrecke. Das Reich aber darf solange immer höhere Zuschüsse bezahlen. Man hat es in den letzten 15 Jahren doch genügend erlebt, daß das Privatkapital eben diese Initiative nicht entwickelt; keine einzige Bahn hat es gebaut. Das Kamerun-Eisenbahn-syndikat erhielt 1902 Landkonzessionen und andere Vorrechte; es brachte aber die Gelder nicht zusammen. Was tun? Ein gesetzliches Mittel, das Kapital zu Eisenbahnbauten zu zwingen, gibt es nicht; werden aber die Eisenbahnwünsche nicht erfüllt, so trägt das Reich und die Kolonie den Schaden. Hier ist also alle Theorie grau. Von anderer Seite schlägt man vor: das Reich selbst soll bauen und den Betrieb leiten. Hiemit sollen die einheimischen Verhältnisse ganz auf die Kolonien übertragen werden, aber das geht nicht. Betrieb und Bau sind viel zu teuer, wenn sie in den Händen des Reiches stehen; wir haben dies sehr deutlich an den beiden Linien gesehen, die das Reich gebaut hat. Eine Etatsüberschreitung nach der andern trat ein; der Betrieb arbeitet mit riesiger Unterbilanz. Die Schar der Reichsbeamten an solchen Bahnen und die höhern Ansprüche, die an Reichsunternehmungen gestellt werden, verteuern den Betrieb. Die Kolonie selbst soll bauen, hört man sagen! Auf die staatsrechtlichen Schwierigkeiten wollen wir nicht eingehen, sondern nur die praktische Frage aufwerfen: woher soll die Kolonie das Geld hiefür erhalten? Solange sie

Reichszuschüsse bedarf, wird sie auf der Börse gar kein Geld erhalten, falls nicht das Mutterland die Zinsgarantie übernimmt; dann aber haben wir neben 3,6 Milliarden Mark Reichsschulden auch den Anfang von Kolonialschulden, und die doppelte Schuldenwirtschaft kann losgehen! Die Ausführung des Baues und den Betrieb der Bahn kann die Kolonie wohl übernehmen, wie man sich auch damit befreunden könnte, daß das Reich Bau und Betrieb einfach unter bestimmten Garantien an das Privatkapital verpachtet; dieser Weg scheint uns sehr gut gangbar zu sein. Endlich kommt noch in Betracht: Bau durch das Privatkapital mit Zinsgarantie durch das Reich; letzteres sichert dem Privatkapital jährliche Zinsen bis zu einer bestimmten Höhe (3%) und löst die Anteilscheine zu einem höheren Satze (120%) ein, behält sich das Ankaufsrecht, die Festsetzung der Tarife usw. vor. Jeder dieser Wege hat seine Vorteile und Schattenseiten und deshalb sind die Meinungsäußerungen hierüber ziemlich erregt, weil niemand einen absolut unanfechtbaren Standpunkt innehat; daher muß jeweils nach den näheren Umständen entschieden werden. Die Gesamtlänge unserer Koloniaieisenbahnen beträgt in Deutsch-Ostafrika 128 km, die sog. Usambarabahn; in Südwestafrika die Linie von Swakopmund nach Windhuk mit 382 km (daneben baut die Otavigesellschaft auf ihre Kosten eine Linie zu den Otavibergen), nahezu fertig ist die Linie von Lome nach Anacho in Togo mit 45 km; genehmigt hat der Reichstag für Togo die Linie Lome–Palinie mit 122 km und in Deutsch-Ostafrika von Dar-es-salaam nach Mrogoro mit 225 km. Bei der riesigen Ausdehnung unserer Kolonien wird niemand behaupten wollen, daß diese Strecken genügen; aber sie sind ein sehr erfreulicher Anfang.

Die beiden ersten Linien sind als Reichseisenbahnen gebaut; die „Kaffeebahn" in Deutsch-Ostafrika, die Usambarabahn, hat riesige Ueberschreitungen der Kostenvoranschläge herbeigeführt. Sie war mit eine Ursache, die es dem

Reichstage ganz entleidete, sich mit Kolonialbahnen eingehender zu befassen. Kein Kostenvoranschlag wurde eingehalten. Kaum waren einige Teile fertig, da begann auch noch die Defizitwirtschaft im Betriebe; die jährlichen Betriebsunterbilanzen beliefen sich auf 100—200000 Mark, von einer Verzinsung des Anlagekapitals gar nicht zu reden. Wohin sollte dies führen? Da erbot sich die Berliner Eisenbahnbaufirma Lenz, den Betrieb der Bahn zu pachten. Auf 1. April 1905 ist ein Vertrag zustandegekommen, den der Reichstag allerdings noch nicht genehmigt hat, und nun geht es besser. Wie Herr Lenz dem Schreiber dieser Zeilen persönlich mitteilte, hofft er schon im ersten Jahre ohne Defizit auszukommen und sichert dem Reich für kommendes Jahr bereits einen Ueberschuß zu. Woher diese auffallende Erscheinung? Der Bureaukrat zog aus, der Kaufmann ein. Lenz setzte die Tarife sehr herab und nun fuhren die Schwarzen auf der Bahn zum Vergnügen. Sie nahmen in den ersten Tagen sogar ihr Ziegenböcklein mit, das auch an dem neuen Vergnügen teilnehmen sollte. Man denke sich so etwas beim Betrieb mit kaiserlichen Beamten. Einfach unmöglich. Zugführer, Lokomotivführer, Bremser, Revisor und Oberrevisor hätten protestiert; Lenz aber ließ die Leute fahren, er hebt den Verkehr und steigert die Einnahmen hiedurch.

Aehnlich liegt es bei unserer größten Kolonialbahn in Südwestafrika von Swakopmund nach Windhuk; man hatte den genialen Einfall, diese Bahn nur 60 cm (!!) breit zu bauen, ungenügend nach jeder Richtung. So ist die Linie leistungsunfähig und unsere Truppen müssen es jetzt büßen; sie ist mit ein Hauptgrund der schlechten Verpflegung. Es geht natürlich auf dieser fast 400 km langen Miniaturbahn nur im Schneckentempo vorwärts. Nun ist sie durch den Aufstand teilweise zerstört worden; 6 Raten hat man zur Wiederherstellung gefordert, fast jede derselben wurde als letzte bezeichnet. Aber die alte Spurweite ist beibehalten

worden. Der Betrieb erfordert natürlich Zuschüsse. Nach unseren Informationen hat nun die Firma Lenz auf ihre Kosten eine Kommission hinausgesendet, die untersuchen will, wie auch hier der Betriebszuschuß beseitigt werden kann. Hoffen wir das Beste!

Die Togobahn von Lome nach Palinie ist im Bau begriffen; sie erhält die Spurweite von 1 m. Das Reich hat der Kolonie ein Darlehen von 7800000 Mk. zu 3 1/2 % gegeben, damit diese die Bahn bauen kann. Die im Verkehrsbezirk der Linie liegenden Landgesellschaften und Plantagenbesitzer sind zu den Baukosten heranzuziehen. Von dieser Linie darf man sehr viel erwarten; schon seither war die Ausfuhr aus Togo eine sehr beträchtliche (1902: 4 Millionen), obwohl es an Verbindungswegen mangelte. Nur 100 km von der Küste entfernt, konnten die Produkte noch aufgekauft werden, weil diese durch die Neger auf dem Kopfe herangetragen werden mußten. Die benachbarten französischen und englischen Kolonien, die bereits Eisenbahnen besitzen, haben hiedurch einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen. In 30 Jahren will die Kolonie jene Schuld abgetragen haben. Inzwischen hat sie einen neuen Gouverneur in der Person des Grafen Zech erhalten, dem der Ruf eines sehr tüchtigen Verwaltungsbeamten vorausgeht und der schon als Vizegouverneur Ersprießliches leistete.

Die Deutsch-Ostafrika-Bahn von Dar-es-salaam nach Mrogoro wird auf Beschluß des Reichstags auch 1 m breit gebaut; die Vorlage enthielt nur 75 cm Spurweite. Die Linie wird durch eine Privatgesellschaft erstellt; an der Spitze steht die Deutsche Bank. Das Reich garantiert 3 % Zinsen für 21 Millionen Mark und löst die Anteilscheine zu 120 % ein; ferner gibt es der Gesellschaft herrenloses Land entlang der Bahn für Plantagenzwecke usw. Man sieht vielfach in dieser Bahn den Anfang zu einer Linie bis an den Viktoria-See.

Die neueste Linie in Kamerun von Duala nach den Manenguba-Bergen ist nicht mehr verabschiedet worden; sie

soll 160 km lange werdn und ähnlich der deutsch-ostafrikanischen Bahn gebaut werden. Sofort im Herbst dürfte sie wieder vorgelegt werden.

Was jetzt der Reichstag zu fordern hat, ist in erster Linie eine Denkschrift über die noch zu erstellenden Bahnen, damit er weiß, was in Zukunft noch zu geschehen hat

M.

XII.

Guido Görres' Deutsches Hausbuch.

Die gelben Hefte haben bereits mit gebührender Pietät des großen Gründers gedacht, auch die Tagespresse hat das Andenken an den Sohn des gewaltigen Geistesriesen, dem Deutschland, vorab das katholische Deutschland soviel verdankt, aufgefrischt. Es wurde Guidos Wirken als Dichter, als Romantiker, als Verbreiter guter Schriften gerühmt und nur wenig, meist ganz kurz, geschah eines Unternehmens Erwähnung, das, so kurz auch sein Dasein gewesen, doch nicht ohne Einfluß auf das literarische Leben der Vierzigerjahre geblieben ist. Wir meinen „Das deutsche Hausbuch". Wer heute die vergilbten Blätter zur Hand nimmt, dem weht daraus ein köstlicher Duft tiefgläubiger und lebensfroher Romantik entgegen, wie er in unserer Zeit — leider — so fremd geworden:

Deutsche Donau! deutscher Rhein!
Reicht zum Bunde euch die Hand,
Stimmt ihr Deutschen alle ein,
Schirmt vereint das Vaterland.
Kämpft verbunden, Hand in Hand,
Deutsche Donau! deutscher Rhein!
Eintracht hält allein Bestand,
Treue soll die Losung sein.

So war auf dem von W. Kaulbach entworfenen Titelblatt des I. Bandes 1846 zu lesen, auf dem die allegorischen Gestalten der Donau und des Rheines Hand in Hand unter dem bekränzten Kreuz sitzen, das die Inschrift trägt: Christus imperator noster! Das war das Programm des Hausbuches: Christlich und deutsch:

> Zu des Wissens Erweiterung,
> Zu des Lebens Erheiterung,
> Deutscher Jugend zur Lehre,
> Deutscher Tugend zur Ehre,
> Deutschem Lande zum Schutze,
> Seinen Feinden zum Trutze,
> Gott, dem Höchsten, zum Preise
> Mach dich frisch auf die Reise.

Mit herrlichen Worten zeichnet Guido Görres im „Eingang" zum ersten Band die „einfach genügsameren, aber gemütlicheren, zutraulicheren und fröhlicheren Zeiten" deren Lieder guten Teiles verstummt, deren Geschichten und Sagen mit den alten Sitten und Bräuchen vergessen sind; er schildert die große deutsche Vergangenheit, da noch „die Deutschen am Webstuhle der Weltgeschichte saßen. . . . . Allein — wie groß auch diese unsere Vergangenheit war, unsere Selbstvergessenheit in den jüngsten Jahrhunderten war noch größer. Unverstanden, verstümmelt und verunstaltet und in Trümmer fallend, trauerten die großen Bauwerke der Vorzeit, selbst unsere Sprache verlor ihre Kraft, ihre Reinheit, ihren Wohllaut und ward in ein Bettelkleid aus fremden Lumpen und Flitter eingehüllt". Und nun redet der Sohn mit einer an die Wucht seines großen Vaters erinnernden, eindringlichen Sprache den Glaubensgenossen ins Gewissen: „Trifft diese Schuld der Selbstvergessenheit die Deutschen im allgemeinen, so trifft sie uns Katholiken noch insbesondere; da wir durch die bestandenen Kämpfe ermüdet und ermattet nur allzulange in entkräftender Geistesträgheit auf der Bärenhaut gelegen und darüber

unsere ruhmvolle Vergangenheit und das Große und Herrliche, was der Geist unserer Kirche im Leben der Völker, in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht, vergessen haben, so daß wir allgemach anfingen, fast selbst zu glauben, wir seien in der Tat so dumm und armselig, so krüppelhaft und schmachbeladen, wie die Gegner uns glauben machen wollten, die sich der Geschichtschreibung und der Schätze der Vergangenheit bemächtigt hatten, die daraus mitteilten und vorenthielten, wie es ihnen gut schien, und, auf dem obersten Richterstuhl sitzend nach einseitigem Wohlgefallen die Krone des Verdienstes und das Mal der Schmach zuerkannten. Die notwendige Folge dieser fast unbestrittenen Alleinherrschaft war, daß die Größten der Unseren, und was sie geleistet, entweder gänzlicher Vergessenheit anheimfielen oder schief entstellt dem Andenken der Nachwelt übergeben, oder mit einigen dürftigen, kärglich und kalt abgemessenen Lobsprüchen abgefertigt wurden." Lesen sich diese Worte nicht wie eine Antwort auf die vielberedete „Inferioritätsfrage"? Das „deutsche Hausbuch" lenkte aber nicht nur die Aufmerksamkeit seiner Leser auf die Vergangenheit, es will, so heißt es weiter. nicht „einseitig nur der Vergangenheit und ihren unsterblichen Toten zugekehrt" sein, es will „auch die Gegenwart im Auge behalten". Es hat Wort gehalten.

Die ersten Meister der Feder und des Pinsels sind im Hausbuch vertreten: Freiligrath, L. v. Westenrieder, Melchior Diepenbrock, Joh. v. Geissel, Möhler, W. Menzel, E. Michelis, Beda Weber, Pius Zingerle, J. L. Pyrker, W. Kaulbach, L. Richter, Ed. Steinle, K. Braun, Pocci u. a. Manche der Beiträge lesen sich noch heute wie für unsere Zeit bestimmt. So z. B. „Die Reformatoren des 19ten Jahrhunderts oder das Flaschenkonzil" mit einer köstlichen Zeichnung von Pocci: „Niemal sind die Reformatoren, d. h. die Welt- und Kirchenverbesserer, so wohlfeil gewesen als in unserer gesegneten Zeit; schießen sie ja wie

Pilze aus jeder Pfütze und aus jedem Moore auf. Sie sind aber auch danach . . .: ein Herz flach und kalt wie die Lüneburger Heide, ein Geist dürr und unfruchtbar wie eine holländische Sanddüne, und ein Charakter abgegriffen wie der Einband eines Moderomans aus einer Leihbibliothek; . . . [sie] bilden sich ein, sie könnten bei Champagner und Trüffelpasteten, während sie ihres Bauches pflegen und von den dicken Bäuchen müssiger Mönche schwadronieren und sich als die unsterblichen Löwen des Tages rühmen und beräuchern, ein Stück Weltgeschichte machen. Ja, könnte man mit Zweckessen und Trinksprüchen die Welt aus ihren Angeln heben: längst würde kein Stein mehr auf dem andern stehen. . . . . So aber käme es auf dasselbe heraus, wenn statt der Zecher die Flaschen ihre Konzile und Konferenzen abhielten und dort sich mit einander berieten, wie die Wunden der Zeit zu heilen, der unterdrückten Menschheit aufzuhelfen sei." Oder man lausche der politischen Weisheit des wackeren „Martin Senkelrecht": „Ich sag' so: taugt ein Fürst nichts, so gehts mit der Regierung schlecht und um so schlechter, je mehr Gewalt er in Händen hat. Taugen die Kammern oder Stände nichts, so gehts auch mit den besten Konstitutionen nicht zum besten; taugt gar das Volk nichts, achtet es kein göttliches und menschliches Gesetz, so geht's in Republiken am allerschlechtesten. . . . . Hätten wir religiösen und sittlichen Ernst, Gemeinsinn und Charakterstärke; wären wir von unserem Pflichtgefühl begeistert und durchdrungen; täte jeder auf seiner Stelle und in seinem Kreise wie ein ganzer Mann seine ganze Schuldigkeit, nach unten nichts Ungebührliches fordernd und nach oben nichts Ungebührliches gewährend, wir wären gewiß in unserem öffentlichen Leben niemals so tief gesunken." Gelten diese Worte nicht noch heute?

Bunt findet sich in den beiden Jahrgängen des Hausbuches — denn weitere sind nicht erschienen — das Verschiedenste aneinandergereiht in Wort und Bild, und doch

ist, wie G. Görres selbst sagt, „der Faden eines Geistes, der durch alles und jedes hindurchgeht", nicht zu verkennen. Dieser Geist ist der eines kernigen Deutschtums und eines kindlich frommen Christentums: der Geist, der wahren Patriotismus und berechtigtes nationales Selbstbewußtsein keineswegs ausschließt, sondern erst recht zur Geltung bringt. So zeigt auch das Deutsche Hausbuch den liebenswürdigen Dichter als das Muster eines guten Deutschen, dem sein Vaterland und seine Kirche gleich teuer sind.

XIII.

Charakterbilder gläubiger Franzosen aus dem 19. Jahrhundert.[1]

Es ist ein köstliches Buch, das hier kurz zur Anzeige gebracht werden soll. Verfasser desselben ist Léon Lefébure, ein geborener Elsässer, der aber nach der Annexion für Frankreich optiert hat und seitdem unter den französischen Katholiken eine hervorragende Stellung einnimmt. Der feinfühlige Autor, der eine treffliche Feder führt, geht von dem richtigen Gedanken aus, daß Biographien ein ganz vorzügliches Mittel sind, um gewissen Wahrheiten in weiteren Kreisen eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Abstrakte Ideen machen auf uns viel weniger Eindruck als Lehren, die sich im Leben eines Menschen gleichsam verkörpert haben und so in konkreter Gestalt uns entgegentreten. Von dieser

---

1) Léon Lefébure (membre de l'Institut), Portraits de croyants aux XIXe siècle: Montalembert, Augustin Cochin, François Rio, A. Guthlin. Paris, Plon. 1905. VIII, 351 pages 12°. fr. 3,50.

Erwägung geleitet, hat Herr Lefébure sich vorgenommen, das Leben einiger Männer zu schildern, die in neuerer Zeit durch tatkräftigen Glauben sich hervorgetan haben. Aus ihren Lebensbildern mag man ersehen, daß die Religion, weit entfernt, das kulturelle Wirken des modernen Menschen zu hindern, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens den wahren Fortschritt nur fördern kann.

Die vier Charakterbilder, die in der neuen Schrift uns vorgeführt werden, weisen auf die vornehmsten Gesichtspunkte hin, unter welchen der Einfluß der katholischen Religion auf die moderne Gesellschaft betrachtet werden kann. In Montalembert (S. 1—82) tritt uns der Parlamentarier entgegen, der in öffentlichen politischen Versammlungen die Fahne der Religion hochhält. Augustin Cochin (S. 83-154) ist der Vertreter einer Nationalökonomie, welche die soziale Frage im Lichte des Christentums behandelt. François Rio (S. 154—284) ist ein Verfechter der religiösen Kunst, während A. Güthlin (S. 285—350) als christlicher Philosoph uns vorgestellt wird. Um vollständig zu sein, hätte der Verfasser, wie er selber bemerkt, diesen vier Lebensbildern noch die Charakteristik eines Vertreters der Naturwissenschaften beifügen sollen. Er hatte an Pasteur gedacht. Doch ist das Leben und Wirken dieses gläubigen Naturforschers in jüngster Zeit so oft behandelt worden, daß es überflüssig schien, noch einmal darauf zurückzukommen.

Freilich, auch über Montalembert ist schon vieles und vielerlei geschrieben worden. Trotzdem wird man die neue Lebensskizze, in welcher haupsächlich der Glaubenseifer des berühmten Franzosen geschildert wird, mit großem Interesse lesen, umsomehr als Lefébure dem heimgegangenen Streiter im Leben nahegestanden ist. Weniger bekannt ist A. Cochin († 1873), dem bereits von Falloux im Jahre 1875 eine ausführliche Biographie gewidmet worden ist. Ganz Neues bietet der umfangreiche Abschnitt, der sich mit Fr. Rio († 1874) beschäftigt. Als Kunsthistoriker hat Rio mit seinem vier-

bändigen Werk (De l'art chrétien. 1861—1867) über die christliche Malerei in Italien vom 13. bis zum 16. Jahrhundert auch in Deutschland Anerkennung gefunden. In Deutschland hat er übrigens an seinem Werke längere Zeit gearbeitet. Mehrmals kam er nach München, um hier im Verkehr mit Görres, Döllinger, Schelling und Baader zu seinen Kunststudien stets neue Anregungen zu finden. Rio gehört unstreitig zu den Männern, die am meisten dazu beigetragen haben, die christliche Kunst des Mittelalters wieder zu Ehren zu bringen. Mit welchem Eifer der merkwürdige Mann sich dieser hohen Aufgabe unterzogen hat, wird hier in ebenso gründlicher als anziehender Weise dargetan. Lefébure konnte hierbei nicht bloß verschiedene ungedruckte Quellen, sondern auch persönliche Erinnerungen verwerten; denn wie mit Montalembert, so war er auch mit Rio befreundet. Innige Freundschaft verband ihn besonders mit seinem Landsmann und Lehrer Abbé Güthlin († 1878), einem Elsässer Geistlichen, der vor dem deutsch-französischen Kriege Professor der Philosophie am Collège libre zu Kolmar war und nachher einem Rufe nach Orleans folgte, um dort Generalvikar des Bischofs Dupanloup zu werden. Als solcher veröffentlichte er im Jahre 1873 ein größeres philosophisches Werk (Les doctrines positivistes en France), worin er den Positivismus von Auguste Comte und anderen bekämpfte. Was Lefébure über den Charakter und die Lehrtätigkeit seines Freundes mitteilt, kann uns nur Hochachtung für diesen wenig bekannten Priester einflößen. N. Paulus.

XIV.

Papsturkunden der Renaissance.[1])

Die begeisterte Aufnahme, welche die hervorragenden Forschungen Kehrs und seines Mitarbeiterstabes auf dem Gebiete der mittelalterlichen Papsturkunden gefunden haben, lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Herausgabe dieser welt- und kirchenhistorisch so wichtigen Aktenstücke einem tiefempfundenen Bedürfnis entgegenkommt und auch auf verständnisvolles Interesse stößt. Seit einer Reihe von Jahren besitzen wir für diese Periode treffliche Veröffentlichungen, welche der weiteren Bearbeitung als Grundlage dienen können. Nicht dasselbe läßt sich von der Neuzeit sagen. Trotz der bedeutenden Rolle, welche besonders in der beginnenden Neuzeit die Päpste auf der europäischen Weltbühne gespielt haben, trotz des gesteigerten Wertes der Geschichtsquellen der Renaissance, wandelt der Historiker auf diesem jungfräulichen Boden noch fast ganz im Dunkeln. Wenn es daher überhaupt schon wegen der Ausdehnung des Materials schwierig ist, im 15. Jahrhundert zu arbeiten, so mehren sich diese Schwierigkeiten für die Papstgeschichte. In den meisten Fällen ist ihr Darsteller genötigt, die Roharbeit selbst zu verrichten, d. h. in den Archivstaub sich zu verkriechen; alles das, zusammen mit der gewaltig an-

1) Ungedruckte Akten zur Geschichte der Päpste, vornehmlich im XV., XVI. u. XVII. Jahrhundert, herausgegeben von L. Pastor, I. Bd. (1376—1464), XX u 348 S., Herder, Freiburg i. Br. 1904. ℳ 8.—.

geschwollenen Literatur, in einen künstlerischen Rahmen einzufügen, ist keine leichte Sache und bedarf eines geschickten Baumeisters.

Dieser saueren und doch so unentbehrlichen Arbeit hat sich bekanntlich Pastor mit dem lohnendsten Erfolge unterzogen. Er hat eine Papstgeschichte geschrieben, welcher auch die Vertreter entgegengesetzter Anschauungen den Stempel der Vollendung nicht absprechen können. Doch so kritisch, akkurat und vollständig auch die Belege in diesem großangelegten Werke sind, die Vorteile einer Publikation ganzer Aktenstücke im Wortlaut werden doch sie nicht aufgewogen, namentlich nicht für die Gelehrtenwelt, die oft zum Text zurückgreifen muß, aber selbst nicht für das gebildete Publikum, das darin noch des Interessanten genug findet. Darum darf die Wissenschaft der Verwaltung des Böhmerschen Nachlasses ihren Dank zollen, daß sie eine so mustergültige Veröffentlichung der wichtigsten Akten von Gregor XI. bis Pius II. aus bewährter Hand ermöglicht hat.

Ueber die technische Seite braucht man bei einem Forscher, welcher mit der strengen Methode eines Pastor arbeitet, nicht viele Worte zu verlieren. Die bei aller Präzision erschöpfenden Inhaltsangaben am Kopfe jeden Stückes, wie das ausgezeichnete Personen- und Ortsregister erleichtern in der wünschenswertesten Weise den Gebrauch. In den Anmerkungen ist kein überflüssiger Zitatenprunk aufgehäuft. Abgesehen von dem, was zur Feststellung der Persönlichkeiten unvermeidlich war, wird fast nur auf die verschiedenen Auflagen der Papstgeschichte verwiesen, in welcher fast alle Stücke ihre erschöpfende Erklärung finden.

Wenn auch nur wenige Nummern an Bedeutung den bereits im Anhang zur Papstgeschichte wiedergegebenen gleichkommen, so sind sie immerhin sämtlich wertvoll genug, um ans Licht gezogen zu werden. Von den 205 Akten stammen nur 68 aus der Hand von Päpsten, aber auch die Schreiben berühmter Kardinäle, Prälaten, Fürsten und Gesandten bieten viel Neues und Interessantes. Besonders Mailand und seinen Vertreter Otto de Carretto treffen wir oft, dann Venedig, Florenz, Mantua und Siena. Schön zusammengesucht sind die mailändischen Gesandtschaftsberichte, zu denen das Staatsarchiv

in Mailand den Grundstock, die Ambrosiana und die Pariser Nationalbibliothek willkommene Ergänzungen hergaben.

Der Inhalt ist in der Regel politischer, seltener kirchenpolitischer, am seltensten innerkirchlicher Natur: es handelt sich meist um Krieg, Frieden, Bündnisse, Streitigkeiten, Unruhen u. dergl. Sehr beachtenswert zur Beurteilung des Schismas sind Nr. 3 und 4 (aus dem Vatikan), ein Bericht des Bischofs Nikolaus von Viterbo über die Wahl Urbans VI. und eine Verteidigung ihrer Rechtmäßigkeit vom päpstlichen Gesandten in Spanien; manche Schwierigkeiten müssen namentlich die kanonistischen Zitate geboten haben. Nr. 10 und 11 liefern Aufschlüsse über die merkwürdige Verschwörung gegen Eugen IV; die Anklagerede des Erzbischofs Zabarella entstammt aus der Stiftsbibliothek von Kremsmünster. Weitaus das meiste gehört allerdings in das letzte der behandelten Pontifikate, das des Piccolominipapstes. Wir werden da vollständig eingeweiht in seine rastlosen Kreuzzugsbestrebungen. Von hoher Wichtigkeit ist vor allem die Relation Ottos von Carretto aus dem Jahre 1462 (Nr. 125), in welcher Pius II. mit feinem Verständnis die kirchliche und politische Weltlage charakterisiert.

Auch hier offenbart sich wieder der Vorzug, welchen Pastors umfangreiche Archivkenntnis seinen Forschungen verleiht. Vielen spart er durch diese Publikation die zeit- und geldraubende Mühe einer Forschungsreise. Wenn sie auch schwerlich jemanden zu einer Gesamtbearbeitung einladen dürfte, aus dem einfachen Grunde, weil bereits Pastor die Quintessenz seinem Monumentalwerk einverleibt hat, kann sie doch manche Kraft zu Monographieen anregen. Jedenfalls ist sie für jeden unentbehrlich, der auf diesem Gebiete tätig ist oder sich gründlich mit demselben vertraut machen will.

Gebweiler i. Els. Dr. J. Schmidlin.

XV.

Ein Beitrag zur Zentenarfeier des Don Quijote.

Da die ganze gebildete Welt dem großen Cervantes und dem unsterblichen Don Quijote huldigt, kann J. K. Hoheit die Frau **Prinzessin Paz de Borbon** nicht zurückbleiben; auch sie ergreift die Feder, um mit warmer Liebe und berechtigtem Stolze ihrem berühmten Landsmann und seinem Werke einen begeisterten Tribut darzubringen. Sie folgt den Spuren, die der edle Ritter zurückgelassen [„Buscando las huellas de Don Quijote" heißt der Titel ihres bei Herder in Freiburg erschienenen Schriftchens],[1] und spürt mit Bienenfleiß allem nach, was auf ihn, die Verbreitung und Bearbeitung seiner Geschichte, die Uebersetzung in fremde Sprachen und Wiedergabe seiner wunderbaren Erlebnisse in Wort und Bild, im Drama und sonstigen Kunstwerken sich bezieht.

Sie forscht im hohen Norden und tiefen Süden, in Ost und West, in Schweden, Norwegen und Dänemark, Rußland und Polen, Oesterreich mit Ungarn und Böhmen, Deutschland und Frankreich, Italien und den Niederlanden, Griechenland und der Türkei und schließlich in England nach. Ueberall eröffnen sich ihr Quellen und sie nützt ihre Beziehungen zu fürstlichen Verwandten und Freunden, sowie literarischen Größen aus, um für ihren Zweck reiches Material zu sammeln. Sie zählt auf, was sie selber besitzt an Bildern, Erinnerungen und Erlebnissen, die ersten Eindrücke beim Lesen des für Kinder bearbeiteten Don Quijote, bringt eine Rede desselben, in

---

1) Preis brosch. 1.60 M., geb. 2.40 M.

welcher er den Wunsch ausspricht, ein „Fucar“ zu sein, u[m] seiner Herrin Dulcinea von Toboso mit seinen Reichtümer[n] dienen zu können. Dann berichtet die hohe Frau ihren eigene[n] Besuch bei dem Fürsten Fugger in Augsburg, dem Nachkomme[n] des reichen „Fucar“, wo sie die erste Ausgabe des Don Quijot[e] aus dem Jahre 1605 zu Gesicht bekommt.

Wir können der hohen Frau nicht Schritt für Schrit[t] folgen in alle Bibliotheken, Städte und Länder des Erdkreise[s], in welchen sie eine reiche Ausbeute sammelt. Deren Ergebni[s] ist, daß Don Quijote zahllose Ausgaben und Uebersetzungen i[n] aller Herren Länder der gebildeten Welt erlebt hat und noc[h] erlebt. Er ist der Liebling der Großen wie der Kleinen und hat sich noch nicht überlebt. Als Beispiel unter vielen berichte ich nur, daß in England allein 129 Ausgaben erschienen *sind*, die erste im Jahre 1612 (Uebersetzung von Thomas Shelton), die letzte in Edinburg 1905.

George Ticknor, so berichtet J. K. Hoheit, schildert den Siegeslauf des Don Quijote in der ganzen Welt. In den ersten 10 Jahren erfuhr er 8 Auflagen. Weder Shakespeare und Milton, noch Racine und Molière erlebten ein gleiches. Dann fährt er fort: Die Aufzählung der Ausgaben und Uebersetzungen gibt keinen Begriff vom Ruhm des Don Quijote. Tausend und abertausend Personen, die ihn weder gelesen, noch wissen, wer Cervantes war, führen dennoch beständig den Don Quijote und Sancho im Munde.

Aehnliches berichtet mir — so schreibt die Prinzessin — ein Venezuelaner: „Es gibt keinen Indianer, der ihn *nicht* kennte.“

Schließen wir unsere kleine Besprechung mit dem im Buch zitierten Urteil Heines:

„Die politische Größe Spaniens in jener Zeit brachte es mit sich, daß der Geist seiner Schriftsteller in die Höhe und Breite wuchs. Im Gedankenkreis des spanischen Dichters ging wie im Reiche Karls V. die Sonne nicht unter.“

Auch für Don Quijote ist die Sonne nicht untergegangen.

Bettina Ringseis.



XVI.

Servets Hinrichtung im lutherischen Urteil.

Man kann hier und da lesen, daß die Hinrichtung des Ketzers Michael Servet, die auf Betreiben Calvins im Jahre 1553 zu Genf stattfand, in lutherischen Kreisen wenig Beifall gefunden hat. So schreibt z. B. der protestantische Prediger G. Linder, indem er berichtet, wie der württembergische Theologe Martin Frecht die Verdammung Servets getadelt habe: „Daß im allgemeinen die Lutheraner ähnlich dachten, ist bekannt.“[1]) Linder wäre ohne Zweifel in nicht geringe Verlegenheit geraten, wenn er für die „bekannte“ Tatsache auch nur einen lutherischen Zeugen aus dem 16. Jahrhundert hätte anführen sollen. Nicht einmal Frecht, dessen Aeußerung er gänzlich mißverstanden hat, kann hierfür als Zeuge dienen. Dagegen können aus dem 16. Jahrhundert zahlreiche lutherische Schriftsteller namhaft gemacht werden, welche die Verbrennung Servets gebilligt haben.

Was zunächst Luther betrifft, so darf als sicher gelten, daß er, wenn er noch gelebt hätte, Servets Hinrichtung gutgeheißen haben würde. Dies hat schon der alte Strobel hervorgehoben: „Luther würde ganz gewiß, nach

1) G. Linder, Simon Sulzer und sein Anteil an der Reformation im Lande Baden. Heidelberg 1890. S. 35. Wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, hat der Großherzog von Baden die Herausgabe dieser Schrift „für die gelehrte Welt“ zu ermöglichen geruht.

seiner bekannten Gesinnung gegen Irrlehrer, sein Wohlgefallen an der Hinrichtung Servets bezeugt haben."[1]) Hat doch Luther von 1530 an, unter Berufung auf das Gesetz Moses, wiederholt erklärt, daß Irrlehrer, welche allgemein anerkannte Glaubensartikel verwerfen, mit dem Tode bestraft werden können.[2]) Als er im Sommer 1530 durch Melanchthon die, übrigens falsche, Nachricht erhielt, der Antitrinitarier Johann Campanus sei von dem bischöflichen Gericht in Lüttich gefangen genommen und hingerichtet worden, da sprach er in einem Briefe an Justus Jonas unverhohlen seine Freude über diese Hinrichtung aus.[3]) Wie hätte er also nicht auch die Verbrennung Servets billigen sollen? Es hat denn auch W. Köhler noch jüngst betont, daß man die Frage, ob Luther Servets Verbrennung gebilligt haben würde, „sicher bejahen muß".[4]) Aehnlich schreibt der reformierte Prediger A. Zahn: „Luther war ebenso intolerant wie alle anderen Reformatoren und hätte gleich Melanchthon der Verbrennung Servets zugestimmt."[5])

---

1) G. Th. Strobel, Beiträge zur Literatur, besonders des 16. Jahrh., Nürnberg 1784. I, 155.

2) Vgl. Paulus, Luther und die Gewissensfreiheit. München 1905. S. 22 ff.

3) Enders, Luthers Briefwechsel VIII, 163.

4) Köhler, Reformation und Ketzerprozeß. Tübingen 1901. S. 38.

5) Zahn, Studien über Johannes Calvin. Gütersloh 1894. S. 88. Da man sehr oft, um die Intoleranz der Neuerer zu entschuldigen, diese Unduldsamkeit als „katholisches Erbstück" hinstellt und betont, daß Luther, Calvin und andere in diesem Punkte noch die Eierschalen des Mittelalters an sich gehabt haben, so sei auch erwähnt, was Zahn (S. 57) mit Recht hierüber schreibt: „Falsch ist es, sein (Calvins) Auftreten gegen die Irrlehrer aus Nachwirkungen der mittelalterlichen Praxis zu erklären, und es gleichsam Rom in die Schuhe zu schieben. Calvin selbst beruft sich auf Moses in seiner Verteidigung des Servet-Handels. Nicht aus der Zeit und menschlichen Traditionen, wie weit hat er die auf allen Gebieten . . . geschlagen, sondern aus völliger Abhängigkeit von der Schrift ist Calvin zu erklären."

Melanchthon hat sich mehrmals mit großem Beifall über die Verbrennung Servets ausgesprochen. Am 14. Oktober 1554 schrieb er an Calvin: „Ehrwürdiger Herr und geliebtester Bruder! Ich habe die Schrift gelesen, in welcher du die greulichen Gotteslästerungen Servets trefflich widerlegst, und ich danke dem Sohne Gottes, der deines Kampfes Schiedsrichter gewesen ist. Auch wird dir die Kirche sowohl jetzt als für alle künftigen Zeiten Dank schuldig sein. Deinem Urteile stimme ich durchaus bei. Ich erkläre auch, daß eure Obrigkeit recht gehandelt hat, indem sie diesen gotteslästerlichen Menschen in aller Form des Rechts getötet hat."[1])

In demselben Sinne schrieb er am 20. August 1555 an Bullinger nach Zürich: „Ich habe gelesen, was ihr über die Gotteslästerungen Servets geschrieben habet, und lobe eure Frömmigkeit und eure Urteile. Ich urteile auch, daß der Genfer Rat recht gehandelt habe, daß er einen so hartnäckigen Menschen bei Seite geschafft, der nie aufgehört hätte, zu lästern. Ich habe mich darüber gewundert, daß es Menschen gibt, die diese Strenge tadeln. Ich sende dir über diese Frage einige kurze Blätter, die meine Ansicht genügend bezeugen."[2])

Diese „kurzen Blätter" enthielten eine Abhandlung über die Frage, ob der Genfer Magistrat recht gehabt habe, Servet zum Tode zu verurteilen.[3]) Melanchthon bejaht die Frage mit aller Entschiedenheit. Das göttliche Gesetz, so führt er aus, verpflichtet aufs strengste die weltliche Obrigkeit, die Gotteslästerer zu strafen. Nun sind aber die falschen Glaubenslehren als offenbare Gotteslästerungen zu betrachten; deshalb dürfen sie nicht geduldet werden. Melanchthon droht mit göttlichen Strafgerichten, wenn die Obrigkeit sich in

1) Corpus Reformatorum VIII, 362.
2) Corp. Ref. VIII, 523.
3) Corp. Ref. VIII, 520—523.

der Bestrafung dieser irrigen Lehren aus falschverstandene Schonung und Duldung säumig zeige.

Ueber denselben Gegenstand wurde im August 155 an der Wittenberger Hochschule eine öffentliche Disputatio veranstaltet, wobei ganz entschieden betont wurde, daß di weltliche Obrigkeit die Ketzer, welche Glaubensartikel leugnen mit dem Tode bestrafen müsse.[1]) Dieselben Gedanken wurde wiederholt in einer von Melanchthon verfaßten Rede, di 1556 zu Wittenberg in der philosophischen Fakultät gehalte wurde.[2])

Auch später kam Melanchthon noch mehrmals au Servets Verbrennung zurück, um sie gutzuheißen. „De Genfer Magistrat", schrieb er im Jahre 1557, „hat durch die Verbrennung Servets der ganzen Nachwelt ein frommes und denkwürdiges Beispiel (pium et memorabile ad omnem posteritatem exemplum) gegeben."[3]) Es sei Pflicht der Obrigkeit, wiederholte er im Jahre 1559, hartnäckige Ketzer, wie es Servet gewesen, mit dem Tode zu bestrafen.[4]) Daß die Genfer Obrigkeit recht gehandelt habe, betont er auch in seiner Postille.[5])

Von besonderem Interesse ist ein deutsches Gutachten, das Melanchthon im Vereine mit acht hervorragenden lutherischen Theologen herausgegeben hat.[6]) Dies Gutachten, das 1557 zu Worms anläßlich des dort abgehaltenen Religionsgesprächs verfaßt wurde, ist zwar gegen die Wiedertäufer gerichtet; doch wird darin auch die Frage erörtert,

1) Corp. Ref. X, 851 ff.
2) Corp. Ref. XII, 143 f.
3) Corp. Ref. IX, 133.
4) Corp. Ref. IX, 1003.
5) Corp. Ref. XXIV, 501.
6) Proceß, wie es soll gehalten werden mit den Widertäuffern. Worms. Ohne Jahr. 8 Bl. 4°. Dies Gutachten ist den Herausgebern der Werke Melanchthons entgangen. Ein Exemplar findet sich auf der Münchener Staatsbibliothek.

ob es überhaupt zulässig sei, falsche Glaubenslehren mit dem Tode zu bestrafen. Diese Frage wird von Melanchthon und den anderen lutherischen Theologen bejaht. Sie erklären unter anderem, daß die Leugnung der Erbsünde, die Verwerfung der Kindertaufe, die Leugnung des Geheimnisses der heiligen Dreifaltigkeit, die Behauptung, daß die Sakramente bloße Zeichen seien, als „Gotteslästerungen" bestraft werden sollen. Solche Irrlehren dürfe man nicht gering achten; „denn die jüdische Blindheit, daß Christus vor der Menschwerdung nichts sei, ist öffentliche Gotteslästerung, item die Verleugnung der Erbsünde usw.". Jene Wiedertäufer nun, „welche die Häupter und Anführer sind", sollen, wenn sie von ihren Irrtümern nicht abstehen wollen, „mit dem Schwerte getötet werden". „Andere verführte Leute, die nicht so trotzig sind und doch nicht abstehen wollen, sind als unsinnige Leute in Kerkern zu halten."

Man wende nicht ein, daß niemand wegen des Glaubens getötet werden solle.

„Gott hat klar und ausdrücklich weltlicher Obrigkeit geboten, daß eine jede Obrigkeit in eigenen Gebieten öffentliche Gotteslästerung strafen soll. Also ist geschrieben Levitici 24: Wer Gotteslästerung redet, der soll getötet werden. Und dieses Gesetz bindet nicht allein Israel, sondern ist ein natürlich Gesetz, das alle Obrigkeiten in ihrer Ordnung bindet, Könige, Fürsten, Richter usw. Denn die weltliche Regierung soll nicht allein der Untertanen Leib bewahren, wie ein Hirt Ochsen und Schafe bewahrt, sondern soll auch äußerliche Zucht erhalten und die Regierung zu Gottes Ehren ordnen, soll öffentliche Abgötterei und Gotteslästerung abtun und strafen. Dies alles ist öffentliche Wahrheit und ganz gewiß. Deshalb die Richter recht getan, die Servetum gestraft haben, der die jüdische Lehre, daß Christus vor der Menschwerdung nichts sei, ausgebreitet hat und hat sie nicht wollen fallen lassen."

Dies Gutachten trägt an erster Stelle die Unterschrift Melanchthons, der sicher das Schriftstück verfaßt hat, da es

mit seinen anderen Kundgebungen über die Behandlung der Ketzer und Wiedertäufer hier und da wörtlich übereinstimmt. Nach Melanchthon haben das Gutachten noch unterzeichnet Paul Eber, Professor in Wittenberg, Johann Brenz und Jakob Andreä, die zwei vornehmsten lutherischen Theologen Württembergs, Johann Marbach, der lutherische Superintendent von Straßburg, Georg Karg, Generalsuperintendent des Fürstentums Bayreuth, Michael Diller, Prediger in Heidelberg, Johann Pistorius, Superintendent in Hessen, Jakob Rungius, Professor in Greifswald und Generalsuperintendent von Pommern.

Alle diese Theologen billigten ausdrücklich die Verbrennung Servets. Auch Brenz, der dreißig Jahre früher die Bestrafung der Ketzer mißbilligt hatte und deshalb wegen seiner Milde von Melanchthon getadelt worden war, stimmte jetzt mit letzterem überein. Hätte F. Buisson, einer der Wortführer der liberalen Protestanten und verfolgungssüchtigen Sozialisten in Frankreich, das Wormser Gutachten und andere spätere Aeußerungen von Brenz gekannt, so würde er sich wohl gehütet haben, in seinem Werke über Sebastian Castellio, der gegen Calvins Unduldsamkeit eine Schrift erscheinen ließ, Brenz als einen Gesinnungsgenossen Castellios, als einen „Patron der Verfolgten" zu feiern und zu schreiben: „Derselbe vertrat gewissermaßen ein ganzes Land (Württemberg!), wo die Toleranz offiziell gesiegt hatte." [1])

Doch kehren wir mit Melanchthon von Worms nach Wittenberg zurück. Wir werden dort einen anderen Theologen, Georg Major, treffen, der ebenfalls der Ansicht war, daß Servet mit Recht hingerichtet worden sei. Bei der bereits oben erwähnten Disputation über die Bestrafung

1) Buisson, Sébastien Castellion. Paris 1892. I, 371, 381. Nach Buisson II, 118 ff. soll Melanchthon 1557 in Worms für die Toleranz sich ausgesprochen haben!

der Ketzer, die im August 1555 mit Bezugnahme auf Servet an der Wittenberger Hochschule abgehalten wurde, brandmarkte Major die Ansicht, daß die Obrigkeit die Ketzer nicht strafen solle, als eine „verabscheuungswürdige Unverschämtheit“ (detestanda impudentia).[1] Einige Jahre später veröffentlichte er gegen die Antitrinitarier eine eigene Schrift, worin er unter anderem ausführt, daß die Erlasse der alten Kaiser gegen die Leugner der Dreieinigkeit noch gültig seien. Was die orthodoxe und katholische Kirche auf der Synode von Nicäa verworfen habe, darüber sei nicht zu diskutieren, solche Pest sei einfach sofort zu unterdrücken.[2])

In demselben Sinne hatte schon Luther 1530 in der Auslegung des 82. Psalms erklärt:

Es gebe Ketzer, „die lehren wider einen öffentlichen Artikel des Glaubens, der klärlich in der Schrift gegründet und in aller Welt geglaubt ist von der ganzen Christenheit, gleichwie die, so man die Kinder lehrt im Credo, als wo jemand lehren wollte, daß Christus nicht Gott sei, sondern ein einfacher Mensch und gleich wie ein anderer Prophet, wie die Türken und Wiedertäufer halten. Die soll man auch nicht leiden, sondern als die öffentlichen Lästerer strafen. . . . Moses in seinem Gesetze gebietet, solche Lästerer, ja alle falschen Lehrer zu steinigen. Also soll man hier auch nicht viel Disputierens machen, sondern auch unverhört und unverantwortet verdammen solche öffentliche Lästerung. . . . Denn solche gemeine Artikel der ganzen Christenheit sind bereits genugsam verhöret, bewiesen und beschlossen durch die Schrift und das Bekenntnis der ganzen gemeinen Christenheit . . . und bedürfen keines Meisterns oder Klügelns mehr“.[3])

---

1) Corp. Ref. X, 852.

2) Commonefactio de fugiendis et execrandis Blasphemiis Samosatenicis etc. Wittenbergae 1569. Diese Schrift war mir nicht zugänglich. Ich kenne sie bloß aus den Ausführungen G. Kaweraus in der Theolog. Literaturztg. 1902. Sp. 108.

3) Luthers Werke. Erlanger Ausgabe. XXXIX, 250 f.

Begeben wir uns von Wittenberg nach Leipzig, so begegnet uns hier der mit Melanchthon innigst befreundete Theologieprofessor Alexander Alesius, der in den Jahren 1553–54 nicht weniger als vier Disputationen gegen Servet und dessen „greuliche Gotteslästerungen“ ausgehen ließ. Während er in der ersten Schrift (These 28) Servet als den „häretischsten aller Häretiker“ bezeichnet, gibt er in der dritten (These 2) deutlich genug zu verstehen, daß er die Verbrennung des gefährlichen Menschen billigt.[1])

Derselben Ansicht waren auch die lutherischen Prediger der Grafschaft Mansfeld, wie Erasmus Sarcerius, Michael Coelius, Cyriak Spangenberg und viele andere, die in ihrem gemeinsamen Glaubensbekenntnis vom Jahre 1559 erklären, Servet sei „seiner schrecklichen und in der christlichen Kirche unerhörten Ketzereien und Gotteslästerungen halber am Leben billig gestraft worden“.[2])

1) Contra horrendas Serveti Blasphemias. Lipsiae 1554/55. Tollin, der bekannte Verteidiger Servets, berichtet ausführlich über die erste Disputation in den Jahrbüchern für protestantische Theologie. III (1877), 631 ff. Die drei anderen kannte er nicht. Bezüglich der ersten schreibt er: „Als ich, auf einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland, die Schweiz, Norditalien und Frankreich, den Spuren Servets nachging, habe ich in allen Bibliotheken, die sich mir erschlossen, nur Ein Exemplar (in Breslau) auftreiben können.“ Auf der Münchener Staatsbibliothek hätte er die vier Disputationen in einem Sammelbande vereinigt finden können.

2) Bekentnis der Prediger in der Graffschafft Mansfelt . . . wider alle Secten, Rotten und falsche Leren wider Gottes wort, die reine Lere D. Luthers seligen usw. Eisleben 1559. Bl. 25 b. Die Namen der unterzeichneten Prediger füllen drei Quartseiten an. Eine ähnliche Bekenntnisschrift ließ 1559 Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Sachsen durch seine Theologen ausarbeiten, die sogen. Weimarer Konfutation: Des durchlauchtigen Fürsten Johann Friederichen . . . Confutationes. Jena 1559. Hier werden zwar gleich am Anfange die Irrtümer Servets widerlegt, doch wird dessen Hinrichtung nicht erwähnt. Daß man aber hierüber in Jena und Weimar dieselbe Ansicht hegte wie in Wittenberg und Leipzig, kann keinem Zweifel unterliegen.

Gab es vielleicht damals in Süddeutschland Lutheraner, die hierüber anderer Meinung waren? Man möchte es fast meinen, wenn man bei G. Linder (S. 35) liest, daß Frecht an Nägeli in Zürich am 17. Juni 1554 einen Brief geschrieben habe, „worin er den Wolfgang Musculus, welcher die Verbrennung Servets in jambischen Versen besungen, tadelt und sagt, Calvin hätte besser getan, den Servet in anständige Haft bringen zu lassen, als ihn dem Vulkan zu übergeben“.

Martin Frecht, längere Jahre hindurch der erste Prediger in Ulm, seit 1551 Professor in Tübingen, war früher zwinglisch gesinnt gewesen; von 1535 an hatte er sich aber immer mehr auf Seite Luthers gestellt, so daß er wohl den lutherischen Theologen beigezählt werden kann. Was nun den erwähnten Brief an Nägeli anlangt,[1]) so ist derselbe nicht am 17., sondern am 12. Juni geschrieben worden. Nägeli, über den nichts Näheres bekannt ist, weilte damals nicht in Zürich, sondern in Tübingen, wo ihm auch das Schreiben Frechts, der zu jener Zeit in Ulm sich aufhielt, bereits am 12. Juni zugestellt worden ist.[2]) Es ist dann auch unrichtig, daß Frecht den Berner Prediger Wolfgang Musculus wegen seines Gedichtes auf die Verbrennung Servets tadelt; er schreibt bloß, Musculus habe die gerechte Verbrennung Servets in jambischen Versen besungen.[3]) Da Frecht die Verbrennung eine „gerechte“ nennt, so muß er sie wohl gebilligt haben. Er sagt denn auch nicht, daß Calvin besser getan hätte, Servet in anständige Haft bringen zu lassen; wohl aber drückt er den Wunsch aus, zu erfahren, wie man in Nägelis Bekanntenkreisen über Servets Verbrennung denke:

1) Er ist abgedruckt in Calvini Opera, ed. Baum, Cunitz et Reuss. XV, 156.

2) Dies haben die Herausgeber des Briefes ausdrücklich hervorgehoben. XV, 156. Vgl. auch XV, 191.

3) Musculus dimetros Iambicos in Serveti combustionem iustam lusit. Das Gedicht des Musculus steht in Opp. Calvini XIV, 709.

Ob der Genfer Rat und Calvin besser getan hätten, Servet in lebenslängliche Haft bringen zu lassen, statt ihn dem Vulkan zu übergeben.[1])

Auch über die Stellung Sulzers zur Hinrichtung Servets darf man bei Linder keine genauen Aufschlüsse suchen. Aus den kurzen Andeutungen, die er gibt, könnte der Leser schließen, daß Sulzer Calvins Vorgehen nicht billigte; und doch stand er in dieser Angelegenheit durchaus auf Seite des Genfer Neuerers.

Simon Sulzer, Professor und Oberpfarrer in Basel, war lutherisch gesinnt; doch unterhielt er freundschaftliche Beziehungen zu Calvin. Letzterer meldete ihm am 9. September 1553, daß er Servet habe verhaften lassen.[2]) Sofort erwiderte ihm Sulzer, daß er mit seinen Amtsbrüdern diese Verhaftung billige; alle freuten sich, daß nun Servet unschädlich gemacht werden könne; sie würden auch zu Gott beten, daß er seine Kirche von einer solchen Pest befreie.[3]) In demselben Sinne schrieb er zehn Tage später an Bullinger nach Zürich.[4]) Als dann die Basler Kirche, wie andere Kirchen der Schweiz, von Genf um ein Gutachten über Servets Angelegenheit ersucht wurde, erwiderte Sulzer am 12. Oktober im Namen seiner Amtsbrüder, man solle zuerst den gefangenen Ketzer zu bekehren suchen. „Sollte er aber in seiner Verkehrtheit beharren, so möge er gemäß der euch von Gott verliehenen Gewalt verhindert werden, der Kirche Christi weiteren Schaden zuzufügen.“[5]) Linder (S. 34) behauptet, daß Calvin mit dem Gutachten der Basler nicht

---

1) Libenter scirem iudicium vestrorum super combustione Serveti: an magistratus et Calvinus melius fecissent, si perpetuo illum carceri quam vulcano tradere maluissent.

2) Opp. XIV, 615.

3) Opp. XIV, 622.

4) Opp. XIV, 627.

5) Opp. VIII, 820 ff.

zufrieden war. Das Gegenteil ist wahr. In einem Briefe an Farel vom 26. Oktober spricht Calvin seine Befriedigung darüber aus, daß die Basler in ihrem Gutachten sich „beherzt" gezeigt haben.[1]) Das Basler Gutachten soll auch „von allen das mildeste" gewesen sein. Von welcher „Milde" aber Sulzer beseelt war, ersieht man aus seinem Schreiben an Bullinger vom 16. Oktober 1553, worin er sich aufs schärfste gegen Servet ausspricht und den Wunsch äußert, daß doch diese Pest in wirksamer Weise unschädlich gemacht werde, und daß man nicht durch eine „verkehrte Milde" der Gottlosigkeit die Zügel schießen lasse.[2])

Nach der Verbrennung Servets, die am 27. Oktober 1553 stattfand, veröffentlichte Calvin zu Anfang des Jahres 1554 eine Schrift, worin er das peinliche Verfahren gegen Ketzer nach der heiligen Schrift und dem göttlichen Gesetze nicht bloß für erlaubt, sondern für geboten und pflichtmäßig erklärt und den Nachweis zu liefern sucht, daß in der Bestrafung Servets nur jene göttliche Vorschrift streng befolgt worden sei.[3]) Von dieser Schrift Calvins erklärte Sulzer am 26. Februar 1554 in einem Briefe an Bullinger, er halte sie für „heilig und sorgfältig"; sie werde der Kirche von großem Nutzen sein, da sie den verderblichen Irrtum, daß die Ketzer nicht zu bestrafen seien, gründlich widerlege.[4]) „Calvins Schrift," schrieb er am 9. März 1554 an Ambrosius Blaurer, „hat mich über die Maßen erquickt."[5]) Auch in

---

1) Opp. XIV, 657: Rediit ab Helvetiis nuncius. Uno consensu pronunciant omnes, Servetum impios errores, quibus olim turbavit Satan ecclesiam, nunc renovasse et monstrum esse non ferendum. Cordati Basilienses. Tigurini omnium vehementissimi.

2) Opp. XIV, 645.

3) Vgl. Kampschulte, Johann Calvin. Bd. 2. Leipzig 1899. S. 228.

4) Calvini Opp. XV, 44.

5) Opp. XV, 74.

Basel waren also die Lutheraner mit der Hinrichtung Servets einverstanden.

Nicht anders war es in Lindau. Am 2. Januar 1554 schrieb der dortige Bürgermeister Hieronymus Pappus, der Vater jenes Johann Pappus, der später als Prediger in Stroßburg das strenge Luthertum verteidigen sollte, an Bullinger, um ihm seine Befriedigung auszudrücken, daß der Häresiarch Servet die verdiente Strafe erlitten habe.[1])

Wenden wir uns nun wieder nach Sachsen und Norddeutschland, um zu hören, wie dort in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts die Verbrennung Servets beurteilt worden ist.

Einer der bedeutendsten unter den lutherischen Theologen jener Zeit war Martin Chemnitz, Superintendent in Braunschweig. In seinen Loci theologici erwähnt er auch Servet, „dies Scheusal von einem Menschen", und läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß er dessen Hinrichtung, über die er kurz berichtet, durchaus billigt.[2])

Wie in Sachsen, am Hofe des Kurfürsten August, Servets Verbrennung beurteilt wurde, kann man aus einigen Predigten ersehen, die der Hofprediger Philipp Wagner 1579 vor seinem Herrn gehalten hat und nachher mit einer Widmung an den Kurfürsten in Druck gab.[3]) In diesen Predigten, die vom Amt der Obrigkeit handeln, wird unter anderem der weltlichen Obrigkeit auch die Pflicht eingeschärft, die Ketzer aus dem Wege zu räumen.

„Es soll eine Obrigkeit verschaffen, daß die reine Lehre in ihren Landen und Städten vorgetragen werde, und soll dagegen abtun Abgötterei, Irrtum und Ketzerei und diejenigen, so solcher Dinge Anfänger gewesen und doch nicht abstehen wollen. Und da nun Ketzer, Rottengeister und falsche Lehrer

1) I. H. Ottius, Annales anabaptistici. Basileae 1672. S. 116.

2) Chemnitius, Loci theologici. Francof. 1690. I, 34.

3) Der Hundert und Erste Psalm: Vom Stande und Ampt der Weltlichen Obrigkeit. Geprediget durch M. Philippum Wagner. Dresden 1579. Bl. O5.

nach Ueberweisung und Unterricht nicht abstehen wollen, tut eine Obrigkeit recht daran, daß sie die aus dem Wege räumt. Denn so man die wegtun soll, so den Leib beschädigen, viel mehr soll man die wegräumen, so die Seele verderben. Da kommen wir aber in eine schwere Disputation: Ob denn die Obrigkeit auch Macht hat, die überwiesenen Ketzer zu töten, weil der Rat zu Genf den Servetum, der nicht abstehen wollte von seiner Ketzerei, hat richten lassen. Da ist viel Disputierens darüber gefallen, und haben etliche weltlicher Obrigkeit so viel nicht einräumen wollen, auf daß Tyrannen nicht dergleichen Gewalt gegen uns Evangelischen, die sie auch für Ketzer halten, brauchen dürfen. Aber was recht ist, das muß man des Mißbrauchs halber nicht unterwegs lassen. Darum sagen wir noch, weil die Obrigkeit eine Beschützerin der ersten und anderen Tafel der zehn Gebote, so soll sie auch vornehmlich das, was zur göttlichen Ehre dienstlich, befördern, und was derselben hinderlich, verhüten und abschaffen. . . . Nun sind aber falsche Lehrer, Zauberer, Gotteslästerer dem Namen Gottes zuwider und heißt das Gesetz Gottes solche Leute aus dem Wege zu räumen; so gibt es sich ja von selbst, daß die Obrigkeit nicht allein Macht, sondern auch Befehl hat, über reiner Lehre zu halten und gottloses Wesen und diejenigen, die es treiben, aus dem Wege zu räumen."

Vor Wagner war Nikolaus Selnecker, ein anderer bedeutender lutherischer Theologe, Hofprediger bei Kurfürst August gewesen. Als Professor und Superintendent in Leipzig veröffentlichte Selnecker im Jahre 1577 eine „Christliche Pädagogik", worin er, auf verschiedene Gründe sich stützend, darzutun sucht, daß der Genfer Magistrat recht getan habe, den Ketzer Servet hinrichten zu lassen.[1])

---

1) Paedagogia Christiana. Francof. 1577. I, 186 f. Selnecker behandelt hier die Frage: An Senatus Genevensis recte fecerit interficiens Servetum haereticum? Er bejaht die Frage, wobei er unter anderem ausführt: Si haeretici manifeste convicti, cum admonentur et edocentur, obtemperare noluerint, recte facit magistratus, si eos e medio tollat. Si enim tollendi sunt qui corporibus nocent, multo magis tollendi sunt, qui salutem animarum corrumpunt.

Zu den bekanntesten lutherischen Theologen **der** zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehört Johann **Wigand**, der die letzten Jahre seines Lebens in Preußen zubrachte. Als Professor an der Hochschule zu Königsberg veröffentlicht er im Jahre 1575 gegen die Servetianer oder Antitrinitarier eine eigene Schrift, worin er die Hinrichtung des spanischen Häretikers ausdrücklich billigt.[1]) Als Bischof von Pomesanien und Samland gab er fünf Jahre später eine Schrift über die „Verfolgung der Frommen" heraus. Als „Fromme" oder Rechtgläubige gelten ihm selbstverständlich **nur** die Lutheraner, und zwar die Lutheraner seiner Richtung. Diese allein, wenn sie verfolgt werden, verdienen „Martyrer" genannt zu werden; dagegen haben die falschen Religionen nur „Teufelsmartyrer". Deshalb kann Servet, der mit Recht hingerichtet worden ist, nicht als Martyrer gelten.[2]) Eingehend sucht auch Wigand in dieser Schrift nachzuweisen, daß die weltliche Obrigkeit gegen die hartnäckigen Bekenner falscher Glaubenslehren mit Strenge, nötigenfalls auch mit Todesstrafe vorgehen solle.[3]) Denselben Nachweis führt er noch viel ausführlicher in einer weiteren Schrift, die er 1582 gegen die Wiedertäufer erscheinen ließ.[4])

Die Ausführungen der letzteren Schrift hat im Jahre 1599 Konrad Schlüßelburg, Superintendent in Stralsund, im 12. Bande seines umfangreichen Ketzerkatalogs wörtlich abgedruckt.[5]) Der 11. Band ist den Servetianern gewidmet. Daß auch hier Servets Verbrennung gebilligt wird, braucht wohl nicht eigens hervorgehoben zu werden.[6])

---

1) De Servetianismo seu de Antitrinitariis. Regiomonti 1575. Bl. 35.

2) De persecutione piorum. Francof. ad Moen. 1580. S. 168, 201.

3) S. 128 ff, 179, 212.

4) De Anabaptismo. Lipsiae 1582. S. 194—232.

5) Catalogus Haereticorum. Francof. 1599. XII, 608 ff.

6) Vgl. XI, 12, 121.

So haben denn von 1553 an bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts in Mittel-, Süd und Norddeutschland die vornehmsten Wortführer des Luthertums Servets Hinrichtung ausdrücklich gutgeheißen. Ob dagegen aus dem 16. Jahrhundert auch nur Ein deutscher lutherischer Schriftsteller namhaft gemacht werden könne, der diese Hinrichtung getadelt habe, mag dahingestellt bleiben. Dem Verfasser dieses Aufsatzes ist keiner bekannt.

Das „fromme und denkwürdige Beispiel", das, Melanchthon zufolge, der Genfer Magistrat der „ganzen Nachwelt" gegeben hat, ist übrigens von den deutschen Lutheranern nicht bloß gelobt, sondern auch tatsächlich nachgeahmt worden, vor allem in Sachsen, an der Geburtsstätte des Luthertums. Carpzov, der bekannte Kriminalist, hat hierüber in seinem großen Werke[1]) zwei bemerkenswerte Urteilssprüche mitgeteilt. Am Juli 1574 verhandelte das Schöffengericht zu Leipzig vor einen Leinweber aus Torgau, der aus „sonderlicher Offenbarung des Geistes Gottes", wie er behauptete, die Taufe und die Dreieinigkeit verwarf und auch „lästerlich" von diesen zwei Glaubensartikeln geredet hatte. Das Gericht erklärte, daß es zunächst „der geistlichen Obrigkeit obliege, etliche gottesfürchtige, gelehrte und erfahrene Männer zu versammeln, die über die Irrtümer des Angeklagten rechtlich zu erkennen und zu erklären hätten, „*ob er für einen Ketzer zu achten sei oder nicht*". Wird er von den Theologen als Ketzer erklärt, so soll er der weltlichen Obrigkeit, „peinlich zu strafen", übergeben werden. Beharrt er dann bei seinen Irrtümern und wird „keine Verrückung der Vernunft an ihm gespürt", so „möchte er von wegen solcher seiner gefaßten Halsstarrigkeit, ketzerischen Irrtümer und Lästerungen, vermöge der Rechte und üblichem gemeinem Gebrauch nach, *mit dem Feuer vom Leben zu Tode gestraft werden.*"

---

1) Practica nova imperialis Saxonica rerum criminalium. Wittebergae 1646. I, 286.

Neun Jahre später, im Oktober 1583, hatte der Leipziger Schöffenstuhl von neuem zu entscheiden über einen Angeklagten, welcher sich „ketzerischer Irrtümer“ gegen die heilige Dreifaltigkeit, die Verdienste Christi und andere Artikel des christlichen Glaubens schuldig gemacht und von diesen Glaubensartikeln verächtlich geredet hatte. Wiederum entschied das Gericht, daß die geistliche Obrigkeit zunächst zu erklären habe, „ob er für einen Ketzer zu halten sei“. Wird er für einen solchen erklärt und beharrt er bei seinen Irrtümern, „so möchte er deswegen vermöge der gemeinen geschriebenen kaiserlichen Rechte und des hier bevor gesprochenen Urteils vom Leben zum Tode, und dem üblichen gemeinen Gebrauch nach mit dem Feuer gestraft werden“.

Auch im Fürstentum Ansbach-Bayreuth galt noch der „übliche gemeine Gebrauch“. In der Halsgerichtsordnung vom Jahre 1582, die fast nur ein wörtlicher Abdruck der bambergischen Halsgerichtsordnung vom Jahre 1507 ist, hat der lutherische Markgraf Georg Friedrich die alte Bestimmung bezüglich der Bestrafung der Ketzer beibehalten: „Wer durch den ordentlichen geistlichen Richter für einen Ketzer erkannt und dafür dem weltlichen Richter geantwort (überliefert) würde, der soll mit dem Feuer vom Leben zum Tod gestraft werden“.[1]

N. Paulus.

---

1) Peinliche Halßgerichtsordnung des Herrn Georg Friderichen Margraven zu Brandenburg. Hof 1582. Bl. 27. § 183. Vgl. dazu die Bambergische Halsgerichtsordnung, herausg. von J. Kohler und W. Scheel. Halle 1902. S. 55.

XVII.

Um das elsässische Kulturproblem.

Es ist in den letzten Jahren soviel darüber geschrieben worden, daß der Leser dieser Blätter, die schon mehr als einmal elsässische Fragen vorurteilslos behandelten, auch für eine Orientierung über die viel diskutierte elsässische Kulturfrage dankbar sein wird. Eine Orientierung, kein neuer Lösungsversuch, der ebenso wie seine Vorgänger problematischen Wert behalten würde.

Zunächst: was hat sich der Fernerstehende unter dem elsässischen Kulturproblem vorzustellen? Die folgenden Ausführungen werden ihm bessere Auskunft geben als eine Definition, an der sich stets herumdeuteln läßt. Das Problem ist ein eminent historisches. Nur die Geschichte erklärt es uns.

Es beginnt eigentlich mit der Zeit, in der die Politik des Sonnenkönigs Ludwigs XIV. und seiner geriebenen Staatsmänner die elsässischen Gebietsteile annektierte. Der alte alemannische Volksstamm im Südwestwinkel des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ließ sich an Treue gegen Kaiser und Reich das ganze Mittelalter hindurch nicht übertreffen, und niemand polterte mehr gegen die Herrschgelüste der „Wälschen" als die biederen elsässischen Humanisten. Nicht blos der Grenzwall der Vogesen trennte den Gallier vom Elsässer; vor allem der stets genährte nationale Zwiespalt. Man war sich in Versailles dessen wohl bewußt,

und wie man in weiteren Kreisen über die annektierten Elsässer dachte, verrät uns am besten Pierre Bayle, der kurz nach den Reunionen die schon Görres aufgefallenen Worte schrieb: Il est à craindre qu'un peuple infatué de la gloire germanique et prévenu de cent fausses idées de la prétendue vanité française, ne contribue de tout son pouvoir à rétablir l'honneur de l'Allemagne et à mortifier l'insolence de nos troupes, toutes les fois qu'il se verra en état de le faire impunément.

Der alte Kritiker sollte seine Befürchtungen nicht verwirklicht sehen. Die französische Administration tat ihr Mögliches, um das Land, wenigstens die breitere Bevölkerung, die deutsche Vergangenheit vergessen zu machen. Das besorgten der wirtschaftliche Vorteil, die gesunden bäuerlichen Verhältnisse, die dank der Verwaltungsenergie der französischen Intendanten nach den langen Kriegsjahren sich wieder einstellten. Eine gute Dosis Opportunismus steckte von jeher im Geblüte des Elsässers. Man hatte sich über das neue Regime nicht zu beklagen — wenn man von dem protestantischen Bevölkerungsteil absieht, dem die katholische Restaurationspolitik in die Quere kam —, man gewöhnte sich so leicht daran, daß Görres, der durch sein Straßburger Exil die Elsässer wohl kannte, im „Rheinischen Merkur" ihre „blinde, plumpe Anhänglichkeit an die Franzosen" bitter tadelte.[1]) In demselben Organ hatte schon früher Jakob Grimm in einem Aufsatz über die Elsässer[2]) — der mit Unrecht Görres zugeschrieben wird — sich in ähnlichem Sinne geäußert und recht bittere Klagen deutscher Soldaten über schlechte Behandlung im Elsaß, sowie andere bitterböse Urteile über die elsässische Franzosenfreundlichkeit verzeichnet. Man hatte geglaubt, das Volk würde den deutschen Be-

1) Jetzt abgedruckt in Görres' Polit. Schriften III, 154 ff.

2) Rhein. Merkur 1814, 6. August, nr. 198. Jetzt in den Kleinern Schriften von Jakob Grimm 8. Bd. Gütersloh 1898. S. 397 f.

iern entgegenjubeln. Aber das Gegenteil war der Fall. lsässische Abgeordnete traten in Paris dem Abtretungs- ojekt entgegen. Görres ist ehrlich genug, die Beweggründe s Volkes zu billigen: „Wir haben ihnen nichts zu bieten. en sie über den Rhein, so gewahren sie ihre Standes- nossen an den Bettelstab gebracht, geschunden, geplackt, plagt durch Krieg und schlechte Administrationen in alle ge. . . . Hat man beim Einmarsche sie auch nur eines m Wortes gewürdigt und ihnen zugesagt, daß man sie en wollte bei ihren Rechten und in dem Besitze, wie sie bei den Franzosen genossen haben?“ Der weitblickende ublizist, dessen interessante Ausführungen meines Wissens beachtet geblieben sind, sucht nach Gründen für dieses, en deutschen Patrioten von damals fast unverständliche erhalten der nach Art und Sitte deutschen Elsässer: er ndet sie in der Revolution und in Napoleon.

Einen sehr einleuchtenden und auf eindringende Kenntnis es elsässischen Stammescharakters fußenden Kommentar zu ieser von Görres leider nicht näher beleuchteten Begründung ibt uns der neueste Schriftsteller, der das elsässische Kultur- roblem zum Gegenstand einer ebenso zutreffenden wie fein- innigen Untersuchung macht, die eigentlich Anlaß zu meinen rörterungen gegeben hat: Ich meine Karl Grubers mfassende Einleitung zu der Anthologie „Zeitgenössische ichtung des Elsasses“ (Verlag Ludolf Beust. Straßburg i. E. 1905, CXXXV u. 288 S.) Ich halte die Einleitung für das Wertvollste an dem Buche, als kulturhistorisches Dokument ist ie nicht nur für den Elsässer hochbedeutsam, sondern für jeden Deutschen, der eine unbefangene, eindringende, mit Geist und Geschmack geschriebene Darlegung der namentlich seit 1870 immer verwickelter gewordenen elsässischen Kulturfrage lesen will. Mit dem im J. 1900 geschriebenen und in den gebildeten Kreisen epochemachenden Essay des altdeutschen National- ökonomen Professor Werner Wittich über „Deutsche und französische Kultur im Elsaß“ ist Grubers Ueberblick — eine

elsässische Kulturgeschichte in literarhistorischem Rahmen — das Beste, was über das diffizile Thema geschrieben worden ist. Gruber ist Altelsässer und, soviel ich weiß, Assessor, der protestantischen Konfession angehörig, was ihn aber nicht hindert, dem als Kulturfaktor überwiegenden katholischen Volkstum richtiges, vorurteilsfreies Verständnis entgegen zu bringen.

Es zeugt von seiner intimen Vertrautheit mit der elsässischen Volksseele, wenn er die französische Revolution, deren Greuel und Kriege das Volk zunächst enttäuschte, durch die Gründung der Nationalgarden die schlaff=gewordene Volksphantasie aufwecken läßt. Der bürgerlich=demokratische Soldatengeist, entflammt durch die nationale Glorie der napoleonischen Zeit, von der noch jetzt die bäuer=liche Bevölkerung träumt, „reißt allmählich das gesamte Elsaß zu Frankreich hinüber“. Als die Befreiungskriege ein=setzten, war man nationalfranzösisch geworden. Die mittel=alterlich elsässische Gedankenwelt war beseitigt. Als gleich=berechtigtes Glied einer großen Staatsgemeinschaft fühlte sich der Elsässer auch im weiteren Verlauf der Geschichte bis in die letzten Regierungsjahre des dritten Napoleon glücklich. Auch der protestantische Gruber zerstört die „literarische Illusion“, nach der die Existenz einer vorwiegend in prote=stantischen Kreisen gepflegten deutsch literarischen Tätigkeit, einer deutschen Lyrik, ein Symptom gewesen sei für eine innerste Sehnsucht aller wahren damaligen Elsässer nach dem Mutterlande. Einer der Führer selbst, der alte Ehren=fried Stöber, gab deutlich genug die Parole aus: Das Herz französisch; der Kopf deutsch. Uebrigens hätte auch die Tätigkeit des katholischen Klerus für die Erhaltung der deutschen Sprache erwähnt werden können, der „Elsässische Volksfreund“, das „Katholische Kirchen= und Schulblatt“ überwiegen an Einfluß und kraftvollen Beiträgen sicher das lobend erwähnte protestantische „Samstagsblatt“.

Dann kam der Frankfurter Friede. Und mit ihm wieder
ne völlig neue Phase des elsässischen Kulturproblems.
der besser: es fing wieder von vorne an. Auf den fran-
ssierten Stamm sollte nun wieder deutsches Reis ge-
zt werden. In vielen Kreisen jenseits des Rheins stellt
an sich das so leicht vor; wenn man heute die im sentimen-
en Taumel der Kriegsbegeisterung von deutschen Gelehrten
Ungelehrten beschriebenen Druckbogen liest, kann man
des Lächelns nicht erwehren ob der optimistischen Hoff-
ngen, die man auf die „wiedergewonnenen Brüder" setzte.
s man ihnen nicht alles prophezeite! Der Münchener
istoriker Franz von Löher meinte in einem dickleibigen
uche:

„Kein höher gebildeter Elsässer, wenn er ehrlich sein will,
gnet, daß mit dem französischen Wesen sich flache Halb-
ung verbreitete (!). Was man in einer fremden Sprache,
wär' es auch von Jugend auf, hört und lernt, haftet gar
gern nur äußerlich. O wie fein und leise und gründlich
t dagegen die Muttersprache! Sie redet nicht bloß zum
rstande, sondern öffnet auch die Tiefen der Seele. Ergiebiger
rstoff und gutes Deutsch wieder in allen Schulen, auf allen
nzeln, in allen Aemtern, deutsche Zeitschriften und Bücher
den Lesevereinen und Volksbibliotheken, der schöne Reichtum
erer wohlausgestatteten Volksliteratur in den Familien,
udien endlich auf deutschen Universitäten — welchen Um-
mung im Dichten und Trachten wird das alles schon in
nigen Jahren erzeugen, wenn nur erst die französische Ent-
hnung und das Eis der frostigen und abweisenden Lebens-
schauung gebrochen ist!"

Damals nahm man solche Phrasen ernst. Aber wie
immerlich kam ihnen die Wirklichkeit in die Quere! Ende
1879 noch mußte Leopold von Ranke, der in der „West-
mark" weilte, resigniert in sein Tagebuch schreiben, daß
zwischen Deutschen und Eingeborenen noch immer keine An-
näherung stattfinde und daß die Elsässer Damen die deutschen
Herren vermeiden; als Heilmittel gegen das Uebel gibt der

protestantische Historiker bezeichnenderweise an: „Es bleibt nichts übrig, als das germanische Element hervorzuheben und zu fördern; die einzige greifbare Handhabe dazu bietet die Augsburger Konfession dar ...[1]) Auch dieser Professorenrat, welchen man genugsam befolgte, führte nicht rasch zum Ziele. Der „deutsche Bruder“, der immer den Eroberer herauskehrte, hatte nichts an sich, das den demokratischen Elsässer anziehen konnte. Ein preußisches Infanterieregiment ist ja an und für sich eine schöne Sache, aber mit dem Drill macht man sich keine Freunde; von dem „Korporalston“ im Elsaß, der die Annäherung noch heute erschwere, unterhielt der unlängst verstorbene Emil Franzos nicht lange vor seinem Tode noch die Leser der Vossischen Zeitung. Er hätte allerdings von einer bedeutenden Wendung zu Bessern berichten dürfen.

Unter solchen Umständen war eine Verpflanzung der deutschen Geisteskultur nach den Reichslanden zunächst fast ein aussichtsloses Ding. Als eine Zeit geistiger Isolierung sind fast die ganzen zwei ersten Jahrzehnte nach dem Kriege zu bezeichnen. Die Option hatte zudem dem eroberten Lande die Geisteselite entzogen. Was zurückblieb, konnte sich im alten Maßstabe nicht mehr an Frankreich anschließen, von der deutschen Sprache wollte man begreiflicherweise nichts wissen, dazu kam, was Gruber in die akademischen Worte kleidet — die ältere elsässische Generation drückte sich über diesen Punkt viel derber aus —: „der Eroberer selbst war weit davon entfernt, mit reifen Bildungsfrüchten aufwarten zu können. Einmal hatte er durchaus nicht immer sein bestes Menschenmaterial herüberschicken können.“

Aber die Zeit tat das Ihrige. Der Same, der, nicht immer von klugen Säemännern gestreut, bei der alten Generation auf dürres Erdreich fiel, fand bei dem nach dem

---

1) L. v. Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte, S. W. 53. Bd. (Leipzig 1890.) S. 637.

riege geborenen Geschlecht empfänglichen Boden. Es kann
ht meine Aufgabe sein, hier auf all die Fäden hinzu-
eien, welche den Einschlag der allmählich werdenden Kultur
den, wie sie durch das jetzige Elsaß repräsentiert wird.
In der jüngeren herangewachsenen Generation geht das
moderne Elsaß aus. Es ist das besondere Verdienst Grubers
mit scharfem Blick auch den feinsten Verästelungen des ent-
stehenden neuen Lebens nachgegangen zu sein. Er erscheint
hier zugleich als Literarhistoriker und geschickter Kulturpsycho-
loge. Das Jahr 1890 ist ihm ein Wendepunkt zum Besseren;
von da datiert eine Steigerung des politischen Lebens —
besonders auch in der katholischen Bevölkerung —, „eine
Mehrung und Vertiefung der Presse, die von der groß-
städtischen Entwickelung kaum zu trennen sind. Bemühungen
um die Hebung der Volksgeselligkeit sind zu melden, bei
welcher der katholische Klerus viel Initiative zeigt." Von
größerer Bedeutung noch ist die immer stärker in die Er-
scheinung tretende Tätigkeit zweier geistigkünstlerischen Strö-
mungen: eine aus dem deutschen Kulturzentrum auslaufende
Richtung, welche die rückwärtige Verbindung mit dem mittel-
alterlichen Elsaß sucht; aber weil sie fremdes Gewächs ist,
und sich mehr auf das eingewanderte Element stützt, „wirkt
sie wie verfrüht. Sie wirkt politisch und feindselig, ist un-
verstanden und unbeliebt und wird des öfteren und in ver-
schiedenen Anlässen bekämpft." Neben dieser läuft die eigentlich
elsässische Kulturlinie, mehr von Malern bedient, und in
literarischen Sachen auf die Mundart beschränkt, die aber
trotz ihres geringeren Bildungsgehalts für das Elsaß die
wichtigere ist; sie schritt auch tatsächlich immer weiter vor,
ihrem Widerpart, der deutsch-nationalen Richtung, konnte
auch der protestantische Elsässer Fritz Lienhard nicht
zu nachdrücklicherem Einfluß verhelfen. Sein allzulauter
Ruf „Mehr deutsch" fand ein zorniges Echo, wie schon bei
dem dichtenden Lehrer Christian Schmitt das Deutschbekenntnis
verdrossen hatte, ja selbst Lienhards dramatisches Stück

„Odilia“, die ein eminent elsässisches Motiv behandelt, lehnte man ab. Der deutsch-mittelalterlichen Linie stellte sich 1898 die Gründung des „Elsässischen Theaters“ gegenüber, was die endgültige Vorherrschaft der Dialektkunst bedeutete. Die unklugen „Briefe eines Elsässers“ des halbelsässischen Literaten Karl Storck hatten schon bestehende Gegensätze noch verschärft, da sie durch ein Einschreiten der Verwaltung die — rein historisch gewordene — Entstehung eines selbständigen elsässischen Nationalbewußtseins, das sich politisch und geistig zu äußern begann, im Keim zu ersticken verlangten. Nun dominierte das elsässische Theater, vom Volk als nationale Sache betrachtet. Dazu kam 1899 die vom elsässischen Maler Spindler gegründete vornehme „Elsässische Rundschau“, zunächst aus den reichsdeutschen Reihen angegriffen wegen des „unzweifelhaft nichtdeutschen“ Programms, der Bevorzugung der Beiträge in französischer Sprache, die nach Gruber als Bildungsvermittlerin im Elsaß nicht mehr gelten könne, weil sie nicht mehr Gesamtgut der Allgemeinheit ist. Obschon aber, kulturpolitisch betrachtet, die „Rundschau“ den Platz der äußersten Rechten der nationalelsässischen Partei einnimmt, wurde sie von altdeutschen Universitätsprofessoren bedient, und einem von diesen, dem jetzigen Professor der Staatswissenschaften, Werner Wittich, war es vorbehalten, in einem schon oben erwähnten Essay „Deutsche und französische Kultur im Elsaß“ die Ideen zum Ausdruck zu bringen, die für die Zukunft der geistigen Kultur im Elsaß als Richtlinien gelten können. Der Aufsatz Wittichs ist auch in Buchform erschienen, und Gruber spendet dem Buch das hohe, aber berechtigte Lob: „Es ist wichtiger als alle Gedichte, Aufsätze und Kunstwerke, die seit 1870 von wem immer in heimatlicher Gesinnung geschaffen worden sind. Es ist nur möglich gewesen dadurch, daß der Verfasser zehn Jahre lang das elsässische Volk in seinem Hause aufgesucht hat, bei seinem Tagwerk, seiner Mahlzeit, seinem Gebet und seiner Muße. In seinem Hause, nicht in seinen Büchern.“

Es ist überraschend, in welch hellem Lichte auch dem Eingeborenen das eigene Kulturleben, die ganze Volksseele, durch Wittichs glänzende Untersuchungen erscheint. Schon in der Methode liegt gegenüber anderen Behandlungen der Frage ein gewaltiger Fortschritt. Denn er betrachtet die deutsche Kultur nicht als absoluten Wert, der für das Elsaß allein in Betracht zu kommen habe, sondern geht von der Tatsache aus, daß das Elsaß, als Grenzland, unter dem Einfluß zweier Kulturen stehe, von denen jede die für die Zukunft des Landes unentbehrlichen Elemente herzugeben habe. Wittich, der Altdeutsche, schreibt den Satz, den früher ein Elsässer nicht leicht hätte schreiben können, ohne den zum Glück immer mehr außer Gebrauch gekommenen Vorwurf des Protestlers zu hören:

„Es werde nicht so sehr von der Bewegung der elsässischen Kultur zur deutschen Kultur, sondern vielmehr von der Entwicklung der deutschen Kultur im Sinne der französischen Kultur abhängen, ob die Unterschiede zwischen beiden sich rascher oder langsamer ausgleichen werden."

Die geistige und moralische Kultur ist am meisten der Germanisation ausgesetzt.

„Denn die Grundlage aller geistigen Kultur, die religiöse Kultur des Volkes, ist völlig deutsch geblieben; eine Rezeption der geistigen und moralischen Kultur Frankreichs hat nur unvollkommen oder gar nicht stattgefunden. Die deutsche Muttersprache des Volkes, der deutsche Charakter seiner ethischen Grundlagen, der Einfluß der Altdeutschen im Elsaß und die mannigfachen Einwirkungen aus Altdeutschland vereinigen sich hier mit der in Kirche, Schule und öffentlichem Leben planmäßig betriebenen Germanisation zu einer fast unwiderstehlichen Macht, die auf die Dauer ihre Wirkung nicht verfehlen kann."

In dem kräftigen Aufblühen der alemannischen Dialektdichtung, deren ästhetischer Wert gering angeschlagen werde, sei das bedeutsamste Anzeichen für die beginnende geistige Germanisation zu erblicken. Auch die wirtschaftliche Kultur, so eng sie vordem mit der französischen Volkswirtschaft ver-

bunden war, ist nun ganz vom Schicksal der deutschen Volkswirtschaft abhängig. Aber in den sozialen, politischen und sinnlichen Kulturelementen stehe Elsaß noch heute unter dem Einfluß Frankreichs. Bürger und Bauern sind die maßgebenden Klassen, einen einflußreichen Adel gibt es nicht, die Bevölkerung ist ganz demokratisiert. Auch die sinnliche Kultur — d. i. bildende Kunst, Musik, Befriedigung der materiellen Lebensbedürfnisse — ist fast völlig französisch geblieben.

„Auf allen diesen Gebieten wird es sehr schwer sein, die Elsässer für die deutsche Kultur in ihrer augenblicklichen Form zu gewinnen, da diese selbst in einer Bewegung begriffen ist, deren äußerste Ziele im Elsaß schon unter französischem Einfluß erreicht worden sind. Allerdings wird Deutschland niemals eine demokratische Republik werden oder die sinnliche Kultur Frankreichs annehmen, aber der Elsässer wird aus der demokratischen Bewegung in Deutschland und der überall erkennbaren und zugegebenen Superiorität der sinnlichen Kultur Frankreichs den Anspruch und die Kraft schöpfen, bei diesen ihm teuer gewordenen Anschauungen und Gewohnheiten wenigstens vorläufig zu verharren.“

So gelangt der Altdeutsche Wittich zu dem Resultat: Der Elsässer habe sein inneres Hauswesen, d. i. alles, was er unter Kultur der Sinne begreift, mit Einschluß der politischen Denkungsart selbst zu bestellen, für die Geisteskultur dagegen könne die deutsche Kultur am erfolgreichsten befruchtend wirken. Fast zu gleicher Zeit wandte man sich in Frankreich der elsässischen Kulturfrage zu. Und erfreulicherweise wurde sie in ernst zu nehmenden Kreisen lediglich als solche, d. i. als Kulturfrage, nicht mehr als politisches Objekt, behandelt. Daß man die alte Streitfrage jetzt als intern elsässische Angelegenheit erfaßte, war ein erfreulicher Fortschritt. Es will viel besagen, daß der nationalistische Deputierte von Nancy, der bekannte Schriftsteller Maurice Barrus, diesen Standpunkt teilt. Was er verficht, ist geistige Wieder-

geburt durch nationales Sichwiederfinden, Geisteskultur durch Rassenkultur. Im Berliner „Neuen Magazin“ erschien letzten Winter von ihm eine Plauderei über das „Elsässerbewußtsein“. Eugène Müntz, der französische Kunsthistoriker von bedeutendem Ruf — Gruber unterschätzt ihn sichtlich —, bewegte sich kurz vor seinem Tode in ähnlichen Gedankengängen. Was er seinen elsässischen Landsleuten zuruft, ist Ausbildung der nationalen Stammesbesonderheit, Reinerhaltung der elsässischen Rasse und ihrer eigentümlichen bodenständigen Kultur. „Dans la culture intellectuelle moderne, telle qu’elle existe maintenant en Alsace, en toutes questions de sciences, d’art ou d’industrie, l’avenir est aux forts qui savent utiliser les dernières conquêtes de l’esprit humain et, comme Antée, reprendre courage, à chaque défaillance, au contact du sol natal.

Ein Programm, das die überwiegende Mehrheit der einheimischen Presse tatsächlich als das ihrige betrachtet. Der „Elsässische Volksbote“ gibt ihm durch seine Devise „So sin mer halt“ offenen Ausdruck. „Elsaß den Elsaß-Lothringern“ heißt sie ins politische Gebiet übertragen.

Eine geistige Weitererziehung — das war auch der Grundgedanke, den die im Jahre 1902 mit viel Geräusch auf den Plan tretenden „Jüngsten“ ihren Bestrebungen unterlegten. „Jungelsaß“ war da, im „Stürmer“ trat es zuerst geschlossen auf, nachdem ihm vorher Arthur Seidl eine Nummer seiner „Gesellschaft“ eingeräumt hatte. Mit der 9. Nummer ging diese „Halbmonatsschrift für künstlerische Renaissance im Elsaß“ wieder ein. Die meisten Mitarbeiter waren Katholiken, aber ihr Katholizismus war so „modern“, daß Gruber ihre Konfessionsangehörigkeit nicht hätte betonen brauchen. Der stürmische blutjunge Schickele, der sich durch seine zweifellos hervorragende Begabung einen Platz auf dem modernen deutschen Parnaß errungen hat, war der Wortführer. Man gebärdete sich, als ob man die Welt erobern wollte und könnte, man schimpfte tüchtig, teilte nach

allen Seiten hin Rippenstöße aus, schrieb über alles, auch über das, was man nicht verstand, machte in Nietzsche, Politik und Pantheismus, arbeitete mit tönenden Worten und verhimmelte sich gegenseitig wie die Stürmer und Dränger um die Mitte der achtziger Jahre. Daß man hin und wieder auch etwas Wahres und Treffendes sagte, war bei dem bunten, in letzter Stunde zusammengetragenen Inhalt der Hefte nicht zu verwundern. Am treffendsten hat Fritz Lienhard, dem Schickele früher gehuldigt hatte, über die Stürmergruppe geurteilt: „Rauflust und dithyrambisch-lyrisches Talent, das nach selbständigen Formen sucht, kennzeichnet diese vielversprechenden Jünglinge, denen man von Herzen wünschen möchte, daß sie sich erst Länder und Meere, Lebensleid und Lohnarbeit, Hauptstädte und neuartige Verhältnisse ansehen möchten, um den Blick zu schärfen und den Charakter zu festigen für den engeren Kreis.“ [1]) Was man eigentlich wollte, wußte man nicht recht; die Ziele schwebten vor den Augen, aber in verschwommenen Umrissen. Man schmetterte Artikel hin und Gedichte. Das schon angedeutete Programm faßte Schickele in den Satz zusammen: Die Germanisation als Weitererziehung auffassen, unsere Jugend Jugend sein und nicht noch einmal die elenden Uebergangszeiten des deutschen Unteroffiziers zum deutschen Bürger erleben lassen, und diese Edelzucht üben in großdeutscher Kunst und durch die freie Kunst zum freien Leben. Denn Nationalbewußtsein ist die bewußte kulturelle Kraft eines Volkes, das Bewußtsein einer Mission für die Menschheit.“ [2])

Aber das Programm, das in manchen Punkten mit dem der „Rundschau“ zusammenstieß, im Anlehnen an die großdeutsche Kultur aber von ihr abwich, und das wirklich auf Anhänger zählen konnte, wurde nicht ausgebeutet. Der Ernst und die nötige Sammlung, die eine zielbewußte

---

1) Tägliche Rundschau 1902, Nr. 596, vom 20. Dezember.

2) Stürmer, Nr. 6, S. 91.

Redaktionsarbeit voraussetzen muß, fehlte den Jungen, von denen manche alles spezifisch Elsässische abgestreift hatten. Durch den Radau, den man vollführte, verdarb man es mit hüben und drüben. Das Literaten- und Artistenbewußtsein war so stark, daß man völlig die gegebenen Bedingungen übersah, mit denen man rechnen mußte, um eine wirkliche in weiten Kreisen Wurzel fassende „Renaissance" in die Wege zu leiten. Mit Imitationen der Dehmel, Hofmannsthal, Stefan George und anderen Modernen war vorläufig keine große Gemeinde zu födern. Dazu brach man religiöse Konflikte vom Zaune, der junge katholische Lyriker Bernd Isemann wollte mit Arthur Bonus die Kirche reformieren, Flake lobte Hoensbroechs Pamphlete und versicherte schnodderig, kein bedeutender Mensch sei Katholik im heutigen Sinne. Beichte und Zölibat haben einen Sumpf der widrigsten Pornographie geschaffen usw. Wenn dann die einheimische Presse sich schon vom konfessionellen Standpunkte gegen diese Sorte von Kultur verwahrte, und wenn Leute, die anfangs dem Unternehmen sympathisch gegenüberstanden, — wozu auch Referent gehört —, sich kopfschüttelnd zurückzogen, so war das nicht zu verwundern. Auch mit der „künstlerischen" Behandlung sexueller Probleme stieß man den Elsässer ab, von dem Gruber mit Recht sagt, daß er für erotische Darstellung schwer zu haben ist. Der „Stürmer" ging mit dem 9. Heft ein; eine neue, im April 1903 gegründete Halbmonatsschrift „Der Merker", in dem die alten Ungezogenheiten wieder auftauchten, brachte es nur auf 2 Hefte. Die kleine Literaturrevolution war erloschen, sie hat wenig Spuren zurückgelassen, und von Berlin drüben, wo sich um Schickele, der das „Neue Magazin" redigierte, ein kleiner Kreis der alten Genossen sammelte, wehte dem Elsaß keine Renaissanceluft entgegen.

Diese Jüngsten sind in der Gruberschen Anthologie alle vertreten. Ich habe nicht die Absicht, mich hier näher mit derselben zu befassen. Auf jeden Fall wird sie einst

auf die Beachtung seitens der späteren Kulturhistoriker des Elsasses rechnen dürfen. Gruber zeichnet am Schlusse seiner Einleitung die Linien, die einer wirklich elsässischen Dichtung die Richtung weisen können. Die eine weist auf die reiche, wechselvolle Vergangenheit zurück, die andere auf die Gegenwart, die sich an den Menschen wendet, der Typus sein kann und Charakter.

„Das eine mal repräsentiert er das Volk, und die Typen fehlen nicht in einer Bevölkerung, die in den Erwerbsständen, in Handwerk und Bauernschaft fußt. Da sind die Gärtner, die Rebleute, die Industriearbeiter, die Kanal- und Rheinschiffer, die Großbauern des Nordens, die Juden, das Handwerk der Städte, die kleinen Ackersleute, die Wäldler und Holzhauer, die Fischer, die Fahrenden, eine Fülle. Als Charakter suchen wir ihn zunächst bei den Intellektuellen und hier wieder in der Verzahnung des zeitgenössischen elsässischen Problems, unseres Kulturkampfes. Es locken alle Möglichkeiten der problematischen Auffassung, so der Elsässer Intellektuelle als Künstler, Staatsbeamter, Heerespflichtiger, Liebhaber, Familiensohn, Rollen, in welchen er wiederholt von französischer Seite — Bazin, Cahu, Forest — mit halbem Gelingen dargestellt worden ist.“

Mit halbem Gelingen, das gilt besonders von dem in revanchelustigen Kreisen Frankreichs begeistert aufgenommenen Romane von René Bazin, „Les Oberle“. Thomas Seltz, ein Altelsässer, Redakteur am katholischen „Elsässer“, dem als einzigem unter seinen katholischen Fachgenossen das Verdienst zukommt, die literarischen Bestrebungen, für die man daselbst leider so wenig Interesse zeigt, mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, hat auf die Fehlgriffe und Schwächen des Bazinschen Werkes hingewiesen. Vielleicht wird er selbst uns mit dem noch ausstehenden elsässischen Bauernroman beschenken, den uns der Pariser Kritiker Emil Straus in seiner Schrift „La nouvelle Alsace“ bereits im Jahre 1902 von ihm in Aussicht gestellt hat. Denn von dem elsässischen Bauern muß eine elsässische „Heimatkunst“, deren gesunde Entwicklung trotz der gegenteiligen Auffassung für die Zu-

kunft der elsässischen Geisteskultur bedeutsam ist, ausgehen. Das elsässische Theater kann dazu bis jetzt nur als ein Ansatz gelten; auch die im Elsaß selbst zu wenig bemerkten Novellen von Hermann Stegemann.

Gruber hat sein Buch der Erinnerung Emil Erckmanns gewidmet, des elsässischen Dichters aus der französischen Periode des 19. Jahrhunderts, dessen Stücke heute noch auf den deutschen Gymnasien vielfach gelesen werden. Eine Erneuerung seiner Art, aber bereichert um die zwei wesentlichen Errungenschaften der Gegenwart, Psychologie und Stil, hält Gruber für wünschenswert für die reichsländische Literatur der Zukunft: „Das literarische Lager aber müßte vor Augen behalten: nicht ein egoistischer Ehrgeiz tut uns not, in Eilmärschen europäische Kulturen einzuholen; auch unsere Dichtung soll der Erneuerung unseres Stammes dienen; sie ist berufen, indem sie dem Volke seine Stammeskräfte und Stammestugenden veranschaulicht, das geistige Selbstvertrauen zurückzuführen, das einst unsere mittelalterliche Größe trug. Und sie braucht darum noch an keine Fesseln gebunden zu sein, nicht in der Form und nicht im Arbeitsfeld."

Ich bin bisher der Erwähnung alles Politischen tunlichst aus dem Wege gegangen; die Erinnerung an den Diktaturparagraphen unrühmlichen Angedenkens und die Preßknebelung steckt uns Elsässern immer noch etwas im Geblüte. Die größte politische Ueberraschung dieses Jahres hat uns der Verfassungsantrag der zwölf Abgeordneten gebracht, und nicht bloß links des Rheines. Man bedenke: elsässische Abgeordnete, darunter Männer, die man ehedem als Protestler verschrie, begehren als Landesherrn den Deutschen Kaiser — begreiflich, daß die Münchener N. Nachr. v. 19. Mai darin eine „hocherfreuliche Tat" erblickten, ein erfreuliches Symptom für die Fortschritte der Germanisation im Elsaß. Man kann es als solches betrachten, gewiß, aber eine ganz andere Frage ist es, ob die Gesamtheit des Volkes das Vorgehen der Volks-

vertreter in alleweg billigte. Mehr als wahrscheinlich nicht. Ganz neu ist ja der Gedanke nicht, schon im ersten Dezennium der deutschen Verwaltung wurde er, um das Land schneller an Deutschland fesseln zu können, geäußert, aber seiner praktischen Undurchführbarkeit halber fallen gelassen. Ranke sah ganz richtig: „Dazu müßte das Land erst preußisch werden ... allein ein solches Vorhaben würde in dem Bundesrat auf unüberwindliche Schwierigkeit stoßen.“[1]) Aber preußisch werden liegt dem reichstreuen Elsässer ungefähr gerade so fern als dem Altbayern, und niemand kann der elsässischen Stimme Unrecht geben, die sich, vom föderalistischen Standpunkte, in der „Augsburger Postzeitung“ vom 19. Mai sehr kategorisch gegen das Projekt wehrte. Eine vom 15. Mai aus Berlin datierte Zentrumskorrespondenz berührte in ihrem Kommentar zum Antrag der Elsässer ein von der liberalen Presse fast durchweg ignoriertes Moment, wenn sie schreibt: „In den weitesten Kreisen des reichsländischen Volkes ist der Gedanke der Zugehörigkeit zu Deutschland ein unerschütterlich fester geworden. Es sind verschiedene Ursachen, die diese Erscheinung gezeitigt haben, nicht zum mindesten der jetzige Kulturkampf in Frankreich.“ Man kann sagen: er hat mehr im Sinne des deutschen Gedankens gewirkt als Jahrzehnte systematisch betriebener Germanisation. Wie der Bismarcksche Kulturkampf die katholischen Reichsländer von Deutschland abstieß, so zieht sie das Treiben der neuen Sanskülotten und Jakobiner wieder zu ihm hin, der bevorstehende deutsche Katholikentag zu Straßburg wird das Band zweifellos fester knüpfen.

Ich habe bisher meist referiert. Wozu auch neue Lösungen der elsässischen Kulturfrage vorschlagen? Die Geschichte geht doch unbeirrt ihren Gang, und die geistigen Strömungen innerhalb eines Volkes lassen sich nicht hierhin oder dorthin lenken, wie man Wasserkanäle leitet. Arbeit, unverdrossene

1) A. a. O.

Arbeit auf allen Kulturgebieten, ein unablässiges Wuchern mit den nicht karg zugemessenen Talenten, ein fruchtbringendes Aufnehmen aller der von Osten oder Westen herströmenden Kulturagentien, die der Stammesindividualität am besten entsprechen, das wird vorläufig das Ersprießlichste sein, was sich der Einzelne vornehmen soll, wenn er an dem großen Kulturwerk seines Stammes mitarbeiten will. Es wäre töricht, das Gute nicht zu nehmen, woher es kommt, und bei allem Festhalten an den Banden, die seit dem Frankfurter Vertrage an das neugeschaffene Reich fesseln, die Vorteile nicht zu hüten, die dem Grenzländer aus der Berührung mit zwei verschiedenen Kulturen erwachsen. Für den Tropfen gallischen Blutes, das in seinen Adern fließt, wird der einsichtige Elsässer dem Geschick immer dankbar sein. Er wird ihm den Aufenthalt unter dem Dache des Deutschen Reiches nicht vergällen. Der Reichsländer wird sich um so wohler darunter fühlen, als man ihn sich frei entwickeln läßt nach seiner angestammten Eigenart, und so wird er auch das großdeutsche Kulturbild um eine landschaftliche Nuance bereichern, deren Ton im Gesamtbild erst ihren vollen Zauber entfaltet.

Froher Hoffnung voll blicken wir in die Zukunft!

Hieronymus Alsata.

XVIII.

Gedanken zur neuen Flottenvorlage.

Wie töricht und politisch frivol das Gerede der Herren Liebert und Hasse über eine Verständigung zwischen Regierung und Zentrum in Sachen der neuen Flottenvorlage ist, wurde von zuständiger Zentrumsseite bereits in der Tagespresse ausgeführt. Um jene Auslassungen noch weit mehr als ein aus den Fingern gesogenes leeres Gerede, das zu einem bestimmten Zwecke erfunden worden ist, zu charakterisieren, darf nur auf den einen Umstand hingewiesen werden, daß die Flottenvorlage den Schoß des Bundesrates noch gar nicht passiert hat; sie ist vielmehr erst in ihren rohen Umrissen im Reichsmarineamt fertig und auch hier dürfte erst nach den Sommerferien die Vorlage selbst ausgearbeitet werden. Alles, was bisher über diese bekannt geworden ist, sind nur Pläne des Reichsmarineamtes. Der deutsche Flottenverein selbst brüstet sich damit, daß er alle deutschen Bundesfürsten zu seinen Protektoren zählt; so kann er ja hoffen, daß der Bundesrat ein viel weiter gehendes Flottengesetz beschließt und alle Wünsche des Flottenvereins erfüllen wird. Hiedurch müßten dann selbst bestehende Abmachungen zwischen Zentrum und von Tirpitz zu nichte werden; aber es haben keine solchen zu fallen, da sie nicht vorhanden sind.

Die Pläne des Reichsmarineamtes bewegen sich in einer dreifachen Richtung: 1. Vergrößerung der Linienschiffe; 2. Vermehrung der Torpedoflotille; 3. Vermehrung der Auslandsflotte. Zwei dieser Forderungen hat Staatssekretär v. Tirpitz bei der Beratung des Marineetats angekündigt und die erste derselben ist aus allen marineoffiziösen Aeußerungen zu entnehmen. Inwieweit der Bundesrat diesen Forderungen zustimmen wird, ist noch nicht ersichtlich; daß er über dieselben hinausgreifen sollte, halten wir nicht für glaubwürdig; aber wesentlich zurückbleiben wird er auch nicht. Man kennt deshalb bisher blos das Gerippe der neuen Flottenvorlage.

Was die Vergrößerung des Deplacements der Linienschiffe betrifft, so liegt hierin eine Abänderung des Flottengesetzes von 1900. Der Text des Gesetzes braucht allerdings nicht geändert zu werden, aber die Kostenberechnungen, welche der damaligen Vorlage mitgegeben worden sind, werden hiedurch über den Haufen geworfen. Jede Vergrößerung erheischt höhere Mittel; selbst beim Sinken der Materialienpreise halten wir es für ausgeschlossen, daß ein wesentlich vergrößertes Linienschiff noch um 25 Millionen Mark hergestellt werden kann. Allerdings ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß unsere Linienschiffe bezüglich ihres Deplacements etwas hinter denen anderer Länder zurückstehen; während die fremdländischen bis zu 16,000 Tonnen fassen, sind unsere auf 13,000 T. gebaut. Ob aber solch riesige Kolosse durch eine Erhöhung des Deplacements nicht recht schwerfällig werden, muß doch auch beachtet werden; gar leicht können sie hiedurch an relativem Gefechtswert verlieren statt gewinnen, besonders wenn ein Feind eine gut geschulte Torpedoflotille besitzt. Eine Erhöhung des Rauminhaltes gestattet allerdings wiederum, mehr Kohlen aufzunehmen, was bei dem Mangel deutscher Kohlenstationen nicht ohne Bedeutung ist; auch für mehr Schutz- und Trutzmassen gibt ein größeres Schiff Raum

und vermehrt so den absoluten Gefechtswert. Falsch dürfte jene Auffassung sein, welche glaubt, daß das bestehende Flottengesetz selbst ein Hindernis der Vergrößerung sei; vielmehr hat sich die Regierung hierin freie Hand vorbehalten; man liest in der Begründung zum ersten Flottengesetz: „Technische Bedenken gegen eine gesetzliche Festlegung der Hauptschiffsklassen sind nicht vorhanden. Die Schiffsklassen der Linienschiffe, großen Kreuzer und kleinen Kreuzer, hat es seit Jahrhunderten gegeben und wird es auch weiter geben, da keine Erfindung der Neuzeit auf ein Aufhören derselben hindeutet. Innerhalb dieser Schiffsklassen läßt der Entwurf der technischen Entwicklung der einzelnen Schiffstypen freien Spielraum.“ Und Staatssekretär Tirpitz betonte eigens am 6. Dez. 1897: „Die Fassung des Gesetzentwurfes läßt der Entwicklung der Technik vollständig freien Spielraum.“ Wenn man von der Kostenberechnung absieht, trifft diese Auffassung vollständig zu; so wenig in den Militärquinquenaten gesagt ist, was ein Bataillon, eine Eskadron, eine Batterie usw. ist, so wenig bestimmt das Flottengesetz, was ein Linienschiff, ein Kreuzer, ein Torpedoboot usw. ist. Somit erscheint die gesamte Frage der Vergrößerung des Deplacements als eine marinetechnische Frage und als eine Finanzfrage; die eine Seite derselben ist so wichtig wie die andere und man darf sich ja nicht im Marineamt der Hoffnung hingeben, daß die Sache schon gelöst sei, wenn es heißt, vom „marinetechnischen Standpunkt“ aus ist dies und jenes geboten.

Sehr bedenklich aber muß die Mitteilung stimmen, daß das Marineamt beabsichtige, an Stelle der 7 kleinen Auslandskreuzer, die 1900 gestrichen wurden, 7 Torpedobootsdivisionen zu fordern. Das Bedenkliche liegt nicht so sehr im Unterschied des Kostenpunktes, der sich bei beiden Forderungen nahezu gleich hoch stellt. Die Kosten für 7 kleine Kreuzer sind 37,5 Millionen, für 7 Torpedobootsdivisionen 42 Millionen; der Unterschied ist also nicht sehr groß. Die

Kosten an und für sich aber wohl. Der Unterschied der Anschaffungskosten würde sogar völlig behoben werden durch die verschiedenen Indiensthaltungskosten, da die Auslandsschiffe in der Regel 12 Monate Dienst haben mit den hohen Zulagen, was für die Torpedoboote nicht zutrifft. Wer sich also auf den Boden der Pläne des Reichsmarineamts stellt, kann im Kostenpunkt auch der neuen Idee folgen, nur hat er sich stets zu gewärtigen, daß die Genehmigung der 7 Torpedobootsdivisionen statt der 7 kleinen Auslandskreuzer letztere nicht von der Bildfläche verschwinden läßt; sie werden bei passender Gelegenheit wieder kommen. Ganz abgesehen von der Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit der 7 neuen Torpedobootsdivisionen (= 35 Torpedoboote) muß die Verquickung mit dem Flottengesetz Verwunderung erregen. Die Torpedoboote sind bisher nicht im Flottengesetz gelaufen und der Marineetat für 1905 (Seite 124) enthält eine unrichtige Angabe, wenn er von den Torpedofahrzeugen behauptet, daß „deren Indiensthaltung auf grund des § 3 des Flottengesetzes vorgesehen ist.“ Der Artikel 3 des Flottengesetzes spricht so wenig von den Torpedofahrzeugen wie Artikel 1 dieses Gesetzes; das Reichsmarineamt hat vielmehr in der Begründung zur ersten Flottenvorlage (1897) ausgeführt: „Eine gesetzliche Festlegung von Schiffszahlen für das Zubehör einer Marine — Schulschiffe, Spezialschiffe und Kanonenboote — ist nicht tunlich, da der Bedarf an solchen Schiffen nicht in gleicher Weise, wie bei der Schlachtflotte, dauernd feststeht, sondern Schwankungen unterworfen ist. Ebensowenig empfiehlt es sich, die Sollstärke der Torpedofahrzeuge gesetzlich festzulegen.“ So Tirpitz im Jahre 1897. Seine Ankündigung in der Budgetkommission läßt nun vermuten, daß auch hier eine Wandlung eintreten soll, daß die Torpedofahrzeuge auch gesetzlich festgelegt werden sollen, da sie „anstatt der 7 kleinen Auslandskreuzer“ gefordert werden. Womit läßt sich eine solche neue Schwenkung rechtfertigen? Was im Jahre 1897 in dieser Sache richtig war, trifft auch noch

heute zu. Oder glaubt man, daß der Reichstag 42 Millionen Mark nicht auf einmal genehmigen wird, wenn sie im Etat als einmalige Ausgabe erscheinen und nicht einen gesetzlichen Hintergrund haben? Diese Befürchtung dürfte begründet sein. Seither hat der Reichstag stets nur einige Millionen für Torpedoboote ausgeworfen; soll er jetzt im Wege einer Flottenvorlage sofort nahezu sich auf ein halbes Hundert verpflichten! Dieser Plan ist in der Tat von seemännischer Schlauheit. Der Reichstag soll sich auf die Sollstärke der Torpedos festlegen, die Regierungen nicht; denn es können leicht „Schwankungen" eintreten. Wir müßten es in der Tat als eine starke Zumutung an den Reichstag auffassen, wenn er sich in Abänderung des Flottengesetzes auch auf den Sollbestand der Torpedofahrzeuge zu binden hätte; das andere „Kleinzeug" für die Marine würde dann sehr bald nachfolgen. Es würde keine offene und ehrliche Politik vom Marineamt sein, wenn es jetzt auf einmal seinen früheren Darlegungen entgegen handeln würde; deshalb können wir noch nicht recht daran glauben, daß dieser Plan sich zu einer Gesetzesvorlage verdichten wird.

Die Vermehrung der Auslandsschiffe ist der dritte Punkt des Tirpitzschen Planes; sie erfordert am meisten Geld und deshalb dürfte ein kurzer geschichtlicher Rückblick sehr angezeigt erscheinen. Die Flottenvorlage von 1897 hielt erforderlich für den Auslandsdienst:

3 große Kreuzer (2 in Ostasien und 1 in Mittel- und Südamerika), 10 kleine Kreuzer (je 3 in Ostasien und Mittel- und Südamerika und je 2 in Ostafrika und in der Südsee), 4 Kanonenboote (je 2 in Ostasien und Westafrika), 1 Stationsschiff (in Konstantinopel), dazu sollten als Materialreserve treten 3 große Kreuzer und 4 kleine Kreuzer, sodaß die Auslandsflotte aus 6 großen und 14 kleinen Kreuzern bestehen sollte. Das ist noch heute geltendes Gesetz. Zur Begründung wurde auf die Bedeutung des deutschen Seehandels hingewiesen, der 1896 5,7 Milliarden Mark umfaßte.

Staatssekretär von Tirpitz konnte die Bedenken gegen eine gesetzliche Festlegung der Auslandsschiffe selbst nicht ganz überwinden und gab zu: „Man könnte sagen, daß wir häufig in die Lage kommen könnten, die Auslandsschiffe zu vermehren. Das ist ja möglich; die Auslandsschiffe sind nach den heutigen Seeinteressen des Reiches berechnet. Es wäre schließlich doch ein günstiges Zeichen, wenn ein solches Bedürfnis hervorträte; denn es wäre ein Beweis, daß unsere Seeinteressen sich von neuem vermehrt hätten (6. Dez. 1897, S. 43). Dr. Lieber erklärte tags darauf im Namen des Zentrums, daß er „wesentliche Bedenken gegen die augenblicklich geforderte Zahl (der Auslandsschiffe) nicht hat. . . . Freilich wird gegen spätere Vermehrung in der Kommission ein wirksamer Schutz zu suchen sein.“ (S. 88.) Die Vorlage fand Annahme. Da kam das Jahr 1900 mit der Verdoppelung der Schlachtflotte, die genehmigt wurde, und mit der Vermehrung der Auslandsflotte um 6 große und 7 kleine Kreuzer, die der Reichstag auf Antrag des Zentrums ablehnte; die Begründung der Vermehrung stand in einem auffallenden Gegensatz zu der Vorlage von 1897. Während damals die Stationierung der Schiffe genau angegeben war, hieß es jetzt: „Ein zahlenmäßiger Nachweis des Mehrbedarfs läßt sich für einen längeren Zeitraum in gleicher Weise wie bei der auf einer organisatorischen Grundlage beruhenden Schlachtflotte nicht geben. . . . Eine Verteilung der Auslandsflotte auf die ausländischen Stationen kann nicht gegeben werden, da diese Verteilung von den politischen Verhältnissen abhängt und hierüber nur von Fall zu Fall entschieden werden kann.“ Ein größerer Gegensatz zur Begründung der ersten Flottenvorlage ist kaum denkbar und doch handelte es sich um bedeutsame Mehrausgaben; die Neubauten allein sind auf 145½ Millionen berechnet. Die Vermehrung des Personals war mit 421 Offizieren, 105 Ingenieuren, 60 Sanitätsoffizieren, 170 Sanitätsunteroffizieren, 162 Zahlmeistern usw. und 13,536 Deckoffizieren

und Gemeinen vorgesehen. Und wieder traten die Interessen des Seehandels in den Vordergrund der Begründung. Dieser habe betragen 1894: 4,9 Milliarden, 1896: 5,7 Milliarden, 1898: 6,6 Milliarden, 1899: 7 Milliarden. Die Steigerung der Seeinteressen habe die Steigerung der Auslandsschiffe nötig gemacht. Nun wollen wir einmal rechnen.

1897 wurden gefordert bei 5,7 Milliarden Seehandel 6 große und 14 kleine Kreuzer, 1900 wurden gefordert bei 7 Milliarden Seehandel 12 große und 21 kleine Kreuzer. Darin liegt kein Verhältnis; der Seehandel hat sich um 20% gesteigert; die großen Kreuzer aber sollten um 100% und die kleinen um 50% vermehrt werden. Wir wissen wohl, daß der Seehandel neue Plätze aufsucht und auch dort nach Schutz ruft; aber das geschieht nicht in solchem Maße; zuerst baut der Handel den Absatz an schon offenen Plätzen aus. Es erscheint uns auch nicht richtig, einfach zu sagen, der Seehandel umfaßt 70% des Gesamthandels und diese müssen durch die Auslandsflotte geschützt werden; denn einmal übernimmt einen Teil dieses Schutzes zweifelsohne die Schlachtflotte, die die Küsten offenhält. Staatssekretär von Tirpitz betonte auch am 8. Febr. 1900 ganz zutreffend: „Man wird sich darüber keiner Illusion hingeben können: wenn wir erst einmal im Kriege sind, so wird es eine sehr mißliche Sache sein, die einzelnen Handelsschiffe draußen auf dem Weltmeere zu schützen.“ Der wirkliche Schutz des Handels durch Auslandsschiffe kann sich doch nur auf jene außereuropäischen Staaten erstrecken, mit welchen wir ausschließlich Seehandel treiben; dabei sind die Kolonien europäischer Mächte und die Vereinigten Staaten sofort in Abzug zu bringen und es bleiben somit statt 70% nur 8,3% unseres Handels übrig für folgende Staaten: Argentinien 2%, Brasilien 1,6%, China 0,9%, Japan 0,6%, Mexiko 0,3% Zentralamerika 0,3% Uruguay und Venezuela je 0,2%, Columbien, Equador, Peru, Haiti, Marokko, Bolivia und

Siam je 0,1 % und alle übrigen Länder 0,4 %. Die Zahl 70 % unseres Gesamthandels geht also auf 8,3 % zusammen.

Nun hat Staatssekretär von Tirpitz am 6. Juni 1900 selbst zugegeben, daß als Auslandsschiffe auch für den Bedarfsfall eintreten können 1. die Materialreserve von 7 Kreuzern und 2. die Aufklärungsschiffe der Schlachtflotte, insbesondere der Reserveschlachtflotte des 3. und 4. Geschwaders. Gerade diese Frage wird vom Reichstage im kommenden Herbste sehr eingehend geprüft werden müssen; weßhalb ist eine solch hohe Materialreserve überhaupt nötig? Der Reichstag strich die geforderte Vermehrung, schon im Hinblick darauf, daß erst 1906 mit dem Bau der neuen Auslandsschiffe begonnen werden soll.

Inzwischen hat der „Vorwärts“ im Januar 1902 einen vertraulichen Erlaß des Reichsmarineamtes publiziert, der eine anderweitige Verwendung der Auslandsflotte zur Erwägung stellte. Das Flottengesetz von 1900 sah eine Verwendung von 8 großen und 15 kleinen Kreuzern nebst 6 Kanonenbooten vor; jener Erlaß eine solche von 11 großen Schiffen, 11 kleinen Kreuzern und 7 Kanonenbooten; wenn auch die Gesamtzahl von 29 Schiffen dieselbe ist, so fordert doch die Indiensthaltung des letzten Planes mehr Gelder.

Gerade diese Schwankungen legen es nahe, in die Prüfung der Vorfrage einzutreten, ob überhaupt eine Novelle zum Flottengesetz nötig ist, oder ob es nicht viel zweckmäßiger erscheint, die Vermehrung der Auslandsschiffe, falls eine solche absolut geboten ist, durch den Etat vorzunehmen. Wir sprechen uns über die Frage und den Umfang der Vermehrung gar nicht aus, sondern nur über diese Vorfrage. Die Entscheidung über dieselbe dürfte im Reichsmarineamt gar nicht schwer werden, nachdem selbst ein solch flottenbegeisterter Mann, wie der nat.-lib. Abg. Graf Oriola, am 7. Febr. 1902 betonte: „Ob nun gerade eine Novelle erscheinen oder ob man die Auslandskreuzer einzeln nachträglich anfordern würde, das blieb (bei der Beratung des

1900er Flottengesetzes) dahingestellt. Ich bin der Ansicht, daß wir in der Beziehung handeln müssen nach der finanziellen Lage." Im weiteren Verlauf seiner Rede betonte er wiederum, daß der Bau nur erfolgen könne, soweit die „Finanzlage es erlaubt". Der Kern dieser Ausführungen geht dahin, daß die Anforderung einzeln im Etat geschehen soll, weil man nur hier die Finanzlage überblickt. Wenn selbst der Redner der nat.-lib. Fraktion sich so ausspricht, muß man im Reichsmarineamt doppelt vorsichtig sein.

Was nun die Indiensthaltungen der Jahre 1904 und 1905 betrifft, so sind in beiden Jahren nur je 3 große Kreuzer und je 8 kleine Kreuzer im Dienst gestanden; es waren somit von der Auslandsflotte nicht im Dienste 3 große und 6 kleine Kreuzer, d. h. nicht nur die gesamte Materialreserve nicht, sondern auch nicht 2 kleine Kreuzer der Auslandsflotte selbst. Diese Zahlen besagen auch genügend.

Ob überhaupt die Flottenvermehrung, falls eine solche genehmigt wird, nochmals auf Pump geschehen soll, ist weiter zu erörtern. Dr. Lieber erklärte schon am 12. Dez. 1899: „Alle meine politischen Freunde, die der Budgetkommission angehören, haben die Meinung gemein, daß es am allerbesten wäre, so rasch sich aufbauende Bedürfnisse wie Kriegsschiffe gar nicht aus Anleihen zu nehmen, sondern aus den laufenden Einnahmen zu bestreiten." Die Budgetkommission nahm auch infolgedessen eine Resolution des Zentrums an, vom Jahre 1901 ab die vollen Kosten der Armierungen (statt bisher zwei Drittel) und von den Schiffsbaukosten 6 % (statt bisher 5 %) des Wertes der Flotte auf den ordentlichen Etat zu übernehmen. Das war ein guter Schritt vorwärts auf der bezeichneten Bahn, die Flotte nicht auf Pump zu bauen. Man nehme nur die letzten drei Etatsjahre her; die Armierungen forderten in diesen drei Jahren nach dem Etatsentwurf (wir lassen die vom Reichstag gemachten Abstriche weg) 80,7 Mill., wovon nach dem früheren Gebrauch $1/3 = 26,9$ Millionen durch Schulden gedeckt worden

wären, jetzt aber durch laufende Einnahmen bestritten wurden; für Schiffsbauten aber sind in diesen 3 Etats rund 20 Millionen mehr durch laufende Einnahmen gedeckt worden. Auf dieser Bahn sollte man weiterschreiten und statt 6 % künftig 8—10 % des Flottenwertes auf den ordentlichen Etat nehmen, dann hört es auf, daß die Schiffsbauten auf Pump erfolgen. Es zeigt sich sehr deutlich, daß die Finanzfrage überall und immer mehr in den Vordergrund treten und vielfach ausschlaggebend für politische Fragen werden wird.

XIX.

Römischer Brief.

Juli 1905.

Das politische Problem, an welchem wir heuer herumraten, ist die Vereinigung der Katholiken mit den sogen. Gemäßigt-Liberalen bei einer großen Anzahl von Munizipalwahlen. Die Sache ist insofern ein Problem, als wir raten sollen, was für uns dabei herauskommen wird. Jedes Kompromiß beruht ja auf einem Do ut des-Kontrakte oder einer ähnlichen Formel. Was wir nun den Liberalen geben bezw. leisten, ist ziemlich klar: Wir helfen ihnen, die Radikalen und die Sozialisten zu bekriegen, und diese Hülfe der Katholiken ist den Gemäßigten letzthin wiederholt nicht nur willkommen, sondern auch von praktischem Nutzen gewesen. Was werden die Katholiken für ihre Hülfeleistung als Gegengabe empfangen? Chi lo sa! Kein Mensch weiß es. Man

kann vorläufig nur hoffen, daß der nachgiebige Teil nicht der dümmere gewesen sei. Es gibt Leute, die da meinen, die Regierung bezw. die ministerielle Partei werde sich nach wie vor die Heeresfolge der Klerikalen gefallen lassen, aber nach errungenem Siege dem Mohren sagen, daß er seine Schuldigkeit getan habe und gehen könne. Wenn diese Pessimisten Recht behalten, dann sind die „transigenten" Katholiken allerdings die Düpierten. Andere Leute sagen, die Katholiken müßten, auch wenn für die Kirche kein besonderes Bene bei dem Kompromiß herauskäme, doch mit dem erhebenden Bewußtsein sich zufrieden geben, die Ordnungsparteien unterstützt bezw. verstärkt zu haben.

Aber welches sind in Italien die „Ordnungsparteien?" Sind es diejenigen Gruppen, die vielleicht ein gemeinsames Interesse daran haben, das jeweilige Ministerium zu halten? Dann würde der Begriff „Ordnungspartei" ebenso schwanken wie eben das jeweilige Ministerium. Oder sind es die Konservativen? Eine konservative Partei gibt es im parlamentarischen Leben Italiens nicht. Was ehedem konservativ hieß, nennt sich heute „gemäßigt-liberal". Das Programm dieser Partei ist bisher noch nicht klipp und klar formuliert worden. Man will „das einige Italien unter einem konstitutionellen Könige", läßt aber doch hier und da durchblicken, daß der „konstitutionelle König" unter Umständen ebenso ,ersetzbar werden könne, wie es das jeweilige Ministerium ist. Die eigentlichen Royalisten sans phrase sind in Italien sehr spärlich gesäet. Die „Gemäßigten" lehnen teilweise bedenklich nach links; es ist oft unmöglich, einen Gemäßigten von einem Radikalen zu unterscheiden. Höchst wahrscheinlich wird es von der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwickelung des Landes, von der Möglichkeit praktischer Justizreformen und von einer gerechten Verteilung der Steuerlasten abhängen, ob sich in Zukunft eine festorganisierte, taktfeste und programmfrohe „Ordnungspartei" im Parlamente bilden kann. Vorläufig existiert eine solche Partei noch nicht. Ehe sie in's

Leben tritt, müßte das Vertrauen der produzierenden und wirklich staatserhaltenden Kreise zu einer Reihe von Männern geweckt und gewonnen werden, welche entschlossen wären, die Politik nicht zu selbstsüchtigen Zwecken, sondern um des Gemeinwohles willen zu betreiben. An solchen Männern leidet das Land vorläufig keinen Ueberfluß. Im Volke herrscht der Glaube, daß die Herren Advokaten ihr Mandat vorzugsweise dazu benutzen, frei im Königreiche Eisenbahn zu fahren, und zwar mit Kind und Kegel, dabei ihre Privatgeschäfte bestens wahrzunehmen und auf dem Monte Citorio höchstens einige politische Phrasen zu dreschen, um — wenn es glückt — im Laufe der Zeit an die Spitze irgend einer Verwaltung berufen zu werden. Ein solcher Posten läßt sich dann wieder für private Zwecke ausbeuten. Es ist nun nicht unmöglich, daß die jetzt unter gewissen Cautelen vom Papste gutgeheißene Beteiligung der Katholiken an den politischen Wahlen den Grund zu einer wirklichen Ordnungspartei legen wird. Aus dem Resultat der Munizipalwahlen läßt sich im Laufe der allernächsten Jahre wahrscheinlich ein klares Bild von den Streitkräften gewinnen, über welche wir eventuell für die nächsten politischen Wahlen verfügen können.

Es ist eine allbekannte Tatsache, daß der König vom Ministerium und das Ministerium von der Kammer regiert wird. Daran wäre auch nichts zu tadeln — denn in England ist diese konstitutionelle Form der Regierung am strengsten durchgeführt worden und wahrlich nicht zum Schaden des Vereinigten Königreiches. In Italien regiert aber leider nicht das souveräne Volk vermittelst einer Kammermajorität, sondern es gelten der Wille und die Gunst der Loge. Ein für diese (unter den scheinbar heterogensten Faktoren der öffentlichen Gewalt bestehende) Fraternität höchst charakteristisches Ereignis war die Teilnahme des Königs an der Mazzini-Feier. Ein römischer Patrizier (ein Prinz des Hauses Borghese) stellt den Festredner, den Ex-Großmeister Br. .·. Nathan, vor, und dieser schwingt eine Lobrede zu Ehren des Mannes,

der des „regierenden" Königs Großvater hat ermorden wollen und dem sogar nach 1870 von der Regierung der Eintritt in's freie Italien untersagt blieb.[1]) Viktor Emanuel III. machte gute — oder vielleicht gar keine Miene zum bösen Spiele und entwich nach Schluß des Actus durch eine Hintertüre, weil — man ihn auspfeifen wollte. Diejenigen, die bei dieser Gelegenheit pfiffen, waren keine Radikalen, noch viel weniger Klerikale. Es waren sogenannte Gutgesinnte, die sich aber in die Logik ihres Souveräns nicht hineinzudenken vermochten. Der naive Beobachter kann bei solchen und ähnlichen Vorfällen nur zu leicht auf den Gedanken kommen, daß der Souverän dieses Landes entweder keinen eigenen Willen oder eine sehr eigene Auffassung von der Würde eines Monarchen habe. Wir können uns wenigstens einen Hohenzollern oder einen Wittelsbacher nicht als Festgenossen bei der Verherrlichungsfeier eines Umsturzmannes vorstellen. Für die Kirchenfeinde mag jener feierliche Vorgang noch dadurch besonders pikant gewesen sein, als er sich in der Aula des Collegio Romano abspielte, jener Studienanstalt, deren „Besitz" man von den Jesuiten „überkam", ohne — dem Eigentümer dafür eine Kaufsumme zu zahlen. Uebrigens — in Italien ist der Fall möglich, daß der Träger der Krone selbst sich des crimen laesae majestatis schuldig macht. Der Beweis für diese Behauptung ist schon mehrfach erbracht worden.

Unter sothanen Umständen kann man es eigentlich der katholischen Fraktion im römischen Gemeinderat nicht verdenken, wenn sie nach den letzten Wahlen den Sindaco nicht stellen will. Sie mag die Verantwortung nicht übernehmen, und hat keine Lust, in dem großen Wirrwarr Fiasco zu machen. Aber, so wird man fragen, wie kann es sich für das Amt des Bürgermeisters von Rom denn überhaupt um

---

1) Vergl. den Artikel in Bd. 133, S. 725—35: Papsttum, italien. Königtum, Mazzini.

einen Klerikalen handeln? Die Klerikalen sind doch auch dieses Mal in der Minorität? Sehr einfach: Die Liberalen können keinen Sindaco finden. Sie hatten vornehmlich drei Kandidaten: 1. Den früheren Sindaco Prospero Colonna Fürsten von Sonnino, den Bruder des Fürsten Marcantonio Colonna, welcher bekanntlich mit dem Fürsten Orsini zusammen erblicher päpstlicher Tronassistent ist, 2. den Herzog Torlonia, der eigentlich ein Borghese ist und 3. den Fürsten Caetani, Herzog von Sermoneta. Diese drei feudalen Herren haben aber vorläufig abgewinkt, und es liegt die Gefahr nahe, daß das „dritte Rom" zum ersten Male mit einem Sindaco vorlieb nehmen muß, der weder Fürst noch Patrizier noch „Nobile coscritto" heißt. Es scheint, daß man den bisherigen stellvertretenden Bürgermeister, den Commendatore Cruciani-Alibrandi, zum Sindaco machen will. Er kann dann am 20. September die übliche Rede an der glorreichen Bresche halten.

Im Zusammenhange mit den Wahlen und auch sonst haben in- und ausländische Blätter viel von einer Annäherung zwischen Vatikan und Quirinal oder gar von einer Aussöhnung geschrieben. Fast allen diesen und ähnlichen Berichten liegt die reichhaltige Fabelsammlung zugrunde, welche sich im Besitze der „Italie", eines französischen, in Rom erscheinenden Blattes befindet. Die „Italie" zeichnet sich erstens durch ein stark an italienische Phraseologie erinnerndes Französisch, zweitens durch kühle Indifferenz gegenüber den Tatsachen aus. Letztere Eigenschaft teilt sie mit dem römischen Korrespondenten des „Berliner Tageblattes" und es wäre ganz gut, wenn das Lesepublikum des katholischen Deutschland einmal vor diesen dichterischen Versuchen gewarnt würde. Die „Gefangenschaft des Papstes" und alle damit zusammenhängenden „Fragen" kann man nur dann richtig würdigen, wenn man sich folgende Dinge klar macht:

Erstens. Nur der Papst selber hat darüber zu befinden, ob die Lage der Dinge ihn zwingt, auf freie Bewegung zu

verzichten, oder ob die Verhältnisse sich soweit geändert haben, daß er ohne Verzicht auf wesentliche Rechte und auf seine Würde ein anderes Verhalten zu Italien als das seiner Vorgänger beobachten kann.

Zweitens. Keiner der Päpste hat jemals behauptet, daß die Wiederherstellung des Kirchenstaates nach seinem früheren Umfange die einzig mögliche Garantie dafür sei, daß der Papst sein oberstes Hirtenamt vollkommen frei, unabhängig und würdig verwalten könne. Es ist allerdings Tatsache, daß bis jetzt keine andere annehmbare Garantie für die volle, würdige Freiheit und Unabhängigkeit des obersten Hierarchen und Statthalters Christi geboten worden ist.

Drittens. Das Papsttum ist keine italienische Institution, sondern trägt einen kosmopolitischen, internationalen Charakter. Daher kann die Lage des Papstes auch nicht wie eine innere Angelegenheit von der italienischen Regierung allein behandelt werden. Die Katholiken aller Länder und somit indirekt sämtliche Staatsregierungen müssen sich für die Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes interessieren.

Viertens. Der Papst kann nicht dauernd finanziell von einem Parlamentsvotum abhängen. Das „Garantiegesetz" bietet, als Beschluß einer Kammermajorität, nur sehr bedingte und unvollkommene Garantien. Ebensowenig entspräche es der kosmopolitischen Stellung des Oberhauptes der katholischen Kirche, materiell auf die „Civilliste" oder „Apanage" eines einzigen Staates angewiesen zu sein. Es ist freilich der Fall denkbar, daß ein Papst von einem Staate, welcher den Hl. Stuhl materiell geschädigt hat, eine Entschädigungssumme anzunehmen bereit wäre, aber diese Summe würde eben einen von einer Civilliste völlig verschiedenen Charakter tragen.

Fünftens. Der Papst, als Träger und Ausleger der höchsten Legitimität, kann nicht veranlaßt werden, Willkür, Ungerechtigkeit und Gewalt gutzuheißen und ihm geschehenes

Unrecht als recht und billig anzuerkennen. Wohl aber kann er, um größeres Uebel zu verhüten, mit dem kleineren rechnen und eine veränderte Lage der Dinge vermittelst ausgleichender Maßnahmen für das Gute fruchtbar zu machen suchen. Es liegt indessen auf der Hand, daß es auch hier wieder der Papst selber und er allein ist, der autoritativ beurteilen kann, ob und wann die Zeit gekommen sei, Zugeständnisse zu machen und eine neue Kombination der Ereignisse für die Kirche zu verwerten. Die Politik des Papstes gipfelt eben in dem Bestreben, die Kulturmacht und das Arbeitsfeld der Kirche nach Kräften zu erweitern und der Kirche die größtmögliche Freiheit und Würde zu wahren. Nach den Gesichtspunkten dieser Politik wird daher der Papst auch die sogen. „römische Frage" würdigen.

Sechstens. Eine Schwierigkeit, an die man selten denkt, besteht für Italien selbst, wenn nämlich — der Papst den Vatikan verläßt. Auch das italienische Gesetz anerkennt den Papst als Souverän. Wie wird der König, wie werden die Staatsbeamten, die Bürgermeister, die Soldaten usw. dem freien Papste, der im Lande umherreist, die Achtung vor seiner Souveränität praktisch beweisen? Könnte es nicht zu Konflikten kommen? Könnte ein Papst nicht populärer werden als der König? Würden Behörden, welche den Papst nach Gebühr und Gesetz ehrten, nicht als klerikal oder reaktionär verschrieen werden? Wie würde der Papst eskortiert und geschützt werden? Welches wären die Prärogativen der Kardinäle, welches die Privilegien der beim Hl Stuhle beglaubigten Diplomaten, wenn der Papst seinen Hof zu Zeiten auch außerhalb Roms hielte? Diese und viele andere Schwierigkeiten bestehen nun einmal. Wir behaupten nicht, daß sie unüberwindlich seien, aber wir haben bis heute noch kein Programm gesehen, welches ihrer Herr würde. Es muß also in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Italien irgend ein gewaltiger Rechenfehler gemacht worden sein, denn der

„gute Wille“ auf beiden Seiten hat vorläufig noch kein richtiges Fazit erzielt. Wenig nachdenkliche Leute haben es den Päpsten wohl zum Vorwurf gemacht, daß sie sich nicht enthusiastisch mit der neuen Ordnung der Dinge identifiziert haben. Gibt es denn eine neue „Ordnung?“ Wem soll der Papst in Italien die Hand zum Bündnis reichen? Wer meint es gut mit der Kirche? Auf wen ist Verlaß? Wer besitzt die Intelligenz, die Wichtigkeit des Einvernehmens zwischen Staat und Kirche zu erkennen? Und wie wenige Schriftsteller, welche die römische Frage behandeln, haben eine Ahnung von den praktischen Schwierigkeiten, die auf beiden Seiten bestehen! Sie sehen nur die Fehler, zumal die der Kurie. Aber es gilt auch hier der Satz: Tout comprendre c'est tout pardonner.

XX.

Schweizer Thespisfahrten.

Von P. Ansgar Pöllmann O. S. B. (Beuron).

Es war eine köstliche Nacht. Die Reuß mit ihrem Rauschen hielt mich in meinen Träumen rege. Sie ist so wild, dort, wo der ungeberdige Schächen in sie herniedertost, und wo sie noch einmal aufschäumen muß, ehe der blaue See der Waldstätte sie ruhig macht. Diese hochgeborenen Schweizerbäche tragen alle den Sturm im Herzen. Ich konnte nicht anders: ich mußte aufstehen und mich ans Fenster lehnen, um hinauszuschwärmen in diese große Natur. Dunkelblau und silberweiß, nur von einem zarten Nebeldufte umwoben, stehen sie da mit ihren scharfgeränderten Zinken und Zacken, die trotzigen unbändigen Riesen: der massige Uri-Rothstock, der breitspurige Gitschen, der almen-

reiche Rophaien, der dunkelgrüne Bannwald. Eine Welt, die mit Macht emporstrebt und an den Himmel grenzen will. die das Menschenauge nach oben zieht und ihm doch Tiefe verleiht. Immer aber muß ich dort rechts hinüberschauen: Dort wo auf der einen Seite der Belmster und der Schwarrgrat, auf der andern der Ottersbalm und der Arniberg die jähe Kulisse bilden, dort schimmert im Hintergrund als ein wundersamer Talabschluß mit seinem schneeigen Pyramidengipfel der feingebaute Bristen. Alles das ist unförmlich im Einzelnen: Kanten und Zacken kreuz und quer, starrende Wildnis an Wildnis, unwirtsame und unwegsame Flüen, wo der tückische Tod seinen Sitz hat, hangende Lawinen und unberechenbare Staubbäche, Gerölle, das heute lieber als morgen durch die Reusen sich auf die Siedelungen der Menschen stürzen möchte, — und doch: sie ist so schön diese groteske Unbändigkeit, jetzt gerade doppelt, denn das milde Mondlicht einer lauen Sommernacht hat sie in die sanfte Stimmung himmlischer Ruhe getaucht. Silbern glitzert links unten der Urner See, wo sich die feinen Nebel noch nicht die Hände haben reichen können. Es schlafen die Städte und Dörfer, zutraulich an die Felsmassen angelehnt, wie Kinder, die sich nur schützen können, wenn sie sich ganz und ohne Vorbehalt dem launischen Tyrannen auf Gnade und Ungnade ausliefern: dort drüben Flüelen und Altdorf, gegenüber Seedorf, jenseits der Reuß gerade vor mir Schattdorf und höher oben, wo's ins wilde Schächental hineingeht, Bürglen.

Bürglen, die Heimat Tells, Wiege und Grab des Volksbefreiers, der in die Tat umsetzte, was die Berge mahnen und mahnen: Nur große Menschen und freie Menschen haben hier Platz. Von dort oben ging er aus, um die Talsohle unten am wechselreichsten See seiner Heimat zum Schauplatz seiner inneren und äußeren Siege zu machen. Ich bin seinen Spuren nachgegangen, Märchentage liegen hinter mir: diese blauesten Wellen, mit ihren schneeweißen Schaumkronen

wiegen sich noch stolz, wie von Tells Ruder bewegt, zum Rütli, wo an versteckter Halde leise der Treuschwur von Schwyz, Uri und Unterwalden nachraunt, und von dort zur Platte mit seiner schmucken Kapelle, die den Grund aller Vaterlandsliebe aufzeigt — die Religion, die Gottesliebe. Vom hohen Selisberg und jenseits von den Galerien der Axenstraße sieht man hinab in ein heiliges Land. Mögen die Fremden kommen und gehen, solch einen Stamm vermögen sie nicht zu verderben, denn da stehen als die Hüter der Lebensenergie die Berge von Kalk und Granit, immerfort predigend und immerfort harte Frohne verlangend von ihren Sennen, und zwischen den Bergen liegt der See, der nicht immer so schmeichelt in Kobaltblau und Saphirgrün mit kremserweißem Einschlag und silberner Lasur, nein, auch noch an anderen Tagen als Simon und Judä kann er rasen, wenn die Alpengipfel ihre Nebelkappen aufsetzen, und wieder, wenn von den hohen Leiten die Schneelawinen zu Tale donnern. Die Sprache an der Wassergrenze der Urkantone vermag kein Salon zu glätten, denn die scharfen, röchelnden Gutturalen sind vom Klima bedingt. Gestand mir doch kürzlich ein hochgebildeter, weitgereister Appenzeller, den lange Jahre die weiche Sprache des Rheins und der Mosel umklungen, und der, um Schrift und Sprache an sich zum Einklang zu bringen, sich einem langen Gesangunterricht bequemt hatte, daß es ihm nie gelungen sei, seine Kehle ganz zu akklimatisieren, und daß schon das Wörtlein „manchmal" seine Herkunft verrate. In diesen von Liquiden umschlossenen Gutturalen rauschen und überstürzen sich die Schweizerbäche, die aber auch in lieblichen, bald vollen, bald silberhellen Vokalen und herzinnigen Diminutiven zu plätschern wissen: Kraft und Kunst, Stärke und Schönheit sind in diesem Lande eins. Hätte Schiller sie rauschen und rieseln hören auch mit dem äußeren Ohr, hätte er einmal stehen können, nur einen einzigen Augenblick, hier am Pfarrhausfenster zu Attinghausen! Aber der große Tragöde mit dem weiten Seher-

blick mußte die ganze Tragik eines engen Geschickes auskosten. Am Mühlbache saß er und studierte das Rauschen des Meeres: ihm mußte der Begriff genügen, den er mit Formen umhüllte — und was für Formen! Wenn wir nicht genau unterrichtet wären, wer könnte uns weismachen, Schiller habe den Schauplatz seines reinsten Dramas nie mit leiblichen Augen gesehen? Und doch koste ich die Schönheit dieser Welt an der Führung seiner visionären Phantasie durch, die mich besser sehen und schauen lehrt, als Bädeker und Wörl, die jede Bergeshöhe und Straßenbreite gemessen und jedes Wirtshausbett und Traubensäftlein erprobt haben. Um mich rauscht der Flügelschlag der Geschichte wie mit Walkürenfittich, so nahe bin ich den denkwürdigen Stätten: links dort hinab ein paar Schritte steht hochragend mit seinem stumpfwinkeligen Giebel und den kleinen Fenstern Walter Fürsts massives Haus, und rechts drüben auf gleicher Höhe mit dem Pfarrhaus liegen die Trümmer von Palas und Burgfried der Edlen von Attinghausen.

Aber ich sah mehr! Keine Schönheit seeauf und seeab hat sich mir verschlossen, denn der kunstsinnige und naturfrohe Pfarrherr von Attinghausen verstand es im Verein mit einem liebenswürdigen Ratsherrn von Flüelen Auge und Ohr aufmerksam zu machen. Von Stans aus führte mich der Weg an Wolfenschießen und dem uralten Grafenort vorbei durch die Schluchten, wo zwischen Wald und Gestein der ewige Schnee liegt, zum echt benediktinischen Gotteshause Engelberg mit seinem Trübsee und dem weithin glitzernden, vornüberhangenden Titlisgletscher. Hoch im Blauen ziehen Adler ihre Kreise, und tief in schauerliche Felsenwirrnisse hinein lockt die leichtfüßige Gemse den verwegenen Schützen. Hier fand in uralter Zeit der Patriarch des Abendlandes eine Stätte seines Herzens. Heute bietet der Aufstieg keine Schwierigkeit mehr, die elektrische Zahnradbahn führt leicht ans Ziel; aber damals, als nur der einzelne Säumer in der Sommerszeit den gefährlichen Steig

fand, welch eine Kulturmacht mußte das sein, die in so verlassene Hochtalkessel ihre Posten vorschob! Wie Moses auf Horeb sandten und senden immer noch vom Himmel, dem sie nahe sind, die schwarzen Mönche den Segen des Gebetes ins Tal. Engelberg zeigte mir den Weg zu einem anderen Zentrum des Glaubens und des Wissens: durch Schwyz mit seinen hochragenden Mythen an Arth-Goldau vorbei, wo unter des Bergsturzes Trümmern Hunderte von Menschen dem jüngsten Tage entgegenschlummern, den sonnigen Zuger See entlang zur Gnadenmutter in Sankt Meinrads Zelle. Für einen Sohn des hl. Benediktus hat der Name Einsiedeln einen wundersamen Klang — wie von frischen Quellen und dem Rauschen uralter Bäume — und hier ward mir um die Brust so wohl in dieser seligen Luft, daß es mich wie ein großer Gedanke überkam, wie sie viele an dieser Segensstätte wachsen, umrankt von den offenen Blüten einer leuchtenden Kunst.

Es ist ein eigenartiger Ausgleich im Lebensprinzip der katholischen Kirche — ihr aristokratischer und ihr demokratischer Zug. Eine Nation, die dem sich anschließt, hat den Wegweiser zu rechter Staatsform in seiner Mitte. Dafür ist die Schweiz, die noch ein Volk und keine politische Menge birgt, ein typisches Beispiel. Hoch ragen die Burgen des kirchlichen Aristokratismus, aber zwischen ihnen sind in Menge zerstreut die fliegenden Kolonnen der Demokratie, die Kapuzinerklöster mit ihren kleinen Zellen, die mir so traulichen Unterschlupf boten zu Appenzell und zu Solothurn. In Zweck und ihm entsprechender Verfassung dürfte es kaum irgendwo eine größere Gegensätzlichkeit geben als zwischen dem Orden des römischen Aristokraten mit seiner Autonomie und dem des Armen von Assisi, und doch ist in der Schweiz jeder dieser beiden Orden wahrhaft national: jener repräsentiert die widerstandsfähige Volkskraft in ihrer tiefen Kultureinwurzelung, dieser die bewegliche Seite des Fortschritts und der kulturellen Allgemeinheit.

So sah ich die Schweiz in ihrer nationalen und in ihrer religiösen Grundlage, die nur eine ist, wie gerade der Gegenstand meines Reisestrebens in allen Völkern zu allen Zeiten gelehrt hat: das Volksschauspiel ist von seiner Wiege an, von seinem Begriff her, national und religiös zugleich. Gedankenarme und willensschwache Epochen sind es gewesen, die einen Riß in den Grundbegriff aller Kunst gebracht haben. Und nun war es mir vergönnt, noch tiefer in das Gefüge dieser heimischen Elemente hineinzublicken und die Unterlage des völkischen Charakters der Schweiz — des religiösen und nationalen in seiner innigsten Umschlingung — zu erproben: auf dem Gotthard und der Furka, dort am Rhonegletscher, eröffnete sich mir im großen Schweigen einer kühlen Abenddämmerung das Herz des Landes. Feierlich ragten im Gebet zum Himmel die eisigen Gipfel des Berner Oberlandes — die Jungfrau, das Finsteraarhorn. Dort zieht sich der Grimselpaß hinab. In der Gletscherwelt wird einem so erhaben-feierlich zumute, man fühlt sich der schaffenden Gotteshand näher, man spürt den Hauch des Geistes, der über den Wassern schwebte, die selige Sabbatruhe der Dreifaltigkeit nach vollbrachtem Werk. An diese Welt hat die Sünde nicht gerührt, und von ihr geht auch, wie von einer sanitären Hochwarte, die Gesundung des Volkes aus. In dem engen Ursenertal, von der Furka am Galenstock, Bielenstock und Tiefengletsch hinab, von Realp über Hospental nach Andermatt, drängen sich da und dort an günstigen Stellen die schon italienisch gebauten Steinhütten wie scheue Herden zusammen; wir befinden uns im gefährlichsten Lawinengebiete, wo jedes Hügelchen und jede Senkung ausgenützt werden muß. Wer hier wohnt, wird nie ein Schlemmer. Auf dem Abstieg von Andermatt nach Göschenen an der Teufelsbrücke, da stand ich lange: es drängt sich die Reuß durch die Felsen und stürzt und überstürzt sich, kein Wasser mehr, nur noch wolliger, schneeiger Schaum. Immer und immer prallen die tosenden Massen an den Stein und glitschen ab

und bäumen sich zischend auf und füllen die Sommerluft mit Wasserstaub, dessen kühle Feuchte so wohltuend heiße Stirnen näßt. Das donnert und dröhnt, das schiebt und brodelt dazwischen wie aus unendlichen Fernen und schauerlichen Tiefen — ein erschreckendes Bild ewig dräuender, brutaler, rücksichtsloser Naturgewalt; aber über ihm, ja mitten in ihm strahlt ruhevoll ein sonniger Regenbogen und mit Siegesjauchzen fällt die Woge zu Tal. Wo Gottes Finger arbeitet, hinterläßt er immer Kraft und Schönheit zugleich: so sind die Bäche und so sind die Menschen. Und wie imposant das Menschenwerk der gewaltigen Gotthardbahn auch ist, immer lag mir das Rauschen der Reuß im Ohre, dieses seltsame Stimmengewirr mit unendlich vielen Ober- und Untertönen, das von Millionen Jahren erzählen will und vor der Unübersehbarkeit seines Stoffes nicht zur Klarheit kommt. Aber ich ahne es, ja ich fühle es lebhaft, was die Reuß mit ihrem Rauschen sagen will, und so stehe ich nun am Fenster des Pfarrhofes zu Attinghausen, in dem altmodisch getäferten Zimmer, und gebe meine volle Seele dem Sausen und Brausen hin, das die frische Abendbrise zu mir heraufträgt von daher, wo der unbändige Schächen in die brodelnde Reuß stürzt, um sie noch einmal zum Aufbäumen zu bringen, ehe der See ihre Unrast stillen soll.

Von alten Tagen steigen aus dem Nebeldufte lebendige Gestalten, eines reichbegabten Volkes Großtaten im Lichte künstlerischer Verklärung, pompöse Umzüge und bewegte Volksspiele, liebevolles Festhalten alter Gebräuche, einzelner Stufen der ruhmreichen Geschichte, großer Helden, die, lange schon tot, ewig leben im Andenken ihres Stammes — das ganze rührige Leben und Weben einer tiefen Volksseele. Diese Spiele sind die goldene Brücke zwischen einer anscheinend nüchternen Zeit und den glänzenden Tagen ehemaligen Ruhmes, das Band, das Vergangenheit und Gegenwart in Einheit an die Zukunft reiht, der Ausdruck unveränderten Volkstums, der Sinn dieser ganzen herrlichen Welt.

1. Altdorf.
(1904.)

Just einen Monat vor seinem Tode schrieb Schiller von Weimar aus an Wilhelm von Humboldt (2. April 1805): „Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andern von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüter, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen sein, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfülle, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe." Er schreibt dies mit direkter Beziehung auf seinen Tell und zeigt damit, wie er gerade in diesem seinem letzten Schauspiel etwas ganz eigenartiges ohne jede Rücksicht auf die herrschende Mode und die Technik seiner Umgebung geschaffen habe. Aber eine andere Seite dieses prosaischen Sinnspruches ist es, die wir hier betonen wollen: Der Dichter mag über seinem Stoffe noch so hoch stehen, er wird von ihm beeinflußt. Sollte er ja eigentlich so recht eins mit ihm werden. Und dann: nicht nur der Stoff wirkt auf ihn ein, sondern auch, und das in hervorragendem Maße, das Publikum, für das er eben diesen und keinen andern Mikrokosmus zeugen will. Schiller bringt für diese seine Behauptung den Beweis der eigenen Persönlichkeit. Denn er hat — wenigstens in der uns hinterlassenen Idee seines Künstlergeistes — durch seinen Tell so viel von der Schweiz, die ihm Stoff und Publikum zugleich war, angenommen, und umgekehrt, in den Schweizercharakter ist so viel von Schillers edler Mannesseele übergeflossen, daß die Alliteration Schweiz und Schiller förmlich in einen Begriff hinein verwoben zu sein scheint, und daß wir nachträglich

vielfach nicht mehr zu unterscheiden vermögen, wo bei den Gestalten seines „Tell“ der Schweizer aufhört und Schiller anfängt. So sehr nun gewiß ist, daß der ideale Dramatiker in der hochherzigen Selbstlosigkeit und glühenden Liebe zu ihrem geistigen Besitz den Schweizern nahe stand, ebenso wahr ist aber auch Otto Harnacks Bemerkung, daß weit mehr noch als die Belebung des Naturbildes seine Versenkung in die schlichte, einfache Sinnesart des Naturvolkes zu bewundern sei, „die gerade seinem Wesen besonders fern lag“. („Schiller.“ 2. Aufl. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1905.) Welch ein Lob liegt darin für die Schweiz und ihre geradezu homerische Sage, wenn man noch dazuhält, was der Sänger des Tell am 3. Mai 1801 an Körner schrieb: „In meinen Jahren und auf meiner jetzigen Stufe des Bewußtseins ist die Wahl eines Gegenstandes weit schwerer: der Leichtsinn ist nicht mehr da, womit man sich in der Jugend so schnell entscheiden kann, und die Liebe, ohne welche keine poetische Thätigkeit bestehen kann, ist schwerer zu erregen.“ Selbst ein Goethe vermochte bekanntlich mit diesem großen Stoffe, der zu sehr gegeben war und zu wenig erfinderische Willkür gestattete, nicht viel anzufangen; er überließ ihn ja seinem arbeitsameren Freunde, und es verschlägt nichts, daß Schiller eigentlich erst durch das Gerücht, er dramatisiere die Tellsage, angeregt worden ist. Und es verschlägt wiederum nichts, daß gerade dieser Stoff der Schillerschen Ansicht von der Bühne als einer moralischen Anstalt mehr als alle früheren entgegenkam. Hat er, wie Karoline von Wolzogen berichtet, gemeint: „Das Theater und die Kanzel sind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet“, so hat er doch eine Welt von Schönheit, ein so abgerundetes, wunderbares Ganze geschaffen, wie die ganze naturalistische Literatur kein einziges Bühnenstück vorzuführen vermag. „In tyrannos“ begann er seine Tätigkeit, und mit einem Drama gegen Tyrannen beschloß er sie; aber welch ein Unterschied liegt zwischen den Räubern und dem Tell! Wie

hat der brausende, gährende Most sich abgeklärt zu einem reinen, hellen Safte, und es war ein trauriges Zeichen der Zeit, die es einmal, leider! im Deutschen Reiche gegeben hat, und die so ferne nicht hinter uns liegt, wo die „Räuber“ hoch über den „Tell“ gestellt worden sind. Der Freiheitsbegriff in den „Räubern“ ist ein falscher, daher mußte, was auf ihm an Konflikten sich aufbaut, zum Trauerspiel werden; im „Tell“ siegt jauchzend eine geistige, reine, gottgewollte Freiheit, und siehe da! hier hat Schiller am Ende seines Lebens, nachdem er nur Tragödien geschrieben, das einzige Schauspiel seiner künstlerischen Tätigkeit uns hinterlassen. Das war ein Opfer für den deutschen Tragiker, aus Tell keine Gestalt zu schaffen, die in der Macht der Umstände und an der Unzulänglichkeit seines Menschentums mit seinen großen Plänen untergeht. Um so reicher wurde sein künstlerischer Ernst und sein ganz auf die Sache, nicht auf seine eigene Liebhaberei und Veranlagung gerichteter Schönheitssinn belohnt: der Tell steht vor uns wie die reifste Frucht von Schillers Schaffen, in vieler Beziehung wenigstens Und Hebbel hat Unrecht ganz und gar. Am 4. September 1803 noch schrieb Schiller an Wolzogen: „Gegenwärtig arbeite ich an Wilhelm Tell, woraus ich eine große Tragödie zu machen gedenke“, und schon im März des nächsten Jahres wurde der Tell zum ersten Mal gegeben — er war, was er nach Tschudis Chronik einzig werden durfte: ein Schauspiel. Und dann machte sich Schiller an seinen „Demetrius“.

Mit einer Tragödie wäre der Schweiz nicht viel gedient gewesen, in diesem Schauspiel aber erhielt sie ein nationales Geschenk von unermessenem Werte, nicht deshalb, weil sie dadurch als Heldenvolk an äußerer Schätzung wuchs vor aller Welt, sondern weil ihr innerer Wert als Edelstein in eine köstliche Fassung gebracht war, so daß dieser Brautring, der Schillern der Schweiz auf ewig verbindet, zum Talisman des ganzen Volkstums und seiner Seele geworden ist, ein Wahrheitsspiegel seines Schicksals und seines Charakters, die

Fibel in der Erziehung zur Freiheit und Schönheit. Das hat das heilige Land der Alpen wohl erfaßt, und seine Dankbarkeit hat eigentlich erst dem größten Dramatiker Deutschlands die Anerkennung verschafft, die ihm gebührte. Welch reichen Lohn Schiller aus der Anerkennung der Schweiz zog, zeigen seine Briefworte an den Legationsrat Bertuch (Juni 1804): „Innig rührt es mich, Beweise von der Achtung einer Nation zu empfangen, die ich immer vorzüglich schätzte und bei einem genaueren Eingehen in ihre Landesgeschichte noch höher schätzen lernte. Diese Gesinnung hat mich bei jeder Zeile meines Werkes geleitet, und ich darf hoffen, daß sie sich unverkennbar darin ausgeprägt haben wird.“ Und wie die Schweiz ihren Sänger ehrte, haben besonders die Hundertjahre seiner Geburt (1859) und seines Todes (1905) gezeigt.

Es verstand sich dabei ganz von selbst, daß Altdorf, der Hauptort des Tellsdramas, der Ort des Apfelschusses, den Dichter, der seinen Namen, den Namen eines zwar reizend gelegenen, aber doch immerhin kleinen Dorfes, vor aller Welt groß gemacht hatte, am besten nur durch Aufführung seines Stückes, hier auf klassischem, geschichtlichem Boden, ehren konnte. Lange war dieser Gedanke schon wach, hatte aber noch nicht die richtigen Träger gefunden. Verschiedene Vereine hatten durch Theateraufführungen die Kräfte längst geschult, und es ist kein schlechtes Repertoire, das Dr. Karl Gisler in seinem interessanten Aufsatz (Die Schweiz“. 1899. Heft 8) mitteilt. Unter anderem wurden gegeben: Zriny, Philippine Welser, Regimentstochter, Sonnwendhof, Waffenschmied, Protzenbauer, Preziosa, Leiermann, Die Hexe von Gäbisdorf usw. Näher berührte den Gau das Fastnachtsstück „Die Kirchweihfahrt der Züricher nach Uri im Jahr 1487“. So war der Boden für das große Werk wohlbereitet, und der besonders durch die Enthüllung des Kißlingschen Telldenkmals (1895) wieder rege gewordene Gedanke ward endlich am 15. Januar 1898 im „Männerchor



Altdorf“ auf Anregung des Herrn Oberstleutenants Alois Huber zum einstimmigen Beschluß, dem auch eine Volksversammlung vom 18. Oktober desselben Jahres beitrat. Ende Februar 1899 — in ein paar Monaten — war das Werk finanziell gesichert, und schon am 25. Juni desselben Jahres konnte das erste Spiel stattfinden. 1901 wurden die Vorstellungen mit wachsendem Erfolge wiederholt, und 1904 ergab sich zum Spieljahr als das hundertste Jahr der Vollendung des Wilhelm Tell ganz von selbst. Jetzt, da wir diese Zeilen niederschreiben — 1905 —, soll aus Anlaß des allgemeinen Schillerjubiläums wiederum gespielt werden, worauf eine längere — hoffentlich nicht allzu lange — Pause folgen soll.

Schauen wir, bevor wir uns mit der Altdorfer Darstellung selbst befassen, einmal gründlich den Musentempel an, den der Kanton Uri da auf der „Schützenmatte“ im Schutze des Bannwaldes dem Drama erbaut hat, von dem sein Dichter, der bescheidene Schiller selbst, Körner gegenüber gemeint hat, es werde „ein mächtiges Ding werden und die Bühnen Deutschlands erschüttern“.

Der im Chaletstil gehaltene Holzbau faßt 1200 Zuschauer. Bei einer Front von 20 Metern und einer Länge von 30 Metern bietet das rechteckige, amphitheatralisch sich hebende Langhaus einen angenehmen Schauplatz auf die 18 Meter tiefe und 20 Meter breite Bühne. Der Bau ist eine Schöpfung des Architekten Groß in Zürich. Ausgänge, Lichtvorkehrungen und Schnürboden entsprechen den Anforderungen der modernsten Technik. Soweit wäre alles ganz schön und gut, doch nun kommt ein stark betontes, langgezogenes Aber — die Bühne ist eine D u n k e l b ü h n e! Hören wir ihre Begründung aus dem „offiziellen Programm der Tellaufführungen in Altdorf“, das auch im Jubiläumsjahr 1904 ziemlich unverändert ausgegeben wurde. Es heißt da:

„Die Altdorfer haben für ihre Aufführungen ein eigenes Haus gebaut, ein Theater mit modernen Einrichtungen, hübsch gezimmert und ausgestattet. Das mag zunächst ein wenig befremdlich erscheinen; denn was sonst die Bühne in guten oder schlechten Gemälden zeigt, was sie durch allerhand Künste natürlich zu machen sich müht, hier bietet es die Natur selbst; es ist die Stätte, da das geängstigte Volk den Apfelschuß sah; noch rauscht der Bannwald, und stolz ragen die Berge mit ihren weißen Häuptern, ein mächtiger, wunderbarer Hintergrund. Aber die Altdorfer sind vorsichtige und kluge Leute; zunächst rechneten sie mit der Unbill der Witterung, die manchen Ortes das Gelingen verwehrte; sie wollen die Besucher, die sich einmal zu der historischen Stätte bemüht, das Tellspiel zu sehen, nicht mürrisch und unbefriedigt von dannen ziehen lassen. Ob Sturm oder Regen, im wohlgedeckten Hause finden sie alle Raum genug. Dann aber trachteten sie auch der Phantasie zu Hilfe zu kommen; denn während für den Besucher, der aus der großen Stadt zum Festort zieht, die Ursprünglichkeit der Darstellung, welche echtes, einfaches, ungeschminktes Volksleben in sich birgt, den Hauptreiz machen wird und die eigentliche Anziehungskraft, liegt für den Alpler, den Sennen, der von seiner hohen Warte zu Tal steigt, gerade in der szenischen Ausstattung, die ihm vollkommen neu ist, und die seiner Auffassung zu Hilfe kommt, ein Hauptmoment für den nachhaltigen Eindruck und die Vermittelung des vollen Verständnisses. Für diesen aber, den Sohn der Berge, nicht allein für die Gäste aus weiter Ferne, ist dieses Tellspiel berechnet."

Soweit das „Programm", dessen Ausführungen sich seltsamerweise auch Karl Gisler anschließt mit den Worten:

„Um unter der Ungunst der Witterung nicht zu leiden, und von der Ueberzeugung ausgehend, daß die herrliche Dichtung nur in geschlossenem Raume so recht zur Geltung kommen könne, sah man von einer Tellaufführung im Freien ab."

Da müssen wir aber den „klugen Altdorfern" zwei Gegengründe vorhalten, die ihr Räsonnement völlig zu Boden schlagen, umsomehr, als die „klugen Altdorfer" in ihrer

„Vorsicht“ um diese Gründe sichtlich wie die Katze um den heißen Brei herumgingen und sich selbst in einer Täuschung erhalten, nachdem einmal mit dem fertigen Bau gerechnet werden muß. Zunächst stehen zwischen der Dunkelbühne und einem Theaterplatz unter freiem Himmel in reicher Abstufung Bühnenbauten aller Art: Wiedikon, von dem wir im nächsten Aufsatz handeln werden, hat gezeigt, wie man auch in der Schweiz nach Oberammergauer Muster bei hellem Tageslicht und natürlichen Kulissen spielen kann, ohne dem Regen und der Sonne ausgesetzt zu sein. Wollten die Altdorfer aber absolut eine ganz geschlossene Bühne haben, so stand immer noch die Brixlegger Technik zur Verfügung. Dann aber müssen wir uns gegen den zweiten Grund mit aller Energie wehren: man will dem Aelpler durch einen Guckkasten mit elektrischem Licht den künstlerischen Eindruck vertiefen und nachhaltiger machen? O, ihr „klugen Altdorfer“! gerade dem Einheimischen müßt ihr die Beziehungen der vergangenen Tage mit dieser seiner Heimaterde durch euer Spiel festlegen; ihr müßt ihm zeigen, daß es diese und keine andere Natur war, in der sich das große Schauspiel der Befreiung der Schweiz vollzog, und daß mit den Bergen auch ihr unvermindert dieselben geblieben seid. Der Guckkasten versetzt aber in andere Charakterwelten; nur in seiner Natur ist der Schweizer groß. Soll nicht das Tellspiel ein Festspiel, ein Volksspiel, ein Panegyrikus der Nation sein? Nun wohlan, ihr „klugen Altdorfer“, so laßt das Volk auch als solches teilnehmen: die Verdunkelung der Bühne reißt den moralischen Kontakt zwischen Bühne und Zuschauerraum entzwei und macht aus dem in Nacht getauchten Publikum lauter einzelne Beobachter. Ihr habt aber auch noch andere Orte als Altdorf darzustellen. Gut, man will euch eure Kulissen, zumal die Interieurs gar nicht nehmen, und da könnt ihr, so gut wie Oberammergau und Wiedikon, eueren Aelplern mit Szenerie noch genug imponieren. Und dann: umgebt ihr euch mit Luft und Licht der Großstadtbühne,

dann werdet ihr auch als Berufsschauspieler und nicht als begeisterte Patrioten und Künstler zugleich behandelt, und zwar deshalb nicht mit Unrecht, weil die Verdunkelung und das künstliche Licht eure Unmittelbarkeit beeinflussen und euch die Natürlichkeit des Spiels rauben. „Ursprünglichkeit der Darstellung“ ist nur möglich bei reiner Ursprünglichkeit des Schauplatzes.

Aber machen wir einmal die Probe; wie steht es denn mit der Illusion eurer Szenerie? Gemalt sind die Kulissen nicht schlecht, das muß man dem Atelier des ehemaligen Obermaschinenmeisters des Züricher Stadttheaters (Richard Patzig) lassen. Aber wie kommt die Dekoration zur Geltung? Das „Programm“ sagt: „Das Haus ist elektrisch beleuchtet; die Bühne hat das Dreifarbensystem mit einem Regulator neuester Konstruktion. Es ist somit möglich, die wirkungsvollsten Effekte zu erzielen.“ Schauen wir zu. Wir müssen zugeben, daß sich bei der jetzigen Gestalt der Ammergauer Bühne (mit Ausnahme der von Brixlegg) die Rütliszenerie mit ihren zarten und mannigfachen Lichttönen oder die geschlossene Stube in Attinghausens Schloß mit den Beleuchtungseffekten des scheidenden Tages im offenen Fenster nicht in gleicher Vollkommenheit herstellen lassen, während jedoch alle anderen köstlichen Naturbilder auch auf der Hellbühne möglich wären. Allein gerade die Rütliszenerie in ihrem größten Illusionsgehalt verdarb die künstlerische Täuschung gründlich: zunächst war das Klatschen, mit dem die Ausstattung selbst begrüßt wurde, für jeden vorurteilsfreien Kenner wahrer Kunst ein nur zu deutliches Zeichen, daß es sich hier um einen „Effekt“ handelte. Ueberhaupt wurde, um das gleich hier anzufügen, viel zu viel ins Spiel hineingeklatscht, zumal bei der feinen Apfelschußszene, die, nicht gerade im Schillerschen Geiste, mit einem lebenden Gesamtbilde unter Musik abschloß. Aus allen Himmeln der Illusion rissen aber den Zuschauer die Personenschatten, die das Rampenlicht an die Himmelskulisse warf. Ein Luft- oder Naturhintergrund mit

Falten **vermehrt** die optische Täuschung auch nicht gerade sehr, und die Wolke als Blitzfläche birgt für das einigermaßen **geübte** Auge ebensoviel Komik, wie der Blechdonner beim **Burgenbrechen** im fünften Akt für das Ohr. Kein **Wunder also** ob vereinzelten Lachens. Häufig liegen aber **unbeabsichtigte** und falsche Lichtreflexe störend auf verschiedenen **Stellen** der Dekoration. Und nun kommt zu guter Letzt **noch dazu**, daß die Verdunkelung infolge der notwendigen **Ventilation** nicht aufrecht erhalten werden kann, wobei ein sehr, **sehr** unschönes Zwielicht entsteht. Ganz entschieden **entsprechen die** Kulissen als solche der Intention des Dichters **vortrefflich**, ob aber Schiller, der mit seinen Dramen ins Freie **strebte** in einer Zeit, wo die Freilichtbühne wieder entdeckt **worden** ist, zufrieden damit gewesen wäre, daß die **Großzügigkeit** seines Schauspiels und des darin dargestellten Volkes **durch** den Guckkasten einer camera obscura beeinträchtigt **wird**? Nehmt's mir nicht übel, ihr wackeren Altdorfer, **aber** die Ausführungen eures Programmisten kommen mir **vor** wie Rede und Handlung jenes märkischen Großstadt**provinzialen**, der seinen Schweinestall à la Pestalozzi in den **vierten** Stock verlegte mit den selbstbewußten Worten: „O ihr neunmal kluken Berliner, euch führ ik zehnmal hinger et Licht!"

Was die Zwischenaktsmusik betrifft, möchte ich hier einen aufs Allgemeine gehenden Wunsch äußern: wie köstlich wäre für historische Festspiele die alte Fanfarenmusik, wie sie die Konstanzer Regimentskapelle in größerem Umfange wieder programmfähig machte. Dies kein Tadel gegen die gute Altdorfer Musik, sondern nur eine Anregung.

Und nun das Spiel selbst. Wenn wir hier wieder mit einigem Tadel anfangen, so müssen wir doch eine Bemerkung vorausschicken: Das Altdorfer Theater steht so hoch und jedem Dilettantismus so fern und ist eine so sympathische Erscheinung und eine wirkliche, den Forderungen unserer Zeit entsprechende Tat, daß nach Abzug allen Tadels, und

wir geizen diesmal aus guten Gründen nicht damit, doch noch ein so geschlossenes, feines Gefüge übrig bleibt, wie es nur je eine der bedeutendsten Bühnen für sich in Anspruch nehmen dürfte.

Die Parrizidaszene kam in Wegfall. Warum? Lächelnd antwortete mir Herr Oberstleutnant Huber, ein Schweizer durch und durch, dem ich hier für seine Zuvorkommenheit meinen herzlichsten Dank aussprechen möchte: „Unser Tell hat die langweiligen Entschuldigungen nicht nötig.“ Doch gemach! Gewiß ist der Befreier der Schweiz subjektiv kein Mörder, aber um dem „Tyrannenmord“ auch eine gewisse objektive Rechtlichkeit zu geben, und vor allem, um ihn aus der Sphäre des persönlichen Interesses heraus- und in die große Vaterlandsidee hineinzuheben, hat Schiller, der bekanntlich kein schlechter Psychologe war, einen gerade mit den Ereignissen der Schweiz verknüpften Mörder und zwar einen aus persönlichen Interessen auftreten lassen.

Was den Vortrag betrifft, so habe ich in Altdorf einen glänzenderen Beweis für das pathetische Versdrama Schillerischer Art gefunden, als alle theoretischen Aesthetiker zusammen in ihrem Kampfe gegen die realistischen und naturalistischen Schillerhasser vorzubringen vermögen. Es ist klar, daß wir es hier nicht mit einer vollständig abgerundeten und daher geleckten Sprachkunstleistung zu tun haben; oft genug wird der Affekt zu heftig und steht außerdem mit einer stoß- und ruckweisen Aktion nicht in Uebereinstimmung, zumal, wenn statt einer psychologischen, geistigen Aktion eine materielle, rein sachliche, aufdringliche eingesetzt wird, wie z. B. in der zweiten Szene des ersten Aktes, wo Gertrud ihrem Ehemanne gegenüber, dem bloße Andeutung genügt hätte, auf das Haus zugehend die einzelnen von ihr genannten Stücke anzeigt, sodaß aus der bildhaften, repräsentativen Beschreibung eine ganz richtige Inventarisation für einen Kostenanschlag entsteht. Der falschen Betonungen waren mancherlei zu hören; beim Volkstheater können die aber ebensowenig stören,

wie überhaupt die dialektische Färbung, der sie zuzuschreiben sind. Nur wo mitten in das ziemlich gewahrte Hochdeutsch so unvermittelt wie ein Blitz ein kurzer, sententiöser Ausruf im reinsten „Schwyzerdütsch" hineinplatzt, wie in die weihevolle Rütliszene das „A Rägaboga mitta i dr Nocht", da ist es schwer, ein wohlwollendes Lachen zu verbieten. Entweder ganz oder gar nicht! Wohl ist das Pathos des nationalen Schauspiels, also des mehr epischen Charakter tragenden Dramas, das hier noch dazu ein panegyrisches Festspiel war, nicht gewahrt worden.[1]) Man suchte, der heutigen Zeit nachgebend, Realistik in die Sache zu bringen, was nur zu bedauern war, da zwischen gewöhnlicher Sprechweise und Possartscher Hyperdeklamation noch viele guten Stufen liegen. Das nahm dem Ganzen vielfach das Homerische, das an Schiller viel zu wenig erkannt ist und in besonderer Schönheit gerade aus dem Tell leuchtet. Das Leben vermag mir keine Tränen zu erpressen, wohl aber die Kunst, und ich muß gestehen, daß mir jene wundervollen Worte der Gertrud (Ida Nager) „des edlen Ibergs Tochter rühm' ich mich," das Schillerische εὔχομαι εἶναι, das Wasser in die Augen trieben, denn wie gesagt, das Pathos wurde nicht überall eingehalten, wo nicht der gesteigerte Affekt es von selbst mit sich brachte, aber hier traf mich so eine Stelle, die mir den Ausdruck von Schillers „Seelenplastik" als das einzig Wahre im historischen Drama großen Stiles plausibel machte. Das ist Volkstypus, echt homerischer Typus, und

1) Es ist Goethe, nicht Schiller, der folgende Regeln aufgestellt hat: „Insbesondere ist aber der Charakter des rhythmischen Vortrages, daß der Gegenstand mit noch mehr erhöhtem, pathetischem Ausdruck deklamiert sein will. Mit einem gewissen Gewicht soll da jedes Wort ausgesprochen werden," und „hat man Jamben zu deklamieren, so ist zu bemerken, daß man jeden Anfang eines Verses durch ein kleines, kaum merkbares Innehalten bezeichnet; doch muß der Gang der Deklamation dadurch nicht gestört werden." („Regeln für Schauspieler".)

aus ihm heraus klingt dem feinen Ohre gerade hier das tragische Geschick des edelsten deutschen Dichters mit seinem rein visionären Schaffen. Und dann in der vierten Szene des ersten Aufzuges das Zyklische der Dreizahl im Prinzipe der Freiheit, Jüngling, Mann und Greis — ist das nicht dem „vernünftigen“ Realismus ein Schlag ins Gesicht? Und doch, das Spiel der Altdorfer bewies, daß diese Personenverteilung gar nicht anders sein konnte und durfte. Wie Schiller am Ende seines Lebens einen anderen Freiheitsbegriff sein eigen nannte als in seiner Jugendzeit, so ist auch der Freiheitsgedanke beim Jüngling, beim Manne und beim Greis ein anderer; wir erhalten den rechten nur durch ausgleichende Abstraktion, und die haben wir hier künstlerisch in einer Dreiheit, hinter welcher das ganze Volk mit all seinen Altersstufen steht. Das temperamentvolle Spiel Melchthals (Fabrikdirektor Gustav Schmid) war hier geradezu packend. Einer aber hatte sich das Pathos in hervorragender Weise zu eigen gemacht, und das war der Darsteller des Werner Stauffacher (Redakteur Martin Gamma), der den Vers in seiner Gegensätzlichkeit zu gelöster Rede besonders in der zweiten Szene des zweiten Aufzuges zur Geltung brachte. Es waren überhaupt die bedeutenderen Rollen sehr gut besetzt. So war das Spiel Tells (Oberstleutnant A. Huber), vor allem auch im dialogischen Zusammenklang mit dem der Hedwig (Marie Huber) (3. Aufzug, 1. Szene), ein Meisterstück, nicht minder das des alten Attinghausen (Rektor Franz Nager), während die Bertha von Bruneck (Elisabeth Hesti) schon viel zu viel schauspielerische Pose und Koketterie aufwies. Die dankbare Rolle des Reichsvogtes Geßler (Oberst F. Arnold), dieses durch die Stückelbergischen Fresken noch finsterer gestalteten Märchentyrannen,[1]) wurde gut schweizerisch wiedergegeben. Rudenz (Kassier Adolf Huber) und Walther Fürst (Schneidermeister Jos. Imholz) sind noch zu erwähnen.

---

1) Goethe wollte einen bon vivant aus ihm machen!

Natürlich war es auch beim Altdorfer Tellspiel die Massenentfaltung, die dem ganzen Ensemble den durchschlagenden Erfolg sicherte; die Regie muß hier als eine meisterhafte bezeichnet werden. Sie ruhte in den Händen des Fabrikdirektors Gustav Schmid, des Präsidenten des Organisationskomitees. Gar nicht genug zu rühmen ist das Kinderspiel in seiner köstlichen Natürlichkeit und Unbefangenheit, zumal das rührende der beiden Knaben Tells, Walther (Erwin Schmid) und Wilhelm (Martin Denier), und das keusche Spiel der Frauen, das der Altdorfer Bühne sicherlich Schillers höchsten Beifall eingetragen hätte.

Der Höhepunkt der mimischen Leistung war natürlich die Apfelschußszene, wo das vorzügliche Einzelspiel von Tell, Walther Tell und Geßler in den gestaltenreichen Rahmen einer großartigen Massenszene eingefügt war. Bedauerlicher Weise wurde, wie schon oben gerügt, zu viel ins Spiel hineingeklatscht. Hier, wie vor allem in der „hohlen Gasse“ brachten schier beängstigende Reiterstücke viel Leben in die Illusion, was nach dem feinen psychologischen Spiele Tells in seiner malerischen Entwicklung einen echt dramatischen Wechsel gab, umsomehr, als das bildhafte und somit echt volkstümliche Moment an Schiller nach der Armgardszene wie ein ruhiges Ausstrahlen des künstlerischen Gedankens aus der bewegten Handlung heraustrat. Ein wohlgelungener Massenabgang war der unter den Klängen der Musik am Ende der Rütliszene. Da feierte Schillers Theatralismus einen Sieg, denn hier hat der Dichter auch die Regie in hohem künstlerischem Takte selbst bestimmt: „Indem sie zu drei verschiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen, fällt das Orchester mit einem prachtvollen Schwung ein; die leere Szene bleibt noch eine Zeitlang offen und zeigt das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisbergen.“ Das ist eine Rubrik, aus der man ganze Bände von Konsequenzen ziehen könnte. Hier hebe ich nur das eine hervor, daß die Zwischenaktsmusik wesentlich zum ganzen Aufzug gehört und

so die Stimmung in den folgenden Akt hinüberleitet. Das setzt aber eine enge moralische Verbindung zwischen Darsteller und Zuschauer voraus, also eine offene Bühne, deren Interieur freilich nicht ganz so gut wie die Dunkelbühne, aber immerhin gut genug Mondschein und Sonnenaufgang inszenieren läßt. Denn, sagt Goethe in seinen „Regeln für Schauspieler": „die Bühne und der Saal, die Schauspieler und die Zuschauer machen erst ein Ganzes".

Alles in allem lautet über die Darstellung mein Urteil: Ich habe den Tell schon an den größten Bühnen mit den besten Kräften über die Bretter gehen sehen, aber noch nie so den Intentionen des Verfassers entsprechend wie in Altdorf, wo die vaterländische Begeisterung das Volk des Reuß- und Schächentales zu Künstlern heranreifen läßt.

Wie es überhaupt psychologisch und künstlerisch hochinteressant ist, Goethe und Schiller an der Hand ihrer Projekte für denselben Gegenstand zu vergleichen, so haben wir gerade am Tell mehr als an anderen Gestalten der Weimarer Dramatik Gelegenheit, die Grundverschiedenheit der beiden Olympier festzustellen. Goethe hat uns hinterlassen, wie er sich *seinen* Tell gedacht hatte, nämlich als einen „kolossal kräftigen Lastträger", „die rohen Tierfelle und sonstige Waren durchs Gebirg herüber- und hinüberzutragen sein Leben lang beschäftigt und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen." Den Gedanken, die Tellsage episch zu bearbeiten, faßte Goethe auf seiner Schweizerreise und setzt ihn in einem Briefe an Schiller aus Stäfa vom 14. Oktober 1797 auseinander: „Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, sowie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden so gut, als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem

Unternehmen etwas werden kann.“ Goethes Aufzeichnungen aus Schwyz und Altdorf von Ende September und Anfang Oktober zeigen, daß er allerdings das „Lokal“ sich gründlich betrachtet hatte. Wir können uns also ein klares Bild von seinem Tell machen: er hätte die Schweizer und mit ihnen den großen Volkshelden in aller Natürlichkeit dargestellt mit feinstem Lokalkolorit, aber den Tell der Schweiz hätte er nicht zuwege gebracht, denn das Ideelle wäre auf diese Weise doch recht in den Hintergrund gedrängt worden. Und bei der Betrachtung dieses Umstandes muß es als ein Vorzug des Schillerischen Dramas bezeichnet werden, daß sein Dichter nur mit dem geistigen Auge in die Schönheitswelt der Schweiz drang, denn das gab auch seinem Naturbilde Geistigkeit und Prinzipialität. Daß unter seinem begeistertem Pathos Tell eine weit größere Gestalt geworden ist, als Goethe sie zu schaffen vermocht hätte, liegt klar am Tage. So ist es wohl eine Ehre für das Land am Vierwaldstättersee, daß es und sein Held einem Goethe Hochachtung abnötigte, aber auch ein Glück, daß die anscheinende Beschränktheit des Stoffes ihm die Ausführung seines Entschlusses unmöglich machte.

Den wackeren Altdorfern möchten wir aber zwei Wünsche ans Herz legen: Zunächst sollen sie die einmal geschaffene Tradition nicht fallen lassen, sondern in gemessenem Abstand für immerdar — und wär's in die Jahrhunderte hinein — ihr Spiel zum besten geben, und dazu sollen sie dann eine eigene „Tellbühne“ nach Ammergauer Muster sich erstellen, ein festes Gebäude, worin zu festlichen Zeiten die Schweiz ihrer schönsten Tage sich weihevoll erinnert und in der Ehrung der Väter sich selbst und ihre Kinder lehrt, groß und frei zu sein wie ihre Alpen.

XXI.

Die Landtagswahlen in Bayern.

Das Werk von 1869 ist nunmehr vollendet. Damals wurde der Liberalismus, dessen Uebermacht für immer festgegründet schien, als parlamentarische Mehrheitspartei aus seiner Position geworfen, jetzt ist durch die Landtagswahlen vom 10. und 17. Juli der Liberalismus als herrschende Kulissenpartei im Ministerium und in der Staatsverwaltung endgiltig vernichtet. In einer Niederlage furchtbarster Art wurde der Liberalismus in Bayern auf 21 Landtagsmandate reduziert,[1]) er, der einst unumschränkter Herr der bayerischen Abgeordnetenkammer war. Und nicht um eine ephemere Erscheinung handelt es sich; es ist ein langjähriger Prozeß des Verfalls, dessen letzter Ausläufer sich jetzt zeigte. Und am Ende dieses Prozesses steht siegreich das direkte Wahlrecht mit gesetzlicher Wahlkreiseinteilung, das bestimmt ist, die Entwicklung Bayerns von allen Fesseln zu befreien und die Parteien einzig nach der ihnen innewohnenden Volkskraft zu gestalten. Die Landtagswahlen Bayerns von 1905 bedeuten den Anbruch einer neuen Aera für den zweitgrößten Staat des Deutschen Reiches.

Die Wahlen gingen vor sich unter der Losung: Durchsetzung der Zweidrittelsmehrheit für die abgelehnte Wahlgesetzesvorlage. Diese hatte das direkte Wahlrecht

1) Die Wahl in Neustadt a. H. mit 2 ehemaligen liberalen Mandaten steht noch aus.

auf breitester Grundlage mit gesetzlicher Wahlkreiseinteilung enthalten. Die Mitglieder der liberalen Fraktion sowie der „Freien wirtschaftlichen Vereinigung“ (Protestantisch-Konservative, Landwirtbündler und Bauernbündler) hatten gegen die Vorlage gestimmt, die Zentrumsfraktion und die sozialdemokratische Fraktion dafür. So ergab sich eine wahltaktische Vereinigung, die vom prinzipiellen Standpunkt aus unnatürlich genannt werden muß. Zentrum und Sozialdemokratie auf der einen Seite, Liberalismus und Konservativ-Bündler auf der anderen — auf beiden Seiten hatte sich ein solch unnatürliches Bündnis gebildet.

Wie wenig wünschenswert solche Wahlbündnisse auch sind, so muß doch betont werden, daß auf Seiten des Zentrums und der Sozialdemokratie in keinem Stadium des Kampfes die scharfe prinzipielle Gegnerschaft bemäntelt wurde. Im Gegenteil, hervorragende Männer und alle Preßorgane dieser Parteien haben wieder und wieder darauf hingewiesen, daß nach Zerreibung des Liberalismus der historische Kampf zwischen Zentrum und Sozialdemokratie, den beiden stärksten Parteien gegensätzlicher Weltanschauungen, mit unverminderter Schärfe bis zum Ende durchgeführt werde. Diese grundsätzliche Scheidung der Geister aufrecht zu halten, war ein Gebot der Ehrlichkeit, aber auch der Selbsterhaltung, um unter den Wählern aus den taktischen Erfordernissen einiger weniger Wahlkreise keine Grenzverschiebungen entstehen und keine Gewöhnung aufkommen zu lassen.

Auch so sind die Bedenken gegen das Zusammengehen zwischen Zentrum und Sozialdemokratie in etwa 8—10 Wahlkreisen noch groß genug. Das sei durchaus nicht verschwiegen. Allein es muß die erfreuliche Wahrnehmung gemacht werden, daß die politische Schulung der Wählermassen des Zentrums weit genug vorgeschritten ist, daß sie die prinzipielle Seite durchaus von dem Gebot der Wahltaktik zu trennen wußten. Es sind die da und dort von den Theoretikern der Politik — nicht von den Praktikern — befürchteten Folgen in keiner

Weise eingetreten. Es dünkt uns zudem, daß selbst in den Kreisen der Staatsleitung, trotz der Verurteilung des Zusammengehens der Zentrumsfraktion mit der Gegnerin von Thron und Altar, man sich schließlich doch zufrieden gab: Was war denn anderes zu machen?

Die Liberalen hätten an Stelle des Zentrums auch nicht anders gehandelt. Seit 1884 haben die bayerischen Liberalen in zahllosen nachgewiesenen Fällen Bündnispolitik mit der Socialdemokratie getrieben und in Wort und Schrift die Notwendigkeit der liberal-sozialdemokratischen Einigung demonstriert. Freilich, was die Liberalen tun, soll nicht als Entschuldigung für die Zentrumspartei gelten. Allein das Gesamtbild gewinnt dadurch doch eine wesentlich andere Schattierung.

In der durch die Wahlreform geschaffenen Lage Bayerns konnten prinzipielle Erwägungen nicht losgelöst von den praktischen Bedürfnissen angestellt werden. Wie oft stimmen Parteigegner in den Parlamenten bei Spezialfragen zusammen, wie häufig sehen wir Zentrum und Sozialdemokratie im Reichstag miteinander eine Frage aufwerfen! Bei der bayerischen Wahlreform sind geschlossen Zentrum und Sozialdemokratie für die — notabene! — Regierungsvorlage eingetreten. Ja nicht bloß die liberal-konservative Regierung, auch die Reichsratskammer war derselben Meinung wie Zentrum und Sozialdemokratie. Wenn sich nun Zentrum und Sozialdemokratie ad hoc vereinigten, um einen von der Regierung vorbereiteten, von der Reichsratskammer gebilligten Akt der Staatspolitik von weittragender Bedeutung durchzusetzen, wie will man da allein mit grundsätzlichen Erörterungen entscheidende Momente dagegen geltend machen? Und kommt nicht gerade die Durchführung der Wahlreform der grundsätzlich konservativen Politik zugute? Hätten wir von jeher die direkte Wahl mit gesetzlicher Wahlkreiseinteilung gehabt, wo wäre da der Liberalismus in

Bayern geblieben, dieses Produkt wahlgeometrischer Regierungskünste!

Die liberale Partei hat das direkte Wahlrecht mit gesetzlicher Wahlkreiseinteilung in ihrem Programm stehen. Aber das ist bei dieser Partei ein veralteter Programmpunkt. Früher haben die Liberalen das allgemeine Wahlrecht geradeso für die gemeindlichen Vertretungskörper verlangt. Sie haben angesichts des Emporkommens der Sozialdemokratie in den Städten längst diesen Programmsatz aufgegeben. Selbst die Deutschfreisinnigen Richter'scher Färbung wissen nichts mehr davon. Das geheime Wahlrecht, das infolge des energischen Vorgehens der Zentrumspartei 1881 in Bayern eingeführt wurde, wollten damals die Liberalen verhindern.[1]) Damals haben die Liberalen auch feste Normen für die Wahlkreisbildung hintangehalten. Und im Jahre 1888 hat der liberale Führer Dr. von Schauß die Anwendung eines gleichen rechnerischen Maßstabes für die Einteilung der Wahlkreise in Rücksicht auf die Protestanten bekämpft.[2]) Es ist ja klar, bei dem starken Ueberwiegen der katholischen Bevölkerung in Bayern gerät bei der direkten Wahl mit einer objektiven gesetzlichen Wahlkreiseinteilung der Liberalismus stark ins Hintertreffen. Man war daher nicht wenig erstaunt, als die Liberalen auf die 14 Richtpunkte für die Wahlreform sich festlegten, und erwartete im Zentrum mit aller Sicherheit, daß, wenn erst der fertige Wahlgesetzentwurf vorliegen werde, die Liberalen die Gelegenheit suchen würden, wieder abzuspringen. Das ist denn auch geschehen.

Die Zentrumspartei hat dagegen ein natürliches Interesse, endlich einmal der jetzigen Wahlrechtsmisère ein

---

1) Den strikten Nachweis hat die „Augsburger Postzeitung" Nr. 74 vom 31. März 1905 geführt.

2) Kammersitzung vom 28. Februar 1888.

Ende zu machen, die Totteilung der katholischen Minoritäten in Schwaben, Mittelfranken, Oberfranken, Unterfranken und in der Pfalz zu beseitigen durch direkte Wahlen und gesetzliche Wahlkreiseinteilung. Der freien Ueberzeugung die Bahn zu öffnen und so die politischen Verhältnisse Bayerns auf eine ganz andere Grundlage zu stellen, das war das erstrebenswerte Ziel des Zentrums. Niemand, der die Wahlrechtsdebatten in Bayern verfolgt hat, konnte annehmen, daß die Parteien sich je einigen würden. Das schien bei der Interessiertheit des Liberalismus an der indirekten Wahl ausgeschlossen. Darum nahm auch die Zentrumsfraktion zuerst einen kühlen Standpunkt in der Reformfrage ein, sich auf die Seydelsche Rechtsnorm stützend, daß unter der Regentschaft die Verfassung nicht geändert werden kann. Es kommt ja doch nichts zu Stande, resolvierte das Zentrum. Es handelte damit gegen sein eigenes Interesse, allein es schien ihm eben nicht wünschenswert, nutzlos die Zeit zu verbringen in der Aera wirtschaftlicher Reformen, die seit 1893 mit Energie sich geltend gemacht hat. Da änderte sich auf einmal die Situation. Die Liberalen, welche in der Kammerfraktion die Führung hatten, waren der Wahlreform geneigt geworden. Sie sahen, wie die Sozialdemokraten unaufhörlich die Wahlreform im Vordergrund hielten. Diesen sich anzuschließen, mit denen die Liberalen gemeinsame Sache in der Schulpolitik gemacht hatten, war den Liberalen taktisches Bedürfnis, um das Zentrum zu isolieren. Das war der tiefere Grund, weshalb die Liberalen der Wahlreform sich hingaben. Sie gingen von der Annahme aus, das Zentrum werde sich in die Verfassungstheorie Seydels verbeißen, die Reform werde am Zentrum scheitern. So wäre der gemeinsame Wahlkampf des Liberalismus und der Sozialdemokratie aufs beste vorbereitet gewesen. Aber diese Strategie war geschichtlich und sachlich nicht fundiert. Wie in allem, so zeigte sich auch hier, daß die neuen liberalen

Führer die Entwicklung und Beweggründe der innerbayerischen Situation nicht kannten und nur mit den tagespolitischen Erscheinungen oberflächlich operierten. Wenn ernstlich Aussicht gegeben war, daß die direkte Wahl mit gesetzlichem Wahlrecht erreicht werde, konnte doch das Zentrum nach seiner ganzen parteipolitischen Struktur nicht zurückbleiben, sondern mußte an die Spitze der Bewegung sich setzen. So kamen die 14 Richtpunkte unter der Führung des Zentrums zu Stande. Gerade ihm und seinem Referenten Ruedorffer war die Hinwegräumung der Hindernisse für die Einigung zu danken.

Damit waren die Liberalen im Vorhinein schon die Geschlagenen. Die erwähnten Richtpunkte wurden angenommen, die liberale Partei war in eine Aktion verstrickt, die sie im Ernste gar nicht gewollt hat. Sie hatte dem Zentrum die Rolle des schuldigen Teils am Scheitern der Wahlreform zugedacht. Statt dessen lehnte die liberale Parei die auf den 14 Richtpunkten aufgebaute Wahlgesetzesvorlage ab, welche für sie unerträglich ist. Die Situation war nun gänzlich verschoben: jetzt waren Zentrum und Sozialdemokratie Wahlrechts-Koalierte.

Das ist die Genesis des wahltaktischen Zusammengehens zwischen Zentrum und Sozialdemokratie in einigen Wahlkreisen.

Die Liberalen hatten geglaubt, das direkte Wahlrecht sei keine zugkräftige Wahlparole. Auch im Ministerium des Innern scheint man diese Auffassung gehabt zu haben, denn sonst hätte man dort kaum sich dazu verstanden, das gegebene Ministerwort über die Verkleinerung der Wahlkreise und Urwahlbezirke so aufzufassen, daß die alte Vergünstigung der Liberalen an allen Ecken und Enden hervortrat, was doch aufstachelnd wirken und gegen die Liberalen ausschlagen mußte. Die Mißachtung der Wahlparole „direktes Wahlrecht mit gesetzlicher Wahlkreiseinteilung" drückt sich darin unverkennbar aus. Die Liberalen versuchten noch ein

Uebriges, indem sie die Situation ins Gegenteil zu kehren suchten: Sie seien Freunde des direkten Wahlrechts, das Zentrum aber Gegner desselben. Die Liberalen hatten aber doch gegen den Wahlgesetzentwurf gestimmt, das Zentrum dafür! Die Liberalen beschönigten ihre Haltung damit, daß sie sagten, sie könnten ein Wahlgesetz nicht annehmen, das die Zentrumsmehrheit „verfassungsmäßig" festlege. Eine recht faule Ausrede, um die gesetzliche Wahlkreiseinteilung zu umgehen. Das Zentrum besitzt infolge seiner Haltung und Leistung das Vertrauen des Volkes; wäre das nicht der Fall, dann würden ihm direktes Wahlrecht und gesetzliche Wahlkreiseinteilung nichts nützen zur Mehrheit. Mit dieser Sophisterei hatte denn auch der Liberalismus kein Glück. Das Wahlschicksal ging seinen Weg.

Der Liberalismus ist das Opfer seiner Sünden geworden. Zerschmettert liegt er nun am Boden. Die erzürnten Wählermassen rächten die Ablehnung der direkten Wahl und die neue Wahlkreiseinteilung, wodurch ganze Volksschichten bei den Wahlen außer Gefecht gesetzt würden wie bisher, durch eine noch nie dagewesene rege Wahlbeteiligung, deren nähere Ziffern erst die amtliche Wahlstatistik nachweisen wird. Darunter brach der Liberalismus jäh zusammen. „Die Ablehnung der direkten Wahl hat sich bitter gerächt. Es ist müßig und unehrlich, nach anderen Schuldigen zu suchen, wenn die eigene Schuld so klar zu Tage liegt", sagt die nationalsoziale „Freistatt" (Nr. 28 vom 15. Juli 1905).

Es wäre aber gänzlich verfehlt, den Ausgang der bayerischen Landtagswahlen auf das Konto der direkten Wahl mit gesetzlicher Wahlkreiseinteilung allein zu setzen. Wer Augen hat, zu sehen, und Ohren, zu hören, der weiß, daß der Wahlrechtskampf der letzte Akt einer langjährigen Entwickelung ist, die Vollendung einer längst ausgeprägten Situation.

Seit 1893 ist die Wendung eingetreten. Zum

erstenmal seit 1869 hatte damals das Zentrum in einem Wahlkampf die Mehrheit verloren. Es kehrte nur 74 Mann stark in die Abgeordnetenkammer zurück. Die Liberalen waren bloß 68 Mann stark geblieben. Neue Parteien traten in den Landtag ein: Sozialdemokratie, Bauernbund, Bund der Landwirte. Von den 5 sozialdemokratischen Mandaten waren 1 (München II) dem Zentrum, 4 (Nürnberg) den Liberalen entrissen. Die 8 bauernbündlerischen Mandate waren alle dem Zentrumsbesitz entnommen.

In dieser Sachlage glaubten die Liberalen durch eine energische Unterstützung der bauernbündlerischen Bewegung die Vernichtung in das Zentrum tragen zu können. Die großen Blätter der liberalen Partei bis herab zum kleinen Provinzblatt waren bauernbündlerische Organe geworden, die nicht bloß durch eine ausgedehnte Berichterstattung die bauernbündlerische Propaganda förderten, sondern auch aktiv Bauernbundspolitik machten und den bündlerischen Publizisten liebevoll Unterschlupf gewährten.

Das Zentrum tat, was die Situation gebot. Es fügte sich in die neue Aera sozialwirtschaftlicher Reformen homogen ein. Das Zentrum ist von jeher Träger dieser Reformen gewesen. Auch in den rein politischen Kämpfen zwischen Zentrum und Liberalismus in Bayern ließ es sich nicht von der Fürsorge für das werktätige Volk abbringen. Aber neue Bedürfnisse, neue Sorgen hatten sich mit elementarer Gewalt geltend gemacht. Das Zentrum nahm sie ganz in sich auf und operierte nun mit unleugbarem Geschick, mit besonderer Klugheit und Hingebung und mit überlegenem Sachwissen. Im Lande entstanden die Bauernvereine, die sich unausgesetzt mit ihren Obmannschaften ausdehnen, es wurde eine intensive und extensive genossenschaftliche Propaganda entfaltet, schließlich wurde die Krönung vollzogen durch die Schaffung der Ansbacher Bauernvereinszentrale, die einen Aufschwung nimmt, welcher alles in Erstaunen setzt. Zu der Arbeit im Lande die Arbeit des

Zentrums im Landtage, eine wechselseitige, segensreiche Befruchtung der Arbeit.

Hand in Hand damit ging die Ausbreitung und Ausgestaltung der politischen Organisation der bayerischen Zentrumspartei. Es ist eine förmliche Gliederung durchs ganze Land geschaffen. Die Bauernvereine sind koaliert für sich, ebenso die bürgerlichen Vereine und Arbeitervereine. Sie sind an sich nicht Teile der Gesamtorganisation, aber sie wirken mit dem Ganzen zusammen. Ein regelrechter Parteivorstand mit Kreisorganisationen und Obmannschaften umspannt die Tätigkeit der Zentrumspartei des ganzen Landes, Landesparteitage sollen in regelmäßiger Folge stattfinden; kurz, allenthalben herrscht ein reges, frisch pulsierendes Leben.

Die Zentrumspresse nimmt eine fortgesetzt sich ausdehnende Ausbreitung an. Die großen Blätter erneuern und vervollkommnen sich fort und fort, bieten auserlesenes und sicheres Material für die politische Instruktion, die Provinzblätter gehen in ihrer Art den gleichen Weg. Alles arbeitet einheitlich zusammen, vom größten Organ bis hinab zum kleinen Wochenblatt. Wenn Siege gefeiert werden, sei auch das Lob der Zentrumspresse nicht vergessen, die das Hauptmachtmittel im Kampfe ist.

Der Liberalismus blieb steril wie zuvor. Er sah diese Entwicklung im Zentrum, aber er hatte für sie kein Verständnis. Spott und Hohn, das waren seine Waffen. Eine Hetze gegen Personen des Zentrums, wie sie Ende der sechziger und in den siebziger Jahren gang und gäbe war, wurde vom Liberalismus geführt, dessen Hochmut und Verfolgungssucht keine Grenzen kannte. Statt zu arbeiten, füllte er im Landtag seine Zeit mit Plädoyers aus. Seine einzige Politik war, so ziemlich in allem das Gegenteil von dem zu vertreten, was das Zentrum tat. In den Affairen, die der frühere Kriegsminister mit zwei Zentrumsabgeordneten hatte, war das Zentrum der Vertreter der Autorität des Gesetzes und

der Selbstachtung des Parlaments, es hatte einen hellen Wiederhall im Volke. Die liberale Presse trat mit der größten Schärfe gegen das Zentrum und für den Kriegsminister auf, die liberale Fraktion hinkte halblahm dem Zentrum nach. Die Finanzpolitik wurde vom Zentrum mit äußerster Reserve und zäher Rücksicht auf die schwierige Finanzlage geleitet. Die Liberalen suchten fort und fort mit unzureichender Kenntnis und in sinnloser Weise die Situation zu brouillieren, das Geld zu verzetteln, Beamtenkategorien aufzuhetzen. Und zum Schluß mußte festgestellt werden, daß es nur der weisen Vorsicht des früheren Finanzministers und des Zentrums zu danken ist, daß Mittel für die Beamtenaufbesserung vorhanden waren, die das Zentrum ebenso einstimmig genehmigte, wie die Lehreraufbesserung im Schuldotationsgesetz, das vom Zentrum gegen das unverständige Wüten der liberalen Partei gerettet worden ist. Eine ganz unglaubliche Konfessionshetze, wie in den üppigsten Zeiten des Liberalismus, kam mit dem Auftreten der Jungliberalen wieder auf. Liberale Blätter hetzen gegen geistliche Personen, gegen Institutionen der Kirche, die Dogmen werden dem Volke zu entreißen gesucht, man ruft noch Hetzer von auswärts zuhilfe.

Die Phrase rang mit der Arbeit, die Leistungsunfähigkeit stellte sich dem Erfolg entgegen: der Ausgang konnte gar nicht zweifelhaft sein. Die Bauernbundsbewegung zerschellte am Zentrum, das verjüngt in urwüchsiger Kraft mit der Bodenständigkeit einer vaterländischen Volkspartei siegreich seine Fahne in das Gebiet seiner Gegner hinübertrug. Die Bauernbundsbewegung schlug hinüber nach den Gefilden des Liberalismus. So wurde er mit doppelten Ruten geschlagen, vom sozialdemokratischen Sohn und vom bündlerischen Vetter in Franken und in der Pfalz.

Diese Umbildung der Verhältnisse ist die Hauptursache an der Niederlage des Liberalismus. Der Kampf um die direkte Wahl ist noch hinzugekommen, um seinen Ruin zu vollenden.

Die neue Aera des direkten Wahlrechts mit gesetzlicher Wahlkreiseinteilung trifft auf eine starke Zentrumspartei in quantitativer und qualitativer Hinsicht. Das Zentrum ist von 84 auf 102 Mandate gestiegen, von denen es 94 der eigenen Kraft verdankt, 8 den Kompromissen mit der Sozialdemokratie. Ohne Kompromiß mit der Zentrumspartei würde die Sozialdemokratie statt 12 Mandaten nur 1 Mandat in München I besitzen. Die Liberalen verdanken von ihren 21 Mandaten volle 18 Kompromissen mit anderen Parteien, die Konservativ-Bündler außer 3 Mandaten alle übrigen 16 Mandate Kompromissen mit den verschiedensten Parteien vom Zentrum bis zur äußersten Linken.

Das ist die wichtigste Wahrnehmung des Wahlkampfes, daß das Zentrum in solch imponierender Stärke dasteht und ein festes Gefüge im Staatsleben bildet, während die anderen Parteien nicht selbst stark sind, sondern erst aus der Anlehnung an andere Parteien ihre Stellung gewinnen. Beim direkten Wahlrecht mit gesetzlicher Wahlkreiseinteilung, wo die Bezirkstotteilung wegfällt und die für den ganzen Wahlkreis gezählten Stimmenziffern entscheiden, wird sich eine Aenderung für die Sozialdemokratie ergeben, die auf 20 Mandate emporschnellen wird und darüber. Für den Liberalismus wird es nur wenigen Gewinn geben, er muß froh sein, wenn er 25 Mandate auf sich vereinigt. Fürs Zentrum rechnet man eine Ziffer von über 90 Mandaten, die aber nicht an 100 herankommen dürfte.

Alle Stände sind im Zentrum vertreten: Adel, Geistliche, 24 Beamte aller möglichen Dienstzweige, Juristen in reicher Zahl, selbst Verwaltungsbeamte sind darunter, 36 bäuerliche Vertreter, 14 Handwerker, 3 Arbeiterabgeordnete — eine vorzügliche Zusammensetzung in politischer und sozial-wirtschaftlicher Hinsicht, eine Fülle von Arbeitskräften. Mit der Quantität konkurriert die Qualität.

Was wird nun werden? Wir haben die Frage

schon einmal[1]) behandelt und damals gesagt: „Die Antwort steht ganz bei den Wählern" Diese Antwort ist mit einer Wucht erfolgt, die kein Ausweichen mehr zuläßt. Wir sagten bei der Beantwortung der Frage damals noch:

„Das Ministerium Podewils wird ein liberales Geschäftsministerium nicht werden; dazu sind die Zeiten nicht angetan. Aber es wird dennoch ein Geschäftsministerium sein, ein parteiloses Beamtenministerium, das keiner Partei zuneigt, hoffentlich mit konservativer Färbung." Später erschien in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 22 vom 27. August 1904) vom Abg. Dr. Pichler ein Aufsatz, worin es (S. 296) hieß: „In der bayerischen Regierung ist mit dem Ministerium Podewils eine konservativere Richtung angebahnt, welche mit dem Liberalismus noch mehr brechen will, als die alten liberalen Minister dieses schon seit Jahren getan haben." Das hat verschärfte Geltung nach den Landtagswahlen von 1905. Die Zentrumspartei des Landes wird weiter arbeiten an ihrer Ausbreitung und Vollendung durch unablässige Fürsorge fürs Volk, die Zentrumsfraktion des Landes wird die christliche Volkspolitik in parlamentarische Taten umsetzen, ganz wie bisher. Die Arbeit dem Zentrum, dem Liberalismus die Phrase, das ist eine ausgezeichnete Parole, welche die Zentrumspresse soeben ausgibt. Wer grundstürzende Wandlungen in der Zentrumspolitik voraussagt, ist ein schlechter Prophet. Religion, Schule, Wissenschaft, Kunst, sie dürfen des Schutzes und der hingebenden Pflege sicher sein, und wie die geistigen, so werden die materiellen Interessen durch eine voraussschauende, zielbewußte Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik in gesicherter Entwicklung zu ihrem vollen Rechte kommen. Dem Schwergewicht einer solchen Politik kann die bayerische Staatspolitik sich nicht entziehen. Sie wird mit der Entwicklung gehen.

1) Histor.-polit. Bl. Bd. 132 (1903) S. 525.

XXII.

Neuauflage von Hergenröthers Kirchengeschichte [1])

Eine Neuauflage eines fremden Werkes ist nicht immer eine Neubearbeitung im Sinne des zweiten Herausgebers. Infolge dessen haften einem solchen Werke manchmal Schwächen an, welche noch von früherer Zeit herdatieren. Was an der Neubearbeitung des ersten Bandes von Hergenröthers Kirchengeschichte durch Kirsch besonders gelobt wurde: eine durchgreifende Umarbeitung der Anlage nach neueren Gesichtspunkten, während die Einzelbehandlung mancher Partien nicht immer die allerneuesten Resultate berücksichtigte, hat sich in der Neuauflage des zweiten Bandes ins Gegenteil gekehrt. Wer nur einzelne Teile, den pünktlichen Nachtrag der Literatur und teilweise die durchgreifende Umarbeitung betrachtet, muß dem großen Sachverständnis und dem Fleiße volle Anerkennung zollen, wobei die von Kirsch besonders gepflegten Partien trefflich ausfielen. Dagegen fehlt eine wesentliche Veränderung der Anlage; man sehe z. B. nur den 2. Abschnitt des 2. Buches (S. 425—555) und dessen Bestandteile: „Die Kreuzzüge", „Der Konflikt mit Friedrich Barbarossa", „Die Stellung des Papsttums in der abendländischen Gesellschaft", „Die geistlichen Orden", „Cisterzienser und Prämonstratenser", „Die kirchliche Wissenschaft im 12. Jahrhundert". All diese heterogenen Teile sind unter die Ueberschrift: „Das Papsttum auf der Höhe seiner kirchenpolitischen Macht" untergeordnet. Wir wissen, daß das nicht Schuld von Professor Kirsch ist; aber es hätte doch manchmal eine sachliche Zusammenstellung stattfinden können, ohne das Ganze neu umgestalten zu müssen. Jedenfalls hat Kirsch ein Nachschlagebuch geboten, das auf der Höhe der Zeit und Forschung steht. S.

---

1) Joseph Kardinal Hergenröthers Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, Vierte Auflage, neu bearbeitet von Dr. J. P. Kirsch, päpstl. Geheimkämmerer, Professor an der Universität Freiburg i. d. Schw. Zweiter Band: Die Kirche als Leiterin der abendländischen Gesellschaft. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung 1904, XII u. 1104 S.

XXIII.

Eine Zukunftsreligion.

Der buddhistische Missionsverein für Deutschland hat in der zu Leipzig neu erschienenen Monatsschrift ‚Der Buddhist' ein Organ für seine Tendenzen gefunden. Deutschland wird nun zweifellos in hellen Scharen in die sperrweit geöffneten Tore des Buddha-Tempels einziehen. Die beste Empfehlung gibt der ‚Zukunftsreligion' der Ausgang des ostasiatischen Krieges. Japan habe sich stark und tüchtig gezeigt und stehe gleichberechtigt neben den zivilisierten Mächten Europas und Amerikas; dies verdanke es aber an erster Stelle dem Buddhismus, einer der Religionsformen des Landes. Eine Religion, die solche Menschen heranbilde, das Fundament eines solchen Staates sei, könne nicht schlecht sein. Es sei mir gestattet, ein paar Streiflichter auf diese welterobernde Zukunftsreligion zu werfen.

Japan verdankt seine außerordentlich rasche materielle Entwicklung ganz der westlichen Kultur. Hierüber ist jedermann einig. Diese westliche Kultur hat aber ihre tiefsten Wurzeln im Christentum. So befremdend dies auch für den einen oder anderen klingen mag, so wahr ist es. Die europäische Kultur geht in Eisenbahnen und Schiffen, in Industrie und Handel nicht auf; sie umfaßt auch die Wissenschaft, Volksverfassung, Volkserziehung, staatliche Einrichtungen, und all dies fußt auf das Christentum. Die Religion

ist der innerste Kern einer jeden Kultur und Zivilisation. Daher kommt es auch, daß die asiatische und christliche Kultur so wesentlich von einander verschieden sind.

Die Japaner konnten demnach bei der Herübernahme der westlichen Bildung und Kultur an der christlichen Religion sich nicht vorbeidrücken, sie mußten sich mit der religiösen Frage beschäftigen. Universitätsprofessoren von Tokio versuchten die Grunddogmen des Christentums herüberzunehmen und sie als Hauptelemente einer neu zu bildenden Nationalreligion zu verwerten. In japanischen Zeitungen und Büchern wird nicht selten das Lob der christlichen Religion gesungen, die Großartiges geschaffen habe, das Volk umwandle, den gefährlichen sozialen Bestrebungen unserer Tage wirksam entgegenarbeite, die Sittlichkeit befördere, überhaupt dem materiellen Fortschritt eine solide Grundlage biete. Am 14. Dez. 1904 kam eine kirchenpolitische Vorlage vor das Herrenhaus, welche die Gleichberechtigung der christlichen Religion mit den Landesreligionen aussprach. Unter den gebildeten, im Verkehr mit den Ausländern stehenden Japanern ist es längst kein Geheimnis mehr, daß die beiden Landesreligionen, der Buddhismus und Shintoismus, mit dem Christentum nicht konkurrieren können. Erstens hätten sie nichts Großes vollbracht und zweitens enthielten sie viel zu viel, was dem erleuchteten Kopfe als Humbug erscheinen müsse. Der Shintoismus sei eine poetische Naturverehrung und Ahnenkult, stelle aber keine sittlichen Forderungen; der Buddhismus enthalte Lehren und Gebote, die mit dem neu erwachten frisch-fröhlichen Streben Japans unvereinbar seien.

Wenn auch gegenwärtig die Aussichten für das siegreiche Durchdringen der christlichen Religion nicht als glänzende bezeichnet werden können, so darf man dennoch nicht behaupten, daß die Landesreligion bezw. der Buddhismus ein Frühlingserwachen erlebe. Daß die Japaner, welche nach China gehen und daselbst Propaganda für ihr Vaterland machen, sich im Nationalkleide zeigen und den gemeinsamen

buddhistischen Glauben hervorkehren, begreift man recht gut; das stimmt zu dem Schlagworte: ‚Asien den Asiaten'. Wir Asier haben unsere Kultur, ihr Europäer die eurige! Hausierer schwätzen immer nach dem Munde. Es ist aber übertriebene Furcht, wenn man glaubt, der Buddhismus würde das Band bilden, das Japan mit China und den übrigen Ländern des Ostens verbindet. — Betrachten wir uns die ‚Zukunftsreligion' etwas näher.

Es gibt noch genug Leute, die da meinen, der Buddhismus sei die vorwiegendste Religion der Welt, der fast 500 Millionen angehören. So steht es noch in manchen Geographiebüchern. Der gelehrte Engländer Monier Williams sagt in seinem Buche über den Buddhismus: „Man läßt gänzlich außer Acht, daß bloße Freunde oder Gönner des Buddhismus, welche gelegentlich sich zu einer buddhistischen Zeremonie verstehen, noch keine echten Buddhisten sind. In China huldigt die überwiegende Mehrzahl der Bewohner der Religion des Konfutse; die übrigen sind entweder Taoisten oder Buddhisten. In Japan bestehen Konfuzianismus und Schintoismus neben Buddhismus. In einigen anderen Gegenden herrscht praktisch eine Art von Schamanismus vor. Die besten Autoritäten, unter ihnen der Oxforder Professor des Chinesischen in der Einleitung zu seinem ausgezeichneten Werke The Travels of Fā-hien, sind der Meinung, daß es in Wirklichkeit höchstens 100 Millionen eigentliche Buddhisten gibt." Buddhismus ist eine Bezeichnung, welche einer großen Menge von Bekenntnissen beigelegt wird, die unter sich mehr Verschiedenheiten aufweisen als der Katholizismus und Protestantismus. Neuere Enthüllungen in englisch-japanischen Blättern legen klar zutage, daß der Buddhismus in Japan ein grundverschiedener ist von demjenigen in Ceylon, daß jener nur als ein Zusammenfluß gegenseitig sich widersprechender und schroff gegenüberstehender Sekten, von welchen sogar einige bedenklich unsittlich sind, betrachtet werden müsse. Wenn nach dem deutschen Professor Oldenberg Ceylon die

Hochburg und die Quelle des reinen Buddhismus ist, dann können diejenigen, welche lange Jahre auf der Insel zugebracht und sich umgesehen haben, ungefähr ahnen, wie es mit dem Buddhismus in China und Japan bestellt sein muß. Die Missionare wissen aus langjähriger Erfahrung, daß man in Ceylon höchst selten, wenn nicht gar wohl nie, einen buddhistischen Priester antrifft, der direkte Antwort geben kann auf Fragen, die wesentlich seine Religion angehen, und es schier eine Unmöglichkeit ist, von zwei Priestern dieselbe Antwort auf eine Frage zu erhalten. Ihre Religion ist von einem solch unbestimmten und verschwommenen Charakter, daß sie kaum noch den Namen Religion verdient.

Man sollte meinen, daß der Buddhismus eine Pflanze sei, die nur unter der Tropensonne wachse und gedeihe, und daß nur ein Indier bei seinem überschwänglichen Gefühl und seiner oft tollen Phantasie, der den realen Verhältnissen weniger Beachtung schenkt und ganz in Grübeleien und Träumereien dahinlebt, ein echter Buddhist sein könne. Allein in unserer Welt und Zeit, die eine fiebernde Unruhe und das Sehnen nach einer unbekannten Kultur kennzeichnet, ist alles möglich. Unter Aufwendung eindringenden Scharfsinns und ausgebreiteter Gelehrsamkeit hat man das Studium der buddhistischen Bücher begonnen. Die Einen (Ernst von Bunsen, Rudolf Seydel, Arthur Lillie) legen das Bekenntnis ab, daß sie den Buddhismus ganz harmlos gefunden und sogar entdeckt haben, daß das Christentum in seinem Stifter, in seiner Lehre und Einrichtung vom Buddhismus beeinflußt worden sei; andere stellen den Buddhismus noch über das Christentum und erklären mit Taine, daß die wahre Metaphysik nur an den Ufern des Ganges und der Spree geblüht habe. Beiden ist auf die Finger geklopft worden. Ersteren haben Fachmänner offensichtliche Uebertreibungen und lächerliche Anachronismen, grobe Entstellungen und Verwechslung von bloß äußeren mit inneren wesentlichen Aehnlichkeiten vorgeworfen. Inzwischen ist Julius Hart aufgetaucht, der im

Zukunftsland des 20. Jahrhunderts Buddha und Christus, die einzigen zwei ‚Gipfelmenschen‘, abschaffen und an die Stelle der fremden asiatischen Kultur die ureigne germanische, die des blauäugigen Ariers setzen will.

Den Buddhismus im Abstrakten zu schildern, ist lange nicht so lohnend, als ihn im konkreten Falle zu zeichnen, ihn in einem einzelnen Lande zu zeigen. Und damit man uns nicht den Vorwurf absichtlicher Herabsetzung desselben machen könne, wollen wir den ‚reinen, unverfälschten Buddhismus‘, wie er in seiner Hochburg, auf der Insel Ceylon, zu finden ist, in seiner Lehre und seinem Leben vorführen.

Der Begründer des Buddhismus ist nach allgemeiner Annahme ein nordindischer Prinz, bekannt unter dem Namen Gotama, Siddharta und Cakja-Moumi (600 v. Chr.). Der Name Buddha = der Erleuchtete, der Weise par excellence, wurde ihm gegeben, als er unter einem Bodhibaum die absolute Erkenntnis empfing und seine asketische Laufbahn und sein Lehramt begann. Die wirkliche Existenz Buddhas scheint indes nicht so streng historisch bewiesen zu sein, da die vielen allegorischen Namen, die mit seinem Geburtsorte, der göttlichen Erleuchtung und dem übrigen Lebenslauf so innig verknüpft sind, die Vermutung ziemlich nahelegen, alles sei nur ein erdichteter Roman.

Buddha, der gleich Sokrates nicht schrieb, sondern nur durch Wort und Beispiel lehrte, hatte großen Erfolg. Die Lehre machte von Indien aus ihren Eroberungszug nach Tibet, Birma, Ceylon, China, Japan.

Der Buddhismus ist ein Zweig des Brahmanismus oder Vedismus, dem er seine Grunddogmen, seinen leeren Pantheismus, die Seelenwanderung, die Lehre des fatalistischen Einflusses der guten oder schlechten Werke auf die spätere Bestimmung des Menschen, den abergläubischen Respekt vor den Tieren, die theoretische Verachtung der Reichtümer und Genüsse der Welt entlehnt. Der Buddhist kennt indes keinen Kult irgend eines übermenschlichen Wesens, irgend

einer Gottheit. Die tausend Gottheiten der Brahmanen sind unbarmherzig in die Rumpelkammer geworfen worden. In dürren Worten trägt Buddha seinen Unglauben allerdings nicht zur Schau, er spricht nicht von Gott, er ignoriert ihn bloß. Zu dieser Konsequenz, die mit dem überweltlichen Empirium tabula rasa macht, kam Buddha infolge seiner unerbittlichen Leidenschaftlichkeit gegen die Brahmanen, diese oberste Kaste in Indien, welche alle anderen Kasten und sogar die Könige erzittern machte, welche sich ein Attribut des Göttlichen beilegte und sich selbst als Gottheit darstellte. Eine Religion, die keinen Gott anerkennt, hat auch keinen Kult, braucht infolgedessen kein Opfer und keinen Priester. Der Stifter gründete deshalb nur die religiösen Orden der Tramanas oder Asketen und der Bikshirs oder Bettler, deren Aufgabe es ist, die Lehre des Meisters zur höchsten Vollkommenheit in sich zu verwirklichen. Während die Brahmanen die Kenntnis der heiligen Wissenschaft für sich behielten, will Buddha seine Lehre bis in die niedrigsten Kasten hineintragen, ebenso wie auch die niedrigste Kaste ihre Mitglieder den religiösen Orden zuführen darf. Es verfällt demnach der Lächerlichkeit, wenn Europäer von einem esoterischen, geheimnisvollen Buddhismus sprechen wollen.

Nach Buddhas Lehre ist das Dasein des Menschen ein Unglück. Das Leben ist ein Uebel, und der Ursprung alles Uebels der dem Menschen innewohnende Drang und Wunsch zu leben. Aus diesem Lebensdurste entstehen die aufeinanderfolgenden unendlichen Generationen. Das lebende Wesen wird Mensch, Affe oder Hund, oder auch ein anderes Tier, das mehr oder minder hoch in der Skala der Wesen steht, je nach dem Grade des Lebensdurstes, der sich in dem unmittelbar vorhergehenden Daseinsstadium geltend machte. Wer sich einmal von diesem Wunsche nach Leben und Dasein losgelöst hat, der geht ein in das Nirwana. Was dies Nirwana nun eigentlich ist, darüber herrscht unter den Gelehrten des Buddhismus keine Uebereinstimmung. Die einen

sagen, Nirwana sei die Vernichtung, das Zurückfallen in das Nichts, die anderen antworten, es wäre keine Vernichtung, sondern etwas ganz anderes, das sie jedoch auch nicht wissen könnten. Das steht fest: stirbt jemand in dem oben erwähnten, von aller Anhänglichkeit ans Irdische freien Seelenzustande, dann ist er befreit vom Uebel der Existenz und ist eingegangen in das große Ganze. So entspricht das Nirwana der Seligkeit des christlichen Glaubens, es ist das summum bonum, das jede Menschenbrust mit zwingender Notwendigkeit des Geistes anstrebt und mit aller Sehnsucht des Herzens verlangt. Das Merkwürdige der Lehre Buddhas aber ist, daß nur diejenigen, welche das klösterliche Leben führen, das Cölibat halten und nach der Vollkommenheit des Meisters trachten, das Nirwana erreichen können. Alle andern können hoffen, daß sie einmal — vielleicht nachdem sie tausend Metamorphosen jeglicher Tiergattung mühsam durchgemacht haben — mit dem Beruf als Bonzen auf der Erdoberfläche erscheinen und somit im richtigen Stadium sind, nach dem Tode ins Nirwana überzugehen. Um als Bonze geboren zu werden, braucht man aber kein Buddhist zu sein; diese hohe Ehre, dieser höchste Lohn kommt der Tat, dem guten Werke, nicht dem Glauben des Menschen zu, mag er nun Heide, Christ oder Jude sein. Die Vorstellung des Nirwana ist den überschwänglichen Phantasieträumen und schwärmerischen Verzückungen des Indiers überlassen, man sagt ihm nur, daß es ein Dasein ohne Tätigkeit, ohne Leben sei. Die Moral des Buddhismus wird indes den christlichen Lehrer der Ethik nicht gleich zurückschrecken: er findet hier das Verbot des Ehebruchs, des Mordes, der Trunksucht, des Diebstahls, das Gebot der Nächstenliebe und des Gehorsams gegen die Oberen.

Das Wenige zeigt zur Genüge, daß der Buddhismus eher eine Schule für philosophische Träumereien als ein eigentliches Religionssystem ist. Von einem wirklichen Einflusse auf Geist, Gemüt und Herz des Menschen kann keine

Rede sein. Wohl schreibt er Gesetze vor, die annehmbar sind, aber er bietet keine Beweggründe, die den Menschen zur dauernden und freudigen Pflichterfüllung anregen und begeistern. Für die Buddhisten gibt es keine Sterne am Himmel, weil Buddha Gott nicht kennt und die ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits nicht in Aussicht stellt; keine Blume blüht ihm am Wege der rauhen, harten Pflicht, weil er jeglichen Genuß, Glück und Wonne verachten und meiden soll; öde ist die Erde, ein unermeßlich weites Wüstenmeer, wo man lange Jahre pilgert, um zuletzt im Sande begraben zu werden. Die Darstellungen Buddhas, wie er auf gekreuzten Beinen kauert, ganz in Betrachtung versunken, oder noch nachlässig auf der Seite liegend und die Ruhe des Nirwana verkostend, diese Symbole bieten den Armen und Enterbten dieser Erde grausam wenig, sie laden vielmehr zur Weichlichkeit und Faulheit ein und gestalten ihr Los noch schlimmer. „Unsere Religion ist so hoch, daß der Mensch sie nicht erfüllen kann“, sagte mit prahlerischer Emphase, aber doch in aller Aufrichtigkeit ein Buddhist zu einem Christen.

Das Volk ist unwissend und hat grobe Anschauungen von allem Geistigen, es ermangelt ihm die feste Kraft des Pflichtgefühles; die Leidenschaft, die bösen Triebe haben es ganz in ihren dunklen Bann gezogen. In einigen Dingen mit nahezu skrupelhafter Gewissenhaftigkeit streng und treu, ist es in anderen wichtigeren Sachen gleichsam mit Blindheit geschlagen. Der Singhalese tötet um keinen Preis eine Ratte oder eine giftige Schlange oder noch das Ungeziefer, das bei weniger reinlichen Menschen sich einfindet; das alles verbietet ihm Buddha, das darf er nicht wagen, weil wer weiß was für eine Seele er in dem Tiere angreifen könne. Nur mit dem Menschen macht er nicht viel Federlesens: Schlägerei und Totschlag sind in Ceylon nichts Seltenes. Aber wie bei allen Heidenvölkern finden wir noch Schlimmeres; ja man kann sagen, daß das Wort des Dichters: Wo keine

Götter sind, da walten die Gespenster, und das andere Wort des Franzosen: En toute religion un coin est reservé à la superstition mehr denn sonstwo hier auf den Buddhismus Anwendung findet. Der Teufelskult, das ist die Religion der Singhalesen, ganz besonders der Kandyaner; er übt auf ihr moralisches Gewissen, auf ihr Familien- und soziales Leben den größten Einfluß aus und ist tatsächlich ein integrirender Teil ihres Nationallebens geworden. Dieser Kult hat seine Rituale, seine Zeremonien, seine Priester und Opfer, und weil die Bonzen, die berufenen Vertreter des Buddhismus, in ihrer großen Mehrheit dem Dämonenkult huldigen, so ist keiner da, der dem immer mehr anschwellenden Strome einen Damm entgegensetzt. Eine göttliche Eigenschaft legt der Singhalese dem Teufel nicht zu, er sagt sich nur, daß er eine größere Macht als der Mensch besitze. Die Oberzehntausend der singhalesischen Bevölkerung, nämlich diejenigen, welche vorgeben von den alten kandyschen Königen abzustammen, sind ebenso verkommen als die hohe Gesellschaft in Japan, sind sämtlich religionslos, und es wäre wahrlich kein Schaden, wenn diese Rasse so schnell wie möglich ausstürbe.

Der orthodoxe Buddhist glaubt, daß Buddha um die Seele des Menschen Sorge tragen wird, jedoch nur in einer unbestimmten Zukunft, am Schluße der Metamorphosen, daß aber bis dorthin der Teufel nicht ruht und rastet, den Leib des Menschen zu quälen auf alle mögliche Weise. Die problematische Seligkeit und das in unabsehbare Ferne gerückte Nirwana übt geringen oder besser gesagt gar keinen Einfluß auf das praktische Leben aus. Der Lebenszweck besteht nur darin, den Genuß, den man in dem Erwerb der irdischen Güter oder in dem Fernhalten von allen Schmerzen und Aengsten erreichen kann, sich zu sichern und zu wahren. Mit Faust spricht der Singhalese: „Aus dieser Erde quillen meine Freuden, und diese Sonne scheinet meinen

Leiden", und er ziert sich nicht, mit Mephistopheles den Pakt einzugehen.

In jedem buddhistischen Dorfe findet man einen Kapouzalé, den Teufelspriester oder Teufelstänzer, wie ihn die Leute nennen. Diese merkwürdige Persönlichkeit ist vielfach mehr geschätzt und treuer befolgt, als der Bonze der Pansale oder der Dagoba. Nicht aufs Geradewohl ist dieser Priester zu dem wichtigen Vermittleramte zwischen dem Schwarzen und den Menschen berufen worden. Wer Teufelspriester werden will, muß lange Lehrjahre unter einem im Kult erfahrenen Meister durchmachen, muß, bevor er in alle Geheimnisse eingeweiht wird, während 2—4 Jahren endlose Zauberformeln sich mühsam einpauken, muß Stanzen einer unverständlichen Sprache auswendig lernen, muß endlich wissen, wie der Zaubertrank zubereitet wird. Zur Ausbildung des Geistes kommt noch eine erstaunliche Gelenkigkeit der Beine und Schnelligkeit der Arme; außerdem werden beim Kandidaten gute Lungen und ein Körper erfordert, der fast übermenschliche Anstrengungen auszuhalten vermag.

Der Teufel ist nicht der Freund des Singhalesen; dieser erachtet ihn vielmehr als seinen eigentlichen, größten Feind, dessen unheilbringende Macht er stets fürchten muß. Von einer Anbetung des Teufels, wie sie europäische Dichter in Szene setzen möchten, kann deshalb keine Rede sein. Die Zeremonien sollen ihn nur besänftigen, Geschenke, Opfer, Liebkosungen sollen ihn weich, Drohungen milde stimmen. Es kommt für den Teufelspriester darauf an, herauszufinden, welche Zeremonien in diesem oder jenem Falle angewendet werden müssen. Alle Teufel haben nämlich nicht denselben Charakter und lassen sich nicht auf ein und dieselbe Weise behandeln. Es gibt stolze Naturen, die man mit Schmeichelworten und Lobreden ködert; es gibt furchtsame Hasennaturen, die durch den Lärm des Tam-Tam, durch Geschrei und Androhung einer regelrechten Keilerei in die Flucht gejagt werden. Andere sind gefräßig, verzehren große Schüsseln

von Reis und Bananen; sie gewinnt man durch den Magen. Zuletzt gibt es langweilige, hypochondrische Teufel, die nie und mit nichts zufrieden sind und dann ganz ungebärdig sich benehmen, wenn sie nicht Liköre und Delikatessen erhalten. Nach Anschauung der Leute sind alle Teufel schwarz.

Der Teufelspriester erscheint bei allen wichtigen Anlässen des Lebens. Bei der Geburt eines Kindes zieht er sein Horoskop oder liest die Zukunft des kleinen Weltbürgers in den Sternen, bei einer Hochzeit oder einem Familienfeste bestimmt er den bestgeeigneten Tag und die Zeremonien, die befolgt werden müssen. Will jemand ein Haus bauen, so kommt der Zauberer und wählt den Ort, genehmigt oder ändert den Plan und gibt den Tag der Grundsteinlegung an. Bevor die Familie einzieht, muß er wieder kommen, um die Teufel zu vertreiben. Von der Wiege bis zum Grabe begleitet der Hexenmeister das arme geplagte Menschenkind.

Die Singhalesen haben sämtlich die üble Charaktereigenschaft, für alle ihnen zustoßenden Unglücksfälle den bösen Nachbar verantwortlich zu machen. Der Teufelspriester übernimmt die Aufgabe, gegen entsprechendes Entgelt den Uebeltäter herauszufinden, einen Zauber auf ihn zu werfen und ihn für das Vergehen gebührend zu strafen. Es ist fast immer derselbe ‚Zauber'; ein Teufel, der sich amüsiert, Steine gegen die Fenster und auf das Dach des Hauses zu schleudern und ganze Nächte hindurch den Uebeltäter zu quälen und im Schlafe zu stören. Nicht selten geschieht es, daß eine Familie, die einem wiederholten Verdachte verfallen ist, auf und davon ziehen muß, um ruhigere Tage resp. ruhigere Nächte zu genießen. Unbegreiflich, daß niemand auf die Idee kommt, die Natur des steineschleudernden Geistes näher zu untersuchen und wenn nötig, sich zur Gegenwehr zu setzen. Es ist ein Teufel, damit basta; der Priester hat es gesagt und niemand darf ihm widersprechen. Statt des Steinwerfens findet mitunter eine andere Zauberformel Anwendung. Der Hexenmeister modelliert

aus Wachs ein Bild, das den Feind darstellt, schreibt auf die Brust den Namen des Schuldigen, damit der Teufel sich nicht irre, und übergibt das Bild der Unterwelt. Der gebildete Singhalese verbringt einen guten Teil seines Lebens mit dem Studium der Zauberkünste. Alle können indes in den großen Büchern nicht lesen oder die beschriebenen Palmblätter nicht entziffern und sind gänzlich auf den Dienst des Zauberers, des Wunderdoktors angewiesen.

Eine den singhalesischen Buddhisten ganz eigene Zeremonie ist der Gebrauch von Masken in den Anrufungen des Teufels zur Heilung als unheilbar anerkannter Krankheiten. Wird einer schwer krank, so hat ganz sicher der Teufel seine Hand im Spiel. Die Teufelstänzer werden gerufen. Sie kommen zu drei oder vier mit dem Tam-Tam und lärmenden Schellen. Der gewählte Tag ist gewöhnlich ein Mittwoch oder Samstag, denn die Herren der Unterwelt geben nicht alle Tage Audienz. Im Hause oder vor dem Hause, in dem der Kranke liegt, beginnt nun eine Szene, wie sie nur auf dem Brocken in einer Walpurgisnacht stattfinden könnte. Die Abenddämmerung ist angebrochen, die Teufelstänzer sind eingetreten in den von Kokoszweigen und Kokosblättern eingefriedigten Raum vor dem Hause. Fackeln, die aus einem mit Lappen umwickelten Stock bestehen und die von Kokosöl durchtränkt und genährt werden, erhellen mit ihrem grellen flackernden Schein den Schauplatz. Beim Schlage des Tam-Tam erscheint der erste Zauberer, gefolgt von seinen Dienern. Alle haben langes, herabwallendes Haar, durchsetzt von Büschelchen fahlen Grases. Auf eine schaurig monotone Melodie stimmen sie ein Grablied an, dessen Schlußreim von den Zuschauern stets wiederholt wird. Dem Gesange folgt ein Tanz und die eigentliche Zeremonie beginnt. Der Tanz, zuerst langsam und eckig, wird immer schneller und runder. Die Beschwörung des Teufels folgt. Wer ist der Urheber der Krankheit? wie heißt er? Da der Karouval Tambi (der kleine schwarze

Bruder) den Aufforderungen und den Bitten nicht gleich entspricht, so müssen alle 24 Teufel, die die Ursache der Krankheit sein können, der eine nach dem andern mit den barocksten Namen angerufen werden. Die Tänzer ziehen die Masken an, welche die 24 Teufel darstellen, ändern aber beständig das verschiedenartige Kostüm, bis sie mit der Anrufung aller fertig sind. Die Masken spotten jeder Beschreibung. Die eine hat ein Maul, das bis an die Ohren gespalten ist, die andere zeigt Zähne, gegen welche die Hauer eines Wildschweins klein erscheinen, noch eine andere hat Ohren, wie sie kein Esel trägt.

Der Uebeltäter, der richtige Teufel, ist endlich entdeckt; man wird ihn durch ein Opfer besänftigen. Die Zauberer werden toll und rasend, das Zwiegespräch zwischen Erde und Unterwelt immer heftiger, der Tam-Tam schlägt stärker, der Gesang wird zum ohrenbetäubenden Gejohle, die Tanzenden wirbeln über den Boden, stampfen heftig mit den Füßen, alle Schellen der Arme und Beine sind in Bewegung. Dazu schreien und kreischen die Zuschauer und machen ein Spektakel, daß man meinen sollte, eine Bande leibhaftiger Teufel sei der Erde entsprungen.

Erschöpft und am ganzen Leibe zitternd halten die Zauberer im Tanze inne, spähen mit wild funkelndem Auge in alle Ecken der Umfriedung und suchen einen Gegenstand, den sie dem Teufel opfern können. Ein Verwandter oder Freund des Kranken reicht ihnen ein Hühnchen dar. Hastig ergreift es einer der Zauberer, dreht und wirbelt es wild in der Luft, reißt ihm die Federn aus und zerbricht ihm mit den falschen Zähnen der Maske Füße und Flügel und handhabt es solange, bis das Tier verendet. Das ist das Zeichen, daß der Teufel das Opfer annimmt und in den Körper des Hühnchens eingeht. Kommt der Kranke nach solch einer Prozedur, die vielen europäischen Kranken das Lebenslicht ausblasen würde, glücklich wieder auf, so ist das dem Zauberer Wasser auf die Mühle; stirbt er aber, so hat

er tausend Ausreden in Bereitschaft, die die Leute verständnislos annehmen. Diese Beschwörung dauert oft zwei bis drei Nächte und man fragt sich, wie die Menschen solch eine Körperanstrengung nur aushalten können.

Für die Veröffentlichung solch interner Angelegenheiten des buddhistischen Lebens und Treibens werden mir die Bonzen allerdings wenig Dank wissen. Es mußte aber einmal alles gesagt werden, damit die „weißen Buddisten“ vor lauter Bewunderung über ihre Zukunftsreligion nicht allzu viele Purzelbäume schlagen. Die ungebildeten Buddhapriester machen wenig Propaganda für ihre Religion, sie kümmern sich überhaupt wenig um die Außenwelt. Dafür zeigen sich aber Europäer und Amerikaner um so eifriger; sie haben Wind in die stagnierende See des Buddhismus gebracht, vielfach auch die Gemüter der Buddhisten aufgestachelt, die Apathie abzuschütteln und sich ihres größten Feindes, des Christentums, zu wehren.

Wehren müssen sie sich, das ist wahr. Im Anfang des 19. Jahrhunderts gab es in Ceylon 20,000 Katholiken und nach 100 Jahren über 300,000. Auch die christlichen Schulen haben einen gewaltigen Vorsprung. Die europäische Kultur und mit ihr das Christentum dringen unaufhaltsam vor. Wie in Ceylon, so auch in den übrigen Ländern Indiens. Merkwürdig: eine Religion, die auf eigenem Grund und Boden sich kaum am Leben zu erhalten weiß, will noch eine Weltreise antreten! Die Herren sollten sich doch wenigstens nicht blamieren und nicht von einer „Zukunftsreligion“ sprechen. St.

XXIV.

Die weiße Gefahr und die asiatischen Völker.

Unsere Politiker können die so unerwartete und gründliche Niederlage Rußlands nicht verschmerzen und erblicken, so willkommen ihnen Rußlands Demütigung in anderer Hinsicht ist, in den Siegen Japans einen Sieg über die europäische Politik, ein Zurückdrängen der weißen Rasse, die im letzten Jahrhundert über die Geschicke Asiens entschieden hat. Die Befürchtungen sind keineswegs, wie manche meinen, aus der Luft gegriffen, denn nichts ist wahrscheinlicher als eine über ganz Asien sich verbreitende Bewegung, deren Stimmführer die Parole ausgehen lassen werden: „Asien für die Asiaten, Rückkehr zu der alten Einfachheit der Sitten, zu regelmäßiger, ruhiger Arbeit und zu mäßigem Genuß der Freuden dieses Lebens.“ Man wird keineswegs in den im 17. und 18. Jahrhundert begangenen Fehler — die Ausschließung der Europäer — zurückfallen, vielmehr sich angelegen sein lassen, mit ihnen auf gleicher Höhe zu bleiben und ihre Erfindungen, namentlich im Kriegswesen und in Industrie und Verwaltung sich anzueignen, damit man ihnen, wenn sie Asien mit Krieg zu überziehen suchen, gewachsen sei. Ein Vernichtungskrieg zwischen der weißen und gelben Rasse ist unwahrscheinlich, da die Chinesen, so tapfer sie auch sein mögen, wenn sie gut geführt werden, eine friedfertige Nation sind, die Japaner aber ohne chinesische Hilfe

einen Krieg gegen die europäischen Mächte nicht unternehmen könnten. Eine Ueberschwemmung Europas durch die Asiaten, eine Bewegung, die zugleich mit dem Einfluß der weißen Rasse auch ihre Wissenschaft beseitigte, ist nicht zu besorgen; denn die Japaner, Chinesen, Hindus und andere Rassen wissen recht wohl, daß die Weißen ihre Ueberlegenheit ihrer Wissenschaft verdanken. Die weitere Frage, wie sich die Asiaten zur Religion der Weißen — zum Christentum stellen werden, ist weit schwieriger. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so sind die gebildeteren Klassen vom Christentum weiter entfernt und gegen dasselbe gleichgültiger und apathischer als früher. Es lohnt sich der Mühe, die Gründe hierfür sorgfältig zu erwägen, selbst auf die Gefahr hin, in gewissen Kreisen anzustoßen. Unsere christlichen Missionäre haben seit der Entdeckung Amerikas und dem Aufblühen des Welthandels seitens der Regierungen, der Kaufleute und der Entdecker und Eroberer neuer Provinzen sich vielfach der Unterstützung und Förderung zu erfreuen gehabt, sind aber durch dieselben in so manche Schwierigkeiten verwickelt worden, daß sie Gott auf den Knieen gedankt hätten, wenn sie sich von der lästigen Gegenwart ihrer Landsleute hätten befreien können. Die Laster der Weißen — der Abenteurer, Soldaten, Kaufleute waren so abscheulich. die Sittenlosigkeit, Grausamkeit und Habsucht so entsetzlich, daß sie den Eingeborenen den tiefsten Abschen gegen die christliche Religion einflößten, welche solche moralische Ungeheuer großgezogen habe. Das 16. und 17. Jahrhundert haben unter den Spaniern und Portugiesen nicht wenige vom Geist der Kreuzfahrer beseelte Männer aufzuweisen, welche die Verbreitung des Reiches Gottes, die Demütigung der Feinde der Kirche als ihre Hauptaufgabe betrachteten; aber die zahlreichen Abenteurer, deren Unternehmungslust Europa zu eng war, kannten kein höheres Ziel, als ihren Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen, Schätze zu sammeln und sich im Schmutze der Sünde zu wälzen, sodaß die asiatischen Völker, die sie gastfreundlich

aufgenommen hatten, ihrer bald überdrüssig wurden und sie samt den Missionären aus ihren Gebieten verbannten. Die katholischen Missionäre — Dominikaner, Augustiner, Franziskaner und Jesuiten (protestantische Missionäre treten erst im 18. Jahrhundert auf) — befanden sich in der Klemme, sie konnten die Europäer nicht verleugnen, denn sie hatten gegen sie Seelsorgspflichten zu erfüllen, seitens der katholischen Regierungen Geldunterstützungen zumteil zu diesem Zweck erhalten, konnten der Almosen und der indirekten Förderung ihrer Missionsarbeiten durch die Weißen nicht entbehren und waren deshalb nicht in der Lage, die Rolle eines strengen Sittenrichters zu spielen. Die Chinesen und Japaner, um nur diese zu nennen, konnten nicht verstehen, daß die Missionäre, welche eine so erhabene Religion und eine so strenge Sittenlehre einschärften, und gerade hieraus die Ueberlegenheit der christlichen über die heidnischen Religionen herleiteten, ihre herrlichen Grundsätze nicht in die Tat übersetzen konnten oder wollten. Die Gegner der Missionäre gingen soweit, die Missionäre des Einverständnisses und der Gutheißung der Verbrechen ihrer Landsleute zu bezichtigen und sie für die Sklavenjagden seitens der Kaufleute, für die Schändung von eingeborenen Mädchen und Frauen verantwortlich zu machen. Die Beteuerungen ihrer Unschuld seitens der Missionäre fanden bei den Regierungen Chinas und Japans und den gebildeten Kreisen vielfach keinen Glauben: man betrachtete sie nicht nur als Prediger einer fremden Lehre, sondern als Feinde des Landes, das sie gastfreundlich aufgenommen, als Agenten der Portugiesen und Spanier, welche bestimmt seien, den Eroberern die Wege zu bereiten. Waren die Gewalttätigkeiten und die Ausbrüche wilder Leidenschaft seitens der Weißen im 16. und 17. Jahrhundert nur vereinzelt und lokal, so sind sie jetzt zum System erhoben worden und werden nicht länger in einigen Hafenstädten, sondern selbst in den entlegensten Provinzen geübt, denn die weißen Kaufleute dringen stetig vor und bringen ihre Waren, ihre Kultur,

ihre schlechten Sitten und lassen sich nicht abweisen. Die Abneigung, mit der man in gewissen deutschen Bezirken die Juden aufnimmt, gibt uns eine schwache Vorstellung von dem Abscheu, mit dem man die Niederlassung der Weißen, seien sie Kaufleute oder Missionäre, betrachtet. Lassen wir einen gebildeten Chinesen die Gefühle seiner Landsleute schildern:

„Als eure ersten Kaufleute nach China kamen“, so schreibt Hu-Hung-Ming, „da hatten wir euch nicht eingeladen; darum nahmen wir euch nicht mit Begeisterung, wohl aber mit Nachsicht auf. So lange die Fremden unsere Anordnungen beobachteten, waren wir bereit, mit ihnen Handel zu treiben. Den Anlaß zum ersten Konflikt zwischen euch Engländern und uns gab euer Opiumhandel. Wir verboten denselben, weil wir in Erfahrung gebracht hatten, daß derselbe die Gesundheit und Sittlichkeit des Volkes untergrub. Eure Kaufleute umgingen das Gesetz, schmuggelten das Opium ein und zwangen uns, der Sache uns anzunehmen und die Opiumvorräte, die in unsere Hände fielen, zu zerstören. Das bot eurer Regierung den Anlaß, uns den Krieg zu erklären, ihr fielet in unser Gebiet ein, verlangtet Schadenersatz und nahmt die Insel Hong-Kong weg. War dies ein glückverheißender Anfang? Wir unterwarfen uns, von der bitteren Not gezwungen. Wir waren keine militärische Macht. Aber glaubt ihr wohl, daß unser Gerechtigkeitsgefühl nicht gekränkt ward? Und später, als fast jede europäische Macht unter irgendwelchem Vorwand einen Teil unseres Gebietes besetzte und an sich riß: glaubt ihr, daß wir das nicht fühlen, weil wir nicht widerstehen können? Müßt ihr dem Chinesen, der die Geschichte unserer gegenseitigen Beziehungen seit 60 Jahren übersieht, nicht als Räuber und Piraten erscheinen? Wer von uns war immer und überall der Angreifer? wir, die wir entschlossen waren, unsere Gesellschaft, unsere Sitten, Gesetze und Politik gegen die Einflüsse einer fremden Kultur mit Zähigkeit zu verteidigen, oder ihr, die ihr weltlichen Gewinnes wegen euch das Ziel gesetzt, die Einfuhr eurer Waren in unser Land um jeden Preis zu erzwingen, und mit euren Waren den Sauerteig eurer Kultur und eurer Ideen zu verbreiten? Bei dem unvermeidbaren Zu-

sammenstoß haben wir, auch wenn wir Anlaß gaben, die Entschuldigung der Selbsterhaltung. Wir waren, wenn auch Ausschreitungen vorgekommen sind, wesentlich im Recht; ihr aber durchaus im Unrecht. Denkt nur an die drückenden Friedensbedingungen, die ihr einem alten Reich auferlegt habt, das an der Spitze des Fortschrittes zu marschieren wähnte! Ihr habt uns gezwungen, eurem Handel unsere Häfen zu öffnen und die Einführung des Opiums, das unser Volk vergiftet, zu dulden; ihr habt eure unter uns wohnenden Untertanen unserer Gerichtsbarkeit entzogen, unseren Küsten- und Binnenhandel euch angeeignet. Jeder Versuch, eure Handelsprivilegien zu beschränken, hat zur Steigerung derselben geführt; ihr habt euch während dieser Periode in der Rolle von Kulturvölkern gefallen, die Barbaren die Segnungen der Zivilisation vermitteln."

Russen, Franzosen, Holländer und Deutsche sind in ihrer Kolonialpolitik in dieselben oder in noch größere Fehler gefallen als die Engländer, der religiöse Gesichtspunkt wurde fast völlig aus dem Auge verloren. So viele Fehler sich die Regierungen Spaniens und Portugals zu schulden kommen ließen, sie haben wenigstens die christliche Religion nicht verleugnet wie England und Frankreich. Wo der Weiße seinen Fuß hingesetzt, da hat er auch den Fluch der Ruhelosigkeit, der sich überstürzenden Hast, des Jagens nach schnödem Gewinn, den Kampf ums Dasein gebracht. Der ruhige und gesetzte Orientale kann sich mit dem Sturm und Drang des Weißen, seinem unsteten Rennen und Jagen nach Vergnügungen nicht befreunden, und findet in den Ueberlieferungen der Vorzeit, in den Sitten und Gewohnheiten entfernter Provinzen ein viel willkommeneres Ideal, als das ist, welches ihm in dem Europäer entgegentritt. Ein Chinese entwirft uns folgendes Bild von dem idyllischen Stilleben in China:

„Fern im Osten, unter einer Sonne, wie ihr sie nie habt (ihr trübt und befleckt euer bißchen Sonne durch russigen Rauch), an dem Ufer eines breiten Flusses stand meine Wiege. Es ist eines von den vielen Tausenden von Häusern, umgeben von

einem Garten mit weißem oder grauem Anstrich, bescheiden, reinlich und freundlich. Manche Meilen weit sieht man das Tal entlang aus einem Meer von Grün Dächer mit roten oder blauen Dachziegeln emporragen, hier und da schimmert der Goldglanz einer hohen Pagode aus einer Baumgruppe heraus. Der klare, von vielen Brücken überspannte, von großen und kleinen Krähnen bedeckte Fluß vermittelt den Handel zwischen den Dörfern. Wohlhabende Leute, welche die von ihren Vorfahren besessenen Felder eignen und aufs beste bebauen, wohnen in dem Bezirk. Sie und ihre Vorfahren haben den guten Boden geschaffen. Bis zum Gipfel des Hügels sieht man die Baumwollen-, Reis-, Zuckerrohr- und Theestauden. Wie oft habe ich da die Schönheit der Natur betrachtet! Hier kannst du nach den Worten eines chinesischen Dichters die Schatten der Bäume am Boden rauschen hören; die Stille wird zuweilen durch Zurufe der bei der Wasserleitung beschäftigten Arbeiter unterbrochen, oder durch den dröhnenden Schall einer Metallplatte (gong), die zum Gottesdienst einladet. Solche Stille, solche Töne, solche Wohlgerüche, solche Farben: alles ist auf die Sinne berechnet und harmoniert mit ihnen. Unter einem nordischen Himmel kann man sich von dem Reiz und der Schönheit, die von außen her sich über die Seele verbreitet und dieselbe umgestaltet, keine Vorstellung machen. Wenn wir in China feine Sitten, Kunst und Sittlichkeit besitzen, so liegt für die Sehenden der Grund nahe. Die Natur hat uns belehrt, und hierin haben wir einen Vorzug vor euch voraus. Wir glauben es unserer Intelligenz zuschreiben zu müssen, daß uns die Wohltat, diese Lektion zu lernen, zu teil geworden ist. In diesem lieblichen Thale leben Tausende von Seelen ohne ein anderes Gesetz als ihre Gewohnheiten, ohne eine andere Regel außer der des Familienherdes. Fleißig sind sie, ein solcher Fleiß findet sich selten in Europa; aber es ist der Fleiß freier Männer, die für ihre Familien arbeiten auf dem von ihren Vätern vererbten Boden, den sie ihren Nachkommen in noch weit besserem Zustand überliefern wollen. Gesunde Arbeit, hinreichende Muße, offene Gastfreundschaft, ein zufriedener Sinn, der erhöht wird durch Genügsamkeit, durch das von der herrlichen Umgegend genährte Schönheitsgefühl und Ausdruck findet

in angenehmem, würdigem Benehmen, dies sind die Eigentümlichkeiten des Volkes, unter dem ich geboren bin. Was könnt ihr, die ihr uns zivilisieren wollt, dafür geben? Eure Religion? Ach, in ihrem Namen begeht ihr diese unliebenswürdigen Taten. Eure Sittlichkeit? Wo können wir sie finden? Eure Intelligenz? Wohin hat sie euch geführt? Könnt ihr dem von mir entworfenen Bild ein ähnliches an die Seite stellen?" [1])

Der Asiate erkennt die Tugenden nicht an, welche wir bei den wahrhaft christlichen Weißen finden, weil er mit Vorliebe bei deren Lastern verweilt, oder weil ihm das Anempfindungsvermögen abgeht. Wir dürfen ihn darob nicht tadeln, weil die meisten Europäer in denselben Fehler fallen und überall den rein subjektiven Maßstab anlegen. Es wird ihm sehr schwer, die guten Eigenschaften der katholischen Missionäre und Ordensschwestern zu würdigen, weil durch deren Gegner unter den Weißen so viele Verleumdungen gegen sie ausgestreut werden. Was in früheren Zeiten der christlichen Lehre ein so großes Ansehen bei Chinesen, Japanern, Hindus verlieh, die Einheit der Lehre, die erhabene Sittlichkeit, der außerordentliche Seeleneifer und der apostolische Geist der Glaubensboten, tritt heutzutage nicht mehr so klar hervor. Die von den Sektierern aller Schattierungen gepredigte Lehre ist so verworren, unbestimmt und widerspruchsvoll wie die der Heiden, das Sittengesetz wird von den Sekten praktisch oft noch mehr mißachtet als von den Heiden. Man hat witzig bemerkt: der Dekalog würde von den Europäern in Asien trefflich beobachtet, wenn hinter dem „Du sollst" das „nicht" ausgelassen würde. Suchen die Heiden nach einer Rechtfertigung oder Beschönigung ihrer Laster, so finden sie dieselbe bei den Europäern — ihren Lehrern und ihren Büchern. Hat die katholische Kirche verhältnismäßig weit größere Aussichten als irgend eine andere, so wird sie froh

---

1) Brief eines chinesischen Beamten bei Linch, Nineteenth Centur 1905, p. 951—52.

sein müssen, wenn sie sich erhält: möglicherweise wird sie große Einbuße leiden. In Japan hat sie trotz der Jahre des Friedens, trotzdem sie keine Verfolgungen seit den letzten Jahrzehnten zu erdulden hatte, ihre frühere Blüte noch nicht erreicht. Missionäre haben behauptet, der Japaner sei ein Genußmensch, gehe ganz und gar auf in dem Vergnügen an den guten Dingen, welche ihm die Natur in so verschwenderischem Maße biete, und sei ganz ungeeignet, die standesgemäße Keuschheit zu wahren. Das ist offenbar eine Uebertreibung und bewiese, wenn es richtig wäre, nur dies, daß die gegenwärtig in Japan wirkenden Missionäre die rechte Saite nicht berührt hätten. Die Vernachlässigung der Metaphysik durch die Japaner, ihre zu große Hochschätzung der Naturwissenschaften und der angewandten Wissenschaften, sowie der bei ihnen so beliebte Eklektizismus in der Theologie beweisen nur, daß die Japaner nur allmählich zur Spekulation übergehen werden; keineswegs, daß sie den großen philosophischen und theologischen Fragen stets ferne bleiben werden. Die christlichen Missionäre werden anfangs die Abwesenheit des europäischen Prestige vermissen, aber, wenn sie Geduld und Takt besitzen, den Eingeborenen näher kommen und ihre Bestrebungen besser verstehen als früher.

Die Zurückdrängung der Weißen aus dem fernen Osten, zunächst aus Japan und China, dürfte sich in Bälde vollziehen; an die Stelle der Europäer dürften in erster Linie Japaner treten, die innerhalb weniger Jahre die innere Verwaltung reformieren und der gegenwärtigen Anarchie ein Ende machen werden. Die Japanisierung Chinas hat bereits große Fortschritte gemacht. Während der letzten 12 Monate hat eine große Zahl von Studenten die japanischen Universitäten bezogen, in Tokio allein befinden sich 4000 Studenten, während in Großbritannien, dessen Handel mit China solche ungeheure Dimensionen erreicht hat, sich nur 80 chinesische Studenten befinden. In China selbst sind viele der wichtigsten Posten und Aemter in den Händen der

Japaner. Letztere ziehen naturgemäß Asiaten ihren früheren europäischen Lehrern vor und finden, daß sie weit praktischer sind und weit wohlfeiler. Eine noch wichtigere Rolle als die Professoren spielen natürlich die höheren japanischen Verwaltungsbeamten, die dem Schlendrian, der bis dahin in China geherrscht hat, und der Bestechlichkeit der Beamten ein Ende machen werden. Man könnte meinen, die Chinesen würden den Japanern ihre Siege und ihre Demütigungen des himmlischen Reiches nicht vergeben und ungehalten darüber sein, daß Japaner sich in die wichtigsten Posten eingedrängt haben. Das ist nun durchaus nicht der Fall, denn trotz des Krieges hat der Handel zwischen China und Japan stetig zugenommen. Die Gründe hierfür liegen auf der Hand: China erwartet von Japan die Zurückgabe der Mandschurei und vielleicht auch anderer von den europäischen Mächten entrissenen Gebiete, wie Kiau-Chau und Wai-Hai-Wai und Cochin-China, während es Japan die Vollmacht erteilt, Eisenbahnen in der Formosa gegenüberliegenden Provinz Fokien anzulegen und die Bergwerke auszubeuten. Könnten sich die Großmächte einigen, wären sie nicht durch Neid und Eifersucht gelähmt, fürchteten sie nicht, einen Weltkrieg heraufzubeschwören, so hätten sie sich schon längst ins Mittel gelegt und den Japanern Halt geboten. Wäre Frankreich bereit, mit Deutschland zu gehen und Rußland zu unterstützen, so würden noch jetzt in der zwölften Stunde französische und deutsche Truppen zu den russischen stoßen; aber der Abscheu gegen die deutsche Waffenbrüderschaft und die Furcht der französischen Nation, die Zinsen der Rußland geliehenen Milliarden samt dem Kapital zu verlieren, hält Frankreich zurück, das lieber Indo-China als die Ersparnisse vieler Jahre verliert. Die russische Kriegspartei, die mit der Bureaukratie identisch ist, denkt mit Grausen an die Rechenschaftsablage und sucht unbekümmert um die Wohlfahrt des Volkes den Krieg in die Länge zu ziehen, unter dem Vorwand, daß die Japaner vollkommen erschöpft seien. Was

man wünscht, das glaubt man gern; in der Verzweiflung klammert man sich an einen Strohhalm. Die Revolution kann unter den Gebildeten, welche eine Volksvertretung wünschen, und unter der Arbeiterbevölkerung, welche bittere Not leidet, jeden Augenblick losbrechen. Je länger die allgemeine Revolution verzögert wird, desto verderblicher werden ihre Wirkungen sein. Sollte es der Willkür und Gewalttätigkeit der Polizei und der Offiziere gelingen, die widerstrebenden Rekruten zur Schlachtbank zu treiben, so ist damit nichts gewonnen. Der Rachetag wird nicht ausbleiben, die arme Bevölkerung wird weit furchtbarer gegen die Beamten wüten als die übrigen Stände. Selbst entscheidende Siege über die Japaner würden an der Sachlage nichts ändern und nur dazu dienen, den unseligen Kampf zu verlängern. Für den fernen Osten ist, wenigstens soweit Rußland in Betracht kommt, die Aussicht auf Erfolge vorüber. Die Vorbereitungen, die China getroffen, die im Heer und Seewesen eingeführten Reformen haben keinen anderen Zweck als die Verjagung der Feinde, die Rückeroberung der verlorenen Territorien. Die Erneuerung des fernen Ostens wird sich zunächst auf das politische Gebiet und eine neue staatliche Organisation beschränken; ein Aufblühen der Literatur und Wissenschaft, eine religiöse Wiederbelebung dürfen wir vorerst nicht erwarten; aber jedenfalls ist die langsame, normale, auf nationalen Grundlagen ruhende, nationalen Bedürfnissen entsprechende Entwicklung der Chinesen der gegenwärtigen vorzuziehen, welche den Stempel des Exotischen an der Stirne trägt. Vom allgemein menschlichen Standpunkt betrachtet, können wir den Chinesen nur dazu Glück wünschen, daß sie den auf ihnen lastenden Alp der europäischen Zivilisation abgewälzt und die Weißen gezwungen haben, die Gelben als gleichberechtigte Bewerber und Mitstreiter anzuerkennen. nn.

XXV.

Der Entscheidungskampf zur See im ostasiatischen Kriege.

Ein gewaltiges weltgeschichtliches Ereignis hat sich am 27. und 28. Mai in der Straße von Korea vollzogen. Die letzte bedeutende, verfügbare Flotte einer der ersten Militärmächte der Welt, Rußlands, wurde von der jungen, erst seit wenig Jahrzehnten geschaffenen Flotte der mächtig aufstrebenden Vormacht Ostasiens, Japans, und somit von Asiaten, durch beispiellose qualitative Ueberlegenheit geschlagen und vernichtet, und Rußland damit voraussichtlich für immer seines Anteils an der Herrschaft zur See im fernen Osten beraubt, ja, falls Wladiwostock oder Sachalin als Siegespreis von den Japanern verlangt wird, oder ihnen in die Hände fällt, vom Pacific ganz verdrängt. Die hochfliegenden russischen Pläne, an den Gestaden des stillen Ozeans festeren Fuß zu fassen und die Macht des Zarenreiches dauernd in der Mandschurei und auf Liaotung zu befestigen, und selbst Korea zum Teil in die russische Interessensphäre zu ziehen, China aber in beständiger Abhängigkeit zu erhalten, sind damit endgiltig gescheitert, und der „nordische Koloß mit den tönernen Füßen" büßt, auch zu Lande beständig besiegt, nicht nur sein Prestige in ganz Asien ein, sondern verliert auch in Europa die mächtige, präponderierende politische Stellung, die ihm der Glaube an seine

Macht in den letzten Jahrzehnten verschafft hatte. Die Seemacht Rußlands aber ist mit seinen besten Schiffen der baltischen und pacifischen Flotte auf Jahrzehnte vernichtet. Denn wenn dasselbe auch binnen wenig Jahren neue Geschwader zu bauen vermag, so fehlen ihm doch die eingebüßten, geschulten Kräfte an Offizieren und Mannschaften zu ihrer Bemannung, und bietet ihm dieser kurze Zeitraum nicht die Möglichkeit, aus einer kriegsuntüchtigen eine kriegstüchtige Flotte zu schaffen, wozu es einer ganzen Generation bedarf. Seine beträchtliche Schwarze Meerflotte aber zählt, als an jenes mare clausum gefesselt, und solange sie nicht von Grund aus umgestaltet ist, dabei nicht mit.

Die letzte Hoffnung Rußlands, dem Kriege durch den erwarteten Seesieg noch eine glückliche, entscheidende Wendung zu geben, ist mit dem Verlust der baltischen Flotte gescheitert. Wohl könnte, obgleich dies nichts weniger als wahrscheinlich ist, das russische Landheer unter General Linewitsch durch beständige Verstärkung schließlich die Ueberlegenheit über das japanische gewinnen. Allein die Heeresstärke, welche Rußland in der Mandschurei zu unterhalten vermag, hat ihre Grenze, und selbst wenn es Linewitsch wider Erwarten gelänge, Oyama aus der Mandschurei und sogar aus Korea zu vertreiben, so würde nicht nur Port Arthur ohne eine der japanischen überlegene, russische Flotte, niemals wieder den Japanern zu entreißen sein, sondern ist auch ein Angriff auf das Inselreich, der dasselbe, wie russischerseits geplant war, auf seinem eigenen Grund und Boden überwältigte und ihm dort den Frieden diktierte, nunmehr völlig ausgeschlossen. Rußland vermag nur noch mit einem zweifellos deprimierten Heere um günstige Friedensbedingungen zu kämpfen. Im Falle eines entscheidenden russischen Sieges zur See aber wurde dem Heere Japans die Verbindung mit der Heimat und deren Subsistenzmitteln abgeschnitten, und mußte dasselbe schließlich den russischen

Heeren, wenn auch nicht im Kampfe, so doch aus jenem Grunde erliegen. Dies alles muß als die Folge des „Seesieges im japanischen Meere“ gelten, wie Admiral Togo die Schlacht in der Tsuschimastraße bedeutsam benannt hat.

Die Aufgabe, welche dem russischen Admiral gestellt war, war, wie die sehr minderwertige Leistungsfähigkeit seiner Flotte im Kampfe zeigte, eine unmögliche, und wurde namentlich in englischen autoritativen Fachkreisen von vornherein als solche betrachtet; auch der russische vielgenannte Fachmann, Kapitän Klado, zweifelte sehr stark an ihrem Gelingen. Die Möglichkeit ihrer Durchführung stützte sich vor allem darauf, daß die Flotte Rojchdestwenskys 11 Panzerschiffe, darunter 8 Schlachtschiffe und 3 zwar alte, jedoch ziemlich stark armierte Küstenpanzer zählte, während die japanische Schlachtflotte nur 4 moderne Schlachtschiffe und den alten langsamen Tschin Jen (von 1882), sowie 3 sehr alte, langsame Küstenpanzer, von nur etwa dem halben Tonnengehalt der russischen und, mit Ausnahme des Fuso, von weit schwächerer Armierung besaß. Von den russischen Schlachtschiffen waren 4 völlig modern und eben erst in Dienst gestellt, und zwar der Suwòrow, Arjol (Orel), Borodino und Imperator Alexander III., während die 4 übrigen, der Sissoi-Welicki, Navarin Nikolai I. und die Osljabja, recht alte und langsame, jedoch stark armierte Schiffe waren. Diese 4 alten Schlachtschiffe und die den japanischen Küstenpanzern überlegenen 3 russischen Küstenpanzer repräsentierten somit die Ueberlegenheit der russischen Schlachtschiffe; allein dieselbe wurde durch die gewaltige Ueberlegenheit der Japaner an Panzerkreuzern hinsichtlich des Gesamtgefechtswerts der Flotte völlig aufgehoben. Die Japaner besaßen 8 große, moderne, schnelle, stark armierten Schlachtschiffen fast gleich zu rechnende Panzerkreuzer, gegenüber den 3 alten, langsamen russischen (dem Admiral Nachimoff 1885/99, dem Wladimir Monomach von 1882,

1900 und Dmitri Donskoi von 1883/95). Dazu kam noch die fast 6fache Ueberlegenheit der Japaner an Torpedofahrzeugen, deren Anzahl fast 70 gegenüber nur 12 russischen Torpedoboten betrug. Immerhin war es nicht ausgeschlossen, daß bei gleicher taktischer Leistungsfähigkeit und sich entsprechend betätigender Gefechtskraft beider Flotten, die Ueberlegenheit der russischen an Schlachtschiffen, wenn auch nicht in einem Siege, so doch insofern zur Geltung gelangte, als es einer beträchtlichen Anzahl der russischen Schlachtschiffe glückte, dem Angriff der japanischen Flotte erfolgreichen Widerstand zu leisten und die Durchfahrt nach Wladiwostock zu erzwingen. Damit war zwar „die Herrschaft zur See" für die russische Flotte keineswegs erreicht, allein die Verteidigung Wladiwostocks erhielt bei seiner die Offensive zur See sehr begünstigenden Beschaffenheit einen höchst wertvollen Zuwachs, und war eine gelegentliche Bedrohung der Verbindungen der Japaner im japanischen Meere nicht ausgeschlossen.

In Anbetracht der außerordentlichen Leistungen, der Umsicht und Tatkraft, welche Roschdestwensky in der Organisation, Führung und Aprovisionirung der ihm unterstellten Geschwader, während seiner 7monatlichen Fahrt, unter den schwierigsten Verhältnissen und politischen Verwickelungen mancher Art, gezeigt hatte, ließ sich erwarten, daß auch die zielbewußte Führung des von ihm geschmiedeten Werkzeugs im Kampf seine Anstrengungen, wenn auch nicht mit einem Siege, so doch mit dem Durchbruch der Hauptkräfte nach Wladiwostock und so mit einem großen Erfolge belohnen werde. Allein dieses Werkzeug erwies sich, zur Verwendung gebracht, als stumpf und minderwertig, versagte gegenüber dem sich als außerordentlich überlegen zeigenden Gegner vollständig, und wurde von diesem bis auf einzelne Trümmer völlig vernichtet.

In der Erkenntnis, daß der Kampf mit der japanischen

Flotte unvermeidlich sei, ja daß er ihn vielleicht vor Erreichung Wladiwostocks selbst anstreben müsse, wählte Roschdestwensky mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten sowohl der Kohlenversorgung und sonstigen Aprovisionierung als der östlichen malayischen Gewässer, den kürzesten Weg durch die Malakkastraße, vermied jedoch absichtlich die bei den Pescadoren voraussichtlich durch Torpedoboote und Seeminen verteidigte Straße von Formosa, ging durch den Baschikanal und wandte sich dann nach der Straße von Korea als dem nächsten und breitesten Zugang zum japanischen Meere. Denn die nur auf einem zeitraubenden Umwege zu erreichende Tsugarustraße und die von La Pérouse, weit schmäler wie jene, boten der japanischen Flotte ungeachtet ihrer großen Entfernung von ihren starken Stützpunkten noch bedeutendere Vorteile, wie die Straße von Korea.

Die Ursachen der furchtbaren Niederlage, welche Roschdestwensky, dem eine fast unlösbare Aufgabe zugemutet wurde, hier erlitt, liegen nicht etwa in dessen Fehlern, zum Teil wohl in seinem namentlich an Torpedobooten und Panzerkreuzern völlig unzureichendem Material, namentlich aber in der mangelnden, gründlichen Kriegsvorbereitung und Schulung seiner und Nebogatows Flotte in der Abwehr von Torpedobootangriffen, ferner in der fehlenden Homogenität der Flotte, sowie in dem geringen Élan, mit dem ein großer Teil ihrer Mannschaft in den Krieg ging, mit einem Wort, in dem ganzen System.

Die russische Regierung hatte es nicht verstanden, aus der Flotte durch Schulung und Geist ihrer Offiziere und Mannschaften ein stets kampfbereites, schneidiges Kriegswerkzeug zu schaffen. Es ist ein Irrtum, daß das japanische Geschützmaterial dem russischen überlegen war und weiter wie jenes geschossen habe. Die Russen trafen mit ihren Geschützen sehr schlecht und erlagen schon in den ersten 3/4 Stunden im Artilleriekampf gegen die mit englischen Teleskopfernrohrvisieren aus-

gestatteten, vortrefflich bedienten japanischen Geschütze. Die schweren Geschütze beider Flotten hatten das gleiche Kaliber von 30,5 cm. auch die des mittleren Kalibers 15 cm. waren gleich stark. Jedoch erwiesen sich die Panzerplatten der russischen Schlachtschiffe nicht als genügend widerstandsfähig und wurden vielfach von den japanischen Geschützen durchschossen. Sie waren, wenn auch nach Krupp'schem Verfahren, in russischen Fabriken hergestellt, während die Panzerplatten des „Zarewitsch" und „Retwisan", die sich am 10. August völlig widerstandsfähig gezeigt hatten, in ausländischen Fabriken hergestellt waren. Von ganz besonders ungünstigem Einfluß erwies sich die Unhomogenität und Langsamkeit der russischen Schiffe. Zwar betrug die nominelle Geschwindigkeit der russischen Schlachtschiffe nur ½ Knoten weniger wie die der japanischen, allein die letzteren hatten keine durch den Muschel- und Seetanganfatz einer 7 monatlichen Fahrt bodenfaulen Rümpfe und keine lecken Kessel, und waren daher den russischen um so mehr überlegen, als die japanischen Panzerkreuzer 20 und 21, zum Teil 24 Knoten liefen, die russischen dagegen, mit Ausnahme des Oleg (24), nur 19 und 16 Knoten. Auch leisteten die 3 russischen Küstenpanzer nur 14 Knoten, die Geschwindigkeit, mit der Admiral Nebogatow vergeblich zu entkommen suchte. Die japanischen Schiffe waren den russischen, wie man annimmt, um 4 Knoten überlegen und konnten sich daher denselben bei dem Versuche zu entkommen vorlegen und zugleich diejenigen Distanzen für den Geschützkampf nach Belieben innehalten, die ihnen die vorteilhaftesten schienen. Nächst dem überlegenen Artilleriefeuer der Japaner, das die russischen Schiffe schwer havarierte, ja selbst in den Grund schoß und die russische Schiffsartillerie derart niederkämpfte, daß sie die wiederholten Torpedoangriffe der Japaner, schließlich allerdings auch aus Munitionsmangel, nicht mehr abzuweisen vermochte, bildete die gewaltige Ueberlegenheit der Japaner an Torpedobooten einen Hauptfaktor ihres Erfolges. Zwar

hatte Roschdestwensky sein Geschwader unablässig für die Abwehr von Torpedoangriffen unterwegs geschult, Nebogatow das seinige, in Anbetracht anderer, wichtigerer Dienstzweige, jedoch nicht. Japanische Unterseeboote sind in der Schlacht nicht zur Verwendung gelangt, und zwar am ersten Schlachttage schon der rauhen See halber nicht, im übrigen aber wegen ihrer nicht genügenden Erprobtheit und ihres geringen Aktionsbereiches.

Von gewaltigem Vorteil erwies sich die strategische Position, welche die Flotte Togos in der Straße von Korea, gestützt auf die nahen Häfen von Sasebo, Nagasaki, Kure, Maizura, Fusan und Masampho, inne hatte. Hier lag die Flotte seit vielen Monaten ausgeruht, mit gereinigten Rümpfen, dichten Kesseln, reichen Kohlen- und Proviantvorräten, in den bekannten heimischen Gewässern, im höchsten Grade zur Verteidigung derselben bereit. Im Fall schwerer Havarierung ihrer Schiffe im Kampf mußten die nahen heimischen Häfen denselben ganz besonders zugute kommen. Der Gegner aber langte in dieser Position nach siebenmonatlicher Fahrt, ermüdet und nervös, bei einem Teil seiner Schiffe knapp an Kohlen- und selbst an Munitionsvorräten, an, verfügte über keine Basis und hatte sich dieselbe — Wladiwostock — erst zu erkämpfen. Es war daher vollkommen richtig, daß Admiral Togo die Flotte Japans in der Koreastraße in Bereitschaft hielt und nicht 200 d. M. fern von derselben in der Baschistraße, bei Formosa, den Pescadoren oder an den Riu-Kiu-Inseln, fern von seinen Basisplätzen, den Kampf unter für ihn nachteiligen Umständen aufnahm. Auch vermochte er von hier aus, falls Roschdestwensky etwa den Umweg durch die Tsugarustraße oder die Straße von La Pérouse wählte, sich ihm stets rechtzeitig und bei der Enge dieser Straßen und den in ihnen herrschenden, die Fahrt der baltischen Flotte in diesen unbekannten Gewässern erschwerenden Nebeln unter taktisch

noch günstigeren Verhältnissen vorzulegen, zumal die Tsugaru-straße bei Hakodate stark befestigt ist. In jeder Beziehung waren daher die Anordnungen Togos mustergültige. Wenn er, worauf die anfängliche Versammlung des Gros seiner Schiffe bei Masampho hindeutet, die Fahrt Roschdestwenskys durch die breitere, westliche Broughtonstraße der Koreastraße erwartete, so verhinderte ihn dies nicht, daß er, als dieselbe nicht dort, sondern durch die Tsuschimastraße (Krusenstern-straße) erfolgte, ihr rechtzeitig gegenübertrat.

Bereits gab die englische Presse Admiral Togo den Namen des „großen Admirals", und sein Seesieg in der Koreastraße hat offenbar große Aehnlichkeit mit dem, den Lord Howard am 5. August 1588 im englischen Kanal über die „spanische Armada" unter dem Herzog von Medina Sidonia erfocht, welcher die Herrschaft Spaniens zur See für immer vernichtete. Denn wie damals 80 kleine, aber gut armierte englische Kriegsschiffe nebst Brandern sich aus allen Buchten der englischen Küste bei Plymouth auf die schwerfälligen spanischen Gallionen warfen und sie zum großen Teil vernichteten oder in Brand steckten, stürzten sich am 27. Mai 70 japanische Torpedoboote von den Buchten und Inseln Kiuschius auf die russischen Schiffe und brachten ihnen den schwersten Verlust an Schlachtschiffen bei. An Weite des Weges und Schwierigkeit seiner Ueberwindung überragt die See-Expedition Roschdestwenskys die der „spanischen Armada" außerordentlich, an Zahl der Bemannung, der Schiffe und der Geschütze aber nicht; denn jene zählte 160 Schiffe, 30,000 Mann Bemannung und 2630 Geschütze. Von besonderem Interesse erscheint, worin man in japanischen Fachkreisen die Hauptursachen der russischen Niederlage erblickt. Ihnen zufolge sind dies: die Unzulänglichkeit des russischen Kundschafterdienstes, die fehlerhafte Schlachtordnung, die darauf hindeutete, daß Roschdestwensky seinen Gegner gar nicht bei Tsuschima vermutete, die ungünstigen

Witterungsverhältnisse, da die Russen gegen den Wind feuerten, während sie die Sonne blendete, die Japaner aber die Sonne im Rücken hatten und mit dem Winde schossen, ferner die unnötige Munitionsverschwendung der Russen und vor allem die offenbare Minderwertigkeit der russischen Schiffsartillerie. Man hat Roschdestwensky getadelt, daß er nicht die Nacht zur Durchfahrt durch die Koreastraße benutzte; allein er würde auch dann den Torpedobootangriffen der Japaner nicht entgangen sein, und da er bei Nebel in die Straße einlief, so bot ihm dieser, so lange er anhielt, ähnlichen Schutz gegen das japanische Geschützfeuer, wie die Nacht, und wenn der Nebel bis zur Dunkelheit andauerte, so war es vielleicht möglich, daß die Flotte in der Nacht zum 28. die Meerenge, ohne von den Japanern verhindert zu sein, hinter sich hatte, und damit später wenigstens in strategisch und taktisch günstigerer Lage zu kämpfen vermochte.

Die Schlacht in der Koreastraße ist neben ihrer gewaltigen politischen Tragweite auch dadurch von besonderer Bedeutung, daß in ihr zum ersten Mal zwei große, mit allen Kampfmitteln und marinetechnischen Apparaten der Neuzeit ausgerüstete Flotten einander in einem Entscheidungskampf gegenübertraten, aus dem die Flotten aller Länder wichtige Lehren zu ziehen nicht verfehlen werden. Als Hauptergebnis in taktischer Hinsicht erscheint heute schon, daß Geschütz- und Torpedowirkung, Homogenität und Ausbildung der Flotten und ihre Führung, sowie die Schnelligkeit ihrer Schiffe und die beständige Schulung der Geschwader in Uebungsfahrten und Schießübungen als Hauptfaktoren für den Erfolg hervortraten. Allerdings ist bei der Torpedowirkung zu berücksichtigen, daß sie durch den besonders günstigen Umstand der Nähe der japanischen Küste außerordentlich unterstützt wurde; allein jedenfalls hat Admiral Togo zum ersten Mal die Torpedowaffe im großen Stil in einer Seeschlacht verwendet, und bewies die Wirkung seines

Artilleriefeuers, daß Schlachtschiffe auch durch dieses allein, außer durch Torpedos, zum Sinken gebracht werden können. Die Tage der Schlachtschiffe sind jedoch keineswegs etwa gezählt, und dies würde noch deutlicher aus dem großen Kampfe hervorgetreten sein, wenn die russischen Schlachtschiffe den japanischen nicht nur an Zahl überlegen, sondern auch an Sicherheit des Artilleriefeuers, Bedienung der Geschütze, Fahrgeschwindigkeit, Führung und Panzerung, und Homogenität gleichwertig gewesen wären. Vielleicht aber gewinnt der Verlauf und Ausgang der Schlacht Einfluß auf eine verstärkte Armierung der Flotten mit schweren und mittleren Kalibern, auf die Bemessung des Tonnengehalts der Schlachtschiffe, welcher bei einigen Flotten bereits den ungeheuren Umfang von 20,000 Tonnen anzunehmen im Begriff steht, namentlich aber auf die Stärke ihrer Panzerung, die sich bei den russischen Schiffen als zu gering erwies, endlich auf die Konstruktionsverhältnisse zum Schutz gegen Torpedoangriffe, und modifiziert er die Taktik der Flotten mehr im Sinne einer Gruppenverwendung, sowie auf die Anordnung der kleinkalibrigen Schnellfeuergeschütze der Schlachtschiffe zur Verteidigung gegen Torpedoangriffe.

XXVI.

Die deutschen Jesuiten im Kriege 1870/71.

Die Geschichte des großen Krieges von 1870/71 ist zum Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Der Knabe trägt sie im Schulranzen, der Veteran im Tornister der Erinnerung. Und doch fehlt in den meisten Schilderungen des glorreichen Feldzuges ein Kapitel voll heroischer Kämpfe und Siege, die nicht durch die Waffen, sondern auf der Wahlstatt der christlichen Liebe errungen worden sind und ein Ehrendenkmal verdienen, welches sie der Vergessenheit entreißt, der sie im Laufe der Jahrzehnte anheimgefallen sind.

Wohl hatte Erzbischof Paul Melchers von Köln noch vor Beendigung des Krieges von 1866 die Absicht geäußert, eine Zusammenstellung über die Tätigkeit der religiösen Orden in diesem Kriege veröffentlichen zu lassen, und gewiß wären wir heute froh, wenn dieser Plan zur Ausführung gekommen wäre. Dann würde wohl auch all das, was die religiösen Orden und Genossenschaften Deutschlands im Kriege 1870/71 fürs Vaterland geleistet und geopfert haben, zu ehrenvollem Gedächtnis aufgezeichnet worden sein. Jetzt, nach dreißig Jahren, ist es ungleich schwerer, wenn nicht unmöglich, das Material zu einer Darstellung jener Liebestätigkeit zu sammeln. Um so dankenswerter erscheint es, daß wenigstens ein Teil jener Aufgabe und Ehrenpflicht seine Erfüllung gefunden hat in dem Buche: „Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1866 und 1870/71.“

Es sind Briefe und Berichte deutscher Jesuiten, unter dem frischen Eindruck der Ereignisse aus den Lazaretten und den Lagern der Kriegsgefangenen geschrieben, die Markus Rist S. J. gesammelt, geordnet und mit den erforderlichen Belegen versehen hat, sowie einem sorgfältig bearbeiteten Register und einem Verzeichnis aller jener Ordensgenossen, die als Seelsorger oder Krankenpfleger auf dem Kriegsschauplatz oder in der Heimat tätig gewesen sind.

Hatte die zum Glücke nur kurze Dauer des Bruderkrieges von 1866 der Entfaltung der christlichen Charitas engere Schranken gesetzt, so eröffnete sich ihr im Sommer des Jahres 1870 ein unabsehbares Erntefeld. Nicht weniger als 206 Brüder aus acht katholischen Männerorden wurden von der Zentralstelle der Johanniter-Malteser-Genossenschaft in Rheinland-Westfalen direkt zur Pflege der verwundeten und kranken Soldaten entsendet, nebst 81 Priestern, die in der Militärseelsorge Verwendung fanden. Die deutsche Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu stellte über ein Drittel ihres Bestandes, nämlich 70 Priester, 107 Scholastiker und 19 Brüder, insgesamt also 196 Ordensangehörige mit patriotischer Bereitwilligkeit unter die Fahne des roten Kreuzes, wobei diejenigen Patres und Fratres, die am Orte ihrer Ordensniederlassung Militärkrankenpflege übten, nicht einmal mitgerechnet sind.

Besonderen kritischen Wert zur Beurteilung der vorliegenden Berichte beanspruchen die Zeugnisse und Aussprüche von Aerzten, Offizieren und protestantischen Predigern, die in ansehnlicher Zahl beigefügt sind, um die an sich schon durchaus glaubwürdigen Angaben der Ordensmänner, die in ganz vertraulicher Weise ihren Vorgesetzten oder auch ihren Familienangehörigen berichten, vollauf zu bestätigen. Auch vereinzelte ungünstige Urteile und unangenehme Erlebnisse werden dabei keineswegs verschwiegen, jedoch mehr als aufgewogen durch die ehrenvollsten amtlichen Zeugnisse, die zahlreich und dem Wortlaute nach angeführt werden.

So lesen wir im Generalbericht der Zentralstelle der Johanniter-Maltesergenossenschaft in Rheinland-Westfalen: Ohne die großartige Aufopferung der beiden Genossenschaften des Franziskanerordens und der Gesellschaft Jesu, welche auf die

Anfrage, wieviel Mitglieder disponibel seien, antworteten: Eventuell die ganze Provinz, wäre es unmöglich gewesen, dem Bedürfnis auch nur annähernd zu entsprechen. Die Studien wurden geschlossen und der ungewohnte Krankendienst geübt, auch selbst von Priestern, und zwar mit solchem Erfolge, daß es bald den Anschein gewann, als kannten auch sie keine andere Berufstätigkeit. Opferwilligkeit und Gehorsam bewirkten, was bloße Uebung nicht vermocht haben würde.

Auch der Dank des Königs und Kaisers blieb nicht aus. Bei dem Besuch des 8. Feldlazaretts des 10. Armeekorps in Pont-à-Mousson am 21. August äußerte König Wilhelm, da er mehrere Jesuiten bei der Arbeit antraf: „Das ist schön, daß Sie gekommen sind, um zu helfen". Von den 195 in der Seelsorge oder in der Krankenpflege tätig gewesenen deutschen Jesuiten wurde einer, P. Aschenbrenner, mit dem Eisernen Kreuze dekoriert. 168 erhielten die Kriegsdenkmünze nebst nachstehendem Besitzzeugnisse: „Mit Gott für Kaiser, König und Vaterland. Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers und Königs ist die von Allerhöchstdemselben gestiftete Kriegsdenkmünze von Stahl am Nicht-Kombattantenbande dem Jesubruder NN. zu N. in Anerkennung der freiwilligen Leistungen bei der Pflege Verwundeter und Kranker während des siegreichen Feldzuges 1870/71 verliehen, worüber gegenwärtiges Zeugnis erteilt wird." Laut Register im Malteserarchiv wurde den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu die Kriegsdenkmünze teils am 2. Oktober teils am 6. Dezember 1872 zugesandt; bereits durch Gesetz vom 4. Juli desselben Jahres war denselben 168 Mitgliedern samt ihren übrigen Mitbrüdern der Aufenthalt in Deutschland unmöglich gemacht worden. Die Inschrift der Denkmünze: „Pflichttreue im Kriege. Gott war mit uns. Ihm sei die Ehre!" muß unter diesen Umständen eigentümlich und schmerzlich berühren.

Doch wenden wir uns von den amtlichen Zeugnissen und Auszeichnungen zu den Urteilen meist protestantischer Augenzeugen verschiedener Stände, die alle das miteinander gemein haben, daß, wenn sie voreingenommen waren, sie gegen die Jesuiten und ihre Tätigkeit in und außerhalb der Lazarette Vorurteile hegten.

In seinen „Tagebuchaufzeichnungen aus dem Feldzuge 1870“ schreibt F. v. Bodelschwingh unter dem 7. September 1870 über seine Erlebnisse in Ars-sur-Moselle: ... „In der großen Markthalle fand ich von 100, die in den ersten Tagen hier lagen, nur noch etwa 30, meist Amputierte oder sonst sehr schwer Verwundete, von katholischen Brüdern aus dem Jesuitenorden — ich muß der Wahrheit der Ehre geben — ohne Proselytenmacherei, mit rühmlicher Liebe und Treue, wie alle Kranken bezeugten, gepflegt“ (S. 59, Anm. 2).

Ein protestantischer Herr vom Niederrhein, der das Elend und die Not erblickte, konnte sich der Thränen nicht erwehren... Als er die Opferwilligkeit und Regsamkeit der Fratres sah, machte dieses einen solchen Eindruck auf ihn, daß er einen Frater beiseite rief und ihn weinend also anredete: „Offen gestanden, ich bin Protestant, allein wir sind ja doch Brüder, ganz besonders jetzt im Kriege; Sie tun so viel und bringen so manche Opfer; auch ich möchte gern etwas für die Unglücklichen tun“; und mit diesen Worten drückte er dem Frater die Hand voll harter Taler (S. 65).

„Die Verwundeten waren von den dankbarsten Gefühlen beseelt; in den zahlreichen Briefen, die wir für sie schrieben, wollten sie diese Gesinnungen oft in einer solchen Weise ausgedrückt wissen, daß wir dabei ausdrücklich bemerken mußten, die Form rühre von den Verwundeten selbst her.... Schließlich fielen die Vorurteile gegen Katholiken, Priester und Jesuiten, wie ihre stets wachsende Freundlichkeit und Herzlichkeit deutlich zeigte“ (S. 67).

„Ueberhaupt war der Eindruck bei Offizieren wie Gemeinen, bei den Lazarettbehörden wie bei den Aerzten, bei den Maltesern wie bei den Johannitern ein sehr günstiger. Von der andern Seite war auch der Eindruck, welchen die Protestanten auf uns im Lazarett gemacht haben, ein ganz anderer, als wir erwartet hatten. Wir sind überzeugt, daß der göttliche Richter vielen von ihnen gnädiger sein wird, als manchem Katholiken“ (S. 70).

An einer anderen Stelle wird bemerkt, „daß die Herrrn Beamten, wenn sie unter sich waren, oft sagten, daß sie sich ‚Jesuiten‘ ganz anders vorgestellt hätten und ganz und gar

enttäuscht seien. Mehrere baten, uns in Maria-Laach besuchen zu dürfen". Es ist ferner bekannt, daß ein Arzt aus Köln in dem ersten Monatsbericht über das neu gegründete Lazarett in Pont-à-Mousson sich aussprach: „ohne die Jesuiten, die zu Hilfe gekommen, würden sie gar nicht fertig geworden und das Lazarett gar nicht zu stande gekommen sein". Dasselbe bezeugt Dr. Albert Burkhardt, Hauptmann im eidgenössischen Generalstab, in der Schrift „Vier Monate bei einem preußischen Feldlazarett während des Krieges von 1870" (Basel 1872).

Ueberhaupt mag manches Vorurteil gegen katholische Ordensleute verschwunden sein. Einem vornehmen preußischen Offizier traten die Tränen in die Augen, als ihm ein Frater auf seine Frage, ob denn Jesuiten auch die Verpflegung von Andersgläubigen übernehmen, entgegnete: „Und warum denn nicht? Wir verpflegen alle, die unserer Pflege bedürfen, und fragen nicht erst, ob katholisch oder protestantisch." Ein protestantischer Prediger konnte nicht Worte genug finden, einem Frater seinen Dank auszusprechen. Nie werde er die Wohltaten vergessen, die er seinem Bruder während dessen Krankheit (in Courcelles) erwiesen. (S. 84).

Aus dem Reservelazarett des 8. Armeekorps zu Novéant wird berichtet: Bei dem vorwiegend protestantischen Lazarettpersonal genossen wir unbedingtes Vertrauen und Wohlwollen, auch nachdem wir als Jesuiten bekannt waren. Der Chefarzt besprach gewöhnlich mit uns die zu treffenden Anordnungen und gab ohne weiteres seine Unterschrift, um in seinem Namen alles, was wir für nötig hielten, auf dem Depot zu verlangen. (S. 86.)

In den „Hauptbericht des Vereins für Aussendung freiwilliger Lazarettprediger in der Rheinprovinz" (Elberfeld 1871) ist aus den Berichten des Lazarettpredigers Scheffen von Wermelskirchen über dessen Aufenthalt zu Sablon unter anderem folgendes aufgenommen worden: „19. Dezember. . . . Die Pflege wird von barmherzigen Schwestern und in zwei Stuben von Jesuitenbrüdern geleistet. . . . 30. Dezember: Was das ärztliche Personal . . . sowie die Pfleger und Pflegerinnen betrifft, so stoße ich bei denselben nicht nur nicht auf Hindernisse,

sondern finde bei denselben, wenn ich darum ersuche, in meiner Wirksamkeit die freundlichste Unterstützung" (S. 95).

Den Erinnerungen von P. Ludwig Kramer entnehmen wir folgende höchst bemerkenswerte Episode aus dem Biwak bei Metz: Einst wartete ich auf neue Soldaten für die Beicht, als unerwartet ein höherer Offizier auf mich zutrat und fragte: „Sind Sie nicht ein Jesuit?" Wir trugen zwar das Kleid, doch waren wir anfangs wenig als Jesuiten bekannt. „Eine gerade Frage", entgegnete ich, „ist eine gerade Antwort wert. Ich setze voraus, Sie werden es hier in meiner Stellung mir nicht zum Schaden mißdeuten. Ja, ich bin einer." — „Hab's doch gedacht; hab' Ihre Patres schon oft in Koblenz gesehen; ich höre, manche Patres und Brüder sind tätig im Krieg; aber", sagte er mit heftiger Handbewegung, „das ist der letzte Trumpf, den ihr Jesuiten ausspielt, und es wird euch doch nichts nützen; die Gesetzesvorlagen sind schon gegen euch gemacht und sind nur jetzt verschoben." — „Davon weiß ich nichts", war meine Antwort; „ich arbeite hier nur für Gott und das Seelenheil", und kehrte damit zu meinem Beichtschemel zurück.

Am 13. August 1871 schrieb das „Schles. Kirchenblatt" Nr. 23 unter „Maria-Laach": „Die Jesuitenpatres von Maria-Laach hatten sich der königlichen Regierung erboten, einen Teil ihrer Räumlichkeiten zur Errichtung eines Lazaretts herzugeben, sowie die geistliche und körperliche Pflege der Kranken zu übernehmen. Ein geeigneterer Ort für gedachten Zweck als eben in der stillen, ruhigen Einsamkeit am Laacher See dürfte schwer zu finden sein. Die königliche Regierung zu Koblenz hat denn auch das patriotische Anerbieten angenommen, und ist man bereits mit Einrichtungen zu dem gedachten Zwecke beschäftigt." Für alle Bedürfnisse der 86 Rekonvaleszenten, von denen 45 Katholiken, 41 Protestanten waren, wurde reichlich gesorgt. Das bewirkte denn auch, daß sich die Leute überaus befriedigt zeigten. Ihre Dankbarkeit bekundete sich in den herzlichsten Dankesversicherungen, in ihren Briefen, in den Lobeserhebungen, worin sie sich in Andernach, Neuwied und sonst ergingen, vor allem in der herzlichen Danksagung, die sie in das „Koblenzer Tagblatt" einrücken ließen.

Auch in Bonn wurde gleich zu Anfang des Krieges ein bedeutender Teil des Hauses der Jesuiten für verwundete Soldaten eingeräumt: freudig übernahmen Patres und Brüder die Einschränkungen und Opfer, welche damit verbunden waren (S. 124). Als die Kranken sich zum ersten Mal in die Stadt begeben konnten, ließen sie sich, Deutsche und Franzosen, brüderlich zusammen photographieren. Das Bild wurde dann dem Pater Superior als ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit unter den freudigsten Dankesergüssen und mit einer feierlichen Anrede überreicht (S. 125).

„Vor den Toren der Stadt Münster", heißt es im Generalbericht der Zentralstelle der Johanniter-Malteser-Genossenschaft in Rheinland-Westfalen S. 41, „in gesunder, luftiger Lage, pflegten unter der Beihilfe des dortigen Malteser Hilfskomitees in der Friedrichsburg fünf Brüder eine Anzahl von 20 Verwundeten täglich bis zum 13. März unter großen Opfern, indem dieses Haus zugleich zum Studium für eine große Anzahl junger Leute (aus dem Jesuitenorden) bestimmt ist"

Ueber das Lazarett der Jesuiten in Aachen sagt der mehrfach erwähnte Generalbericht: „In Aachen, in dem neu errichteten Klostergebäude auf dem Bergdrisch, wurden durchschnittlich täglich 30—50 Verwundete und Kranke gepflegt. Die pflegenden Brüder, unterstützt von dem Aachener Hilfsverein, erzielten die besten Resultate und machten ihr kleines Lazarett zu einem wahren Musterlazarett. In dem Zeitraum vom 19. September 1870 bis April 1871 wurden in demselben 214 Personen gepflegt."

In der Bonner „Residenz" (d. h. kleinere Niederlassung) der Jesuiten ließ der P. Superior zwölf meist Schwerverwundete auf die sorgfältigste Weise verpflegen. Auch in dem in ein Lazarett umgewandelten Vergnügungsetablissement „Knabengarten" waren Scholastiker aus Maria Laach tätig. Die Direktion hatte ein Professor der Anatomie an der königlichen Universität. Wie überhaupt die liberalen Herren, so war auch dieser Herr früher der Gesellschaft Jesu, die er wenig kannte, durchaus abgeneigt gewesen, besonders seitdem in den bekannten Bonner Unfehlbarkeitswirren die Jesuiten sich als entschiedene Verteidiger der päpstlichen Infallibilität gezeigt hatten. Als nun

dieser Herr .... bemerkte, wie dieselben aus ganzer Seele dem Dienste der Leidenden sich hingaben, begann seine Abneigung allmählich zu schwinden, und die nähere Bekanntschaft mit einem Pater der Bonner „Residenz“, welcher Tag und Nacht bei den Verwundeten tätig war, benahm ihm vollends die Vorurteile gegen unseren Orden (S. 132). Unser Verhältnis zu den Oberbehörden und inspizierenden Persönlichkeiten war ein sehr gutes. Auch der Landrath, der uns nicht selten besuchte, gab uns unverhohlene Beweise seiner Anerkennung.

Auf Ersuchen der protestantischen Johanniter wurde ein Pater und neun Scholastiker in die Umgegend von Belfort gesandt, um die große Not in den dortigen Lazaretten lindern zu helfen. Sie führten ein Schreiben des Herzogs von Ujest bei sich, das zugleich als Legitimation für sie diente. In den Lazaretten zu Dannemarie, Chenebier, Morvillars, Chatenois und Dôle fanden sie ein reiches Feld opfervoller Tätigkeit.

Paul Wendt schreibt in seinen Erinnerungen eines Feldlazarettbeamten (Hinter der Front, Rathenow 1891) unter dem Datum Morvillars, Januar 1871: Da die Krankenpflege jetzt mitunter kaum zu bewältigende Anforderungen an unser eigenes Personal stellte, so hatten wir mittlerweile von den Offerten der Johanniter Gebrauch gemacht und freiwillige Krankenpfleger eingestellt. Einige Leute, welche gegen Bezahlung Dienste leisteten, genügten den Ansprüchen aber nicht und mußten bald wieder entlassen werden. Am besten und mit wahrer Selbstaufopferung erfüllten ihre Pflicht drei Zöglinge der bekannten Abtei Laach, welche keine noch so niedrige Arbeit scheuten und uns mehr leisteten als ein halbes Dutzend unserer eigenen Krankenwärter. Stets unverdrossen taten sie namentlich bei den Verwundeten im schweren Lazarett vorzügliche Dienste, und mancher derselben verdankt ihnen sein Leben (S. 151, Anm. 1).

Als die letzte Abteilung aus den Lazaretten bei Belfort den Schauplatz ihrer Tätigkeit verließ, machte Frater Martin dem Herrn Baron v. Hottinger, delegiertem Johanniter, seinen Besuch, um ihm anzuzeigen, daß keiner von seinen pflegebefohlenen Lazarettbrüdern mehr in der Gegend sei. Es war eine große, schöne Greisengestalt. In den herzlichsten, aufrichtigsten Ausdrücken sprach er allen Brüdern seinen innigsten Dank

aus für die Liebe und Aufopferung, welche sie stets den armen Kranken und Verwundeten entgegengebracht (S. 150). Er war voll Lobes über die Fratres und die Gesellschaft als Ganzes. „Was ich an Ihrem Orden besonders bewundere und hochschätze", sagte er, „das ist die Subordination; diese muß die Welt noch zusammenhalten, sonst würde sie vollends aus den Fugen gehen" (S. 153).

Im Lazarett zu Dôle waren die Kranken, auch die Protestanten, gegen die Jesuitenbrüder recht dankbar, hatten sie gern um sich und freuten sich recht, daß sie immer die Nachtwachen hielten, „denn", sagten sie, „bei den früheren Wärtern konnte man rufen, aber es kam niemand" (S. 159).

Von der Kartause bei Koblenz, wo ein Lager für 11 bis 12,000 Kriegsgefangene und Lazarette mit 500—600 Kranken sich befanden, berichtet ein Frater: Als die Aerzte sahen, daß der Krankheitszustand sich seit unserem Erscheinen mit jedem Tage fast zusehends besserte und ihre kleinen Wünsche in betreff der Verschönerung der Lazarette in Erfüllung gingen, kurzum alles ein ganz anderes Aussehen gewann, da schwand ihr anfängliches Mißtrauen, und an seine Stelle trat aufrichtiges Entgegenkommen. So konnte sich z. B. gerade der uns früher am wenigsten geneigte unter ihnen nicht enthalten, eines Tages seinem Frater zu bemerken, daß er, der Arzt, ganz sorglos geworden sei, seitdem der Frater in der Baracke sei (S. 166). Sämtliche Viktualien und sämtliche Liebesgaben für unsere Baracken wurden an uns abgeliefert und uns deren Verteilung ohne die mindeste Kontrolle überlassen. . . . . Noch als wir abreisten, sagte uns der Inspektor, wenn auch mit einer gewissen Uebertreibung, erst durch uns und die Schwestern sei Ordnung in das Lazarett gekommen. Auch ein Arzt, der uns früher nichts weniger als gewogen war, bemerkte uns, als wir von ihm Abschied nahmen: „Ich habe meine Ansicht über die Jesuiten vollständig geändert." . . . In ähnlicher Weise sprachen sich zu wiederholten Malen andere Aerzte aus (S. 166).

Auch bei deutschen Kriegsgefangenen in Pau war ein deutscher Jesuitenpater als Seelsorger tätig, nämlich P. Franz Xaver Kämpfen. In Pau und Umgegend waren an 1200 Kriegsgefangene interniert (S. 169, 170).

Einer der schönsten und fruchtbarsten Wirkungskreise während des Krieges war sicherlich der von Orleans. . . . Einerseits wirkten die Mitglieder der Gesellschaft Jesu daselbst drei volle Monate. Sodann war die Arbeiterzahl eine ziemlich beträchtliche, durchgängig 12—16 Fratres, die in 5 Lazarette verteilt waren. An Arbeit fehlte es auch nicht, denn Orleans barg in seinen Mauern durchschnittlich 5000—7000 Kranke und Verwundete (S. 170).

Viele protestantische Prediger mögen daselbst, indem sie die Jesuiten in den Lazaretten alle möglichen Dienste verrichten sahen, manche Vorurteile gegen die katholische Kirche abgelegt haben. Wenigstens waren sie in Orleans alle sehr tolerant, sie lobten sogar die katholische Kirche, ihre Orden und besonders die Jesuiten. Diese erfreuten sich bei den Soldaten des Zutrauens, der Liebe und Achtung in hohem Grade (S. 171).

Die ersten Worte, welche ein Oberstabsarzt eines Lazaretts zu den Fratres sprach, waren: „Willkommen! mit offenen Armen nehme ich Sie auf; man hat Sie während des Krieges schon hinlänglich schätzen gelernt" (S. 172). Als vor der Abreise ein Frater denselben Oberstabsarzt um ein Zeugnis bat, erging er sich wieder in Lobsprüchen und sagte unter anderem: „Es ist eine wahre Freude, solche Krankenwärter zu haben, wie die Herren Brüder sind; man mag ihnen sagen und aufgeben, was man will, immer sind sie freudig und bereitwillig. Sagt man aber einem Wärter etwas, so hat man immer ein mürrisches Gesicht" (S. 173).

Eines ähnlichen Wohlwollens erfreuten sich die deutschen Jesuiten allerdings nicht auf den Straßen von Orleans. Obgleich sie die deutsche Lazarettbinde trugen, wurden sie nicht selten von deutschen Soldaten, auch von Offizieren, insultiert. Lag etwa die Verwechslung mit französischen Geistlichen wirklich so nahe? Wiesehr freilich der Haß gegen diese durch die Zeitungen und andere Mittel geschürt worden, ist bekannt. Die Begrüßung als Pfaff, als Schwarzer war an der Tagesordnung. Einmal artete die Gehässigkeit sogar in Gewalttätigkeit aus. Wurden die Insultierenden ernst und ruhig zur Rede gestellt, so schützten sie Mißverständnis und Verwechslungen vor (S. 173).

Im 10. bayerischen Aufnahmelazarett zu Orleans waren

sieben Jesuitennovizen vom 18. Dezember 1870 bis 7. März 1871 tätig. Dieselben berichten: Mit den Soldaten standen wir recht gut, auch mit den Protestanten. Wie freuten sie sich, wenn wir morgens wieder ins Lazarett kamen oder eine Nachtwache antraten! Mit dem Lazarettpersonale unterhielten wir immer die besten Beziehungen.

Die Brüder, die im Lazarett in der Rue Bourgogne tätig waren, erzählen u. a: Am 28. Dezember wurden wir in das Lazarett eingeführt. Die armen Kranken und Verwundeten lagen alle im Unrat. Niemand bekümmerte sich ernstlich um sie. Nur zahlreiches Ungezieser leistete ihnen Gesellschaft. Laut frohlockten daher die Soldaten, als wir uns ihnen als ihre künftigen Pfleger vorstellten. Die Arbeit war allerdings eine schwierige, ekelhafte, und nahm unsere ganzen Kräfte in Anspruch. Als am 15. Januar das Lazarett von den Bayern an die Hessen übergeben wurde, war bereits alles hergerichtet. „Wirklich ausgezeichnet! Alles so rein und proper!" sagte am Ende der Visite der hessische Oberstabsarzt mit einem zufriedenen Lächeln zu uns. „Nicht zu verwundern! Wo Brüder sind und Johanniter, da geht's!" erwiderte der bayerische Regimentsarzt (S. 180).

Die Aerzte (in Orleans) waren gegen die Jesuiten überaus freundlich und mit ihrer Wirksamkeit sehr zufrieden. Einer derselben machte die Bemerkung, er könne es nicht begreifen, daß die Brüder den harten Dienst so lange aushielten, während die freiwilligen Krankenwärter sich sobald davon machten. Was die Soldaten angeht, so war ihre Freundlichkeit, Anhänglichkeit und Offenheit bald groß wie überall. Die kräftigsten Männer verkehrten mit ihren Pflegern wie Kinder mit ihrem Vater (S. 183).

Der Scholastiker Johann Mellwig berichtet aus Vendôme: Die Aerzte, obgleich Protestanten, nahmen uns mit ausnehmender Freundlichkeit auf. Sie hatten in den Lazaretten von Novéant die Unserigen bereits kennen gelernt. In der Oeffentlichkeit machten die Soldaten uns hie und da Grobheiten. . . . Es genügte aber, sie deutsch anzusprechen, um solche Ausbrüche des Unmutes beizulegen (S. 186).

Im Vereinslazarett „Bockhalle" in Köln war der eine

Arzt Jude und der andere, ein Protestant, bekundete sich offen als Freimaurer; gleichwohl wurden sie allmählich doch so vertraut, daß der letztere, wiewohl bisher ein entschiedener Feind der Jesuiten, es nirgendwo, nach seinen eigenen Worten, so gemütlich fand als im Umgange mit den Fratres. Bisher hatte er die Jesuiten wahrscheinlich nur aus Zeitschriften kennen gelernt, jetzt sah er ihr ganzes Arbeiten und Treiben, unterhielt sich mit ihnen, kurz er erkannte, daß sie ebensogut Menschen seien, wie er selbst. Anfang Oktober traf ein herber Verlust das ganze Lazarett, der um so schmerzlicher war, je mehr er von allen, den Aerzten und Kranken sowohl, wie auch von den Pflegebrüdern empfunden wurde. Frater Kroh wurde am 4. Oktober von den Arbeiten und Mühen des Krankendienstes zu einem besseren Leben abgerufen, um den Lohn in Empfang zu nehmen, den er durch seine übergroße, opferwillige Liebe sich errungen hatte (S. 193).

„Vor Paris“ ist der 17. Abschnitt des inhaltreichen Buches betitelt, dem wir alle diese Einzelzüge entnehmen. So berichtet P. Bischoff aus Corbeil: Die Novizen und der Frater aus Maria-Laach wurden im Lazarette von Le Coudray vom Baron von Wardenburg eingeführt. Bei dieser Gelegenheit lobte jener besonders den Fleiß, die Zufriedenheit, die Treue und Gewissenhaftigkeit unserer Fratres; es sei ihm recht lieb, sagte er, jemand von uns in den Lazaretten zu wissen (S. 138).

Am 13. Januar starb in Corbeil der Jesuitenpater Röckemann. Ein bayerischer Priester erzählt, wie der Pater einmal trotz Widerwillens und Abscheus zu einem Pockenkranken gegangen, um ihn zu versehen, und daß er sich von dieser Stunde an nicht mehr wohl gefühlt und deshalb die Pockenstation jenem Priester übergeben habe. Der genannte bayerische Geistliche, der sich mit dem Pater in die Arbeit für die Lazarette in und um Corbeil geteilt hatte, hielt bei dem feierlichen Leichenbegängnisse eine kleine Rede, in welcher er besonders den Eifer des Paters, sein großes Wissen, seine Opfer usw. hervorhob und es vor aller Welt aussprach, was man bis jetzt noch nicht allgemein wußte, daß wir Jesuiten seien. Der Eindruck, den seine Worte sowie die ganze Begräbnisfeier be-

sonders auf die Soldaten und Doktoren machte, war recht günstig, und selbst die Aufdeckung unserer Eigenschaft als Mitglieder der Gesellschaft Jesu hat an der Hochachtung aller gegen uns nicht nur nicht geschadet, sondern sie selbst erhöht (S. 200).

In Etampes gab es kaum einen Arzt, der nicht auf irgend eine Weise, seine Zufriedenheit, ja seine Freundschaft gegen die Fratres bewiesen hätte. Der Chefarzt z. B. erklärte von einem der Fratres in Gegenwart höherer Offiziere, dieser sei ganz begeistert für seine Arbeit, wie auf Flügeln getragen, und in seinem Zeugnis schrieb er, der Frater sei sichtlich getragen von der christlichen Nächstenliebe; der Arzt äußerte ferner in derselben Gesellschaft: „Diese Brüder aus der Gesellschaft Jesu haben mir unendlich viel Dienste erwiesen, ohne sie wäre ich kaum fertig geworden. Ein jüdischer Arzt meinte, soviel von ihm abhänge, wollte er in seinem Lazarette nur Schwestern für die Küche und das innere Hauswesen und Jesuitenbrüder für die äußere Leitung des Hauses haben usw. Als jemand einem Johanniterritter in Etampes die Bemerkung machte, sie hätten ja Jesuiten in ihren Lazaretten, erwiderte dieser: „Ja gewiß. aber sie halten sich auch vortrefflich“ (S. 204).

Am 12. Januar schrieb P. Rix von Orleans: Gestern waren nicht weniger als acht Fratres arbeitsunfähig. Einige derselben werden in Kürze hergestellt sein . . . andere (es folgen fünf Namen) werden wohl am besten nach ihrer Genesung zurückkehren, weil sie mir zu erschöpft scheinen“ (S. 213).

Unter den Aerzten, die abwechselnd von Etampes nach dem Schlosse Brunehaut kamen, wo eine Rekonvaleszentenstation unter Aufsicht eines Fraters errichtet war, befand sich ein sehr tüchtiger jüdischer Arzt, der Assistenzarzt Dr. Reich, der uns sehr gewogen war. Es war dem Doktor nicht unbekannt, daß wir Jesuiten seien. Das hinderte aber seine Hochachtung und sein Zutrauen nicht. Er nahm gegen andere Partei für uns. Unser leibliches Wohl lag ihm redlich am Herzen. Auch der andere Assistenzarzt (Dr. Horn) war ungemein freundlich gegen uns. Er besuchte uns selbst nach seiner Versetzung öfters und

sprach sich bei andern sehr anerkennend über uns aus. Als er dem Lazarettpersonal auf Weihnachten ein Geschenk machte, bedachte er auch die Fratres. Auch der Chefarzt, Dr. Schorm, war uns besonders zugetan (S. 220).

In einem Brief vom 15. März 1871 an P. Behrens kam P. Kramer auch auf einen Besuch des deutschen Kronprinzen zu sprechen, der auf seiner Rückkehr von Versailles außer mehreren anderen bedeutenden Städten Frankreichs auch Amiens besuchte: „Mit allen Alexianer- und Montabaurerbrüdern sprach Se. Königliche Hoheit auf ihren betreffenden Stationen und dankte den letzteren für alle ganz besonders und sagte, es freue ihn sehr, während dieses Krieges wiederum die Tätigkeit der Ordensleute in so erfreulicher Weise wahrgenommen zu haben“ (S. 285 Anm. 1).

Das „Königin-Augusta-Regiment“ erhielt auf ausdrücklichen Willen der Kaiserin Augusta einen eigenen katholischen Priester in Person des P. Nix, da mehr als vier Fünftel des Regiments katholisch waren. P. Nix versah die Seelsorge außer bei diesem Regiment auch noch bei anderen Truppenteilen, besonders bei der Gardekavallerie, welche eines eigenen katholischen Geistlichen entbehrte.

Als das Leibregiment der Kaiserin mit nach Berlin zog, um sich an den großartigen Einzugsfeierlichkeiten zu beteiligen, bestand der Führer des Regiments darauf, den P. Nix mitzunehmen, „weil der Kaiserin der Feldgeistliche ihres Regiments vorgestellt werden müsse“. Als solcher nahm er auch hoch zu Roß mit den beiden katholischen Divisionspfarrern des Gardekorps und dem mit dem eisernen Kreuze ausgezeichneten P. Aschenbrenner am Triumphzuge teil; ein jeder ritt bei seinen Soldaten und wurde mit Hoch und Hurra, mit Kränzen und Blumen nicht verschont. Dem P. Nix rief sogar einer nach: „Da kommt ein Jesuit!“, worauf ein anderer antwortete. „Er lebe hoch!“ Am folgenden Tage wurden außer dem ganzen kaiserlichen Hof und Ministerium alle Stabsoffiziere, Ritter des eisernen Kreuzes erster Klasse und Feldgeistlichen zur kaiserlichen Tafel geladen. „Den folgenden Tag“, so schreibt P. Nix, „hatte das Offizierskorps meines Regiments noch eine

besondere Audienz bei der Kaiserin. Als wir bereits bei der Treppe angelangt waren, wurde ich vom Regimentskommandeur zurückgerufen: „Die Kaiserin wolle den Feldgeistlichen ihres Regiments sprechen". Nachdem ich in einem Zimmer einige Minuten gewartet, erschien die Kaiserin und sprach mit mir eine Viertelstunde. Zuerst drückte sie ihre große Freude aus über den Brief, welchen ich ihr über das Regiment geschrieben. Dann konnte sie kaum endigen mit dem Danke für meine Tätigkeit für ihr Regiment. Auf ihre Frage: „Sie sind wohl Ordensmann?" antwortete ich: „Ja Kaiserliche Majestät" Sie: „Jesuit?" — „Zu dienen Kaiserliche Majestät"! — „Sind Sie das schon lange? — „15 Jahre". Sie erkundigte sich noch über Verschiedenes, versprach mir, ich könne mich darauf verlassen, daß sie ihr Möglichstes tun werde, um mir auch eine äußere fortdauernde Anerkennung zu verschaffen. Dann schenkte sie mir als Andenken ein Kruzifix aus Kanonenmetall und sagte zum Schlusse: „Ich komme öfters nach Koblenz. Es wird mich freuen, wenn Sie mich dort zuweilen aufsuchen. Ihre Reise dorthin wird ja keine Schwierigkeiten haben, weil Sie in Koblenz ein Ordenshaus besitzen, wo Sie für diese Fälle absteigen können". Dann gab Sie mir die Hand zum Abschiede — Es kam anders.

Wir haben unsern Ueberblick im Wesentlichen beendet, ohne damit den Inhalt des sehr lesenswerten Buches erschöpfen zu wollen. Es enthält eine Fülle lebendiger Episoden und interessanter Details, wie es die Aufzeichnungen so vieler hochgebildeter Männer erwarten lassen. Ueber den weiten Kriegsschauplatz in Krankenpflege und Seelsorge verteilt, bot sich ihnen reichlich Gelegenheit, Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln, die sich gegenseitig ergänzen und zu einem Zeitbild von ursprünglichem Reiz zusammenschließen.

Wer z. B. das Urteil dieser seelenkundigen Priester über die religiöse und sittliche Verfassung der damaligen französischen Armee überdenkt, dem wird die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse unter der Republik und die bevorstehende Trennung von Kirche und Staat nicht mehr unerklärlich, vielmehr als von langer Hand her vorbereitet erscheinen durch den religiösen Indifferentismus der Volksmassen, der auf die Ze t der großen

Revolution zurückzudatieren ist. Rühmlich hebt sich davon ab die religiös-sittliche Gesinnung im deutschen Heere, es unterliegt keinem Zweifel, daß diese kernhafte Gesinnung die beispiellosen, aber blutigen Feldzugserfolge wesentlich hat miterringen helfen. Ein Grund mehr, die Religion nach dem Wunsch des greisen Kriegsherrn und ersten deutschen Kaisers dem Volke zu erhalten!

Auch zwischen den Zeilen des Buches ist mancherlei zu lesen; nicht zuletzt müssen auf diese Weise die Berichte der Ordensmänner über ihre eigene unermüdliche und opfervolle Tätigkeit ergänzt werden, eine Tätigkeit, die neben harten Entbehrungen die übermäßige Anspornung aller Kräfte erforderte und sich auf die niedrigsten ekelerregenden Samariterdienste in verpesteten und überfüllten Lazaretten, bei Tag und Nacht, bei Freund und Feind, bei Katholiken und Protestanten erstreckte. Wahrlich, die Aerzte wußten, was sie an der Hilfe der Orden hatten, und was ihnen kein bezahlter, kein militärisch gedrillter Pfleger leisten konnte.

Aber auch das dankbare Vaterland sollte, wenn auch spät, seinem Namen Ehre machen und die traurigen Reste eines Ausnahmegesetzes beseitigen, das im Jahre 1870 zum Heile von vielen Tausenden verwundeter und kranker deutscher Krieger noch nicht existiert hat.

XXVII.

Die Wiederbelebung Georgiens und die Bedrückung seitens Rußlands.

Die Georgier, d. h. die Bewohner des ehemaligen Königreichs Grusien, das größtenteils mit dem jetzigen Gouvernement Tiflis des russischen Generalgouvernements Kaukasien zusammenfällt, können auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken; denn sie haben sich nach langen und harten Kämpfen zuerst der Seldschucken erwehrt, dann der Sarazenen und Mongolen und endlich der Türken. Die Herrschaft dieser mohammedanischen Horden über die griechisch-katholischen Georgier war nur zeitweilig, denn das tapfere Volk erhob sich immer wieder und schüttelte das türkische Joch immer wieder ab. Die Türken selbst waren zu indolent oder von der hohen Politik — den Eroberungen in Ungarn und Griechenland — zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie einen Vernichtungskrieg gegen Georgien geführt hätten. Dank der Uneinigkeit zwischen den zwei katholischen Mächten Oesterreich und Frankreich erhielten die Georgier viele Versprechungen und schöne Worte, aber keine wirksame Unterstützung. Notgedrungen suchten sie daher Schutz gegen die türkischen Uebergriffe bei der Macht, die bestimmt schien, den Halbmond zurückzudrängen und die von den Türken in Knechtschaft gehaltenen christlichen Nationen Asiens und Europas zu befreien. Die russischen Herrscher waren keineswegs von den hohen Idealen der

Kreuzfahrer beseelt. In ihrem Egoismus, den sie geschickt zu verbergen wußten, suchten sie die christlichen Stämme als Werkzeuge zu gebrauchen, und nachdem sie dieselben ausgenutzt hatten, der Wut ihrer Feinde preiszugeben. Auch die Georgier sollten die Treulosigkeit und Verräterei der Russen an sich erfahren.

Peter der Große, der seinen Beinamen keineswegs seinen sittlichen Eigenschaften und einer großherzigen Politik verdankt, hatte mit dem König von Georgien ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Persien und die Türkei geschlossen (1723), und seinen Bundesgenossen die Herrschaft über die Christen von Transkaukasien zugesagt, wenn der Erfolg ihre Waffen krönte. Die Georgier hatten wesentlich zu dem Siege beigetragen, sahen sich aber um den Siegespreis betrogen, denn in dem ohne Vorwissen seiner Verbündeten abgeschlossenen Separatfrieden (1. Juni 1724) wurde die türkische Oberhoheit über Georgien vom Zaren bestätigt. Da die Georgier sich weigerten, ihren Nacken unter das türkische Joch zu beugen, die Türken aber diesesmal entschlossen waren, ihre Feinde so gründlich zu demütigen, daß sie ihnen nimmermehr gefährlich werden konnten, kam es zu einem langwierigen Kriege, durch den die Hilfsquellen Georgiens erschöpft wurden; denn die Türken führen den Krieg gegen wehrlose Frauen und Kinder, die sie mißhandeln und töten, sind Meister im Sengen und Brennen, während sie in den Schlachten sich feige zeigen. Der letzte georgische König Irakli II. besiegte die vereinigten Türken und Perser in manchen Schlachten, mußte aber, da die europäischen Herrscher jede Hilfe verweigerten, sich endlich dazu verstehen, ein Bündnis mit Katharina II. zu schließen. Sie ließ ein russisches Heer unter Totleben zu dem georgischen stoßen. In dem Augenblick, da Irakli den Türken bei Aspinzi eine Schlacht liefern wollte, erklärte Totleben, er habe spezielle Befehle von der Kaiserin, den Kampf nicht fortzusetzen. Der geheime Wunsch, den Georgiern eine Niederlage bei-

zubringen, ging nicht in Erfüllung, denn dank seiner trefflichen Führung und der stürmischen Tapferkeit seiner Truppen errang Irakli einen glänzenden Sieg, den er leider nicht auszunützen vermochte (1769). Perser und Türken bedrängten das erschöpfte Georgien von allen Seiten und eroberten einen festen Platz nach dem andern; die Hauptstadt Tiflis fiel in die Hände der Feinde, der alte König floh ins Gebirge und starb daselbst (1797). Dessen Sohn Georg XII. war ein Idiot und ein Schlemmer und vermochte der Anarchie nicht zu steuern. Er ließ sich von seiner Umgebung verleiten, das Protektorat Rußlands anzuerkennen. Die Bedingungen waren nicht ungünstig. Die Autonomie Georgiens ward gewahrt, alle Stellen sollten durch Georgier besetzt werden, die Dynastie sollte fortbestehen, die Kirche unabhängig bleiben, die offizielle Sprache die georgische sein. Ein kaiserliches Manifest sicherte den Georgiern außer den Freiheiten ihres Landes alle Vorrechte der Russen. Alexander I., der um die Verschwörung, der sein Vater Paul zum Opfer fiel, gewußt hatte, bestätigte die Zugeständnisse des väterlichen Manifestes; dies hinderte ihn jedoch nicht, durch einen Gewaltstreich die Georgier aller ihrer Rechte zu berauben. Drei Monate später nämlich berief er den georgischen Adel zu einer Zusammenkunft in der Kathedrale von Tiflis. Daselbst las der Generalgouverneur Knorring den Großen ein neues Manifest vor, und befahl ihnen, den Eid darauf abzulegen. Selbstverständlich weigerten sie sich und wurden nun von den russischen Truppen, welche die Kirche umstellt hatten, ohne Mühe gefangen genommen, da sie unbewaffnet waren. Der Anschlag war jedoch verfrüht; das Volk erhob sich und nötigte die Russen zur Bestätigung des ersten Manifestes und zur Gewährung einer Verfassung, in der indeß nur die Aristokratie vertreten war. Die Dinge gestalteten sich anfangs ganz leidlich, die Verwaltung und die Gerechtigkeitspflege befanden sich in georgischen Händen. Als aber einige

aus den Aristokraten sich bestechen ließen und den schlimmen Absichten der russischen Bureaukratie auf jede Weise Vorschub leisteten, da nahm der Unwille des Volkes stetig zu. Die Georgier hatten für ihre Treue und Loyalität während des Krimkrieges als Belohnung Selbstverwaltung und Berücksichtigung ihrer nationalen Bestrebungen erwartet, mußten aber sehen, daß die Russifizierung immer mehr um sich griff, und alle vertragsmäßigen Rechte eines nach dem andern unterdrückt wurden. Die russische Sprache und Zensur wurden eingeführt (1832) und alle, welche sich widersetzten, nach Sibirien abgeführt. Die Prägung georgischer Münzen wurde abgeschafft (1852), die georgischen Beamten durch russische ersetzt, Kirche und Schule russifiziert. Dagegen wurden die den russischen Bauern gewährten Rechte den Georgiern vorenthalten. Der größte Bedrücker Georgiens war jedenfalls Alexander III. Der russische Kriegsdienst wurde eingeführt (1885) und die Rekruten nach dem entlegenen Sibirien geschickt. Der Umstand, daß die Sterblichkeit unter den Georgiern und Armeniern solche Dimensionen annahm, daß 45 % der Soldaten den Strapazen und dem ungünstigen Klima erlagen, war für die russischen Bureaukraten eine besondere Genugtuung. Dimitri Tolstoi, der frühere Minister des Innern, bemerkte einem russischen Professor gegenüber, der sich für kaukasische Ethnographie interessierte: „Das Verschwinden dieser Völkerschaften sei für Rußland kein Verlust, vielmehr ein Gewinn, denn es würde die Regierung in den Stand setzen, russische Ansiedler zu schicken und Transkaukasien zu einer russischen Provinz zu machen.“

Nach diesem Grundsatz hat die Regierung gehandelt, und nicht ohne Erfolg die georgischen Bauern der Möglichkeit, neues Grundeigentum zu erwerben, beraubt. Sie hat vorerst die Domänen der früheren Herrscher als Kronland eingezogen und durch den Ankauf von Gütern der Adeligen gewaltig vermehrt. In dem Distrikt von Guria sind 40 % des Bodens Krongut, das die Georgier weder kaufen noch

pachten dürfen. Wenn Georgier Ländereien veräußern, kann kein Georgier dieselben kaufen. Die Folge davon ist, daß die Besitzer großer Güter dieselben zerschlagen und unter ihre Söhne verteilen müssen, wenn sie dieselben nicht ins Ausland schicken wollen. Je kleiner die Güter werden, desto weniger können die Bauern die Steuern erschwingen; desto bälder kommen sie unter den Hammer. Die Regierung weiß es so einzurichten, daß dieselben unter ihrem Wert verkauft werden und die neuen Käufer unter möglichst vorteilhaften Bedingungen ihre Güter bewirtschaften können. Die georgischen Bergwerke liefern die Hälfte des Manganerzes, das in der ganzen Welt produziert wird. Um die Eigentümer der Bergwerke zu ruinieren oder zum Verkaufe ihrer Werke zu zwingen, haben die Minister die Eisenbahnfracht unmäßig erhöht. Je gewaltsamer diese Maßregeln sind, desto unwirksamer werden sie sich erweisen. Die Russen werden in ihrer neuen Heimat noch weniger Erfolg haben als in der alten; die muselmännischen Ansiedler aber sind ein für Rußland weit gefährlicheres Element als die Georgier.

Die Kurzsichtigkeit der Bureaukraten war mit diesen Erfolgen nicht zufrieden, sondern suchte dem Volke die slavische Sprache und die russische Religion aufzudrängen. Da die Georgier in der russischen Sprache und Religion nichts als Werkzeuge der Bedrückung sahen, so setzten sie der Einführung derselben den zähesten Widerstand entgegen. Die Russen konnten wohl die öffentlichen und Privatschulen schließen, den Unterricht in der Muttersprache verpönen, die russische Sprache zur herrschenden machen, aber die Liebe zur angestammten Sprache konnten sie ebensowenig den Georgiern aus dem Herzen reißen als die Liebe zur Religion ihrer Väter. Der russische Bureaukrat bleibt überall derselbe, nimmt stets zu roher Gewalttat seine Zuflucht, wenn er eine überlegene Kultur, eine reinere und bessere Religion ausrotten will; ob er in Polen, in Georgien oder in Armenien die bestehende Ordnung umzuwerfen bemüht ist, überall läßt er nur Ruinen

zurück, überall reizt er das Volk aufs äußerste. Während andere Eroberer den unterjochten Rassen für die entzogene Freiheit und Selbständigkeit einen Ersatz bieten, materielle Güter, eine bessere Verwaltung oder eine höhere Kultur gewähren, bietet Rußland höchstens den unzivilisierten Wilden etwas Höheres. Wir können hier unmöglich auf die Einzelheiten eingehen, durch welche eines der besten und tapfersten Völker Asiens zur bewaffneten Erhebung gegen Rußland getrieben worden ist. Fürst Golitsin, der Generalgouverneur von Transkaukasien, hatte sich durch sein Dekret vom 18. Oktober 1903, kraft dessen er das Vermögen der armenischen Kirche konfiszierte, und andere Gewaltakte so verhaßt gemacht, daß er sich, von panischer Furcht befallen, in seinen Palast in Tiflis verschloß, den er mit zahlreichen Wachen umgab. So dringend er auch bat, abdanken und nach Rußland zurückkehren zu dürfen, so ließ man ihn doch 18 Monate auf seinem Posten, richtiger in dem selbstgewählten Gefängnis. Endlich ließ Fürst Woronstoff-Daschkoff sich zur Annahme des Amtes unter der Bedingung herbei, daß er Reformen einführen dürfe. Statt sich sofort nach Tiflis zu begeben, schickte er ein Telegramm an den General Malama, in dem er eine Ständeversammlung einzuberufen und die von dieser gutgeheißenen Reformen einzuführen versprach. Das Telegramm war weit entfernt, die Gemüter zu besänftigen, denn man forderte nicht Worte, sondern Taten, und war empört, daß Fürst Golitsin und sein Helfershelfer, Nakaschidse, der seither ermordet worden ist, und andere straffrei ausgehen sollten. Ein höherer Offizier gibt uns folgende Erklärung für das Benehmen der Georgier: „Unsere zehnjährige Politik hat das bischen Vertrauen, das unsere Regierung noch eingeflößt hat, gänzlich verscherzt; wir befinden uns nicht bloß in einem fremden, sondern in einem feindseligen Land, das wieder erobert werden muß". Ein wahrhaft köstliches Geständnis aus solchem Munde. Die Russen hätten aus den schlimmen Erfahrungen, die sie in

Polen, in Finnland, in den baltischen Provinzen gemacht hatten, die Lehre ziehen müssen, wie gefährlich es ist, lebenskräftigen Nationen ihr Eigentum, ihre politischen Rechte, ihre Sprache, ihre Religion zu rauben, ohne irgend einen Ersatz für das Geraubte zu bieten.

Eine Wohltat haben die Russen den Bewohnern von Transkaukasien erwiesen, sie haben sie gezwungen ihren alten Hader beizulegen, einmütig die Wiederherstellung ihrer Freiheit und Selbständigkeit zu fordern. Die „Divide et impera“-Politik hat sich wieder einmal als recht betrügerisch erwiesen. Das autokratische Regiment ist gerichtet. Das russische Reich ist zu ausgedehnt, die einzelnen Stämme sind nach Sprache, Sitten und politischen Einrichtungen zu verschieden (das gilt besonders vom asiatischen Rußland) und sind zu einander zu wenig in nähere Beziehungen getreten, als daß sie sich für einen großen Bundesstaat eigneten, selbst wenn die einzelnen Staaten eine weitgehende Autonomie erhielten. Hoffen wir, daß die europäischen Großmächte, die für die Christen auf der Balkanhalbinsel so viel getan, endlich der Christen in Asien gedenken und ihnen den Zugang zur christlichen Kultur eröffnen. Hier in Georgien und anderswo sind so viele schlummernde Kräfte, so viele frische unverdorbene Kräfte, die verdienen, geweckt und entwickelt zu werden.

XXVIII.

Die Germanisierung Hollands.

Die deutschen Imperialisten, welche von dem Grundsatz ausgehen: dein Vaterland muß größer sein, und alle Provinzen und Stämme, die zu irgend einer Zeit zum Deutschen Reiche gehörten, demselben wieder einverleiben wollen, erweisen ihrem Vaterland keinen Dienst, erhöhen vielmehr das Mißtrauen, mit dem wir von fremden Nationen betrachtet werden. Deutschland enthält so wie so schon zu viele heterogene Elemente und braucht noch lange Zeit, bis es einen so kompakten Staat bildet wie Frankreich oder England. Die Staaten, von denen es umgeben ist, sind im großen und ganzen ein Vorteil, denn sie ersetzen den Festungsgürtel, durch welchen andere Staaten sich gegen mächtige Nachbarn zu schützen verpflichtet sind; außerdem sind die Verkehrswege, welche Holland, Belgien und Oesterreich der deutschen Industrie und dem deutschen Handel eröffnen, noch nützlicher, als wenn sie deutsches Eigentum wären. Belgien und Holland hätten höchst wahrscheinlich hohe Zölle auf deutsche Waren gelegt, wenn die Deutschen ihre Verkehrswege nicht so stark benützten. Eine Annexion der Nachbarländer, oder die Aufnötigung einer Konvention, durch welche die Interessen unserer Nachbarn geschädigt würden, wäre jedenfalls ein großes Uebel und würde allenfalls einen Weltkrieg zur Folge haben, und, was noch schlimmer

ist, dem Deutschen Reiche seine besten Freunde und Kunden entfremden und die Saat des Hasses und der Abneigung aussäen.

Dr. Ernst v. Halle hat in seinem Artikel „Die volks- und seewirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland" ausgeführt, daß, nachdem Deutschland sich innerlich konsolidiert habe, es durch ein unabänderliches Naturgesetz gezwungen sei, sich auszudehnen, die Nachbarstaaten zu absorbieren und ihre Hilfsquellen sich anzueignen. Im Hinblick auf das erstaunliche Wachstum der slavischen Völker sei es geboten, alle die deutschen Elemente zu konzentrieren und zu einem Einheitsstaat zu verbinden, denn nur so könne die dem Deutschtum drohende Gefahr abgewendet werden. Für ein so großes Reich wie das deutsche sei es unerträglich, die zwei wichtigsten Flüsse, die Arterien des Handels — die Donau und den Rhein — in fremden Händen zu lassen, auf Häfen angewiesen zu sein, die unter fremder Kontrolle stünden. Ganz abgesehen von dem Recht der Holländer, Belgier, Oesterreicher oder Dänen, das respektiert werden muß, ist es bis jetzt noch keinem eingefallen, ein europäisches Volk wie die Rothäute in Amerika oder die Barbaren Asiens zu unterwerfen und seines Eigentums zu berauben, weil ein Kulturvolk nur hierdurch seine hohe Kulturaufgabe lösen zu können glaubt. Aber — wendet v. Halle ein: Holland ist schwach zu Land und zur See und ist eine beständige Quelle der Verlegenheit für die wichtigsten Industriebezirke Deutschlands; Deutschland muß daher fordern, daß Holland eine Konvention abschließe und sich unter den Schutz des mächtigen Nachbarstaats — Deutschlands — begebe, d. h. Holland muß seine Küste — vor allem seine Häfen — Deutschland überlassen, das dieselben befestigen und die ganze Küste in Verteidigungsstand setzen wird. Holland wird gar nicht befragt und einfach als erobertes Land betrachtet. Nun, Deutschland ist stark und Holland ist schwach, seine Flotte und sein Landheer sind

ohne fremde Hilfe außer Stand, Deutschland Widerstand zu leisten; damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß Deutschland das Nachbarland ebenso leicht behaupten als erobern könne. Jedenfalls würde Deutschland durch eine so grobe Rechtsverletzung, wie die Eroberung Hollands, sein moralisches Prestige einbüßen und kaum irgendwelchen materiellen Vorteil aus seiner Gewalttat ziehen.

Wie Stubmann „Holland und sein deutsches Hinterland in ihrem gegenseitigen Warenverkehr" zeigt, ist der Handel Hollands mit Deutschland größer als der mit allen andern Ländern und in stetigem Steigen begriffen dank den trefflichen Wasserwegen, welche der Rhein mit seinen Nebenflüssen bietet. Die Ausfuhr von Preußen nach Holland ist von 1'765,312 Tonnen im Jahre 1872 auf 9'471,072 T. im J. 1902 gestiegen. Während noch im Jahre 1873 der Transport zu Wasser 69 %, der per Eisenbahn nur 20 % betrug, ist ersterer auf 49 % herabgesunken, während letzterer auf 46 % gestiegen ist; dagegen hat die Ausfuhr aus Preußen auf dem Wasserweg zugenommen und ist von 55 % auf 82 erhöht worden, während der Transport zu Land von 43 % auf 13 % herabgesunken ist. Die kleineren Häfen Utrecht, Arnheim, Nymwegen, Tiel, Gorkum haben im Jahre 1899 ungefähr die Hälfte der deutschen Einfuhr erhalten und die Waren über die Niederlande verteilt; dagegen hat die größeren Häfen die deutschen Waren nach andern Ländern ausgeführt. Dank den Erträgnissen des Transithandels hat Holland bis zu einem gewissen Grad die Beziehung von Waren und Fabrikaten aus Deutschland der Errichtung von Fabriken im eigenen Lande vorgezogen und dadurch die deutsche Industrie auf Kosten der Einheimischen gefördert.

Holland hat aus seiner günstigen Lage am Meer nicht einseitig Vorteile gezogen, sondern in weiser Berücksichtigung der deutschen Interessen die eigene Industrie geschädigt, außerdem große Summen für den Strombau und für die Verbesserung seiner zahlreichen, von den Deutschen benützten

Häfen aufgewendet, wie Trölstra, der Führer der Arbeiterpartei im holländischen Parlament, zeigt, dessen Aufsatz in der National Review Mai 1905 wir die meisten unserer Angaben entnehmen. Von den für die Regulierung und den Strombau des Rheines aufgewendeten Summe von 143 Millionen Franken hat Holland in den Jahren 1831–67 29,3 % gezahlt. Zu den Auslagen für die internationale Rheingesellschaft in den Jahren 1867—1903 haben die Holländer nicht weniger als 37'500,000 Fr. beigesteuert. Rechnet man dazu die Kosten, welche die Regulierung von Flüssen, das Anlegen von Kanälen verursacht haben, so ist die Beschwerde, die Holländer schöpften den Rahm ab und täten selbst nichts für Förderung des Handels, ganz unbegründet. Der Nordseekanal hat 45 Millionen Gulden gekostet, der Wasserweg für Rotterdam 37 Mill., der Mervedekanal 21 Millionen.

Die maßgebenden Autoritäten in Deutschland, besonders das Zentralkomitee für die Rheinschiffahrt, das zum großen Teil aus Deutschen besteht, hat die Verdienste der holländischen Regierung stets neidlos anerkannt. Eine Konvention, von der man sich seitens der deutschen Imperialisten so Großes verspricht, könnte nicht mehr leisten, als der gegenwärtige zwischen den zwei Nationen bestehende Wettbewerb. Holland müßte ein größeres Landheer aufstellen, eine größere Flotte unterhalten, seinen Untertanen größere Lasten auferlegen und würde aller Vorteile, die ihm aus seiner Neutralität erwachsen, verlustig gehen. Schon an diesem Punkte scheitert eine Konvention mit Deutschland. Das kleinere Land müßte sich dem größeren unterordnen, seine Soldaten müßten statt 8—10 Monaten zwei Jahre dienen, die Ausgaben für Heer und Flotte würden die Auferlegung neuer Steuern notwendig machen, die höheren Offiziere würden zum großen Teil Deutsche werden. Die Schneidigkeit dieser Offiziere würde zu vielen Reibungen und Konflikten führen, und zwei Nationen, die bisher friedlich nebeneinander gelebt haben, entzweien.

Die neutralen Staaten verdienen vermehrt zu werden, da sie verhindern, daß die Großmächte sich befehden. Der Industriestaat Deutschland kann keine langen Kriege führen, wie vordem, muß notgedrungen die Künste des Friedens pflegen. Weder England, noch Frankreich, noch Rußland würden ruhig zusehen, wenn die holländische Küste durch einen Bund oder infolge von Eroberung in deutsche Hände geriete; der Vorteil, den die Besetzung der holländischen Küste brächte, ginge sofort verloren. Deutschland aber hätte zu seinen vielen Feinden noch einen neuen hinzugesellt, und könnte sich „absit omen“ an dem Krieg mit Holland gerade so verbluten, wie Spanien im 17. Jahrhundert. Die holländische Nation würde voraussichtlich das alte Motto bewahrheiten „Je maintiendrai“. Eine Zusammenschließung aller germanischen Nationen würde durch ein vorzeitiges Eingreifen Deutschlands nur verzögert, das friedliche Zusammenleben der Holländer und der in Holland wohnenden Deutschen würde gestört und zu einer Unterdrückung der Letzteren führen, wenn sie sich nicht entschlössen, sich den holländischen Patrioten anzuschließen.

XXIX.

Geistige Strömungen der Gegenwart.[1])

Uebergangsperiode wird die Gegenwart nicht selten genannt. Altes und Neues liegt im Ringkampfe um seine Behauptung. Alte Probleme erheben sich kühn und fordern erneute Prüfung und Lösung. Neue Lebensfragen erwachsen auf dem Boden der Gegenwart und heischen gebieterisch Antwort. Auch die Jetztzeit ist eine Sphinx, welche dem Geschlechte schwer zu lösende Rätsel aufgibt. Philosophen und Theologen, Historiker und Nationalökonomen werden vor große und schwere Aufgaben der Forschung gestellt. Unter den ersten auf dem geistigen Arbeitsfeld steht R. Eucken, welcher mit sicherem und weitem Blick die schweren Probleme der Gegenwart überschaut und mit unparteiischem Urteil prüft in dem Werke, welches er in dritter Auflage unter obigem Titel publizierte. In lebendigem Kontakt mit der Bewegung der Zeit stehend, empfindet er schmerzlich ihren ganzen Notstand und zeigt neue Wege an, um denselben zu überwinden. Er behandelt das Geistesproblem, das Erkenntnisproblem, das Weltproblem, und die Probleme des Menschenlebens, abschließend mit dem religiösen. In der Philosophie stehen Intellektualismus und Voluntarismus gegen einander. Der Intellektualismus ist ein Erbe des Altertums, welches Geist

1) Geistige Strömungen der Gegenwart von Rudolf Eucken. Der Grundbegriffe der Gegenwart dritte umgearbeitete Auflage. Verlag von Veit & Co. Leipzig 1904. (Preis 8 Mk.)

und Intellekt gleichbedeutend nahm; auch aus dem christlich-kirchlichen Leben schöpfte er Daseinsberechtigung, da der Glaube als eine intellektuelle Funktion galt; in der Neuzeit wurde er gepflegt, um durch seine gesteigerte Tätigkeit eine weitgehende Lebenserhöhung zu gewinnen

Aber der Intellektualismus führt leicht zur Ueberspannung und zur Herrschaft der Begriffe. Vernunft, Kultur, Gesetz, Fortschritt, Wert, Humanität sind Begriffe höchst vager Art und gerade deswegen soviel gebraucht, weil sie jeder nach seinem Belieben deutet und anwendet. Dem Ueberwiegen des Intellekts und seiner Arbeit werden alle möglichen Schäden der gegenwärtigen Lage aufgebürdet. Der Voluntarismus, welcher durch Kant eine neue Gestalt und neue Aufgaben erhalten hat, strebt im ethischen Handeln mit Aufbietung persönlichen Lebens die volle Unmittelbarkeit zu finden und eine neue Wirklichkeit zu bilden. Damit scheint der feste Punkt gewonnen, um ein Reich persönlichen Lebens, eine sittliche Welt aufzubauen, hier scheinen die gefährdeten Ideale eine sichere Zuflucht zu finden. So brach in Kant eine neue Lebenssynthese durch. Im 19. Jahrhundert ist der alte Streit zwischen Idealismus und Realismus weitergeführt worden. Geht der Mensch mit seinem Leben und Streben in der äußeren, sichtbaren Welt auf, oder ist er nur in seinen physischen Lebensbedingungen davon abhängig, steht er seinem innersten Wesen nach der Welt überlegen gegenüber? — Fragen, deren verschiedene Beantwortung eine grundverschiedene Gestaltung des Lebens ergeben mußte. Der Idealismus erschien den erschwerten Verhältnissen nach als unwahr, da er die rauhe und harte Wirklichkeit unberücksichtigt ließ. Demgegenüber gewann der Realismus in den dem Idealismus abgeneigten Kreisen mehr und mehr Boden. Die rastlose Arbeit schien ihn von Erfolg zu Erfolg zu führen und wenn das ganze Dasein in erfolgreiche Arbeit umgesetzt war, so erhoffte man den endgültigen Sieg des Realismus und die volle Niederlage und Verdrängung des Idealismus. Aber die schweren Nachteile blieben nicht aus. Die Arbeit meisterte den Menschen und machte ihn zum Knecht, anstatt daß er Herr derselben wurde. Die Arbeit richtete den Menschen nach außen, auf die Leistung, auf Anerkennung und Erfolg. Dies führt unabweisbar zum

Schein und zur inneren Hohlheit, zur Heuchelei und zum Egoismus. Der moderne Mensch legt allem den Wertbegriff bei und bemißt nach dem augenblicklichen Nutzen und Erfolg. Er arbeitet auf Schein und lebt auf Schein und Schätzung bei der Außenwelt. Damit wurde das wahre und selbsteigene Seelenleben mehr und mehr unterdrückt und zurückgedrängt. Sobald das selbständige Geistesleben gehemmt und unterdrückt wird, schwindet der geistige Lebensinhalt und eine innere Leere und geistige Halt- und Gehaltlosigkeit starrt wie ein Oedland dem Beschauer entgegen. Gemeinsame Ideen, Ueberzeugungen und Ziele, welche sonst die Menschen zusammenführen und verbinden, schwinden mehr und mehr aus dem Bewußtsein und es bleibt ein Chaos von Ansichten und Strebungen, welche einander widersprechen und befeinden. Die Arbeit hat Großes geleistet, aber in der Hast und Hitze derselben ist auch Wertvolles, inneres Inventar verloren gegangen. Die glänzenden Triumphe der Arbeit haben eine weitgreifende pessimistische Lebensstimmung nicht zu hindern vermocht, noch weniger beseitigt. Der große Fehler in der Rechnung des Realismus war: er wollte die Seele eliminieren und die Seele läßt sich nun einmal nicht eliminieren. Sie behauptet sich gegen die Verneinung erst recht und tritt gestärkt aus der Bekämpfung hervor. So sehen wir in der Gegenwart eine neue Strömung zum Idealismus hin, damit durch ihn eine neue echte geistige Wirklichkeit erstehe. Am heftigsten wurde in der Neuzeit von den empirischen Wissenschaften die Metaphysik bekämpft als System freischwebender Begriffe, denen Wahrheit und Wirklichkeit fehlten. Nun sind auch die Leugner und Gegner der Metaphysik zur Einsicht gekommen, daß ohne Zusammenfassung und geistige Beherrschung der Gedankenwelt nicht auszukommen ist.

Gerade die chaotische Verwirrung, in welcher sich die jetzige Geisteswelt befindet, ruft eindringlich nach einer Synthese. Wir brauchen feste Ueberzeugungen, hohe, überragende, das ganze Leben und Streben beherrschende Ideen, große Ziele, welche Kraft und Zeit ganz beanspruchen und das Bloßmenschliche überwinden. Auch das heutige Kulturleben mit seinem materialistischen Zug bedarf dringend einer Vergeistigung, einer Einheit, einer Zusammenfassung zum charaktervollen Ganzen,

zur inneren Selbständigkeit. Die bloße Aufschichtung und Anhäufung von Kenntnissen, ohne innere Verarbeitung zur Einheit und ohne Aufbau zur bestimmten Weltanschauung verirrt den Menschen eher, als daß sie ihm den Weg weist und kräftige Antriebe zum Handeln gibt. Ein zersetzender Skeptizismus bemächtigt sich der Menschen und führt sie abwärts. Klar ergibt sich, ohne sichere und feste Ueberzeugungen kommt der Mensch nicht aus, wenn er nicht zur Kulturmaschine herabsinken soll, der Außenwelt und ihren Eindrücken gegenüber machtlos und wehrlos. Die zwei Richtungen einer Idealkultur und einer Realkultur ringen mit einander um die Vorherrschaft. Einerseits eine gesteigerte Tätigkeit des Denkens, ein Umsetzen der Wirklichkeit in Gedankengrößen, ein Streben nach Rationalisierung aller Verhältnisse, auch der religiösen, anderseits eine alle Gebiete umfassende Produktion, ein Ueberreichtum von Kulturmitteln, eine gesteigerte Bedeutung der materiellen Faktoren. Diese starke Spannung, welche durch das moderne Leben geht, treibt die Gegensätze weiter und weiter auseinander. Drei eigentümliche charakteristische Züge der Kultur haben sich in der Gegenwart herausgebildet: die ethische, künstlerische und dynamische Kultur, aber sie stoßen einander zu schroff ab, um ein einheitliches Ganzes bilden zu können. So bleiben sie Teilkulturen, welche die so notwendige Gesamtkultur nie ersetzen können und mit ihrer Losgelöstheit vom Ganzen und der freischwebenden Betätigung keine wahre Erhebung und Erhöhung des Lebens bewirken können. So droht die ethische Kultur ein System von Formen und Anweisungen zum Handeln zu werden, zur Einengung und Bedrückung zu wirken und zu einem wohl abgemessenen und berechneten Durchschnittsmaß heranzubilden, oder auch in einen selbstgeweihten Pharisäismus auszulaufen. Die künstlerische Gestaltung, stark vom subjektiven Empfinden und der jeweiligen Stimmung beeinflußt, entbehrt, auf sich allein gestellt, der sicheren Tragkraft in allen Schwierigkeiten des Daseins und neigt das Leben unvermeidlich zum Genuß, zur Weichlichkeit und Spielerei hin. Die dynamische Kultur mit ihrer rücksichtslosen Entfaltung der Kraft, der Willkür ihrer Ausbeutung führt ins Selbstische, Wilde und Brutale.

So fordern diese Teilkulturen notwendig eine Wesens- und Gesamtkultur, um ihrem eigenen Verfalle zu entgehen. Eine Hauptströmung des 19. Jahrhunderts ist der mächtig gewordene Historismus. Auch er scheint seinem Höhepunkt nahe zu sein. Bereits werden Bedenken gegen ihn laut: er schwächt die Aktivität und verkümmert das Recht der lebendigen Gegenwart. Das Rückwärtsschauen hindert am kräftigen Vorwärtsschreiten, — das Einleben in vergangene Zeiten schwächt das heutige Mitleben. Die Aufgaben der Gegenwart bleiben bei der überwiegenden Beschäftigung mit der Vergangenheit unbeachtet. Gelehrtes Wissen ist noch kein eigenes Leben und die Erweiterung des Vorstellungskreises bedeutet noch nicht das Weitwerden des eigenen Lebenskreises. Die geistige Synthese, welche man an allen früheren Zeiten aufzusuchen bemüht ist, vermag man an der Gegenwart nicht zu vollziehen. Wie kann nun der Historiker sich über die Zeit stellen, welche er durchforscht, daß er nicht vom Strome der Geschichte fortgerissen wird? Wie ergibt sich eine Uebergeschichtlichkeit, welche so notwendig erscheint? Kann man der Geschichte ihren Wert lassen und sich über sie stellen und zugleich sich in sie hineinleben? Der Typus muß gesucht und gefunden werden, der nicht haltlos zwischen dem Rationalismus des 18. und dem Historismus des 19. Jahrhunderts hin- und herschwankt.

Euckens Buch mit seinen schweren Problemen verdient weite Beachtung und reges Studium.

Jerger (Schwenningen).

XXX.

Charitas Pirkheimer in französischem Gewande.[1])

Bekannt ist das allerliebste, 1878 in zweiter Auflage erschienene Büchlein von Dr. Frz. Binder über die Nürnberger Aebtissin Charitas Pirkheimer.[2]) Eine der Hauptquellen, die Binder in seiner biographischen Schrift benutzt hat, sind die Denkwürdigkeiten, worin Charitas die Bedrängnisse schildert, die ihr Konvent infolge der lutherischen Neuerung zu erdulden hatte. Von diesen Aufzeichnungen, die C. Höfler im Jahre 1852 herausgegeben hat, sagt Janssen (Geschichte des deutschen Volkes. Bd. II. 18. Aufl. 1897. S. 379): „Deutlicher als irgend eine der Nachwelt hinterlassene Quellenschrift des 16. Jahrhunderts zeigen diese Denkwürdigkeiten, welch ein trauriger Mißbrauch mit dem ‚göttlichen Wort' und

---

1) Un couvent persécuté au temps de Luther. Mémoires de Charité Pirkheimer, abbesse du couvent de Sainte-Claire, à Nuremberg. Traduits de l'allemand et précédés d'une introduction per Jules-Philippe Heuzey. Préface de Georges Goyau. Paris, Perrin. 1905. XLVI, 252 pages. 16°. Fr 3,50.

2) Schon 1880 ist auch eine französische Uebersetzung der Biographie erschienen unter dem Titel: „Charitas. Episode de la Réforme. Par le Dr. Binder, traduit par J. de Rochay". Paris, G. Téqui, Libraire-éditeur de l'oeuvre de St. Michel, 1880.

der ‚evangelischen Freiheit' zur Zerstörung aller Gewissensfreiheit getrieben wurde. Sie sind für das ganze Jahrhundert zugleich einzig in ihrer Art als erhebende Zeugnisse hoher Glaubenstreue, reiner Frömmigkeit und christlichen Starkmutes inmitten unsäglicher Bedrängnisse und Verfolgungen und inmitten eines Glaubensabfalls sondergleichen".

Man kann es nur mit Freuden begrüßen, daß diese so wichtige, im Buchhandel nicht mehr vorhandene Quellenschrift nun auch den Franzosen zugänglich gemacht worden ist. Der Uebersetzer Heuzey hat eine wahrhaft mustergültige Arbeit geliefert. Die alten Aufzeichnungen nehmen sich in der ebenso treuen als eleganten Uebertragung prächtig aus. Nur ist auf S. 198 und 199 statt Bezer zu lesen Butzer. Zweimal (S. 210, 213) ist auch von dem Landgrafen Wilhelm von Hessen die Rede, wo doch nur der Landgraf Philipp in Frage kommen kann. Dasselbe Versehen findet sich übrigens schon in der deutschen Vorlage. In der Einleitung (S. XIX bis XLV) gibt der Uebersetzer, auf Grund der Biographie von Dr. Binder, eine treffliche Charakteristik der Nürnberger Aebtissin. Nicht mit Unrecht betont er, daß es sich namentlich in unseren Tagen wohl der Mühe lohnt, das Beispiel dieser edlen Frau dem französischen Publikum vor die Augen zu stellen. Haben doch die deutschen Dulderinnen des 16. Jahrhunderts zu unserer Zeit zahlreiche Leidensgefährtinnen in Frankreich gefunden. Und merkwürdig! wie die früheren Gewissensbedränger so gern das Wort „Freiheit" im Munde führten, so wollen auch die heutigen Verfolger als Vertreter der Freiheit gelten! Was ein protestantischer Autor (C. Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Frankfurt 1868. I, 157.) von den Neuerern des 16. Jahrhunderts sagt, kann man auch auf die modernen „Freiheitshelden" anwenden: „Die Reformatoren hatten wohl gar die Unverschämtheit, noch von Gewissensfreiheit zu sprechen, wenn sie alle anderen Ansichten verwarfen und nur für die ihrige das Recht der gesetzlichen Existenz in Anspruch nahmen". In einem kraftvollen Vorwort (S. I—XVIII) macht der rühmlichst bekannte Schriftsteller

Georg Goyau darauf aufmerksam, wie in Nürnberg die neu ausgerufene „evangelische Freiheit“ zur Unterdrückung aller Gewissensfreiheit benutzt wurde.

Es sei hier noch ein anderer Gedanke hervorgehoben, der uns durch das Lesen der Nürnberger Denkwürdigkeiten nahegelegt wird. Man spricht so gern von der Verachtung der Frau im Mittelalter. Die Mönche und Theologen, sagt man, hätten, durch eine falsche Askese irregeleitet, die Geringschätzung und Verachtung des weiblichen Geschlechts mächtig gefördert; erst mit Luther sei das anders geworden. Noch jüngst hat einer der vielen Gegner Denifles behauptet, „daß seit dem Sohne der Maria und seinem größten Apostel niemand so viel für die Emanzipation der Frau — das Wort im eigentlichen Sinne genommen — getan habe, als Luther“ (vgl. Histor.-polit. Blätter CXXXIV, 818). Wie Luthers Schüler in Nürnberg die Emanzipation der Frau zu verwirklichen gesucht haben, zeigen die Gewalttätigkeiten, die sie gegen wehrlose Frauen, welche unter Berufung auf ihre religiöse Ueberzeugung und ihre Gewissenspflicht Gott im Kloster dienen wollten, verübt haben. Und wie in Nürnberg, so handelte man auch in manchen anderen Städten. Recht bezeichnend für die Hochschätzung, welche die neugläubigen Prädikanten dem weiblichen Geschlechte entgegenbrachten, ist eine Denkschrift, worin die Augsburger Prediger im Jahre 1534 die Aufhebung der Frauenklöster forderten.

„Eine Weibsperson“, so heißt es in diesem Gutachten, „ist von Gemüt und Leib viel schwächer, verführlicher und beweglicher“ als eine Mannsperson, und der Teufel habe, da er sein Verführungswerk bei den Menschen versuchte, sich mit gutem Bedacht zuerst nicht an Adam, sondern an Eva herangemacht; nun stehe aber „ein blödes, fürwitziges Weib“ an der Spitze jedes Frauenklosters und führe, der Forderung Pauli, daß das Weib in der Gemeinde schweigen solle, zum Trotz, nicht nur in den weltlichen, sondern auch in den geistlichen Dingen der „Samung“ das Regiment. Daraus könne

nichts anderes entsprießen als ein „elender Jammer", wie man ihn auch tatsächlich in allen Frauenklöstern finde. (Fr. Roth, Reformationsgeschichte Augsburgs. Bd. II. München 1904. S. 189 f.)

Ganz im Gegensatze zu den Augsburger Predigern, die das „blöde, fürwitzige Weib" so geringschätzig behandelten, schrieb ein katholischer Mönch, der Münchener Franziskanerguardian Kaspar Schatzgeyer, der väterliche Freund der Nürnberger Klarissen: „Was ihnen (den Klosterfrauen) die Natur versagt, das ist ein männlich Herz, hat ihnen reichlich die göttliche Gnade erstattet. Denn sie sind in ihrem Stand und Beruf standhaftiger als viele Klostermannen, die jetzt, durch den Satan überwunden, apostatieren. . . . Sie leben in einem guten und heilsamen Stand, sie sind in gutem Frieden, sie führen ein Leben christlicher Ordnung und Auffassung des Evangeliums ganz wohl gemäß, sie sind eines guten, wohlriechenden Leumunds, denn der Schalkhaftige und Arglistige ihre Observanz nicht mag anklagen von einerlei Laster; sie sind nicht mit der Versperrung gewaltiglich gefangen. Ich glaube ungezweifelt, wo man alle Pforten, Schlösser und Türen aufbräche, es behielte sie die Liebe und Furcht Gottes in ihren Klöstern gefangen". (N. Paulus, K. Schatzgeyer. Freiburg 1898. S. 75.)

Dasselbe schöne Zeugnis stellten den Klosterfrauen die katholischen Theologen aus, die 1530 auf dem Augsburger Reichstag vom Kaiser den Auftrag erhielten, die Augsburgische Konfession zu widerlegen. In ihrer „Konfutation" erklären sie bezüglich der Klosterfrauen: De monasteriis virginum, licet imbecillioris sexus, satis compertum est, quomodo sanctae moniales longe constantiores in votis semel emissis perseveraverint in plerisque monasteriis, etiam sub principibus et civitatibus istis, quam plerique monachi fuerunt. In hunc usque diem nullis precibus, blanditiis, minis, terroribus, angustiis aut pressuris potuerunt a sancto suo proposito amoveri. (Bei Th. Kolde, Die Augsburgische

Konfession. Gotha 1896. S. 166.) Aehnlich lautet das Belobigungsschreiben, das Heinrich von Braunschweig, Bischof von Verden, im Jahre 1542 an die glaubenstreuen Klosterfrauen im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg gerichtet hat: Quanta vestras litteras suscepimus laetitia haud facile dixerimus, videntes vestram in fide et religione constantiam, in persecutione patientiam. Hoc profecto nobis iucundissimum est, quod videmus vestras devotiones multis barbaris et bellicosis viris in hac christiana militia fortiores. (Bei J. L. Lyßmann, Historische Nachricht von dem Kloster Meding. Halle 1772. S. 145.) Aus derartigen Zeugnissen kann man ersehen, auf welcher Seite damals die größere Hochschätzung der Frau zu finden war.

N. Paulus.

XXXI.

Der florentinische Staatskanzler Coluccio Salutati.

I.

War er ein Vorläufer Luthers?

Paulsen macht in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichtes (S. 89) die Bemerkung: „Mit einigem Recht kann man als Motto über die ganze Geschichte des Humanismus setzen: Viel Talent, wenig Charakter. Es fehlt diesen Männern durchweg an Reinheit, Ernst und Kraft des Willens. Daher sind sie auch von der Geschichte weggefegt worden.“ Charaktere wie Coluccio Salutati, der von 1375—1406 das wichtige Amt eines Staatskanzlers in Florenz verwaltete, zählte der Humanismus freilich wenige. In der politischen wie in der wissenschaftlichen Welt Italiens spielte dieser Mann eine hervorragende Rolle. Zeitgenosse und Freund Petrarkas und Boccaccios, war er nach deren Tode der Führer und eifrigste Förderer des Humanismus, der in der Arnostadt den Hauptsitz hatte. In den verschiedensten öffentlichen Fragen galt Salutati längere Zeit als Orakel. Wenn auch geistig den beiden berühmten Zeitgenossen nachstehend, stand er als Mensch und Charakter hoch über ihnen. Seine Briefsammlung, von der durch Novati in Mailand bisher 3 Bände in die Oeffentlichkeit gegeben wurden, gewährt uns einen interessanten Einblick in das Geistesleben, Denken und Fühlen dieses bedeutenden Mannes; ihre Lektüre erfüllt unwillkürlich

mit Hochachtung vor solcher Geisteshoheit und Reinheit des Strebens. O. E. Schmidt widmet in einer Studie über Poggio in der Zeitschrift für allgemeine Geschichte[1]) Salutati einen begeisterten Panegyrikus. Er bezeichnet ihn als „die anziehendste Gestalt unter den italienischen Humanisten" und als den „größten Charakter, den die Renaissance hervorgebracht hat". Die Begeisterung führt Schmidt indeß zu weit. Salutati ist ihm der Bismarck der damaligen florentinischen Republik. Er bezeichnet den florentinischen Staatskanzler und den ersten deutschen Reichskanzler als geistig Verwandte in der Hingabe ans Vaterland, in der zähen, ausdauernden Verfolgung der nationalen Ziele und in der markigen Kraft beider Persönlichkeiten. Nüchterner und richtiger beurteilt wohl A. von Reumont Salutati als „einen der einsichtigsten Politiker" und „einen der hervorragendsten in der Reihe talentvoller Staatsschreiber, die nicht wenig zum Ruhme der Republik Florenz beigetragen haben".[2])

Nach andern Vorgängen ist es nicht auffallend, wenn Schmidt Salutati für den Protestantismus und die Reformation vindizieren und ihn zu einem Vorläufer Luthers stempeln will. „Keine Seite seines Wesens ist anziehender", so schreibt Schmidt von ihm, „als die rein menschliche. Obwohl ein Feind der Pfaffen und des Papstes, ist er doch weit entfernt von der Frivolität und Gottlosigkeit späterer Humanisten. Vermöge seiner bewußten Unterscheidung zwischen Kirche und Religion, vermöge seiner tiefinnerlichen Auffassung Gottes und der christlichen Moral gehört er auch zu den Vorläufern Luthers." Die Begründung mit „der bewußten Unterscheidung zwischen Kirche und Religion und mit der tiefinnerlichen Auffassung Gottes und der christlichen Moral" ist für Schmidt auch als Protestanten eine eigentümliche.

---

1) 3. Bd. 1886, S. 396 ff.

2) Geschichte der Stadt Rom, S. 965 u. 983.

Doch das sind mehr theologische Fragen; halten wir uns an das Geschichtliche.

Goethe sagte einmal: „Echte Charaktere habe ich nur da gefunden, wo ein fest gegliedertes Leben und Glaubensbekenntnis zu Grunde liegt.“ Beide Voraussetzungen treffen für Salutati zu. Von Jugend auf hatte zielbewußte Arbeit, später Amt und Beruf seinem Leben eine feste Gliederung gegeben. Schon in dieser Hinsicht bildet dasselbe einen wohltuenden Gegensatz zu dem Leben Petrarkas, Boccaccios und anderer Humanisten, die sich nirgends festbinden ließen und ein unruhiges Wanderleben führten. Ein Hauptfaktor im Leben des Kanzlers aber war die Religion. Als ihn sein junger Freund Pietro Vergerio um Mitteilung von Lebensregeln ersuchte, verwies er ihn zunächst auf das Wort in Ciceros Offizien, er möge sich stets bestreben, derjenige zu sein, für den er gehalten werden wolle, fügte aber alsbald hinzu: „Sei indes der festen Ueberzeugung, daß, wenn du dich als vollkommenen Bekenner der christlichen Religion zeigst, du auch die beste Lebensregel und das Ziel gefunden hast, auf das du alles beziehen sollst.“ [1]) Damit hat er uns zugleich das Geheimnis seiner eigenen persönlichen Macht über die Menschen und seines öffentlichen Ansehens enthüllt. Seine Briefe, besonders die privaten, sind ganz imprägniert von seinem tief christlichen Geiste und Glaubensbewußtsein. Wenn daher Voigt in seiner trefflichen Studie über den Kanzler schreibt: „Man hielt Salutato [2]) für einen Heiden, der in der Philosophie des Altertums lebe, der christlichen Kirche aber im Innern fernstehe“, [3]) so beruht diese Behauptung auf völliger Unkenntnis der Tat-

1) Epistolario II. S. 277 f.

2) Voigt, Rösler u. a. schreiben fälschlich Salutato. Der Familienname ist Salutati; Salutato ist Vorname, den der Großvater und ein Sohn des Kanzlers führten.

3) Wiederbelebung des klassischen Altertums, S. 296.

sachen und gründet sich nur auf die gänzlich falsche Beurteilung seiner Schrift De fato et fortuna. Der Kanzler liebt es, hin und wieder sich als „christianus homo“ zu bezeichnen, und er scheut sich nicht, das Heidentum als Wahnsinn, Blindheit und giftigen Aberglauben zu brandmarken.[1]) Schon Petrarka hatte es beklagt, daß ein jeder, der seinen Christenglauben bekenne und ihn über die heidnische Philosophie erhebe, als dumm und unwissend verschrieen werde, und daß man schon so weit gekommen sei, literarische Bildung und Gläubigkeit für unvereinbar zu halten. Unter solchen Verhältnissen war es Salutati um so höher anzurechnen, daß er das Banner des christlichen Glaubens stets hochhielt und über das Heidentum sein Verdikt fällte.

Welches war nun aber sein Verhältnis zur Kirche? Stand er im Zerwürfnis und im Gegensatz und Kampf mit ihr? Hat er wie Luther an ihren Säulen gerüttelt oder suchte er die kirchliche Ordnung zu stürzen?

Dem offenen und klaren Blicke Salutatis konnten die Schäden und Uebel, an denen die Kirche damals krankte, nicht entgehen. Er hatte das Leben und Treiben am päpstlichen Hofe aus eigener Anschauung kennen gelernt. In einem Briefe an seinen Freund Francesco Bruni geht er mit den höheren und niederen Kurialisten streng ins Gericht. Er entwirft von ihrer Korruption ein düsteres Bild, das aber von rhetorischer Uebertreibung wohl nicht ganz frei ist. Er spricht wiederholt von der „sentina“ und dem „barathron curiae romanae“.[2]) Mit dieser Kritik steht er nicht allein und sagt auch nichts neues. Petrarka hatte schon früher in maßloser Heftigkeit auf den „Sündenpfuhl“ von Avignon geschmäht; seinem Beispiele folgten Boccaccio und Poggio, die freilich wie Petrarka Grund genug gehabt hätten, zuerst an sich selbst Kritik zu üben, da ihr eigener

1) Novati, Epistolario I, S. 10

2) Epist. I. S. 272.

Lebenswandel kaum besser war als derjenige der Kurialisten. Die Schmähungen auf die Kurie waren damals fast etwas Alltägliches und wurden ruhig hingenommen, wenn nur der Glaube und die kirchliche Einheit nicht angetastet wurden. Auch die hl. Katharina von Siena hatte bei ihrer Ankunft in Avignon geklagt, daß sie „am päpstlichen Hofe, der ein Paradies heiliger Tugenden sein sollte, den Lastergeruch der Hölle gefunden habe".[1]) In diese Kritik wurden übrigens die Päpste selbst nicht einbezogen. Die Sittenstrenge Innocenz VI. (1352—1362) wurde fast allgemein anerkannt und gerühmt. Urban V. (1362—1370), ein heiligmäßiger Mann und wie sein Vorgänger voll guten Willens, dem eingerissenen Sittenverderbnis entgegenzutreten, fand auch vor Petrarka Gnade; er konnte ihm nur seine Rückkehr nach Avignon zum Vorwurf machen.

Besonders in dem Kriege zwischen Florenz und dem Papste (1375—1378) führte Salutati eine überaus scharfe Feder gegen die Kurie. Der Krieg war durch einen päpstlichen Legaten, Guillaume de Noellet in Bologna, den Florentinern aufgedrungen worden; auch das Eingreifen des Papstes selbst in den Krieg war nicht klug. Im Mai 1376 faßte Gregor XI. „den unglücklichen Entschluß, die damals bei Avignon stehende und von Jean de Malestroit befehligte, verwilderte Soldatenkompagnie der Bretonen unter der Oberleitung des grausamen Kardinallegaten Robert von Genf nach Italien zu senden".[2]) Außerdem wandte er gegen die Stadt und die Bürgerschaft Interdikt und Exkommunikation an; Florenz, sein Vermögen und seine Einwohner wurden für vogelfrei erklärt. Es waren dies „furchtbar harte Strafbestimmungen", die den Handel der Florentiner schwer schädigten. Aus dieser kriegerischen Erregung heraus sind die bisweilen heftigen Vorwürfe und

---

1) Pastor, Gesch. der Päpste I. S. 108.

2) Pastor, l. c. S. 106.

Verdächtigungen Salutatis gegen den Papst und seine Politik zu erklären, so besonders die schärfsten Worte, die aus seiner Feder geflossen sind: „Der Friede ist um so weniger möglich, da der Papst in seiner Machtfülle Bündnisse zu brechen, Verträge zu lösen, von Eiden zu dispensieren und von allen derartigen Verpflichtungen zu befreien nicht blos die Möglichkeit, sondern auch die Gepflogenheit hat. Durch ein Edikt pflegt er zu nichte zu machen, was er auf jede Weise hätte bekräftigen müssen; nichts Festes, nichts Dauerhaftes läßt sich mit der Kirche vereinbaren, da die Auktorität des apostolischen Stuhles alles vermag." [1]) Diese Worte, in einem privaten Schreiben an einen Freund gerichtet und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, sind zweifellos ab irato geschrieben und rechtfertigen, wie auch einige andere, von Voigt und Schmidt für seine Priesterfeindlichkeit ausgebeuteten Bemerkungen, den Vorwurf A. v. Reumonts, daß Salutati seine Feder antipäpstlichen Leidenschaften geliehen habe. [2])

Diese angeführten Invektiven gegen die päpstliche Politik und die oben genannten gegen die Kurialisten haben den florentinischen Kanzler in den Augen Schmidts zu einem Vorläufer Luthers gemacht. Indeß Salutati wußte wohl zu unterscheiden zwischen der Person und der Sache. Die Kirche selbst und ihre Interessen hatten an ihm stets einen eifrigen Verfechter. Urban V. hatte er zu seiner Rückkehr von Avignon nach Rom eine begeisterte poetische Huldigung dargebracht. In dem päpstlichen Schisma nach Gregor XI. Tod kämpfte er Schulter an Schulter mit der hl. Katharina von Siena für die E i n h e i t d e r K i r c h e. Daß er kein „Feind der Pfaffen" und der Priester war, zeigt seine Mahnung an den Grafen Robert de Battifolle, sich vor Unrecht und Gewalttat a n P r i e s t e r n u n d B i s c h ö f e n

1) Rigacci, epistolae Salutati II. p. 29.
2) l. c. III a 290.

wegen ihrer geistlichen Würde zu hüten.[1]) Er stand mit verschiedenen höheren und niedrigen Klerikern und ebenso mit Klöstern in und außerhalb von Florenz in engsten Beziehungen und fortgesetztem geistigen Verkehr. Für den Kanonikus Niccolo di Lapo, welcher 1379 in das Kloster Maria degli Angeli eintrat, schrieb er eines seiner Werke, ‚De saeculo et religione'.[2]) Er schrieb dieses Werk in der ausgesprochenen Absicht, seinen Freund im Ordensberufe zu bestärken. Er hob darin die Vorzüge des Ordenslebens gegenüber dem Weltleben in einer Weise hervor, daß sich eine Kontroverse darüber entspann zwischen dem Verfasser und Zonarini, dem Kanzler von Bologna.[3]) Für den Cisterzienser-Abt Felix schrieb er sein anderes, größeres Prosawerk ‚De fato et fortuna'. Wie wenig Salutati mit der Kirche und ihrer Hierarchie zerfallen war, beleuchtet am besten die eine Tatsache, daß er seinen Lieblingssohn Pietro in den geistlichen Stand eintreten ließ. Noch weniger stand er in einem Gegensatz zum Glauben und der Lehre der Kirche. Er war vielmehr von ihrer Wahrheit so lebendig überzeugt, daß er an einen Freund schrieb: „Wenn die katholische Wahrheit aufhören würde, so würde nicht irgend eine, sondern alle Wahrheit aufhören."[4]) Ein Mann, der solches schreibt, der für das Ordensleben begeistert ist, der als Kampfgenosse einer Heiligen für Herstellung der kirchlichen Einheit das Möglichste tut, der seinen Liebling dem Dienste der Kirche weiht, dürfte wohl mit Unrecht ein Vorgänger Luthers genannt werden.

---

1) Rigacci, Epp. II. p. 97.

2) Novati, Epist. II. p. 10.

3) Ibid. II. p. 332. Voigts Ansicht, daß diese Schrift gleich Petrarkas Buch: „Von der Muße der Religiosen" mehr eine Empfehlung der dichterisch einsamen Kontemplation als des Eremitenlebens in Buße und Kasteiung sei, ist unrichtig.

4) Novati, Epist. II. p. 424.

II.

Salutatis Schrift ‚De fato et fortuna'.

Diese Schrift wurde bislang als das eklatante Muster des durch den Humanismus repristinierten Heidentums angesehen und es ist nachgerade die Ansicht zum Dogma geworden, die ‚Lucula noctis' des Dominikaners und späteren Kardinals Giovanni Dominici seien als Protest gegen ‚De fato et fortuna' erschienen. P. Rösler hat in seiner Schrift über den Kardinal Dominici (Freiburg 1893) dieser Mythe ein Ende gemacht. Er hat eine in der Laurentiana zu Florenz befindliche Pergamenthandschrift von ‚De fato et fortuna' genauer eingesehen und eine wenn auch kurze und dürftige Uebersicht über den Inhalt gegeben.

Da der Schrift längere Zeit ein größeres Interesse entgegengebracht und auch ihre Veröffentlichung schon gewünscht wurde, sollen im folgenden die kurzen Notizen Röslers etwas ergänzt und erweitert werden. Die Veranlassung zur Abfassung der Schrift lag vor allem in den Zeitverhältnissen. Das 14. Jahrhundert hatte manches Unglück über Italien gebracht: das Exil der Päpste in Avignon, das so viele Unzufriedenheit und Mißstimmung und den abenteuerlichen Staatsstreich Cola Rienzis im Gefolge hatte; Parteiungen und Bürgerkriege in den kleineren Staaten; das päpstliche Schisma; besonders aber Hungersnot und die Pest, welche 1347 auftrat und nach zeitweiligem Erlöschen 5mal wiederkehrte. 1348, 1360, 1373, 1382, 1399 und 1400 waren die schrecklichen Pestjahre, welche in Florenz allein nach Villani 60,000 Bürger wegrafften. Auch bildete damals die Astrologie ein charakteristisches Element des italienischen Volkslebens Von den Fürstenhöfen war sie herabgedrungen in die breiten Massen des Volkes. Durch all dieses war der Glaube an die göttliche Vorsehung und Weltregierung verdunkelt und erschüttert. „Aus dieser Stimmung sind hervorgegangen die vielen Bücher ‚vom

Schicksal' oder wie die Varietäten des Titels lauten mögen. Sie konstatieren meistens nur das Drehen des Glücksrades, die Unbeständigkeit der irdischen, zumal der politischen Dinge; die Vorsehung wird herbeigezogen, offenbar nur weil man sich des nackten Fatalismus, des Verzichtens auf Erkenntnis von Ursachen und Wirkungen oder des baren Jammers schämt." [1]) Ganz anderer Art ist übrigens Salutatis Schrift, zu welcher der Cisterzienserabt Felix im Kloster des Erlösers den äußeren Anstoß gegeben hatte. In dessen Vaterstadt Perugia herrschten unselige Parteikämpfe, die zu Mord und Blutvergießen geführt hatten. Der Abt bat den gelehrten Kanzler um Aufklärung darüber, ob dieser Bürgerkrieg dem Fatum oder der Fortuna zuzuschreiben sei; zugleich wünschte er eine Darlegung von Begriff und Wesen derselben. Die genannten Parteikämpfe in Perugia fielen in das Jahr 1389; im Jahre 1393 erfolgte ein neuer, heftigerer Ausbruch. [2]) In die Zwischenzeit von 1389 und 1393 fällt nun die Abfassung von Salutatis Schrift. Vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten, wahrscheinlich zu Beginn des J. 1393, gab der Kanzler die erste Hälfte seines Werkes unter dem Titel ‚De fato' in die Oeffentlichkeit. Da das Buch auch für die Gelehrtenwelt bestimmt war, arbeitete und feilte er mehrere Jahre noch an der Fortsetzung, bis das Ganze unter dem vollen Titel ‚De fato et fortuna' um 1398 oder 1399 fertiggestellt und veröffentlicht wurde. Seine Briefe geben sichere Anhaltspunkte für diese Daten. Im Juli 1396 schrieb er an einen Freund: „Mitto tibi libellum, quem de fato scripsi"; [3]) im September 1399 wurde dem Kanzler von dem Rechtsgelehrten Tommaso della Spina eine Abschrift des ganzen Werkes zur Korrektur vorgelegt. [4])

1) Burckhardt-Geiger, Kultur der Renaissance II. S. 230.

2) Bonazzi, Storia di Perugia (Perugia 1875) I. 508 ff.

3) Novati Ep. III. 145.

4) Ibid. III. 370. Diese Abschrift befindet sich in der Vatikanischen Bibliothek und ist wissenschaftlich die wertvollste Handschrift.

Unser Hauptinteresse richtet sich nun auf den **Inhalt und Charakter** der Schrift, die sich mit Fragen befaßt, die heute noch viel umstritten werden: mit dem göttlichen Vorauswissen, der Willensfreiheit und Prädestination. Seinen Standpunkt präzisiert Salutati selbst mit den Worten: „Wenn ich in dieser überaus sublimen Materie, welche viele Gelehrte in einer Weise behandelt haben, daß sie den Lesern ebensoviele Zweifel verursachten, als sie ihnen zu nehmen vermochten, in die Fußstapfen der heiligen Väter tretend, den Ansprüchen nicht voll genüge, so bitte ich um Entschuldigung.“ [1]) Er will also im Sinn und Geist der heil. Väter an die Lösung der schwierigen Fragen herantreten. Er stützte sich besonders auf die Auktorität des hl. Augustinus, der im 5. Buche von De civitate Dei fast alle die einschlägigen Fragen zugleich mit Berücksichtigung der heidnischen Philosophie kurz und klar behandelt.

Die Schrift umfaßt 5 Traktate. Der erste handelt von den Wirkursachen in der Welt, der zweite vom Fatum, der dritte von der Fortuna, der vierte vom Kasus; im fünften Traktat werden als Konsequenz des Ganzen Grund und Ursache der Parteikämpfe in Perugia bezeichnet.

Die Wirkursachen in der Welt sind in geordneter Abstufung Gott, die Engel, die Menschen und das übrige Geschaffene. Die erste aller Ursachen, die über allen steht und durch alle nach Belieben wirkt, ist Gott. Salutati gefällt sich hier, die Gottes-, Schöpfungs- und Engellehre in überflüssiger Breite darzulegen. Vom theologischen Standpunkt aus müssen sie als korrekt bezeichnet werden. Für das Dasein Gottes wird der historische Beweis in Kürze geführt. Die Existenz der Engel wird ohne Weiteres präsumiert. Salutatis Gottesbegriff ist dem Inhalte nach ein reicherer als der des Aristoteles. Gott lebt nach ihm nicht ein blos kontemplatives Leben in Erkenntnis seiner

1) Novati, Epist. II. 520.

selbst,[1]) er ist ihm auch der Weltbildner und Weltordner, der als wirkende Ursache alles durchdringt und belebt. In seiner Engellehre wendet sich Salutati gegen die Peripatetiker, welche der Zahl der Himmelssphären entsprechend nur acht höhere Wesen oder Engel annehmen, während das Christentum das Dasein unzählig vieler Engel lehrt.

Interessanter und bemerkenswerter ist seine Schöpfungslehre; er folgt hier im allgemeinen Aristoteles. Wie dieser, unterscheidet er zwischen einfachen und gemischten Körpern; erstere sind Erde, Luft, Wasser und Feuer, aus denen in verschiedenen Mischungsverhältnissen die gemischten oder Naturkörper zusammengesetzt sind.[2]) Die Erde ist das Zentrum, der ruhende Mittelpunkt der Welt. Ueber der Erde beginnen die Himmelssphären, als unterste die Mondsphäre, über dieser die Sonnensphäre und die fünf Planetensphären. Die Himmelssphären bewegen sich im ewigen Kreislauf um die Erde. Von ihnen ist alle Korruption, Ab- und Zunahme ausgeschlossen. Alle Veränderung ist auf die sublunarische Region, die Erde, beschränkt. Auf ihr findet sich auch eine kontinuierliche Abstufung der Wesen. Auf der untersten Stufe stehen die unorganischen Körper, dann folgen die organischen Wesen mit blos negativem Leben, höher stehen die mit animalischem Leben, auf der obersten Stufe steht der Mensch.

Salutati ist also mit seiner Naturphilosophie noch ganz im Banne der alten Wissenschaft. Es zeigt sich dies besonders auch an einigen interessanten Curiosa, die uns heutzutage in einem gelehrten Buche eigentümlich anmuten trotz Häckel in Jena.

Der Verfasser von ‚De fato et fortuna‘ huldigt mit Albertus Magnus der Ansicht, daß die Mäuse und andere

---

1) In einem seiner Briefe bezeichnete Salutati diese Ansicht als „impietas Aristotelica“. Nov. Epist. II. 240.

2) Vgl. Zeller, Gesch. der griech. Philosophie III³. 2. 336.

niedere Lebewesen aus verwesenden Stoffen hervorgehen. Zum Zeugen dieser Ansicht ruft er Virgil an, der in seinen Georgika die Bienen aus den verwesenden Kadavern von Rindern entstehen läßt. Nicht weniger seltsam kommt uns die Behauptung vor, Sonne und Mond, obwohl selbst weder kalt noch warm, strömen Kälte und Wärme aus.

In einem wesentlichen Punkte seiner Schöpfungslehre weicht Salutati von Aristoteles ab. Die Welt ist ihm nicht ewig. Die Scheinargumente, welche die Philosophen vorbringen, imponieren ihm nicht. Eine Bewegung vor der Bewegung und eine Zeit vor der Zeit sind Widersinn.

Eine Wunderfrage hat es im Mittelalter nicht gegeben. Nach dem Dichterworte, daß das Wunder des Glaubens liebstes Kind sei, mußte in dem frommgläubigen Mittelalter der Wunderglaube festen Boden haben. Salutati denkt auch wirklich nicht einmal daran, die Frage nach der Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder aufzuwerfen. Die Wunder gehören zum eisernen Bestand seines Glaubenslebens und seiner Weltanschauung. Freilich hätte es seiner christlichen Glaubensüberzeugung keinen Eintrag getan, wenn er die von der Hl. Schrift berichtete Verwandlung von Lots Weib in eine Salzsäule ohne Zuhilfenahme eines Wunders verstanden und erklärt hätte.

Welchen Standpunkt nimmt Salutati ein in der Hauptfrage, die das Ganze beherrscht? Es ist die Frage betreffend das fatum, die fortuna und das liberum arbitrium des Menschen.

Zur Zeit Salutatis wußte man noch nichts von dem pantheistischen Determinismus eines Spinoza, der die Weltereignisse als modi der absoluten Substanz mit unbedingter Notwendigkeit aufeinander folgen läßt. An den modernen materialistischen Determinismus, nach welchem in der Welt einzig und allein die Allmacht des Stoffes waltet, und auch der Mensch in seinem Dasein und Wirken nur ein notwendiges Produkt stofflicher Prozesse ist, streift schon die epikureische

Lehre an, daß alles in der Welt vom Zufall und der willkürlichen Kombination der Atome abhänge. Auch den Determinismus Hegels, nach welchem das Absolute in einem ewigen Werdeprozeß mit dialektischer Notwendigkeit sich entwickelt und alles einzelne nur ein verschwindender Durchgangspunkt in dem absolut notwendigen Prozesse ist, könnte man angedeutet finden in unserer Schrift, wo der „infinitus incomprehensibilisque processus in agentibus causis“ als unverständlich und von keiner Philosophie rezipiert verworfen wird. Am meisten verbreitet war damals der vom Altertum ins Mittelalter importierte fatalistische Determinismus, der Glaube an das Fatum, jene Schicksalsgottheit der Alten, die dem Menschen sein Geschick unabänderlich vorher bestimmt hat.

Salutati stand somit drei verschiedenen Systemen gegenüber, dem epikureischen Determinismus, der Alles dem Zufall preisgibt, dem Determinismus der Stoiker, der alles dem allmächtigen Fatum überantwortet und dem christlichen Determinismus, der zwar eine göttliche Vorsehung und Weltregierung statuiert, dem freien Willen aber sein volles Recht wahrt.

Dantes Weltanschauung war teilweise unklar und schwankend.[1]) „Sein Gott überläßt nämlich das Detail der Weltregierung einem dämonischen Wesen, der Fortuna, welche für nichts als für Veränderung, für das Durcheinanderrütteln der Erdendinge zu sorgen hat und in indifferenter Seligkeit den Jammer der Menschen überhören darf. Dafür hält er aber die sittliche Verantwortung des Menschen unerbittlich fest; er glaubt an den freien Willen.“ Auch ist Dante nicht völlig unabhängig von den astrologischen Wahngebilden, welche den damaligen Horizont mit falschem Lichte

1) Seine Anschauungen über unsere Fragen sind niedergelegt im Inferno VII, 73—96 und im Purgatorio XVI, 58—84. Beide Abschnitte sind von Salutati in ‚De fato et fortuna‘ aufgenommen in eigener lateinischer Uebertragung.

erhellen, aber er rafft sich nach Kräften empor zu einer würdigen Anschauung des menschlichen Wesens. „Die Gestirne, läßt er seinen Marco Lombardo sagen, geben wohl die ersten Antriebe zu euerem Tun, aber Licht ist auch gegeben über Gutes und Böses und freier Wille, der nach anfänglichem Kampfe mit den Gestirnen alles besiegt, wenn er richtig genährt wird".[1])

Ganz anders Salutati. Seine Anschauung, auf christlichem Glaubensgrunde ruhend, ist durch Studium und richtiges Urteil geläutert. Gleich zu Beginn seiner Schrift wird das für die Scholastik anstößige Wort Fatum in die christliche Sprache umgesetzt. Fatum ist ihm, wie dem hl. Augustinus so viel als „göttlicher Wille oder göttliche Macht", gewöhnlich aber behält er das Wort bei und es ist ihm identisch mit Dei providentia oder Dei dispositio. Diese beruhen auf dem göttlichen Vorherwissen. Cicero bestreitet die divina praescientia und leugnet deshalb die Möglichkeit einer Vorsehung, göttlichen Weltregierung und jeglicher Weissagung von Seite Gottes wie der Menschen. Damit brach der einstige Konsul den Stab über das Auguralwesen, eine wichtige Staatseinrichtung des alten Rom, die er selbst einst zu schützen hatte. Das ist der eigentümliche Zwiespalt, in dem Cicero als Staatsmann und Philosoph sich befand und den Salutati an ihm tadelt. Letzterer tritt für das göttliche Vorherwissen entschieden ein und stimmt dem Worte des hl. Augustinus bei: „An die Existenz eines Gottes glauben und dessen Vorherwissen leugnen, ist offenbarer Wahnsinn".

Die praescientia divina involviert eine gewisse necessitas. Denn was Gott voraussieht, oder richtiger gesagt, schaut — denn bei ihm ist alles Gegenwart — muß mit Notwendigkeit geschehen. Es ist indes zu unterscheiden zwischen einer absoluten und relativen Notwendigkeit (vera germanaque

1) Burckhardt-Geiger l. c. II, S. 223 f.

necessitas und necessarium suppositionis); erstere eignet allein dem göttlichen Wesen, letztere den Geschöpfen. In den göttlichen Weltplan und in das göttliche Vorauswissen sind auch die geschöpflichen Faktoren mit einbezogen. Darum ist mit der Notwendigkeit, welche das göttliche Vorauswissen bedingt, immer eine gewisse Zufälligkeit (contingentia) verbunden. Ebenso verhält es sich mit dem Wirken Gottes als causa universalis; er wirkt nur mediantibus causis, unter Mitwirkung der niederen geschöpflichen Ursachen.

Unter diesen Voraussetzungen ist der Mensch für alle seine Handlungen verantwortlich. Es ist ihm die volle Schuld der Sünde zu imputieren. Gott wirkt wohl zum materiale der Handlung mit, nicht aber zum formale, welches der Handlung den sittlichen Charakter verleiht und vom freien Willen des Menschen abhängt. Nur der motus voluntatis, nicht aber das peccatum ist auf Gott zurückzuführen. An dem Ehebruch des Königs David mit Bethsabe, dem Weibe des Urias, wird dies ausführlich erläutert.

In letzter Konsequenz ist darum die Verdammung des Menschen eigene Schuld. Salutati ist sich wohl bewußt, daß er bei der Prädestination vor einem Geheimnisse steht. Bei der Unzulänglichkeit jeder Beweisführung läßt er sich darum stellenweise zu emphatischer Rhetorik hinreißen. Doch weiß sich der theologisierende Kanzler auch auf diesem schwierigen Boden im allgemeinen ganz wohl zurecht zu finden. Im Sinne des hl. Augustinus vertritt er die bedingte Prädestination, d. h. die Vorausbestimmung zur ewigen Seligkeit mit Rücksicht auf die guten Werke.

Salutati ist durchaus nicht Prädestinatianer im Sinne Calvins, daß er eine Vorherbestimmung zum ewigen Tode lehrte ohne Rücksicht auf Verdienst oder Mißverdienst des Menschen. Die Erwählung zur Seligkeit beruht nach ihm auf einer eigentlichen Vorherbestimmung (praedestinatio), die Verwerfung aber gründet sich nur auf das Vorauswissen vom Mißbrauch des menschlichen Willens (praescientia).

Aber auch jene praedestinatio involviert keine necessitas absoluta, sondern die necessitas suppositionis et consequentiae, da sie mit dem menschlichen Willen und dessen freien Handlungen rechnet.

Salutati vertritt somit durchgehend und in allen Fragen die Sache der Freiheit. Jeder Zwang muß vom Willen ausgeschlossen sein, wenn er freier Wille sein soll. Eine transzendentale Freiheit im Sinne Kants kennt Salutati freilich nicht, er vertritt keinen absoluten Indeterminismus, demzufolge die Freiheit in der Fähigkeit besteht, mit absoluter Spontaneität eine Reihe von Erscheinungen anzufangen.[1]) Sein Standpunkt ist vielmehr der relative Indeterminismus der christlichen Philosophie, der sich mit derjenigen des Aristoteles nahe berührt. Derselbe schließt in sich die Unabhängigkeit von äußerem Zwange wie von innerer Nötigung, nicht aber von allen äußeren und inneren Einwirkungen und Motiven.

Als Indeterminist[2]) ist der Verfasser von ‚De fato et fortuna' Gegner der Astrologie. Der Fatalismus der damaligen Zeit knüpfte sich ja vor allem an die Gestirne. Bei Bekämpfung des astrologischen Wahnes kam es dem Kanzler wohl zu statten, daß er in jüngeren Jahren bei dem damals berühmten Astrologen Paolo Dagomari, wie es scheint, einen tüchtigen Unterricht genossen hatte. Seine astrologischen Kenntnisse gingen jedenfalls über das Durchschnittsmaß hinaus und gaben ihm das nötige Rüstzeug zum Kampfe gegen die Afterwissenschaft. Freilich hatte Salutati selbst Wandlungen

1) Kants sämmtliche Werke, herausgegeben von Rosenkranz. VIII. Leipzig 1840.

2) Die necessitas Salutatis ist nicht eine innere Nötigung, der Gegensatz von coactio oder compulsio, sondern eine außerhalb des Menschen stehende von der divina praescientia herstammende Macht. Es ist nicht die necessitas antecedens, sondern subsequens, da sie durch die freien Handlungen des Menschen bestimmt wird.

in dieser Frage durchgemacht. Im Todesjahre seines Lehrers 1366 war er noch für dessen Wissenschaft begeistert und stand ihr kritiklos gegenüber.[1]) Nach ungefähr einem Jahrzehnt war sein Standpunkt völlig geändert. Im Jahre 1378 trat er dem Astrologen Jakopo Allegretti, der die Fortdauer des päpstlich-florentinischen Krieges aus den Gestirnen voraussagen wollte, als entschiedener Gegner gegenüber. Weniger entschieden zeigte er sich in einem Briefe vom Jahre 1388 an den König von Sizilien; doch ließ er auch hier seinen ablehnenden Standpunkt deutlich durchblicken.

Bei diesem Wechsel der Anschauungen ist sicher der Vorgang von Cicero, Augustinus und Petrarka für ihn mitbestimmend gewesen. Während Seneka an die Gestirne geglaubt zu haben scheint,[2]) ist es Cicero als Verdienst anzurechnen, daß er in seinem Werk ‚De divinatione' nicht bloß die Richtigkeit des Auguralwesens, sondern auch der Astrologie aufdeckte. Augustinus tritt der letzteren in den ersten Kapiteln des 5. Buches von ‚De civitate Dei' entgegen. Schlimmer als Cicero und Augustinus verfährt Petrarka mit den Astrologen. Er würdigt sie keiner Widerlegung und behandelt sie mit voller Verachtung; er nennt sie fast immer nur ‚mendaces' und ‚insani'. In einem Briefe an Francesco Bruni bespricht Petrarka die Frage, ob die Astrologen über die Zeit des Todes Aufschluß geben könnten. Er verneint dies; denn die Gestirne haben keinen Einfluß auf den Tod, der nur vom göttlichen Willen abhängt.

„Wozu wird der Astrologe gequält? Lasset die Wahnsinnigen, lasset die Gestirne ihre Bahnen gehen; wenn sie auch keinen Einfluß auf uns ausüben und sie uns nichts Persönliches anzeigen, so zeigen sie der Welt doch eure Lügen an".[3])

1) Nov. Epist. I. pag. 15.

2) Vergl. Senekas Brief ad Martium de consolatione.

3) Baseler Ausgabe von Petrarkas Werken S. 747.

Die Astrologie ist nach Petrarkas Ansicht ein Hohn auf die göttliche Vorsehung und der Untergang der menschlichen Willensfreiheit.[1])

Diese Art der Bekämpfung war die leichtere, aber auch populärere. Im Gegensatz hiezu wendet Salutati den ganzen Apparat seiner Gelehrsamkeit gegen die Astrologie auf. Im ersten und zweiten Kapitel des dritten Traktats unserer Schrift bespricht und widerlegt er, soweit nötig, die astrologischen Lehren von den Aspekten, dem Horoskop, von Konjunktion und Opposition, vom Zodiak und seinen Zeichen, von den astrologischen Stunden, von den zwölf Himmelshäusern und den für die Nativitätsschemen wichtigen cuspides domorum, von der Bedeutung der einzelnen Planeten und ihren Konstellationen, vom Mondknoten, dem Kopf und Schwanze des Drachen, jenen zwei Punkten, wo die scheinbaren Wege von Sonne und Mond sich schneiden, und vom großen Glückszeichen, der fortuna major.[2]) Die beiden genannten Kapitel, in deren erstes Salutati auch seine poetische Polemik gegen Allegretti vom Jahre 1378 eingeflochten, sind ein kleineres Kompendium der damaligen astrologischen Anschauungen. In seiner Polemik, auf die wir im einzelnen nicht eingehen können, zeigen sich deutlich das Studium und der Einfluß besonders von Augustinus und Petrarka. Sein Urteil faßt er in Kürze dahin zusammen, daß die Aussprüche der Astrologen sich zwischen U n w i s s e n h e i t und L ü g e n h a f t i g k e i t bewegen. Noch tiefer als die Astrologie steht die P u n k t i e r k u n s t oder G e o m a n t i k, die in dem schon genannten 2. Kapitel des 3. Traktates behandelt wird. Aus einer willkürlichen Zahl von Punkten, die in einer gewissen Anzahl von Linien von rechts nach links gemacht

---

1) Ibid. p. 770.

2) Vergl. hierüber Mensinga, Ueber ältere und neuere Astrologie, Berlin 1871, sowie A. Häbler, Astrologie im Altertum. Zwickau 1879.

werden, wollten die Geomantiker die Zukunft lesen. Solche Willkürlichkeit richtet sich von selbst und es konnte Salutati nicht schwer fallen, für die Gebildeten die Torheit dieser Kunst darzutun.

So wenig als Petrarka ist es Salutati gelungen, dem zweifachen Aberglauben in Ende zu bereiten; derselbe wucherte im Volke in höheren und niederen Kreisen fort. Erst das Werk Picos della Mirandola ‚Adversus astrologos libri XII', welches die ganze Frage extensiv und intensiv reicher behandelte, wirkte bahnbrechend und gewann größeren Einfluß auf den Zeitgeist.

Mit der Behandlung des Fatum war der Hauptteil der Arbeit für Salutati abgeschlossen. Die zweite Hälfte der Schrift ist von untergeordneter Bedeutung und ganz nach der Schablone des ersten Teils gearbeitet. Auch hier wieder eine Menge von Distinktionen, Syllogismen, Historien und Anekdoten, auch Wiederholungen, die den Kern des Ganzen verhüllen. Es sollen im Folgenden in Kürze die Hauptgedanken und wichtigsten Fragen herausgestellt werden.

Kommt der Fortuna und dem Kasus neben dem Fatum und auch an und für sich Realität zu? In zwei Kapiteln wird diese Frage behandelt. Salutati hatte auch hier seine frühere Ansicht geändert. In einem Briefe vom Jahre 1392 schrieb der Kanzler: „Alles, was das Glück, oder richtiger gesagt, Gottes Vorsehung — denn das Glück ist ein Nichts — in meine Hand gelegt hat, besitze ich nicht als Knecht, sondern als Gebieter, ausgenommen nur die Bücher."

‚Fortuna nihil est', diesen Satz bekämpft Salutati bei Laktantius in einem besondern Kapitel. Plato, Aristoteles und Augustinus hatten ohne Zweifel diesen Gesinnungswechsel bei ihm herbeigeführt; sie sind auch in unserer Schrift die Kronzeugen für die Realität von Fortuna und Kasus.

Wie sind aber beide begrifflich zu erklären? Auch sie müssen auf die göttliche Vorsehung zurückgeführt werden. Das Glück ist im Grunde nichts anderes als eine Huld

des Himmels, das Unglück eine Ungnade und ein Uebelwollen desselben.

Salutati polemisiert hier scharf gegen Aristoteles und findet es unbegreiflich, wie ein so großer Philosoph dieser Anschauung entgegen sein könne, und würdigt auch dessen Begründung nicht, daß Gott in solchem Falle der Ungerechtigkeit geziehen werden müsse, da das Glück zwischen Guten und Bösen keinen Unterschied macht, ja meistens den letzteren zufällt.

‚Casus' definiert der Verfasser als zufällige und geheime Ursache eines natürlichen Effektes, der gegen die Neigung der Natur, aber nur selten erfolgt. Glück und Zufall unterscheiden sich also: der Zufall schlägt mehr ins Gebiet der Natur, das Glück mehr in das Gebiet des Geistes, da Intellekt und Wille bei ihm mitwirken. Diese Unterscheidung ist natürlich nur eine äußerliche; sie beruht auf der Erscheinungsweise, in der Glück und Zufall sich der Wahrnehmung darbieten. Beide ruhen auf derselben intelligenten, allwirkenden Ursache, welche der göttliche Wille ist. Tadelnswert ist darum die Ansicht des Pacuvius bei Cicero, die Fortuna sei etwas Blödes, Blindes und Unvernünftiges. Heidnisch und falsch ist aber auch die Auffassung, welche das Glück mit Gott identifiziert und es zu einem persönlichen Wesen erhebt. Die Fortuna ist keine Göttin. Vom Thema abschweifend, untersucht Salutati die Frage, ob die Römer die Fortuna wirklich zur Göttin gemacht, oder sie nur der leichteren Vorstellung halber personifiziert und figürlich dargestellt haben; er neigt mehr der letzteren Ansicht zu. Ebenso nimmt er Dante wegen seiner der Mißdeutung sehr ausgesetzten Auslassungen über die Fortuna in Schutz. Er will die Fortuna im Inferno nicht in unchristlicher Weise als ein neben Gott stehendes dämonisches Wesen gedeutet wissen, sondern erklärt und entschuldigt sie als poetische Fiktion.

Nach diesen Ausführungen dürfte der Charakter unserer Schrift als einer christlichen Theodicee klar erwiesen sein. Salutati, obwohl Humanist, stand noch ganz in der mittelalterlich gläubigen Weltanschauung. Er will mit den scholastischen Theologen nichts gemein haben, und doch ist er vom scholastischen Geiste nicht unberührt geblieben. Ein Verdienst seiner Schrift ‚De fato et fortuna' war die entschiedene Frontstellung gegen den damals herrschenden Aberglauben, sowie das klare prinzipielle Eintreten für die Willensfreiheit.

Es dürfte damit der durchaus christliche Standpunkt des Verfassers klar erwiesen sein. Zwar nicht formell, wohl aber inhaltlich könnte das Buch ebenso gut von einem scholastischen Theologen geschrieben sein. Die Sentenzen und Gedanken aus heidnischen Dichtern und Auktoren sind mehr bloße Staffage und äußerer Aufputz als integrierende Bestandteile der Schrift. Salutati scheut sich nicht, einen Ovid und hl. Paulus als Gewährsmänner unmittelbar nebeneinander zu stellen. Dieser Umstand verleiht dem Werke ein gewisses barokes Aussehen, ein Doppelgesicht; dies jedoch nur äußerlich. In Gedanke und Geist ist die Schrift eine festgeschlossene Einheit, eine christliche Theodicee.

Heidenheim a. Br. Dr. Ehrhart.

XXXII.

Die Heimarbeiterfrage.

Die letzten Jahrzehnte haben uns auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes eine rührige und zielbewußte Reform gebracht. Gesetzgebung und organisierte Selbsthülfe haben an der Besserung der vielen Uebel gearbeitet, an denen das Verhältnis des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber krankte. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Führer der Reform ein scharfes Auge hatten für die bestehenden Schäden und eine sichere Hand zu ihrer Heilung. Wie aber trotzdem ganz unerträgliche Zustände und geradezu menschenunwürdige Existenzbedingungen einer außerordentlich großen Anzahl von Arbeitern und Arbeiterinnen lange Zeit hindurch ungemerkt oder doch wenigstens ungestört weiterbestehen und weiterschaden konnten, beweist zur Evidenz die erst in letzter Zeit in ihrer Wichtigkeit erkannte Frage des Heimarbeiterschutzes. Die Heimarbeit war ohne Zweifel ein Stiefkind der Sozialpolitiker. Bis gegen Anfang des letzten Jahrzehnts kümmerte man sich nicht viel um sie. Allmählich erst kam man zu einer besseren Kenntnis dieser eigenartigen Betriebsform, und damit erwachte denn auch wie von selbst das Interesse für sie und das Bestreben, sie von den offenbaren Schäden zu befreien, die man an ihr — „entdeckt“ hatte.

Was verstehen wir unter Heimarbeit in dem speziellen Sinne, in welchem wir sie hier zu fassen haben

Dr. E. Schwiedland, ein Fachmann auf diesem Gebiete, definiert sie als „gewerbliche Arbeit für Unternehmer außerhalb der Betriebsstätten dieser vollführt durch Personen, welche gleichwohl den Unternehmern in wirtschaftlicher und sozialer Abhängigkeit gegenüberstehen".[1]) Wir haben es hier also mit einer kapitalistischen Betriebsform zu tun. In ihr empfangen zahlreiche kleine Gewerbtreibende von einem Unternehmer ausschließlich ihre Arbeitsaufträge, liefern entweder direkt oder durch Vermittlung besonderer Agenten gegen einen im Voraus bedungenen Preis die fertige Waare an ihn ab und verlieren zu deren Konsumenten jede Beziehung. Das Verhältnis der Heimarbeiter zu ihrem „Verleger" kann nach Umständen die verschiedenartigste Gestalt annehmen. Teilweise beschaffen sie sich selbst die zur Herstellung der in Auftrag gegebenen Waren notwendigen Rohprodukte, teilweise müssen sie diese vom Verleger zu einem von ihm bestimmten Preise erstehen; die einen sind im Besitz der hauptsächlichsten, manchmal relativ kostspieligen Werkzeuge, die andern haben das Handwerkszeug mietweise vom Verleger, wie dies z. B. öfters bei Näherinnen der Fall ist; die einen arbeiten nur mit ihren Familienangehörigen zusammen, andere ziehen auch sonstige Kräfte hinzu; hier wird die Hausindustrie als Haupt- oder einziger Beruf, dort nur im Nebenamt betrieben, so z. B. bei der ländlichen Bevölkerung armer Gebirgsgegenden, wo die späten Abendstunden nach harter Feldarbeit und die von Feldarbeit freien Wintermonate oft aus Not der Heimarbeit gewidmet werden. Je nach diesen verschiedenen Formen ist auch das Abhängigkeitsverhältnis des Heimarbeiters gegenüber seinem Verleger ein verschiedenes. Je nach der größeren oder geringeren Intensivität dieser Abhängigkeit ist dann auch die ganze Lage des Arbeiters zu beurteilen. Das eigentliche Wesen und

---

1) Ziele und Wege einer Heimarbeitsgesetzgebung. Zweite ergänzte Auflage. S. 42.

unterscheidende Merkmal dieser Produktionsart im Gegensatz zu anderen liegt eben keineswegs darin, daß die Arbeit, statt in der Fabrik oder in größeren Werkstätten, in der eigenen Wohnung verrichtet wird; äußerlich ist ja der Betrieb des Heimarbeiters oft von dem Handwerksbetrieb desselben Gewerbes gar nicht zu unterscheiden. Der charakteristische Unterschied liegt vielmehr darin, daß das Arbeitsprodukt, ehe es in die Hände des Konsumenten gelangt, je nach Zahl der zwischen Produzent und Verleger befindlichen Mittelglieder, noch Erwerbsmittel ist für eine oder mehr Personen, die an der eigentlichen Produktion gar keinen Anteil haben.[1]) Und wenn sich da so manche profitsüchtigen Hände auftun, von denen eine jede möglichst viel mitbekommen will, dann ist es klar, daß der dem eigentlichen Arbeitsleister gebührende Lohn in große Gefahr kommen muß, sowohl was seine Höhe als auch oft, was die Art seiner Auszahlung anbetrifft.

Wie viele Arbeiter befinden sich nun in dem angegebenen Arbeitsverhältnis? Die letzte Statistik aus dem Jahre 1895 hat für Deutschland folgende Angaben. Es waren als Hausindustrielle beschäftigt: in der Industrie der Steine und Erde 4236 Personen, in der Metallwarenbearbeitung 20,105, in der Maschinen- und Instrumentenindustrie 9093, in der chemischen Industrie 299, in der Industrie der Leuchtstoffe 131, in der Textilindustrie 195,780, in der Papierindustrie 5843, in der Lederindustrie 5106, in der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe 37,140, in der Nahrungsmittelindustrie 15,918, in der Bekleidungs- und Reinigungsindustrie 159,360, im polygraphischen Gewerbe 2136, im künstlerischen 1835, zusammen nicht weniger als 456,982 Personen.[2]) Doch sei sofort darauf aufmerksam gemacht, daß diese Statistik den Umfang der Heimarbeit ganz unzweifelhaft viel zu niedrig angibt. Es liegt eben in

1) Vgl. Elster, Wörterbuch der Volkswirtschaft I, S. 859.

2) S. Protokoll des ersten Berliner Heimarbeiterschutzkongresses, S. 6.

der Natur der Sache, daß solche Statistiken außerordentlich schwer aufzustellen sind. Die Arbeiter haben oft allerlei Gründe, ihre Erwerbstätigkeit zu vertuschen. So ist denn auch zu begreifen, weshalb private Ermittelungen, bei welchen die Arbeiter weniger Verschweigungsgründe haben, Zahlen ergeben, die weit über die in der deutschen Reichsstatistik stehenden Ziffern hinausgehen. Bezeichnende Beispiele hiefür kamen auf dem Berliner Heimarbeiterkongreß im vorigen Jahre zur Sprache. So zählt z. B. die Reichsstatistik für Berlin 47,952 Heimarbeiter, darunter 35,726 für Bekleidungs- und Reinigungsbranche, nach privaten Ermittelungen aber beschäftigt die Konfektionsindustrie allein schon ca. 80,000 Personen in der Heimarbeit. In Stettin werden amtlich 2477 Heimarbeiter gezählt, 2277 in der Bekleidungs- und Reinigungsindustrie, dabei arbeiten aber allein in der Konfektion über 6000 Personen. Aehnlich liegen die Unterschiede in Breslau. Die amtliche Statistik spricht von 9721 Heimarbeitern überhaupt und von 7519 Personen, welche für Bekleidungs- und Reinigungszwecke arbeiten, während die Konfektion allein schon 12,000 beschäftigt.[1]) — Wie gesagt, sind diese auf den ersten Blick frappanten Differenzen nur zu erklärlich. Furcht vor Steuer und ein gewisser Bettelstolz hielt Arbeiter und Arbeiterinnen, letzteres besonders in kleinen Beamtenfamilien, oft zurück, über ihre Erwerbstätigkeit als Heimarbeiter Angaben zu machen. Diese Verschleierung des tatsächlichen Umfanges der Heimarbeiter hat dann auch zur Folge, daß diejenigen, welche der Heimarbeiterschutzbewegung feindlich oder gleichgültig gegenüberstehen, immer wieder sagen können, man solle doch mit den „paar" Heimarbeitern nicht so viel Aufhebens machen, ihre Zahl rechtfertige gar nicht das Interesse, welches man zur Zeit an ihnen nehme. Wie falsch das ist, beweist der hohe Prozentsatz, den die Heimarbeit in einer ganzen Reihe von Betrieben ausmacht.

---

1) Siehe Berliner Protokoll S. 7.

Auf je 100 Personen kommen z. B. folgende Prozentsätze von Heimarbeitern: in der Handschuhmacherei 23,3, Verfertigung von Lederwaren 25,0, Holzspielwaren 28,2, Seidenweberei 33,3, Verfertigung von Kravatten und Hosenträgern 33,7, Puppenfabrikation 34,3, Strickerei und Wirkerei 34,4, Gummi- und Haarflechterei 34,7, Spinnerei ohne Angabe der Stoffe 35,4, Verfertigung von Harmonikas 38.0, Posamentenmacherei 38,6, Leineweberei 38,8, Putzmacherei 38,9, Häkelei und Stickerei 40,2, Glasbläserei 41,0, Wäscherei und Bleicherei 47,8, Spitzen- und Weißzeugstickerei 49,5, Geigenmacherei 52,9, Verfertigung von Papiermachéspielzeug 53,5, Seidenhaspelei 58,2 Heimarbeiter.[1]) Nach einzelnen Landesteilen betrachtet, verteilt sich die Hausindustrie in Deutschland folgendermaßen. Auf je 1000 Fabrikarbeiter kommen an Heimarbeitern in Preußen 63,3, Bayern 42,4, Sachsen 263,8, Würtemberg 70,7, Baden 28,9, Hessen 21,2, Oldenburg 52,5, Elsaß-Lothringen 82,6.[2]) — Diese bedeutende Ausdehnung der Hausindustrie wird dadurch nicht viel abgeschwächt, daß man auf den Rückgang derselben in einzelnen Gewerben hinweist. Ohne weiteres ist zuzugeben, daß in einer ganzen Reihe von Betrieben, besonders in der Textilindustrie, ein großer Rückgang der Heimarbeiter konstatiert ist, andererseits ist es aber ebenso wahr, daß in einer ganzen Reihe von Betrieben eine entschiedene Vermehrungstendenz der Heimarbeit zutage getreten ist.[3])

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die der Heimarbeit eigentümlichen Verhältnisse, nach der guten Seite sowohl als nach der schlimmen. Mit den ersteren wollen wir den Anfang machen; damit sind wir auch am schnellsten fertig. — Es ist noch nicht gar lange her,

1) Berliner Protokoll S. 7.

2) Ebenda S. 8.

3) Vergl. hiezu die bemerkenswerten Ausführungen Sombarts in ‚Soziale Praxis', 1904, Nr. 23.

da sah man allgemein die Heimarbeit als etwas recht Gutes an. Der Name klang nicht gefährlich, von den in ihr herrschenden Mißständen hatte man in den Kreisen, auf die es angekommen wäre, keine oder wenig Ahnung, und man malte sich wohl auch noch mit Behagen das schöne Bild aus, wie die ganze Familie, Vater und Sohn, „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind in stiller Stube beisammen sind" und einträchtlich und friedlich miteinander das tägliche Brot verdienen. Von weitem betrachtet, mutet die Heimarbeit so ganz patriarchalisch an, und sie hat auch in Wirklichkeit — das kann kein unparteiischer Beurteiler in Abrede stellen — manch gute Seiten. Durch sie wird vielen die Arbeit ermöglicht, die sonst keine, den Lebensunterhalt sichernde Beschäftigung fänden. Betrachten wir z. B. eine arme Bauernfamilie, der die Bewirtschaftung eines armselig kleinen Gütchens zum Leben nicht ausreicht; wie sollte sie Arbeit finden, wenn es nicht Industriezweige gäbe, welche die Herstellung der Waren in der eigenen Behausung ermöglichen, wo dann alle Familienmitglieder bei der Arbeit zur Hand gehen können? Oder wie sollen die vielen Arbeitskräfte Verwendung finden, die weit von Fabrikgegenden entfernt wohnen, unter ärmlicher Bevölkerung, deren geringe Bedürfnisse und ganz mangelhafte Kaufkraft nicht genügen, um die ortsansässigen Arbeitskräfte hinreichend zu beschäftigen; was sollen solche Leute tun, wenn sie infolge dessen keine rentable Arbeit ausüben können und durch irgendwelche Verhältnisse verhindert sind, ihren Heimatsort zu verlassen und in den ferngelegenen Fabriken Arbeit zu suchen? Wie soll die zahlreiche Familie eines schlecht besoldeten Unterbeamten existieren können, wenn die Frau oder die heranwachsenden Töchter nicht Gelegenheit haben, durch Heimarbeit noch einige Groschen zu verdienen, wie es so oft geschieht? Wie soll eine Näherin, die mit einer kranken Mutter allein lebt, für diese und sich den Lebensunterhalt erwerben? In die Fabrik kann sie nicht gehen, sie ist zu

Hause notwendig, was bleibt ihr übrig als Heimarbeit? Mag man also gegen die Heimarbeit sagen, was man will, sie ist ohne Zweifel für eine große Anzahl von Menschen die einzig mögliche Existenzbedingung, sie gibt vielen, welche sonst, trotz ihrer Arbeitsfähigkeit, lahmgelegt wären, eine nützliche und oft bitter notwendige Arbeitsgelegenheit. Auch das soll nicht verneint werden, daß die gemeinsame Arbeit für die gemeinsamen Bedürfnisse der Familie, wenn sonst die Arbeitsbedingungen annehmbar sind, den Geist der Zusammengehörigkeit unter den einzelnen Familiengliedern, ein einträchtiges Familienleben in günstiger Weise beeinflussen kann und manche Gefahren, welche die Fabrikarbeit, besonders den jungen Arbeitern, bietet, fernhält. Daß das Zusammensein mit der Familie während des ganzen Tages für den Familienvater etwas Anziehendes und Verlockendes hat, läßt sich ebenfalls nicht leugnen. Dazu kommt die größere Ungestörtheit in der Arbeit, die Freiheit in der Ausdehnung oder Unterbrechung der Arbeitszeit, die Ersparnis des oft ermüdenden Weges in die Fabrik u. s. f., alles Umstände, welche die Heimarbeit in angenehmem Lichte erscheinen lassen können.[1])

Betrachtet man aber andererseits die schlimmen Wirkungen der Heimarbeit, so vermag man der vorgenannten guten kaum mehr froh zu werden. Der Schäden sind so viele und mannigfaltige, daß man ein wahres Mitleid fühlen muß mit den Leuten, welche die bittere Not zwingt, sich ein Arbeitsverhältnis aufzubürden, das oft unchristlich und unmenschlich ist. Die statistischen Angaben über diese Verhältnisse sind häufig geradezu skandalös. Um einen besseren Ueberblick zu ermöglichen, wollen wir der

1) Von den Vorteilen, welche die Heimarbeit den Unternehmern bietet, sprechen wir hier mit Absicht nicht. Sie sind ja nur das Gegenbild der Nachteile auf Seite der Arbeiter und darum nicht eigentlich zu den guten Wirkungen der Heimarbeit zu rechnen

Reihe nach die hauptsächlichsten der mit der Heimarbeit verbundenen Schäden durchgehen und bei jeder Rubrik einige ausgewählte statistische Belege bringen. Im voraus sei aber zur Vermeidung von Irrtümern folgendes bemerkt. Es ist gewiß wahr, daß man bei Angabe von statistischen Belegen nur zu leicht in den Kapitalfehler verfällt, Einzelvorkommnisse zu verallgemeinern und sich so ein falsches Bild von den in Frage stehenden Verhältnissen zu konstruieren. Was nun die Heimarbeit anbetrifft, so gibt es sicher auch hier an manchen Orten Verhältnisse, welche erträglich und darum kaum zu verurteilen sind. Sie sind halt rühmliche, aber seltene Ausnahmen, die deshalb auch eine verschiedene Beurteilung verlangen und verdienen. Daß es sich dabei um wirkliche, durch besondere Umstände veranlaßte Ausnahmen von der Regel handelt, wird keiner, der sich einen Einblick in die Frage verschafft hat, bezweifeln. Was daher die angeführten Beispiele anbelangt, so haben wir beim Durcharbeiten des uns vorliegenden Materials den Eindruck gewonnen, daß wir es hier — die eben gemachte Einschränkung vorausgesetzt — in der Tat mit sogenannten typischen Fällen zu tun haben.

Welches sind nun in kurzer Uebersicht die charakteristischen Schäden der Heimarbeit? Abgesehen von der Konkurrenzschädigung, welcher sie die Fabrikanten und Werkstättenbesitzer, bezw. deren Arbeiter aussetzt, verteilen sich ihre schädlichen Wirkungen auf zwei Klassen, erstens auf die Heimarbeiter selbst, zweitens auf das konsumierende Publikum. Beide Seiten mögen einer näheren Ausführung unterzogen werden.

Bei der ersten Klasse sind zunächst die oft geradezu miserablen Lohnverhältnisse ein Charakteristikum der Heimarbeit. Die absolute Abhängigkeit des Heimarbeiters von seinem Verleger, auf die wir schon eingangs hingewiesen haben, der Mangel an Schutz vor einer Unterbietung durch andere Heimarbeiter, die oft ohne jedes Solidaritätsgefühl,

durch die Not gedrungen und um Arbeit zu bekommen, noch unter dem gebräuchlichen niedrigen Lohnsatz zu arbeiten bereit sind, haben hier zum Teil ganz unglaubliche Löhne zur Folge gehabt. Betreffs derer, welche die Heimarbeit ohne Not und nur so nebenher betreiben, sind die Lohnverhältnisse schließlich noch nicht so sehr zu beklagen; für solche aber, denen die Heimarbeit der einzige Verdienst oder doch wenigstens ein unbedingt notwendiger Ergänzungsverdienst ist, sind es buchstäblich Hungerlöhne. Greifen wir einige Beispiele heraus.[1])

Das Pressen vom Tausend Haarnadeln wird auf dem Taunus mit 6 Pfg. bezahlt; die höchste Tagesleistung beläuft sich auf 7—8000, mithin ein Tageslohn von 42—48 Pfg. In Bacharach, Kreuznach und St. Goar wird für das Gros Laubsägen 30-40 Pfg. bezahlt. Mann und Frau verdienen bei 14stündiger Tagesarbeit 9-12 Mk. in der Woche. Doch werden auch noch niedrigere Löhne angegeben. Die Nagelschmiede von Hermeskeil bei Trier schrieben 1890 in der Hochwaldzeitung: „Bei bestem Fleiß und tüchtiger Arbeit können wir von 5 Uhr morgens bis 8, ja 9 Uhr abends nicht mehr als 80 Pfg. bis 1 Mk., ausnahmsweise 1.20 Mk. bis 1.50 Mk. verdienen", und sie versichern, daß von circa 500 Nagelschmieden der Umgegend keiner über diesen Lohn hinauskomme. In der Ruhlaer Pfeifenindustrie erhält ein Drechsler für 1 Gros = 144 Stück Maßholder-Pfeifchen samt Rohr 1.20 Mk.; für größere Sorten 3—4 Mk. Holz und Politur hat der Arbeiter zu stellen. Die Spielwaren-Industrie steht an Niedrigkeit der Löhne hinter den bisher genannten nicht zurück. Eine geschickte Zinnsoldatenmalerin in Fürth oder Nürnberg kann bei 10—12stündiger Tagesarbeit 5 Mk. in der Woche verdienen. Farben, Lack, Oel und Pinsel verursachen einen Abzug von 13 %; bleibt Rest 4.35 Mk. = 7 Pfg. pro Stunde. Auf dem Erzgebirge ver-

1) Angeführt in dem Berliner Protokoll, S. 8—14.

diente z. B. eine 5köpfige Familie mit der Herstellung eines Spielzeugs „Wagen und Pferd“ 24 Mk. pro Woche und pro 10 Dutzend. Davon gehen aber 14 Mk. ab für Arbeitsmaterial. Eine 6köpfige Familie verdiente durch Anfertigung sogenannter „Zappelmänner“ 6 Mk. in der Woche. Ungleich besser stehen andererseits die „Reifendreher“ mit einem Wochenverdienst von 12–20 Mk. Die Puppenindustrie weist auch bezeichnende Beispiele auf: Im Jahre 1898 finden sich in dem Lieferbuche einer Puppenkleidernäherin folgende Wochenlöhne registriert: Mark 0.60, 1.24, 1.71, 2.20, 2.33, 2.40, 2.44, 2.79, 2.90, 2.95, 3.02, 3.19, 3.20, 3.24, 3.25, 3.48, 3.51, 3.71, 3.73, 3.86, 4.20, 4.82, 5.02, 5.40, 5.58, 6.00. Im Durchschnitt also 3.33 Mk.

Wir widerstehen der Versuchung, noch weitere bezeichnende Einzelheiten [1]) beizubringen; um aber einen besseren Einblick in die vorher behauptete vollständige Abhängigkeit des Heimarbeiters von seinem Verleger zu ermöglichen, teilen wir hier den Arbeitsvertrag mit, der, wie auf dem Berliner Kongreß [2]) berichtet wurde, von der durch die preußische Regierung beschäftigten Uniformlieferungsfirma Sachs in Berlin aufgestellt worden ist:

„Hierdurch verpflichte ich mich, die von der Firma Eduard Sachs jedesmal zur Anfertigung bekommenen Stücke genau nach empfangener mündlicher Instruktion resp. nach der mir vorgelegten Probearbeit anzufertigen und in sauberem Zustande für den mir bekannten Arbeitslohn abzuliefern. Ich unterwerfe mich dem Urteil von 2 Zuschneidern der Firma als Sachverständigen, denen ich das Recht einräume, nicht saubere und unvorschriftsmäßige Stücke auf meine Kosten anderweitig verändern zu lassen, und verzichte in diesem Falle auf jede gerichtliche Klage. Sollte ich die betreffende Arbeit als gänzlich

1) Aehnliche Beispiele kamen auf dem Essener Gewerkschaftskongreß zur Sprache. Vgl. hierzu auch Schwiedland, Ziele und Wege S. 223–224.

2) Vgl. Protokoll S. 30–31.

unbrauchbar abliefern, so verpflichte ich mich, den hieraus entstehenden Schaden sofort ohne Einwendung zu ersetzen. Ich verpflichte mich ausdrücklich, die mir übertragene Arbeit stets zu dem mir angegebenen Termine, oder, wenn solcher nicht angegeben, spätestens 6 Tage nach Empfang des Materials im Geschäftslokal des Herrn Sachs vormittags von 8—2 Uhr abzuliefern. Bei nicht pünktlicher Ablieferung soll Herr Sachs das Recht haben, die bei mir in Arbeit befindlichen Sachen ohne Rücksicht, wie weit dieselben in der Arbeit gediehen sind, und ohne Entschädigung an Arbeitslohn zurückzuverlangen. Bei Uebergabe von Arbeiten nach Stück endigt das Arbeitsverhältnis mit Rücklieferung der mir übergebenen Stücke."

Solche Klauseln betreffs unvorschriftsmäßiger Anfertigung der in Auftrag gegebenen Warenstücke sind ja an sich nicht so schlimm, wenn die Kontrolle in gerechter Weise und ohne Schikane geübt wird. Daß sie aber auch leicht zu willkürlichen Bedrückungen der Arbeiter mißbraucht werden können, läßt sich nicht leugnen. Diese Bedrückung des Arbeiters von seiten des Verlegers, der in jedem Falle seinen Gewinn im Auge hat und oft in skrupelloser Weise wegen nichtiger Vorwände den Lohn herabmindert, hat auf der andern Seite eine nur zu natürliche Folge: Unredlichkeit des Arbeiters. Sie gilt manchmal als „zum Geschäft gehörig". Als Beispiel führt Schwiedland [1]) das sogenannte „Matzen" der böhmischen Weber an. Sie suchen durch allerlei Manipulationen, durch ein geringes Schmälermachen des Tuches am Schußgarn zu sparen und verkaufen das Ersparte. In der schon oben erwähnten Ruhlaer Pfeifenindustrie gilt es als selbstverständlich, daß die Heimarbeiter sich das zur Herstellung der Waren notwendige Holz stehlen; „sie können sonst gar nicht bestehen", versichert ein Kaufmann.[2])

Ein zweiter großer Schaden der Heimarbeit ist die gerade hier sehr stark betriebene übermäßige Frauen- und

1) Ziele und Wege, Seite 64.
2) Berliner Protokoll S. 10.

Kinderarbeit. Sie hängt notwendigerweise mit den armseligen Lohnverhältnissen zusammen. Der Mann allein ist nicht imstande bei solcher Bezahlung das tägliche Brot für Frau und Kinder zu verdienen, und die natürliche Folge ist, daß diese mithelfen müssen. Die Frauenarbeit ist am meisten in der Spielwaren- und Konfektionsindustrie. In der letzteren hat sich der Typus der „armen Nähterin" in bemitleidenswertester Form ausgebildet. Die Heimarbeit an der Nähmaschine, als Zuschußverdienst zu dem Lohn des Mannes oder anderer Familienmitglieder betrieben, hält sich noch eher in den von Gesundheit und menschlichem Gefühl gezogenen Grenzen; ist die Näherin aber Witwe mit unversorgten Kindern, oder hat sie sonst für erwerbsunfähige Familienmitglieder allein zu sorgen, dann wird ihre Heimarbeit nur zu oft zu einem wahren Martyrium, dem dann der Ruin der überangestrengten Körperkräfte meist unverhältnismäßig früh folgt. Auf die gesundheitlichen Schäden einer solchen Parforcearbeit werden wir noch zu sprechen kommen. Hier sei nur erwähnt, wie vielen mit Heimarbeit überlasteten Familienmüttern die Besorgung der Hauswirtschaft und eine geordnete Kindererziehung fast unmöglich gemacht wird. Dr. Alfred Weber, einer der besten Kenner der deutschen Heimarbeit, schätzt die Zahl der in dieser Arbeitsart beschäftigten deutschen Frauen allein in der Bekleidungsindustrie auf 226,000. Daß darunter ein guter Prozentsatz Familienmütter ist, kann als sicher angenommen werden. Betreffs der Ausdehnung der Heimarbeit unter den Kindern sei bemerkt, daß die deutsche Reichsstatistik in der gesamten Industrie 306,823 zählt; von ihnen ist die Majorität in der Heimarbeit beschäftigt. Neben den hygienischen Schäden hat eine solche Kinderarbeit unter den oft denkbar ungünstigsten Umständen einen geradezu verderblichen Einfluß auf die geistige Entwicklung der Kinder. Mit Recht wies Agahd bei dem Berliner Kongreß gerade auf diesen Punkt hin und sagte: „Die Kinderarbeit in der Heimindustrie hat vielen

von denen, die jetzt als Erwachsene darin arbeiten, das Denken abgewöhnt".[1]) Das mit dem 1. Januar vorigen Jahres in Kraft getretene Kinderschutzgesetz ist zwar auch für diese Kinder gemacht, aber die Kontrolle, die sonst schon schwer ist, wird hier fast unmöglich, einerseits wegen Mangels an Autoritätspersonen, welche sie ausüben könnten, andererseits wegen Ueberbürdung derer, denen sie angewiesen ist, hauptsächlich aber dadurch, daß sich die Heimarbeit der Kinder nur zu leicht maskieren läßt. — Wohlgemerkt, diese Heimarbeit ist nicht nur so ein Beschäftigungsspiel, es ist mühsame, lange, schädliche Arbeit, es ist für den Lebensunterhalt notwendige Arbeit, die nicht nach Laune verrichtet und niedergelegt wird. Sie unter der Rubrik „Kindlicher Tätigkeitstrieb und Beschäftigungslust" unterbringen zu wollen, wie es in Wirklichkeit geschehen, ist ebenso abgeschmackt als falsch. Welche Bedeutung man darum auch in beteiligten Kreisen dieser Kinderarbeit beimißt, beweist ein auf dem Berliner Heimarbeiterkongreß verlesener Bericht des „Konfektionär", worin es gegen das Kinderschutzgesetz heißt: „Wenn nun auch noch an die Wurzeln der Arbeitsleistung gegriffen wird, so steht schließlich eine Industrie hilflos da und muß schuldlos zusehen, wie sie durch angeblich wohlmeinende gesetzliche Maßregeln zugrundegerichtet wird".[2]) Verbot der Hausarbeit von Kindern unter 10 Jahren heißt also für die sächsische Textilindustrie soviel als ihr an die Wurzeln der Arbeitsleistung greifen. Wahrhaftig, deutlicher hätte man's kaum sagen können!

Ein weiterer Schaden der Heimarbeit ist die unverhältnismäßig lange Arbeitszeit. Hierüber braucht man nicht viel Worte zu verlieren. Die Sache steht mit der Lohnfrage im innigsten Zusammenhang. Meistens

1) Berliner Protokoll S. 120.
2) Berliner Protokoll S. 22.

wird pro Stück, Dutzend, Hundert oder Tausend bezahlt, der Arbeiter ist also gezwungen, so lange zu schaffen, bis er das für den Lebensunterhalt Notwendige erarbeitet hat. Und daß auf diese Weise Arbeitszeiten von 12, 13, 14, 17, ja 18 und 20 Stunden — wenn auch nicht gerade Tag für Tag — und noch dazu Sonntagsarbeit herauskommen, beweisen die Statistiken. Einige Beispiele, die auf dem Essener christlichen Gewerkschaftskongreß referiert wurden, mögen dies belegen: Der sächsische Lohnstricker arbeitet 14—15, der Kleinfeuerarbeiter im Kreis Schmalkalden 14—16, der Sonneberger Spielwarenarbeiter gar 18—20 Stunden. Bei der Herstellung von Kravatten, Schirmen und Handschuhen fand man in Berlin in der schlechten Zeit eine Arbeitsdauer von 4—5, in der Saison bis zu 16 Stunden.[1]) Diese Belege ließen sich leicht vermehren.

Dazu muß man noch bedenken, unter welchen Umständen meistens gearbeitet werden muß. Die Wohnungsverhältnisse sind oft unter aller Kritik, und da bei der Heimarbeit — mit teilweiser Ausnahme des Zwischenmeistersystems — Wohnung und Werkstätte meistens eins sind, kann man sich wohl einen Begriff davon machen, was für Zustände sich da herausbilden können. Dr. Lübben hat z. B. im Eisenacher Oberland in 5 Ortschaften über die Schlafgelegenheiten der Heimarbeiter Untersuchungen angestellt und fand folgendes: 1mal 1 Bett auf 7 Personen, 2mal 2 auf 10, 4mal 2 auf 9, 6mal 2 auf 8, 21mal 2 auf 7, 5mal 3 Betten auf 10 Personen. Als Beispiel für die armseligsten Verhältnisse diene folgendes von Sax angeführte, das auf dem Berliner Kongreß erzählt wurde: „Unvergeßlich wird mir ein einäugiger Beschläger sein, den ich halb vertiert mit Frau und 6 Kindern, dann mit der vierköpfigen Familie seines Hauswirts in einer Stube zu-

1) Essener Protokoll S. 101—102.

sammengepfercht an der unsauberen Arbeit traf — 12 Personen in einem Wohnraum! Und doch hatte unser Cyklope nicht weniger als 72 Mk. für seine Höhle an Mietzins zu entrichten. Auch hier schliefen die Leute zu vier in einem Bett — nach der bekannten Regel: zwei mit dem Kopfe nach aufwärts und zwei nach abwärts." [1])

Zu den oft elenden Wohnungsverhältnissen kommt nun noch eine schlechte Ernährung. Sie ist ebenfalls die notwendige Folge der schlechten Löhne und wird uns nicht wundernehmen, nachdem wir einen Blick in die Lohnverhältnisse getan haben. Die Arbeiter haben eben kein Geld, um sich eine gute Lebenshaltung gestatten zu können. Im Scherz gesagt, aber doch voll bitterer Wahrheit ist der Speisezettelvers, der bei ihnen in manchen Gegenden im Umlauf sein soll: [2])

Kartoffel in der Früh',
Kartoffel in der Brüh',
Kartoffel mitsamt dem Kleid,
Kartoffel in Ewigkeit.

v. Schlieben, Kreishauptmann von Bautzen, hat vor einigen Jahren in der Oberlausitz eine große Anzahl von Heimarbeiter-Haushaltungsbudgets zusammengestellt, die zu diesem Kapitel bemerkenswerte Belege bieten.

Die Unterernährung, die schlechten Wohnungsverhältnisse, die lange Arbeitszeit wirken notwendigerweise zusammen sehr ungünstig auf den Gesundheitszustand unter den Heimarbeitern ein. Zum Teil liegt in manchen Arbeitsarten schon an sich eine große Gefahr für die Gesundheit, so z. B. in der Zigarren- und Zigarettenfabrikation, in der Holzarbeiterbranche, in dem Maschinen- und Handnähen; eine Gefahr, welche durch die engen Arbeitsstätten ohne Schutz-

1) Berliner Protokoll, S. 11.
2) Berliner Protokoll, S. 14.

vorrichtungen und genügende Beleuchtung noch vergrößert wird. Dauernde Störung der Verdauungstätigkeit, Krankheiten der Unterleibsorgane, Kurzsichtigkeit, nervöse Erscheinungen wie Fingerkrämpfe und Muskelzittern sind besonders häufige Begleiterscheinungen der Heimarbeit in der Konfektionsbranche. Ansteckende Krankheiten finden in solchen Familienbetrieben nur zu oft Verbreitung, da meistens eine Absonderung der Erkrankten nicht leicht stattfinden kann. So kamen z. B. in Berlin während 2 Jahren in 3046 Heimarbeiterbetrieben 98 Fälle von ansteckenden Krankheiten vor: Diphteritis, Scharlach, Masern, Schwindsucht, Influenza, Keuchhusten, Typhus und Krätze.

Das Schlimmste aber ist, daß solche Krankheiten nicht auf den engen Kreis der mit Heimarbeit beschäftigten Familien beschränkt bleiben, daß vielmehr nur zu große Gefahr besteht, sie auch auf andere zu übertragen. Und damit kommen wir zu den Gefahren, welche die Heimarbeit in dieser Hinsicht gerade für das konsumierende Publikum in sich schließt. Auf dem Berliner Heimarbeiterkongreß hat Prof. Sommerfeld hierüber eingehende und wenig erfreuliche Angaben gemacht. In Frage kommt die Kleider- und Wäschekonfektion und die hausindustrielle Herstellung von Nahrungs- und Genußmitteln. Die Krankheiten, um welche es sich handelt, sind nach seiner Ansicht: Masern, Scharlach, Diphterie, Tuberkulose, Influenza, Pocken, Typhus, Ruhr und Syphilis. Die Gefahr ihrer Verschleppung ist dadurch gegeben, daß in den Arbeitsräumen, die ja oft zugleich Wohn- und Schlafräume sind, derartige Kranke liegen und so schon von selbst und erst recht durch die manchmal große Unvorsichtigkeit und Unsauberkeit Krankheitskeime auf die Arbeitswaren übertragen werden. Dr. Dodd erzählt z. B., daß er in Hamburg in einer Heimarbeiterfamilie einen scharlachkranken Knaben fand, den man in Ermanglung des erforderlichen Bettzeugs mit den in Arbeit gegebenen Konfektions-

stoffen zugedeckt hatte.[1]) Oft kommt es vor, daß die Kranken selbst noch arbeiten und so um so mehr durch ihre unmittelbare Berührung mit den Waren diese infizieren. So gibt es z. B. in Braunschweig in der Konservenindustrie eine große Zahl Heimarbeiterinnen, von denen Spargeln und Bohnen in der eigenen Wohnung soweit zubereitet werden, daß sie nur noch eingekocht zu werden brauchen. Frauen, welche sich lange mit dem Schälen der Spargel beschäftigen, bekommen an Gesicht und Händen die sogenannte Spargelkrätze und arbeiten mit diesen Händen noch weiter. Bei der Zigarettenherstellung wird die Ware oft mit Speichel verunreinigt. Auf dem Berliner Kongreß erklärte ein Zigarettenarbeiter aus Dresden, er habe es selbst mehr als hundertmal gesehen, wie die Arbeiterin in den Kleister hineinspuckte, wenn er eingetrocknet war! — —

(Schluß folgt.)

---

1) Berliner Protokoll S. 30. Aehnliche Fälle führt auch Schwiedland an, S. 102 des obengenannten Buches „Ziele und Wege“.

XXXXIII.

Die Moral in der Pädagogik.

Unsere Zeit steht so sehr unter dem Zeichen der Jugendfürsorge, daß sich auch der wohlmeinendste Menschenfreund manchmal des Gedankens nicht erwehren kann, als steuerten wir geradeswegs dem sozialistischen Zukunftsstaat entgegen; denn vom Säuglingsheim bis zum Gesellenverein werden die Kinder des Volkes, getrennt vom Elternhaus, bald der einen bald der andern charitativen Anstalt anvertraut; ja auch die Eltern aus den sogen. besseren Ständen werden teils durch die Mode, teils durch zwingende Umstände veranlaßt, ihre Kinder entweder in Instituten erziehen zu lassen oder doch fremde Kräfte als Stützen in der Erziehung ins Haus aufzunehmen, die dann oft mehr Einfluß auf die heranwachsende Generation ausüben als die eigenen Eltern; je mehr auf solche Weise die Erziehung der Jugend aus dem engsten Kreis der Familie heraustritt, desto mehr werden auch alle, welche berufen sind an dieser hochwichtigen nationalen Kulturarbeit mitzuwirken, bei aller Verschiedenheit der einzelnen Standpunkte in der Erfahrung einen gemeinsamen Boden zu erreichen suchen, auf welchem dann jeder weiterbauen soll und kann nach seinem besten Wissen und Gewissen. Schließen sich die verschiedenen Richtungen von einander vollständig ab, so geht für jede Geistesströmung eine Summe von Arbeit und Erfahrung verloren, während

doch eine aus der anderen lernen und irgendwelchen Nutzen schöpfen kann. Prüfet alles und behaltet das Beste!

Von solchen und ähnlichen Erwägungen geleitet, kommen wir dazu, den Lesern einer für das katholische Deutschland bestimmten Zeitschrift, über ein Buch zu berichten, welches, der Feder eines akatholischen Autors entstammend, auch der Beachtung derer in hohem Grade würdig ist, die als strenggläubige Katholiken auch ihre Jugend zur Glaubensfestigkeit und Ueberzeugungstreue erzogen wissen wollen.

Der Privatdozent für Philosophie an den beiden Hochschulen in Zürich Dr. Fr. W. Foerster hat eine „Jugendlehre" geschrieben, welche bereits in 7000 Exemplaren verbreitet ist.[1]) In seiner harmonischen Vereinigung von Theorie und Praxis ist das Buch einzig in seiner Art; der wissenschaftlich gebildete Pädagoge weiß fast auf jeder Seite zu erzählen, wie er seine Anschauungen und Grundsätze im praktischen Leben verwertet und erprobt hat, und gerade dadurch weiß er auch denjenigen zu fesseln, der bei ganz anderem Standpunkt in manchen Punkten andere Resultate erzielt hat; übrigens spricht der Verfasser in vielen Fragen allen denen aus dem Herzen, die gerade in der Erziehung und im Unterricht den Mechanismus und die Tagwerkerarbeit verabscheuen und nach psychologischen Grundsätzen individuell zu wirken bestrebt sind. Die Erziehung und bis zu einem gewissen Grad auch der Unterricht soll nicht bloß die Verstandesbildung befördern, sondern vor allem Charaktere schaffen; das ist der leitende Gedanke des ganzen Buches. Dabei wird jedoch keineswegs einem langweiligen und deshalb erfolglosen Moralpredigen das Wort geredet; der Verfasser wird eben schon oft ähnliche Erfahrungen gemacht haben, wie der Schreiber dieser Zeilen, den ein in jeder Hinsicht gut veranlagter Knabe einmal gebeten hat, dahin zu wirken,

1) Erschienen bei Reimer in Berlin. 724 Seiten. Preis broschiert 5 M., gebunden 6 M.

daß ihm doch ja die Eltern auf Weihnachten kein lehrreiches Buch schenken sollten. Man verlangt vom tüchtigen Arzt nicht, daß er mit den Patienten über den Inhalt seiner Wissenschaft verhandelt, wohl aber, daß er die Resultate der medizinischen Forschung zum Segen der leidenden Menschheit verwendet; mutatis mutandis gilt dies auch von der Theologie in Schule und Schulbüchern. Wer sich ganz und gar in die Kindesseele hineindenken und hineinfühlen kann und die täglichen angenehmen und unangenehmen Erfahrungen des kindlichen Lebens zum Mittelpunkt für alle Belehrungen, Mahnungen und Warnungen macht, der hat die richtige Moral in der Pädagogik.

Eine solche dem Urteil des Kindes angepaßte und seinem eigenen erfahrungsgemäßen Wollen und Empfinden unmittelbar entsprechende Moral bietet unsere „Jugendlehre“ auf mehreren hundert Seiten, und der Fachgenosse wird bei vielen dieser zahlreichen Beispiele, die nicht nur theoretisch ausgedacht, sondern zum großen Teil praktisch angewendet worden sind, manchmal an das Ei des Kolumbus erinnert werden. Auf diese Weise können wirklich dem jugendlichen Herzen Tugenden nahegebracht werden, die ihm, streng genommen, sehr ferne liegen, wie Feindesliebe, Geduld und Sanftmut u. a. Auch für das Kind hat Goethes Wort Geltung und Bedeutung: Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur das Leben lehrt jedem, was er sei.

Bevor wir auf den Inhalt des Foerster'schen Buches näher eingehen, ist es notwendig den Standpunkt kennen zu lernen, welchen der Verfasser gegenüber Christentum und Kirche einnimmt; hören wir ihn selbst: „Wenn der Verfasser in den von ihm gebrachten Beispielen ausschließlich soziale und natürliche Begründungen des Sittlichen verwertet und den Appell an religiöse Vorstellungen und Gefühle vermeidet, so entspricht das der besonderen Aufgabe seines Buches. Er verwahrt sich aber ganz ausdrücklich gegen das Mißverständnis, als stehe er damit auf dem Boden jener Radikalen, welche

in Erziehung und Leben die Religion durch bloße Moral ersetzen wollen. Gerade die pädagogische Praxis hat in ihm die Ueberzeugung von der unvergänglichen ethischen und pädagogischen Bedeutung der Religion aufs höchste verstärkt." Der Autor wirkt in einem Schweizer Kanton, wo man ähnlich wie in Amerika in der öffentlichen Schule Religionsunterricht nicht erteilt, ausgehend von der, wie es scheint, auch für Foerster geltenden Meinung, als werde dadurch die Freiheit der andersdenkenden Eltern beeinträchtigt. In seinen theoretischen Ausführungen dagegen zeigt der Verfasser in Form und Inhalt so viel Ehrfurcht vor der Hl. Schrift, vor Christentum und Kirche, vor katholischen Idealen, wie Gehorsam, Keuschheit usw., daß der katholische Leser um so lieber das Wahre und Gute in den konfessionell neutralen Beispielen entgegennimmt; im Gegensatz zu der vielfach beliebten Devise: Catholica sunt, ergo non leguntur, kennt Foerster auch katholische Autoren und stimmt ihnen vielfach zu.[1])

Es gibt wohl keine Seite in Erziehung und Unterricht, die unbesprochen bleibt. Der Grundgedanke besteht, wie bereits angedeutet, in der Forderung, Geistesbildung und Herzensbildung müßten in Harmonie zu einander stehen. „Wir rühmen unser Zeitalter", heißt es einmal, „weil es durch Telegraph und Telephon, durch Eisenbahnen und Schnelldampfer die Menschen mit tausend neuen Fäden aneinandergeknüpft habe — in Wahrheit haben uns aber alle diese Dinge bisher nur weiter von einander entfremdet; denn in der atemlosen Hast des modernen Lebens bleibt uns zu wenig Ruhe mehr, um über uns selbst und über unsere Mitmenschen nachzudenken und so werden wir immer blinder und immer gereizter im gegenseitigen Verkehr, entfernen uns immer weiter von der inneren Sammlung, in der allein der

1) Das Augustinuszitat: ‚ama et fac, quod vis' ist ungenau; es muß heißen: ‚dilige et quod vis fac' (In ep. Jo. 7, 4.)

Friede mit den Menschen über uns kommen kann. Wir entdecken den Nordpol und erschließen dunkle Kontinente, wir durchleuchten mit neuen Strahlen unser ganzes Knochengerüst, Fernrohr und Mikroskop enthüllen täglich neue Welten, aber mitten in diesem großem Zeitalter der Entdeckung sind wir in vielem innerlich ärmer geworden, wir haben keine neuen Methoden zur Durchleuchtung der menschlichen Seele gefunden und unsere Organe zur Entdeckung des inneren Menschen mit all seinem Bedürfen und Sehnen sind eher gröber als feiner geworden". Nach diesen gewiß richtigen Erwägungen soll die Jugend in das Leben eingeführt werden.

„Eine große Anzahl von Knaben hat das lebhafteste Interesse für die Wunder der modernen Technik, sie experimentieren schon früh mit Elektrizität und lesen von neuen Siegen des Geistes über die Elemente weit lieber als von Kriegen und Abenteuern. Man benutze diese Interessen und stelle die Selbstbeherrschung dar als ein Wunder der menschlichen Technik, als den höchsten Triumph des Geistes über die Elemente.... Auch die moralischen Kräfte des Menschen werden am ehesten bei Reibungen erzeugt, die Funken, die es dann gibt, sind die aus dem inneren Menschen kommenden Willenskräfte. . . . Ich machte die Knaben in meinem Unterricht darauf aufmerksam, daß man morgens, wenn man recht eilig ist, beim Zuschnüren der Stiefel gegenüber etwaigen Knotenbildungen Geduld und Nervendisziplin üben, also durch geeigneten Umgang mit dem Stiefel moralische Kraft erwerben könnte, wobei wir uns auch darüber verständigten, daß in unserer Zeit der wahre Held nicht der sei, der einen Knoten zerschneiden und zerreißen könne, sondern der die Geduld habe, ihn sorgfältig zu lösen."

Sogar im Sprachunterricht weiß Foerster Anknüpfungspunkte zu finden für zwanglose moralische Bemerkungen, insofern die Sprache aufgefaßt wird als die Kunst, andere verstehen zu lernen.

Die Anwendbarkeit solcher Moral für die Religions-

lehre ergibt sich wohl von selbst; in der Religion ruht erst die wahre Kraft für diese Moral.

Auf Grund eigener Erfahrung lernt der so erzogene junge Mensch auch die inneren Kämpfe des Mitmenschen, die Welt des fremden Leides begreifen und würdigen, wird gerecht und mild im Urteil über andere und im Verkehr mit anderen. Das Mitgefühl, dieser schöne Zug edler Menschlichkeit, dem der Heiland selber sein Herz nicht verschloß, kann nicht von außen in die Seele hineinkommen, es muß eine „psychologische Tatsache“ sein. Auch ernste tiefangelegte Erzieher in Haus und Schule kranken vielfach an dem Vorurteil, die Einführung der Kinder in die wirkliche Welt mit ihren Licht- und Schattenseiten, soweit diese dem jugendlichen Auffassungsvermögen zugänglich und durch die gewöhnlichen Gesetze des Lebens nahe gebracht werden, falle wie ein zerstörender Reif auf die jungen Herzen und beeinträchtige das Jugendglück: im Gegenteil, zur rechten Zeit und in der rechten Weise liebevoll geleitet zu werden in Mitte von irgend welchem inneren oder äußeren Leid, aufmerksam gemacht zu werden auf die innerliche, bildende Kraft des abstine und sustine im Menschenleben, das hebt den jugendlichen Mut zu frischem Wagen; mit Recht sagt der Franzose: Qui peut souffrir, peut oser. Die Kraft der Geduld und der dienenden Liebe kann dort nicht gedeihen, wo der Mensch nur in der Erfüllung seiner eigenen Wünsche und in der Befriedigung seiner Leidenschaften sein Glück sucht.

Foerster kommt u. a. auch zu sprechen auf die in sozialer Hinsicht gar nicht so unwichtige Frage der Stellung der Kinder gegenüber den dienenden Klassen; der als Zeitübel beklagte Dienstbotenwechsel geht nicht selten auf die Brutalität zurück, mit welcher Kinder den Dienstboten entgegenkommen, ohne daß es Eltern und Vorgesetzte sehen oder sehen wollen. In einer sehr beherzigenswerten Darlegung dieser Sache betont der Verfasser mit Recht, die größte Bildung bestehe darin, daß man wisse, was man anderen

auflädet, und daß es daher bildender sei als eine Reise in fremde Länder, wenn ein Knabe gelegentlich auch einmal den Dienstboten arbeiten helfe; für die Erziehung der Mädchen dürfte dieser Punkt von besonderer Bedeutung sein; die besten jungen Mädchen sind erfahrungsgemäß die, welche nie ohne Arbeit sein können.

Ohne Selbstbeherrschung — so schrieben wir einmal im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift — könnte die gesellschaftliche Ordnung keinen Tag bestehen; aber auch diese Selbstbeherrschung wäre nur innere Unwahrheit und Heuchelei, wenn sie nur aus rein äußerlichen Gründen der Etikette und des Egoismus hervorginge. Diese Selbstbeherrschung aus den höchsten religiösen Motiven ist der wesentliche Inhalt des christlichen Lebens; wenn auch Foerster bei seinen zahlreichen Beispielen, durch die er Gehorsam, strenge Wahrheitsliebe und Offenheit, Geduld, Verträglichkeit usw. praktisch zu lehren versucht, von religiösen Beweggründen, wie bereits bemerkt, absehen muß, so wird doch gerade der christliche und katholische Erzieher diesen schönen Beispielen durch die Macht der Religion und ihrer Mittel noch mehr Kraft verleihen können; wer die Menschenseele kennt mit ihrer Schwachheit und Unbeständigkeit, dem wird eine dogmenlose Moral, ein Christentum ohne positive Gottesoffenbarung vorkommen wie der Versuch eines Ertrinkenden, sich selbst am Kopf aus dem Wasser herauszuziehen. Mit dieser Betonung der positiven Religion und damit auch des göttlichen Gebotes soll indeß keineswegs gesagt sein, die Unterwerfung des menschlichen Willens unter die Gesetze einer vom Himmel stammenden und zum Himmel führenden Moral müsse oder dürfe auch nur gedankenlos und fatalistisch sein; die Freude an der Pflicht, das innere Glück im Bewußtsein beziehungsweise in der Hoffnung des göttlichen Wohlgefallens nimmt dem Gebot den Stachel; der Gehorsam des Christen ist eine freie sittliche Tat. Unter diesem Gesichtspunkt soll die Jugend an Gehorsam und Autorität gewöhnt werden; auch

hiefür weiß Foerster zahlreiche überaus lebenswahre Beispiele anzuführen; die ganze Disziplin des inneren und äußeren Lebens soll immer mehr Selbstdisziplin werden, auch die ernsten Maßnahmen, die ein besorgter Erzieher nicht entbehren kann, sollen von Seite der Zöglinge mit freiem Willen angenommen werden.

Wir können auf Grund vielfacher eigener Uebung und Erfahrung nur beistimmen, wenn der Verfasser sagt, man müsse dem Schuldigen das Wesen seiner Schuld dadurch zum Bewußtsein bringen, daß er irgend eine Leistung der Selbstbeherrschung als Sühne zu vollbringen habe. „Man lasse das Kind in solchen Fällen selber wählen, das verstärkt das Gefühl der freiwilligen Buße“. Der Herr Verfasser wird nun sehr erstaunt sein, wenn wir konstatieren, daß wir von jeher diese Wahl haben vornehmen lassen, und daß viele Kinder sich dann als solche freiwillige Buße die vom Verfasser mit äußerster Schärfe verurteilte körperliche Züchtigung ausgebeten haben. Wir halten an der Nützlichkeit und moralischen Zulässigkeit dieser Strafart unter gewissen Bedingungen fest, nicht aus gedankenlosem Konservatismus gegenüber einer durch Bibel und Völkersitte geheiligten Tradition, sondern auf Grund beständiger ernster Prüfung und Beobachtung.[1]) Es ist nicht die bei schwachen Eltern, besonders bei Müttern, herrschende sogen. humane Richtung, der leider von Seite derer, die anderer Richtung sind, nicht gehörig entgegnet wird, welche Foerster zum entschiedenen Gegner dieser Strafart macht; davor schützt ihn sein hoher sittlicher Ernst und seine genaue Kenntnis des Lebens; hygienische und moralpädagogische Gründe sind es vielmehr, die ihn zu seiner Stellung bewegen. Vorausgesetzt, daß der

1) Erfreulicherweise — für unsere Anschauung — hat der Magistrat der Haupt- und Residenzstadt München in seinen am 15. März 1905 erlassenen Satzungen für die Fortbildungsschulen dieses Disziplinarmittel aufgenommen.

Erzieher selbst erzogen ist und daher seine Leidenschaften beherrschen kann, wird er nie im Zorn und in der Erregung strafen, nie, vor er das Kind von seiner Schuld überzeugt hat. Daher wird auch die körperliche Strafe des klugen und maßvollen Erziehers keine gesundheitliche Schädigung im Gefolge haben, um so weniger, wenn das verwerfliche, weil immer gefährliche Schlagen auf den Kopf vermieden wird. Wir bestreiten nicht, daß körperliche Strafen sexuelle Anormalitäten wecken können; dies ist indeß erfahrungsgemäß nicht selten auch bei körperlichen Uebungen, besonders bei gewissen Turnübungen, wie z. B. Klettern, der Fall; deshalb wird niemand die Berechtigung des Turnens oder auch nur bestimmter Uebungen leugnen wollen; in beiden Fällen wird der Erzieher, welcher das Vertrauen und die Liebe seiner Zöglinge besitzt — und das ist nebenbei bemerkt überhaupt die Grundvoraussetzung für die moralische Wirksamkeit jeder Strafe — von dem Sachverhalt Kenntnis bekommen und dann wissen, was er zu tun hat. Im übrigen wird man wohl, ohne naiver Optimist zu sein, sagen dürfen, daß Sadisten und Masochisten bei Erziehern und Zöglingen Gottlob Ausnahmen sind und daß wie in allen Fällen, so auch bei der körperlichen Strafe der Mißbrauch den rechten Gebrauch nicht aufheben muß. In moralpädagogischer Hinsicht sind wir entschiedene Gegner des Foersterschen Standpunktes, weil wir an der körperlichen Strafe festhalten nicht als einem Universalmittel, sondern als an einem Glied einer langen Reihe und weil wir die individuelle Veranlagung des Kindes und die Natur der Verfehlung ebenso betonen, wie den heiligen Ernst und die unerschütterliche Ruhe des Erziehers. Die Entwürdigung und Vernichtung des Ehrgefühls ist um so weniger zu fürchten, je allgemeiner die Zöglinge überzeugt sind, daß auch diese Strafe nichts anderes ist, als eine im Interesse des Kindes gelegene väterliche Fürsorge und zugleich ein Akt der Sühne und Gerechtigkeit. Der Verfasser hält mit Recht so viel auf die

Erfahrung und gerade diese hat uns zu unserem Standpunkte geführt. So mancher Leser wird vielleicht in dankbarer Pietät sich an so manche Idealgestalt erinnert haben, die ihn in der Kindheit seligen Tagen mit liebevoller aber strenger Hand geführt hat.

In den wichtigen Fragen der sexuellen Pädagogik wird kein Erzieher, der die Augen offen hat, in Abrede stellen wollen, daß hier die Pädagogik, namentlich in großen Städten, die Pflicht der Aufklärung hat. Wohl wenige Eltern haben eine Kenntnis, wie weit ihre Kinder bereits reif sind in Theorie und Praxis, Aerzte und Seelsorger wissen zur Genüge davon zu erzählen. So vielen neueren Autoren, welche das Christentum schmähen wegen seiner Rücksichtslosigkeit gegen die physische Seite des Geschlechts-, lebens, hält Foerster ebenso scharf wie treffend entgegen daß das Christentum zu einer Zeit in die Welt eingetreten ist, in welcher die Folgen einer naturalistischen Auffassung des sexuellen Lebens anschaulicher als je vor Augen lagen und daß die Apostel keine großen Kinder waren, sondern Männer voll Menschenkenntnis, die recht gut wußten, wie das sexuelle Leben von Sinnlichkeit und Brutalität bedroht und deshalb für den denkenden und sehenden Menschen der Heilung und Heiligung überaus bedürftig ist. Wir betrachten es als eine Unterlassungssünde, wenn die berufenen Leiter der Erziehung in sehr unangebrachter Prüderie es versäumen, den Wissensdurst der ihnen anvertrauten Jugend in ernster, ruhiger, den Stempel der Wahrheit an sich tragender Weise zu befriedigen; wenn die Kinder bei ihren bekannten Fragen nach dem Woher des menschlichen Leibes von Eltern und Erziehern barsch zurückgewiesen oder mit törichten Ammenmärchen abgespeist werden, dann schöpfen sie die Kenntnis des Lebens aus trüben Quellen und werden sich vielfach erst klar über Recht und Unrecht, wenn sich bereits physische und psychische Schädigungen geltend machen. Die Jugend aufklären über den Zweck, den der Schöpfer

dem Organismus des Menschen und dessen einzelnen Organen gegeben hat, und sie hinweisen auf die furchtbaren Folgen der Verkennung dieses Zweckes, und dies alles wohl am besten in der Zeit, wo die Kinder mit solchen Fragen und Zweifeln kommen, das scheint uns eine Hauptaufgabe der Erziehung in der Gegenwart zu sein; wir können die Jugend vor sittlichen Gefahren als solchen nicht absolut bewahren, deshalb müssen wir ihr dieselben zeigen und ihr die Hilfsmittel zur glücklichen Ueberwindung bieten; an solchen fehlt es ja gerade uns Katholiken am wenigsten. So kommen wir denn auch in diesem wichtigen Punkte wie in so vielen anderen Fragen zurück auf die Notwendigkeit der Selbstbeherrschung, des Opfermutes, der Opferfreudigkeit als Grundlage des edlen, des christlichen Charakters.

Das Leben wird stets dafür sorgen, daß der alte Menander Recht behält mit seinem Sinnspruch: *Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται*, und dafür müssen auch die beiden Wissenschaften sorgen, von denen die eine ins Leben einführt und die andere das Leben veredelt: Pädagogik und Moral.

P. Rupert Jud O. S. B.

XXXIV.

Die Soziologie als Sozialethik.

Von Hofrat Dr. Otto Willmann (Salzburg).[1]

Wir haben unsern Kursus als soziologischen angekündigt und damit einen Ausdruck gewählt, der in mehrfachem Betracht wenig ansprechend ist. Der Name ist eine sprachliche Mißbildung, eine vox hybrida, halb lateinisch, halb griechisch, nicht viel besser als Odol und andere moderne Wortmonstra. Er ist geprägt von August Comte, dem Vater der sogenannten positiven Philosophie, die in Wahrheit das Gegenteil ihres Namens ist, nämlich: negierende Unphilosophie. Soziologie ist dort gleichbedeutend mit Sozialphysik und sie erhält die Aufgabe, den Sozialkörper zu untersuchen, wie es die Physik mit den Naturkörpern macht. Diese Soziologie preist sich als die der Neuzeit einzig entsprechende Form der politischen Wissenschaften an, zu welcher deren ältere Bearbeitungen sich verhalten wie die Astrologie zur Astronomie, die Alchymie zur Chemie. Geradezu marktschreierisch sprechen Comte's Anhänger von dieser neuentdeckten Wissenschaft, so daß man auch in diesem Betracht an das Odol erinnert werden kann.

Wozu nun, könnte man fragen, hier einen Ausdruck verwenden, der aus einem naturalistischen, uns christlichen

1) Vorlesung, gehalten am 17. August 1905 zur Eröffnung des Salzburger soziologischen Kursus (vom 17. bis 25. August 1905).

Gelehrten gegnerischen Milieu stammt? Ja, liegt nicht eine Gefahr darin, mit dem Terminus zugleich darin eingewachsene Vorstellungen anzunehmen? Man erzählt von den Kosakenpferden, daß sie, von Feinden erbeutet, für den sie besteigenden Reiter unlenksam seien und ihn trotz seines Sträubens in das Kosakenlager, also in die Gefangenschaft führen. Ist nicht der Name Soziologie ein solches Kosakenpferd, das uns unversehens in das Lager der Positivisten entführen kann?

Was zunächst den naturalistischen Sinn des Ausdruckes Sozialkörper betrifft, so ist er in den Namen erst hineingelegt, denn der Vergleich der menschlichen Gesellschaft mit dem lebenden Körper ist uralt und wird gerade von Staats- und Gesellschaftslehrern idealer Denkrichtung verwandt. Der indische Mythus läßt die Stände, Kasten, aus den Teilen des Urmenschen Puruscha entstehen; Menenius Agrippa führt mit der Fabel von Magen und Gliedern die ausgewanderten Plebejer in die Stadt zurück; Plato fordert, daß die Gemeindemitglieder Lust und Leid so innig teilen sollen, wie die Leibesglieder.[1]) Seneca spricht von einem Sozialkörper der Menschheit: „Wir alle sind Glieder eines Riesenleibes, als Verwandte hat uns die Natur geboren, da sie uns aus gleichem Stoffe und zu gleicher Bestimmung ins Leben gerufen".[2]) Allbekannt ist, wie die Hl. Schrift, besonders der Apostel Paulus, die Kirche als spirituellen Organismus charakterisiert. Der Scholastiker Johannes von Salisbury nennt die Gesellschaft „einen Körper durch Gottes Gnade belebt, durch das Rechtsgebot in Gang gesetzt und durch das Steuer der Vernunft geleitet".[3]) Ins Naturalistische zieht den Vergleich von Gesellschaft und Körper erst Thomas Hobbes, der alle Philosophie als Körperlehre

1) Rep. V. p. 462 u. 463.

2) Ep. 95, 52.

3) Policraticus V, 1 im Anschlusse an eine Plutarch zugeschriebene Schrift Epistola ad Trajanum.

erklärt, die Gesellschaft als einen künstlichen Körper, ein arte factum, als den die Einzelmenschen in sich schlingenden Leviathan, den Staat, zu dessen Organen er auch die Kirche rechnet.

Er ist ein Vorläufer von Comte, und doch liegt bei letzterem eine Milderung dieser Sozialphysik vor, die sich in dem Namen Soziologie ausspricht. Die Einzelmenschen sind bei Comte nicht Leviathansfutter, sondern Genossen, socii, gruppierte, gesellte Sozialmoleküle. Er kennt neben dem Staate noch andere Gesellungen und legt auf deren consensus Gewicht. Damit aber wird älteren Einsichten ein wenngleich bedingter Zutritt gewährt. Die alten Philosophen kennen auch eine Mehrheit von Gesellungen die nicht unterschiedslos im Staate zusammengeschmiedet sind. Aristoteles geht in seiner Politik von dem Begriffe: Gemeinschaft, κοινωνία, aus; er sieht im Hause, οἶκος, und der Dorfgemeinde, κώμη, vorstaatliche Gebilde. So stellt er denn auch neben die Politik die Oekonomik, welche zunächst, ihrem Namen entsprechend, Lehre von der Hauswirtschaft ist, aber schon bei ihm die Wendung ins Große erhält, die Anfänge der Volkswirtschaftslehre, Chrematistik aufnimmt. Es tritt schon hervor, daß der Wirtschaftsverband, das Gefüge der Stände und Berufsarten, nicht mit dem Staate identisch ist. Neben solchen vorstaatlichen Verbänden, kennen aber die Alten auch überstaatliche; der Riesenleib, von dem Seneca spricht, ist ein solcher; ebenso die societas humana, auf die Cicero so oft zu sprechen kommt; aber auch den Religionsverband heben die Alten über den Staat hinaus; niemand würde das Delphische Orakel und die Mystenverbände als Staatsinstitutionen angesehen haben, wie der Anglikaner Hobbes die Kirche. Nicht von den Alten, sondern von den modernen Staatsschwärmern gilt es, daß sie alles Sozial-lebendige staatlich inkrustieren lassen wie der Karlsbader Sprudel hineingelegte Blumen und Zweige.

Was die großen antiken Denker vor solcher Verkehrtheit bewahrte, war der Umstand, daß sie mit dem Begriffe der Gemeinschaft den des Gutes verbanden. Die aristotelische Politik beginnt mit dem Satze: „Jede Gemeinschaft besteht um eines Gutes willen", und Cicero nennt den weitesten Verband der Menschen: societas et communicatio utilitatum.[1]) Dieses Gut ist ein gemeinsames, der Einzelne hat Anteil daran. Die Gemeinschaftsgüter sind mehr als die persönlichen, wie Gesundheit, Schönheit, Kraft; sie sind überpersönlich, objektive Inhalte des Strebens und Ziele des Wollens. Der Einzelne hat wohl den Genuß derselben, aber steht zugleich in ihrem Dienste, wie wir sagen: der guten Sache dienen, sich der Wissenschaft widmen, dem Vaterlande seine Kraft weihen.

Den Inbegriff dieser Güter bezeichneten die Alten mit dem Ausdrucke: Altäre und Herde; im Kampfe pro aris et focis wurde ihnen das Bewußtsein jener communicatio utilitatum lebendig. Die Formel stellt die der Gottheit unmittelbar verdankten Güter mit denen zusammen, welche das im Hause, in der Familie entsprießende Gemeinleben verarbeitet. Von ihnen erscheint, was der Staat, also das Gemeinwesen, die res publica, bietet, in die Mitte genommen.

Diese Verknüpfung des sozialen und individualen Elementes und Verschränkung des Gemeinschafts- und Güterbegriffes danken die Alten der Einsicht, daß die menschlichen Dinge nur als zusammengeschlossen in der sittlichen Welt zu verstehen sind und den Gegenstand einer die Physik ergänzenden, die Weisheitslehre ausgestaltenden Wissenschaft der Ethik oder Moralphilosophie, bilden. Diese ist ebensowohl Lehre von den persönlichen sittlichen Eigenschaften: den Tugenden, und den persönlichen Leistungen, den Pflichten wie sie Lehre von Gemeinschaften, Gesetzen und Gütern ist.

1) De fin. V, 23, 65.

Insofern letztere auch das sittliche Leben des Einzelnen tragen und bedingen, kann die ganze Ethik der Alten: Sozialethik heißen.

Diese Grundanschauung ist durch das Christentum geläutert, bestätigt, befestigt, ergänzt worden. Es hat den Gesellungen eine höchste, überirdische zum Abschlusse gegeben, die Kirche; in ihr ist der schwankende, formlose Menschheitsverband der Alten zu einem lebenskräftigen, charaktervollen Sozialverbande erhöht worden; die Reihe der Güter hat in den spirituellen ihren Abschluß gefunden, die nicht wie die intellektuellen einer Minderzahl vorbehalten sind, sondern auch den Armen im Geiste Anteil gewähren.

Wenn wir auf unsern Ausgangspunkt, den Ausdruck ‚Soziologie', zurückblicken, so können wir nunmehr angeben, was wir von dem damit Bezeichneten annehmen, was ablehnen. Wir nehmen an die Wahl des Wortes socius, societas, weil damit die Einschnürung der gesuchten Wissenschaft auf den politischen Verband, den Staat, aufgegeben ist, und alle Arten und Formen der Gesellung gleichmäßig in den Gesichtskreis treten. Wir nehmen auch das Gleichnis vom Sozialkörper an, indem wir dabei den organischen Körper im Auge haben, nicht ein mechanisches Kollektivgebilde, vielmehr ein solches, das einen immanenten Zweck verwirklicht, den es nicht mit Bewußtsein selbst setzt, der ihm vielmehr vorgezeichnet, in jedem Gliede der Gesellschaft vorangelegt ist, wie der Teil vorgedacht ist im Ganzen, wenngleich das Ganze sich für uns erst aus den Teilen zusammensetzt. In diesem Sinne konnte Aristoteles sagen: „Der Staat ist vor dem Einzelmenschen", was auch der Sinn des Wortes: Unus homo, nullus homo ist. Wir nehmen das Bild vom organischen Körper um so lieber an, als darin die Mehrheit der Sozialverbände sogar doppelt zum Ausdruck kommt: der organische Körper besteht ja nicht nur aus einer Mehrheit von Gliedern, sondern ist ein Ineinander von mehreren Systemen: dem Knochen-, Muskel-,

Adern-, Nervensystem, wie der soziale Körper jene nach den Gütern differenzierten Verbände: Haus, Wirtschaftsverband, Ständesystem, Staat, Kirche ineinander verschränkt zeigt.

Soweit eignen wir uns die Soziologie an; was wir aber ablehnen, ist deren Gleichsetzung mit der Sozialphysik, worin eine Preisgebung der sittlichen Welt liegt, die wir abwehren, indem wir die Ethik, als die Ergänzung der Physik, zu unserer Basis machen. —

So ist uns die Soziologie Sozialethik. Aber, müssen wir uns fragen, besitzen wir eine Ethik, welche der Fülle von Aufgaben gewachsen ist, die an die Gesellschaftsforschung heutzutage herantreten?

Daß wir die Grundlagen dazu in der Moralphilosophie der Alten, der Kirchenväter und der großen Scholastiker haben, kann unsere bisherige Darlegung zeigen, aber das Fundament ist noch nicht das Haus, und das Vertrauen auf jenes bringt uns noch nicht unter Dach und Fach. Es wäre nun günstig, und es stünde zu erwarten, daß sich in der Neuzeit neben jener Sozialphysik, wie sie Hobbes und Comte vertreten, auch eine Sozialethik entwickelt hätte, die uns wahlverwandt und unsere Bundesgenossin wäre Aber in dieser Erwartung werden wir enttäuscht. Thomas Buckle, ein Gesinnungsgenosse der Sozialphysiker, sagt von der Entwicklung der Ethik: „Die systematische Behandlung der Moral erreichte ihren Höhepunkt im 13. Jahrhundert, nahm dann reißend ab und war am Ende des 17. in den meisten zivilisierten Ländern erloschen." [1]) Erloschen — ein recht anmutiger Ausdruck —, erloschen wie ein Schadenfeuer, wie eine Epidemie. Im übrigen trifft seine Angabe zu: im 13. Jahrhundert, der Zeit des hl. Thomas von Aquino, und durch diesen erreichte die systematische Moral einen Höhepunkt. Auch ihre Abnahme im 17. Jahr-

1) Geschichte der Zivilisation in England, übersetzt von A. Ruge. I, 1. S. 163. Anm. 26.

hundert bezeugen die Zeitgenossen; der gelehrte Morhof sagt: „Die Sittenlehre wird nachlässiger betrieben, als recht ist; des Disputs darüber gibt es genug, gesunden und gediegenen Lehrbetriebes zu wenig";[1]) und er fügt hinzu, er könne bei der Anführung der einschlägigen Literatur kurz sein, da er die Scholastiker schon früher behandelt habe; er stellt diese also noch nicht wie Buckle außerhalb der zivilisierten Welt. Ueber den Grund des Verfalls der Moralphilosophie sagt Heinrich Ritter: „Wo sich die Theologie mit dem weltlichen Leben zu tun macht, liegen ihr zunächst Fragen des sittlichen Lebens vor; von einer Philosophie aber, welche sich vorherrschend auf Mathematik und Physik stützte, konnten diese Fragen nur vernachlässigt werden. Daß die Ethik verkümmerte, kann wohl kaum bezweifelt werden; für die großen Gestaltungen des sittlichen Lebens in Staat und Kirche wußte man kein Gesetz zu finden; man betrachtete sie als Erzeugnisse willkürlicher Verträge, wenn nicht gar als Früchte des Vorurteils, des Betrugs, der Leidenschaft."[2]) Das Phantom des „Gesellschaftsvertrages" hat wesentlich zur Zersetzung der Moral beigetragen; er beruht auf der Vorstellung der souveränen Individuen, denen ja Kant das klangvolle Prädikat ‚autonom' zusprach. Mit dem Naturalismus arbeitete seitdem der Autonomismus zusammen, heute wenigstens mit offenem Visier. Fr. Nietzsche erklärte freimütig: „Autonom und sittlich schließt sich aus",[3]) das autonome Individuum, der Uebermensch, ist „jenseits von gut und böse". Es ist — fügen wir hinzu — befugt zur Zersetzung der sittlichen Welt wie die Mikroben zu der des Organismus; es ist ja ein kleinstes Lebewesen und des Gemeinwesens Todeskeim.

Wie es um die heutige, die moderne Moralphilosophie steht, bekennt Alexander von Oettingen, ein protestantischer

1) Polyhistor. II. p. 482.

2) Geschichte der Philosophie, IX. S. 101.

3) „Zur Genealogie der Moral" 1894, S. 62.

Theologe, in seiner verdienstlichen „Moralstatistik“: „Auf keinem Gebiete der Geisteswissenschaften, die Psychologie vielleicht ausgenommen, die darin der Ethik verwandt ist, herrscht eine solche Konfusion, eine solche Willkürlichkeit der Methode, ein solches phrasenhaftes Deduzieren und Konstruieren, solche systematische Zerfahrenheit und zerfahrene Systemlosigkeit, wie in der Ethik, der philosophischen, wie der theologischen. Solange das Moralische als ein Gebiet rein persönlichen, individuellen Lebens betrachtet wird, erscheint auch die Ethik individualistisch zerfetzt und zerrissen.“ [1])

Wenn Buckle in dem Streben nach einem Systeme der Moral eine Art Krankheit sieht, so haben wir wohl mehr Grund, in dieser Schwindsucht der Ethik einen pathologischen Prozeß zu erblicken, zu dessen Symptomen auch die Sozialphysik gehört. Die Stadien dieses Prozesses drängen sich der geschichtlichen Betrachtung nur zu deutlich auf: Zuerst verdunkelte sich das Verständnis für die spirituellen Güter und die sie hegende Gemeinschaft, die Kirche; damit verkümmerte der Güterbegriff überhaupt, und sein überpersönlicher Charakter wurde unverständlich; so blieben nur persönliche Güter: Freiheit, Besitz, Genuß, in deren Anpreisung sich Autonomismus und Naturalismus zusammenfanden. Hinter diesen Larven steckt aber nichts anderes als die Trias: Hoffart, Augenlust und Fleischeslust, und an ihr finden die Systeme des Immoralismus, die uns wohl das 20. Jahrhundert noch bescheren wird, ihre Basis.

So ist denn der Sukkurs, den uns die moderne Ethik zu gewähren vermag, ein verschwindend geringer. Was man für Sonnen ausgab, waren Meteore; und es gilt hier das Dichterwort: „So muß uns eignes Feuer erwärmen, denn diese Sonnen leuchten uns nicht mehr.“ Wir müssen auf die Moralphilosophie der Jahrhunderte, die perennis philosophia, die unverwelkliche Weltanschauung und Welterklärung

---

1) Moralstatistik 1868, § 14, a. Ende.

der antik-christlichen Philosophie zurückgreifen. Aber läßt sich in den Grundriß einer so weit zurückreichenden Gedankenbildung eintragen, was die spätere Entwicklung gebracht hat? Liegen in ihr die Leitlinien für Verhältnisse, die Lösung von Problemen, die uns heute beschäftigen, man kann sagen, bedrängen? Heut ist jenem Individualismus ein forcierter Kollektivismus gegenübergetreten, deren Ideale die Anarchie und die Panarchie des Staates sind. Dieser Widerstreit ist das Gegenstück des Kampfes von Atomismus und Monismus, den Fechner witzig als den der Ameisen mit dem Ameisenbären bezeichnet: ist letzterer vollkräftig, so frißt er die Ameisen, verläßt ihn die Kraft, so fressen die Ameisen ihn. Aber der Antagonismus zwischen den Teilen und dem Ganzen wiederholt sich heute in noch größerem Stile; wir werden nach entgegengesetzten Seiten gezogen durch den Kampf des Nationalismus und des Kosmopolitismus, durch das unausgeglichene Wirken einer die Völker einander entfremdenden Repulsionskraft und einer im Weltverkehre wirkenden Tendenz der Attraktion.

Hat die christliche Sozialethik zur Lösung dieser Fragen, zur Hebung dieser Konflikte etwas zu gewähren?

Nun, das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit hat sie von je so bestimmt, daß beide Extreme: Individualismus und Kollektivismus darin ihre Berichtigung finden können. Wie die Kirche hingeordnet ist auf die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, wie sie eine Anstalt für die Ewigkeit und für die Gläubigen der verschiedenen Zeiten ist, also zugleich das Einzelne dem Ganzen und das Ganze dem Einzelnen dienen soll, so ist es bei jedem sozialen Verbande: das Einzelne und die Gesamtheit sind wechselseitig für einander da, sind zugleich Zweck und Mittel. Darin weicht der soziale Organismus von dem lebenden Körper ab, in welchem der Teil um des Ganzen willen da ist, nicht aber umgekehrt; die moralische Welt dagegen läuft in zwei Spitzen zugleich aus: in die individuelle Persönlichkeit mit

ihrem der unsterblichen Seele aufgeprägten Werte und in die sittliche Gemeinschaft mit ihrem gottgewollten Gefüge. Die rechte Mitte zwischen Anarchie und Panarchie ist die Hierarchie. Damit ist aber nicht bloß eine Würdigung und Sicherung der Individuen gegenüber der Gesamtheit gegeben, sondern auch eine Grenzregulierung zwischen den Teilverbänden und dem Ganzen. Ein moderner Forscher, der in das Genossenschaftsrecht tiefer als andere eingedrungen ist, Otto Gierke, sagt von dem auf dieser Grundanschauung fußenden „politischen Denken“: „Es geht vom Ganzen aus, legt aber jedem Teilganzen bis herab zum Individuum selbständigen Wert bei. Berührt es sich durch die Vorstellung des Ganzen vor den Teilen mit dem antiken Denken, durch die Betonung der eigenen und ursprünglichen Berechtigung des Individuums mit der modernen Naturrechtslehre: so ist ihm die Auffassung eigentümlich, daß die gesamte Weltexistenz nur ein einziges gegliedertes Ganze, jedes besondere Gemein- oder Einzelwesen aber zugleich ein durch den Weltzweck bestimmter Teil und ein mit dem Sonderzweck begabtes engeres Ganze ist.“ [1]) Solche Teilverbände nun sind die Völker, die Nationen. Rousseau, der Verfasser des Contrat social, hatte erklärt: „Die Wörter Vaterland und Bürger müssen aus den Wörterbüchern verschwinden;“ ein vager, verschwommener Kosmopolitismus hatte die Geister im 18. Jahrhundert beirrt, geäfft. Eine kraftvolle nationale Gegenbewegung setzt mit Beginn des 19. ein, und sie schöpfte ihre besten Kräfte aus der historischen Pietät, die dem christlichen Bewußtsein verwandt ist. In Deutschland hat ein Mann wie Josef Görres, von dem gesagt wurde: „Er sah das Heil in der Wiederfindung der deutschen Urnatur, des alten Reichs und der alten Kirche“, [2]) als einer der führenden Geister daran mitgearbeitet. Wir, seine Gesinnungs-

1) Das deutsche Genossenschaftsrecht. Berlin 1863—81. III. S. 517.
2) Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung, 1859, III. S. 312.

genossen, behalten nicht den Deutschen eine „Urnatur" vor, sondern gönnen und wünschen jeder Nation, daß sie sich auf die ihrige besinne, ihren Sonderzweck in dem gegliederten Ganzen erkenne und betätige. Die katholische Kirche hat trotz ihres mächtigen Zuges zur Einheit niemals die nationalen Instinkte zurückgedrängt, wie sie trotz des treuen Festhaltens an ihrer lateinischen Muttersprache niemals des Festes der Lösung der Zungen vergessen hat. Hier werden das Volkstum und der Menschheitsgedanke in einem Höheren gebunden, und von der Kirche gilt wie von der Weisheit: Id quod continet omnia, scientiam habet vocis. Aber auch zu dem modernen Probleme des **Weltverkehrs** gibt die christliche Sozialethik den Schlüssel. Heut berühren sich die entlegensten Völker, ja die verschiedenen Rassen treten miteinander in Kontakt. Das Bedürfnis eines ius gentium weit größeren Stiles, als es die Römer kannten, drängt sich auf. Die Römer nun wußten sehr wohl, daß ein solches Kollektivrecht eine trübe Mischung bleibt, wenn es nicht das ius naturae, das platonische δίκαιον φύσει zur Hinterlage hat. Auch das heute zu findende ius gentium bedarf dieses Rückhalts; ohne Naturrecht sind alle Friedenskongresse Theatervorstellungen. Wie es aber mit dem Naturrecht aussieht, welches der aufgeklärte Kosmopolitismus aufgebaut hat, ist bekannt. Losgerissen von der Moral und der Geschichte zugleich, ist es von der historischen Schule beseitigt worden, aber nicht wenige Rechtslehrer (Bergbohm u. a.) beglückwünschen sich zu dem so geschaffenen Vakuum, da sie nichts an die Stelle zu setzen haben. Wir können es getrost der Zukunft überlassen, zu entscheiden, was die Lücke füllen wird, füllen muß. Wie auf dem nationalen Tummelplatze, so regelt die christliche Sozialethik auch auf dem eigentlich sozialen Gebiete das Verhältnis der Teilverbände zum Ganzen: das Recht der **Stände und Berufskreise**, und wir haben ja in unserm Kursus vor, gerade von dieser Seite in dieselbe einzutreten. Es ist ein Satz der aristo-

kratisch-scholastischen Metaphysik: Ein Wesen betätigt sein Volldasein dadurch, daß es sich andere angleichen kann: die Wärme macht Kaltes warm, der Wissende Unwissende wissend durch die Lehre. Die Kirche hat das auf sozialem Gebiete bestätigt; sie hat ihren *soziativen Zug* dem Leben auf den verschiedensten Gebieten mitgeteilt, wo sie sich frei auswirken konnte. Man erkennt heute in der Genossenschaftsbildung des Mittelalters das Wirken plastischer Kräfte an, wie man sie auch der Gegenwart wünschen könnte. Nun, diese sind zwar nicht ausschließlich, aber wesentlich mitbedingt durch die soziative Plastik der Kirche, die eben auf jener Anschauung von der Vollberechtigung der Teilverbände im Rahmen des Ganzen beruht. Auch hier betätigt die Kirche jenes: Scientiam habet vocis; sie hört auch den Ruf der Armen und Sozialgedrückten. Auf die Ständegliederung weist die Kirche schon hin, wenn sie Lehramt und Hirtenamt unterscheidet; auf die Gesellschaft angewandt, gibt diese Distinktion den Lehrstand und Wehrstand, zu denen der Nährstand als Dritter tritt, wie dies schon Platon erkannte. Es ist nicht zufällig, daß die Ständegliederung in den populären, allen verständlichen Ausdrücken: Lehrstand, Wehrstand, Nährstand ausgesprochen ist; der Volksmund setzt dazu: Alle drei Stände sind, wenn man die Anfangsbuchstaben wegläßt, Ehrstände. „Die Weisheit redet auf den Gassen", sagt die Hl. Schrift; auch die Weisheit der christlichen Sozialethik kann in der Sprache des Volkes reden, so gut wie in der der Wissenschaft.

So ist es wahrlich nichts Geringes, was sie der Gegenwart zu bieten hat: sie faßt die Probleme an der Wurzel, sie löst sie mit der genialen Einfachheit, welche der Weisheit eigen ist, deren Erbe sie fortführt; sie rückt die Fragen der Gegenwart in das Licht der Geschichte, der pietätsvollen Anschauung des Gewordenen, die jeder Ueberstürzung wehrt. Die Vertreter der Soziologie als Sozialethik haben die altbewährten und zugleich keimkräftigen Prinzipien des ganzen

Gebietes; aber principium heißt zunächst nur Anfang, und die Anfänge wollen fortgeführt, die Keime in Fruchtboden gesenkt, das Erbe der Vergangenheit für die Gegenwart neugewonnen werden. So darf uns der Besitz nicht lässig machen, sondern soll uns zu freudiger, rastloser Arbeit spornen, Arbeit auf dem steinigen und dornigen Acker der Gegenwart, der wir mit nichten entfliehen wollen, auch ein Motiv, den modernen Ausdruck: Soziologie nicht abzulehnen. Möge dieser Kursus ein Scherflein zu der fruchtbringenden Arbeit beitragen!

XXXV.

Italica.

Zu verschiedenen Malen habe ich schon zum Ausdruck gebracht, daß ich das denkbar geringste Vertrauen in die Möglichkeit habe, die katholische Bewegung in Italien durch irgendwelche Unternehmungen in kurzer Zeit bedeutend gefördert zu sehen. Die Gründe für dieses Mißtrauen liegen darin, daß die Italiener bei allem Enthusiasmus, der stellenweise aufflammt, und allem guten Willen, der unleugbar vorhanden ist, noch nicht gelernt haben, in Reih und Glied zu stehen. Der Gehorsam, die Zucht und Festigkeit der Massen sind bisher unbekannte Dinge in dieser ganzen Bewegung gewesen. Fragt man, wo diese beklagenswerten Erscheinungen herkommen, so ergibt sich als erste Beobachtung die Tatsache, daß die Regionen Italiens sich vielfach als

fremde gegenüberstehen, wenn sie nicht, was auch in einzelnen Fällen zutrifft, in hergebrachter Feindlichkeit leben. Persönliche Freundschaften der einzelnen Führer, die aus verschiedenen Regionen stammen, ändern an der allgemeinen Sachlage ganz und gar nichts.

Wie früher schon hervorgehoben wurde, ist die bisherige Zusammensetzung der Versammlungen ausgesprochen katholischer Färbung nicht derart gewesen, daß man von einer allgemeinen Bewegung auch nur im Entferntesten hätte sprechen können. Wenn die Plage ganz Italiens die avvocati sind, so sind sie es im Besonderen in der katholischen Bewegung. Wenn der ungeheure Ueberschuß an Geistlichen in Italien nicht immer von heilsamen Folgen begleitet ist, so ist das Vorwiegen derselben in den arbeitenden und leitenden Kreisen der katholischen Bewegung auf jeden Fall nicht entsprechend. Statt der vielen avvocati und Geistlichen hätten längst die tüchtigsten Männer anderer Berufsklassen herangezogen und vor allem auf die Gewinnung der verschiedenen Abteilungen der eigentlichen arbeitenden Klasse durch Berufung ihrer tüchtigsten Vertreter in die Ausschüsse hingearbeitet werden müssen, wenn man überhaupt vorhatte, eine katholische Volksbewegung zu erzielen.

Das ist leider nicht in dem wünschenswerten Maßstabe geschehen.

Statt dessen haben wohlgemeinte Rathschläge die Schaffung eines Volksvereins nach deutschem Vorbild nahegelegt, ohne zu bedenken, daß der Volksverein für das katholische Deutschland gewissermassen erst die Krönung eines Gebäudes sein konnte, das in erbittertem Kampfe um die Rechte der Kirche aufgeführt worden war. Es dürfte der Mühe wert sein zu überlegen, ob sich solche Organisationen überhaupt erst machen lassen, wenn eine vollkommen eingerichtete, schlagfertige Armee schon vorhanden ist, oder gleich zu Beginn einer mit allen kleinen und großen taktischen, technischen, religiös-politischen und sonstigen Schwierigkeiten

kämpfenden Bewegung. Ich stehe nicht an zu erklären, daß die zweite Möglichkeit einer ziemlichen Unmöglichkeit gleichkommt, zumal auf dem kirchenpolitischen Gebiete noch nicht einmal der Entwurf eines praktischen Programms vorliegt!

Es dürfte sich bis hieher zur Genüge gezeigt haben, daß man hier zu Lande über zu viele Theoretiker, worunter höchst verständige und angesehene Leute sind, und über zu wenig weitgereiste, in fremder Schule geschulte, weitblickende Praktiker verfügt. Die wenigen, die durch Studium und Augenscheinnahme in fremden Ländern, namentlich in Deutschland, mit den Mitteln und Zielen großer Volksbewegungen einigermaßen vertraut geworden sind, stehen bei Seite, weil sie nicht in den Strudel des öffentlichen Lebens mit den bekannten italienischen Enttäuschungen hineingezogen werden wollen. Das ist jammerschade, aber nicht ganz unbegreiflich.

Opferwilligkeit? Dieses Wort, wenn es an die Börse gerichtet ist, um einen, sagen wir, Parteifonds zu schaffen kennt man in Italien fast kaum. Und doch gehört zum Kriegführen Geld. Meines Erachtens wäre es die oberste Pflicht der führenden Männer, an allererster Stelle, unter vorläufigem Ausschlusse sonstiger Fragen, eine Kasse anzusammeln, die stark genug wäre, um die erheblichen Anforderungen der ersten Jahre gut aushalten zu können. Für solche Zwecke aber auch nur einigermaßen erträgliche Summen durch freiwillige Beiträge zusammenzubringen, halte ich nach meiner Kenntnis der Verhältnisse für völlig ausgeschlossen. Wer das heute unternehmen wollte, würde schon nach vier Wochen ganz entmutigt die Flinte ins Korn werfen. Der Eine, sehr reich und hochangesehen, ist verärgert, weil ihm sein Leibblatt unterdrückt worden ist; der Andere, sehr unternehmend und in behaglichster Vermögenslage, die durch die laufenden Geschäfte tagtäglich aufgebessert wird, muß plötzlich einen neuen Flügel an die Fabrik bauen; der Dritte, vornehm, Latifundienbesitzer und Rennstalleigentümer will

erst mit seinem Generalvertreter sprechen; der Vierte, Banquier, Generalkonsul und Teilhaber an zwei großen Rhedereien, ist im Pariser Zuckerkrach in Mitleidenschaft gezogen und muß erst die Ultimoregulierung der Mailänder Börse abwarten usw. Diesen fingierten Beispielen entsprechen nun aber mutatis mutandis andere Persönlichkeiten, die wirklich geben könnten, aber nicht wollen. Gibt aber einer wirklich einmal 50, 100 oder gar 500 Lire von seinem Ueberfluß, dann glaubt er sich ein für allemal von weiteren Beiträgen losgekauft zu haben. So liegen die Dinge tatsächlich, und ehe man nicht für einen Arbeits- und Agitationsfond gesorgt haben wird, dürfte kaum etwas Gedeihliches für die allgemeine Bewegung geschehen können.

Woher kommt die Hartnäckigkeit in diesen Dingen? Einfach daher, daß man sich durch Jahrzehnte hindurch vorgeredet hat, daß, wenn etwas geschehen solle, die Mittel dafür vom Papste gegeben werden müßten. Warum soll denn der Papst den Italienern mit erheblichen Summen helfen, sich zu organisieren, wenn es in den anderen Ländern aus eigener Kraft hat geschehen müssen? Da die Italiener relativ am wenigsten zum Peterspfennig, von dem der Papst doch einzig und allein lebt, beisteuern, so werden mit solchen Ansprüchen einfach die Katholiken der anderen Länder zu Gunsten der Italiener besteuert. Man müßte gegen solche Verwendung des Peterspfennigs Einspruch erheben. Uebrigens fällt es Pius X. gar nicht ein, dergleichen auch nur in Aussicht zu nehmen. Mögen darum die Führer der Bewegung zunächst Geld sammeln. Das Wieviel? und das Wie? ist ihre Sache, aber ohne Geld können sie an die Verwirklichung erheblicherer Ziele nun und nimmer denken. Weist man den einen oder anderen auf diese Dinge hin, dann zieht er die Schultern und sagt: Ma dove, per bacco, si possono raccogliere quatrini qui in Italia? Wo, zum Kuckuck, kann man denn Geld hier in Italien sammeln?

Und doch muß es geschehen, bevor man irgend etwas anderes unternimmt.

* * *

Im vergangenen Juli sollten einige Herren in Florenz zusammenhelfen, um im Auftrage des Papstes die grundlegenden Organisationsfragen zu beraten. Alle Welt war gespannt auf das Ergebnis dieser Verhandlungen. Als die Zeit ungefähr so vorgeschritten war, daß man etwas von der Versammlung hätte lesen müssen, verbreitete sich die schier unglaubliche Nachricht, daß sie abgesagt worden wäre. Mehrere der Eingeladenen hatten sich in den Schmollwinkel zurückgezogen, andere lehnten die Teilnahme ab, weil nicht alle Richtungen — Murri, Paganuzzi, Sacchetti u. a. waren nicht aufgefordert worden — vertreten seien und den Uebrigbleibenden wurde telegraphisch abgesagt, um „la chambre introuvable“ nicht nachzuahmen. Ob es wohl bald, wie damals unter der Restauration in Frankreich, zu einer „chambre retrouvée“ kommen wird?

Der Aerger über diesen vergeblichen Anlauf ist natürlich groß. Für den kühldenkenden Beobachter ergibt sich nur eine richtige Schlußfolgerung: Wenn die Herren, die bisher als Führer gegolten haben, so wenig Zucht und Selbstbescheidung kennen, daß sie es nicht einmal für der Mühe wert halten, wenigstens zu erscheinen, dann darf, ja muß man in Zukunft von ihnen völlig absehen und sie in ihrem Privatleben nicht weiter stören. Mit solchen Elementen kann man unmöglich eine große Bewegung aufbauen, viel weniger aber noch ein Programm entwerfen, eine Arbeit, zu der die größte Objektivität und ein völliges Absehen von allen persönlichen Empfindlichkeiten, Interessen und Wünschen an erster Stelle unbedingt erforderlich ist.

Commendatore Pericoli, der mit der Leitung der Vorbereitungen beauftragt war, hat seinem Unmut über eine solche Hintansetzung der Wünsche des Papstes in unverblümter Weise Ausdruck verliehen. Was nun weiter geschehen

soll, ist noch nicht bestimmt. Es besteht eine starke Wahrscheinlichkeit dafür, daß es dem Papste eigentlich nicht unlieb ist, daß der Verlauf ein so kläglicher war. Das gibt ihm in der Auswahl der Männer eine wesentlich größere Freiheit und er kann nun die Leute seines Vertrauens ganz heranziehen, nachdem ein Teil derjenigen, die bisher als Führer gegolten haben, in so wichtiger Angelegenheit versagt hat.

* * *

Schon seit Jahren war es öffentliches Geheimnis — segreto di Pulcinella, wie man hier sagt —, daß die katholische Fraktion des römischen Stadtrates in ihren Reihen eine Anzahl einflußreicher Männer habe, denen die wichtigsten katholischen Interessen nicht wichtig genug waren, um sie nicht gelegentlich anderen mit stark metallischem Beigeschmack, wie Wasserleitungen, Omnibusgesellschaften, Grundstückspekulationen, Börsenspiel usw. nachzusetzen. Von irgend einer entscheidenden katholischen Aktion haben die jungen Römer zu ihren Lebzeiten überhaupt niemals etwas gehört. Die Großmutter erzählte ihnen gelegentlich, wie ein Märchen aus vergangenen Zeiten, daß es früher auf dem Kapitol auch treukatholische Männer gegeben habe, die nicht affaristi gewesen waren.

Aber wer wollte in das Wespennest greifen?

Da kam jüngst die erste Stadtratswahl unter dem Pontifikate Pius' X. Die Drahtzieher der katholischen Fraktion verschacherten ihre Wähler an die liberale Union für die Interessen Roms, die natürlich nur auf die metallische Tonleiter gestimmt ist, weigerten sich, einen Arbeiterkandidaten in die Liste aufzunehmen, und machten noch allerlei sonstige tolle Sprünge. Pius X. hatte die Vorgänge mit scharfem Auge beobachtet und die unmittelbare Folge war, daß ein scharfer Artikel über dieses klägliche und zum Teil heuchlerische Treiben der Clique in der Civiltà Cattolica erschien. Im ersten Zorne, ohne sich den Zusammenhang der Dinge

auch nur erst ganz klar gemacht zu haben, erschien ein von dieser netten Gesellschaft ausgehender frecher Artikel im Osservatore Romano gegen den Leiter der Civiltà Cattolica. P. Bartoli antwortete im Giornale di Roma und brachte eine solche Menge schwerwiegendster, sofort unter Beweis zu stellender Versündigungen vor, daß den Herren der Atem völlig ausging und sie seither klug geschwiegen haben.

Was bedeutet dieser höchst lehrreiche Vorgang?

Zunächst, daß es mit der Geschäftsherrlichkeit dieser Affaristi vorbei ist, soweit katholische Interessen in Frage kommen. Zweitens, daß der Papst mit aller Macht auf eine Reinigung der katholischen Partei in Rom hinarbeitet. Drittens, daß er sich und den Heiligen Stuhl aus den Beziehungen zu solchen Elementen herausziehen will. Daß diese Leute nach und nach zur Macht kamen, ist nicht verwunderlich, zumal sie früher „mit weißer Weste" der katholischen Sache dienten; daß sie dann bei der weitgehenden Korruption in Italien auch Geschmack an allerlei Geschäften bekamen, die, wenngleich ohne erhebliches moralisches Minus betrieben, doch ihre Aktionsfähigkeit als katholische Stadtverordnete mit der Zeit erheblich eindämmen mußten und eingedämmt haben, ist zu offenkundig, um weitläufig davon zu reden. Infolge dieser unhaltbaren Zustände ist es dann gekommen, daß die wichtigste aller städtischen Fragen, die Schulfrage, von den Führern der katholischen Fraktion auf dem Kapitol in der unverantwortlichsten Weise vernachlässigt worden ist, um keinen kräftigeren Ausdruck zu gebrauchen. Mit anderen Dingen ging es gerade so.

Die Entwicklung dieser Angelegenheit erregt begreiflicher Weise die größte Neugier bei allen, die am öffentlichen Leben ein Interesse haben. In Bälde dürfte man weiteres hören, wodurch Pius X. zeigen wird, daß diese Dinge in Zukunft unter keinen Umständen mehr vorkommen werden.

XXXVI.

„Der fruchtbringende Eifer der Deutschen."

In seinem Schreiben an das Lokalkomité für den diesjährigen Katholikentag zu Straßburg hat Papst Pius X. von dem fruchtbringenden Eifer der Deutschen gesprochen. Die 52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands war abermals ein Beweis dafür, daß der oberste Hirt der Kirche seine Getreuen kennt. Es kann nun nicht der Zweck dieser Zeilen sein, noch einmal eine Chronik der Tagung zusammenzustellen, denn das haben die Zeitungen der verschiedensten Richtungen zur Zeit der Versammlung selbst besorgt. Wir haben vielmehr vor, die Arbeits- und Festtage von Straßburg als Ausdruck des fruchtbringenden Eifers der deutschen Katholiken zu charakterisieren — einfachhin in unserer Eigenschaft als aufmerksamer Augen- und Ohrenzeuge.

Der Vorsitzende der Generalversammlung, Erbprinz Aloys zu Löwenstein, hob in seiner resumierenden Schlußrede hervor, daß die gegnerische Presse — mit sehr geringen Ausnahmen — bestrebt gewesen sei, über die Verhandlungen und Reden objektiv und anständig zu berichten. Wir sind der Ansicht, daß diese Tatsache nicht der Vergessenheit anheimfallen darf, denn erstens hat sie als etwas Neues und Ungewohntes angenehm überrascht; zweitens beweist sie, daß man selbst dem Gegner ritterlich und gerecht gegenüberstehen kann, wenn man will, und die Grundsätze einer guten

Erziehung auch auf die literarische Tätigkeit zu übertragen weiß, und drittens läßt sie darauf schließen, daß die Katholikenversammlung von 1905 auch in den Augen Andersgesinnter allmählich als das erscheint, was sie in Wirklichkeit ist, nämlich ein Kongreß von Männern aller Stände, jeden Alters und der verschiedensten Berufsstellung, die darauf bedacht sind, mit besonnenem Eifer für die Anerkennung ihrer religiösen Rechte und die praktische Betätigung ihrer religiösen Pflichten auf allen Gebieten des öffentlichen wie des privaten Lebens zu wirken — und zwar ohne jegliche Tendenz, durch die eigene Aktion etwa der Freiheit oder den Rechten Andersdenkender hemmend in den Weg zu treten. Auf die letzten Worte legen wir besonderen Wert, denn es ist das charakteristische Merkmal gerade unserer Katholikenversammlungen, daß wir nicht „vor fremden Türen fegen", daß wir mit furchtloser Bestimmtheit aber dabei doch stets ohne fanatische Polemik über unsere Aufgaben und Bedürfnisse beraten, und daß wir mit weiser — prinzipieller wie politischer — Mäßigung erwägen, wo und wie wir das Gebot des Herrn verwirklichen sollen: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!" Wir meinen, daß hierin auch jene, die nicht unseres Glaubens sind, zu eigenem Nutz und Frommen von den Katholikenversammlungen lernen könnten, und wenn wir den Wunsch hinzufügen, daß sie recht bald diese Lehre von unserer Seite annehmen möchten, so geschieht es, weil wir selber die Erfahrung gemacht haben, daß nur die Mäßigung zur Klarheit führt, die Klarheit der Ideen aber Versöhnlichkeit bewirkt, Versöhnlichkeit endlich den Eifer fruchtbringend macht.

Wenn ein Blatt wie die Wiener „Neue Freie Presse" (Nr. 14725 vom 21. August) schreibt, der Syllabus „gehe um", wenn sie von dem „Korybantenlärm" spricht, „zu welchem der bevorstehende Katholikentag ein Echo bieten wird; wenn sie von dem Wahlsieg des bayerischen Zentrums und von dem, was sie katholische Agitation nennt, mit

komischer Angst erwartet, daß man es auf den Sturz aller protestantischen Staatsdiener absehen werde, so können wir nur die Hoffnung aussprechen, daß der Berichterstatter des Prophetenblattes an der schönen blauen Donau hernach an der Ill die Reden und demgemäß die wirklichen Forderungen unserer hervorragenden Führer mitangehört und — verstanden habe. Die leitartikelnden und reporterlichen Beklemmungen der liberalen Blätter sind völlig grundlos. Wenn man genau über die Ziele und die Bestrebungen der Katholikenversammlung von Straßburg unterrichtet sein will, dann lese man die stenographischen Sitzungsberichte und studiere die auf der Tagung angenommenen Resolutionen — aber man verschaffe sie sich in unverstümmelter Form. Dann weiß man, was gesagt und gewollt wurde, dann kann man sich getrost von der Mühe dispensieren, eine Versammlung von religiös und patriotisch gesinnten Männern durch allerlei Verdächtigungen vor der Welt zu diskreditieren. Was wurde denn in Straßburg gesagt und gewollt? Versuchen wir, in Kürze diese Frage zu beantworten.

Man hat — wie alljährlich — eine Resolution zur römischen Frage gefaßt. „Wie alljährlich“, jawohl — trotzdem die Gegner ironisch dazu lächeln. Justizrat Dr. Porsch begründete die Resolution hauptsächlich durch den Hinweis auf die Tatsache, daß gerade die Gegner in Wort und Schrift die Frage ventilieren, ob der Papst etwa zur Sommerfrische Rom verlassen könne. Schon dies beweise die Existenz der römischen Frage. Höher als die Gesundheit des Hl. Vaters stehe uns seine Freiheit. Die Sorge um den Papst gehe hervor „aus den gleichen Gefühlen der Treue, von welchen auch in der kleinsten bürgerlichen Familie treue Kinder erfüllt sind gegen ihren Vater.“ Und worin gipfelte die Resolution? Wurde etwa eine Mobilmachung des „katholischen Heerbanns“ gegen den König von Italien beschlossen? Nein, es wurde erklärt, daß die volle und wirkliche Unabhängigkeit und Freiheit des Papstes erst dann als verbürgt anzuerkennen

sei, „wenn ein Zustand hergestellt sein wird, welchem auch der Papst selbst seine Zustimmung hat geben können". Und wie soll dieser Zustand hergestellt werden? Darüber ist nichts beschlossen worden, denn die Katholikenversammlung hat sich nicht für kompetent gehalten, den Diplomaten, dem Hl. Vater oder gar der göttlichen Weltregierung und Vorsehung die Wege vorzuzeichnen. Der Resolution wurde dann eine Aufforderung zur nachhaltigen und reichlichen Spendung des Peterspfennig hinzugefügt. Möge auch dieser Eifer möglichst fruchtbringend werden! Mögen die opferwilligen Kinder des allgemeinen Vaters der Christenheit sich nicht durch die Mißgunst derer beirren lassen, die gar nicht zur Familie gehören! Gerade in letzterer Zeit haben vorzugsweise jene Kreise, die am wenigsten mit der Kurie Fühlung haben, am abenteuerlichsten über die Finanzlage des Hl. Vaters „berichtet". Jeder Kenner der Verhältnisse aber weiß, daß die römische Frage in all ihren Teilen angebracht war. Da wir mit dem Peterspfennig bereits auf das Gebiet der Charitas gelangt sind, wollen wir gleich hier erwähnen, daß die 52. Katholikenversammlung inbezug auf charitative Unternehmungen, wie auch auf dem ganzen Gebiet der sozialen Frage ganz besonders ihren fruchtbringenden Eifer bewiesen hat. Der Raphaelverein zum Schutze der Auswanderer, der Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse, verschiedene andere Preßvereine, der Bonifatiusverein für den Kirchenbau in der Diaspora, der akademische Bonifatiusverein, die Lourdesvereine, die zahlreichen Arbeitervereine Kölner und Berliner ‚Observanz', die katholischen Studentenverbindungen und -Vereine, der Windthorstbund, die elsaß-lothringischen Borromäusvereine, mehrere Priestervereine und Missionsgesellschaften für spezielle Zwecke, die Versammlung der Vinzenzkonferenzen, die Lehrerverbände und kaufmännischen Organisationen u. a. mehr kamen in Straßburg zu Wort. Die Reden in den öffentlichen Versammlungen (über die Missionen im 19. Jahrhundert, die Toleranzfrage, die Frauenfrage, den

Kampf gegen die Unsittlichkeit in Schrift und Bild, die Pflicht der Katholiken zur Teilnahme an Wissenschaft und Kunst, die Leistungen und Bedürfnisse des Bonifatiusvereins, das Zusammenarbeiten von Kirche und Staat zum Wohle der Gesellschaft, Sozialpolitik und Charitas, ‚Religion‘ und ‚Konfession‘) fesselten die zahlreich in der Festhalle erschienenen Zuhörer aus allen Ständen und den verschiedenen Gauen Deutschlands ganz offensichtlich. Diese — oft sehr ausgedehnten — Ansprachen waren auch nach Form und Inhalt dazu angetan, ein Publikum zu unterhalten, zu belehren und zu begeistern, welches mit der Liebe zur Kirche das regste Interesse für aktuelle Zeitfragen und den Sinn für praktische, christliche Lebensauffassung verbindet. Auch in den geschlossenen Versammlungen und den Ausschüssen, auf den gesellschaftlichen Zusammenkünften und sonstigen Besprechungen traten bewährte und dem katholischen Volke lang bekannte Männer auf. In diesem Sinne können wir den Gegnern Recht geben, welche den Katholikentag eine Parade nennen. Gewiß — er war eine Parade unserer Elitetruppen. Seine Exzellenz der päpstliche Nuntius erkannte in ihm ein Schauspiel für die Welt. Aber es wurden doch nicht bloß schöne Reden gehalten, um ein großes Publikum zu fesseln oder Stoff für die Presse zu liefern. Es klangen vielmehr sämtliche Reden ohne Ausnahme in den Ruf aus: Katholiken, handelt! Man will mehr als eine Heerschau halten; man will alle Werke geistiger und leiblicher Barmherzigkeit fördern. Die Erfolge der letzten Dezennien beweisen denn auch, daß der Eifer der deutschen Katholiken fruchtbringend war. Möge man sich deshalb auch im Auslande, zumal jenseits der Alpen, an das neuerdings oft gebrauchte Wort erinnern: Germania docet.

Immer wieder — wir können es hier nicht verschweigen — taucht in der gegnerischen Presse die Ansicht auf, die Katholikenversammlungen seien im Grunde Konvente der Zentrumspartei und ihrer Gefolgschaft. Und was wäre denn

daran so Auffallendes? Die Zentrumspartei vertritt eben doch den katholischen Gedanken in den deutschen Parlamenten am nachdrücklichsten, mit dem größten Erfolge und auf Grund eines eminent praktischen, zeitgemäßen Programmes. Tut sie aber das, so ist davon die natürliche Folge, daß sie der weitaus größten Zahl aller kirchlich-gläubigen Katholiken als berufene Führerin erscheint. Es mögen gewiß auch der Partei nicht angehörige Katholiken richtige Ziele verfolgen und eifrig für die gute Sache eintreten. Dennoch scheint die Geschichte der letzten 30 Jahre bereits den Beweis dafür erbracht zu haben, daß gerade die Tätigkeit des Zentrums eine fruchtbringende war. Uebrigens ist die Ansicht, daß nur ‚Zentrumskatholiken' auf den jährlichen Generalversammlungen zusammenkämen, nicht einmal richtig. Wir könnten eine Reihe von Besuchern der Tagung anführen, die der Zentrumspartei nicht — vielleicht dürfen wir schreiben noch nicht — angehören. Von großem Interesse wird nun auch die Antwort auf die Frage sein: Was haben die überaus gastfreien Elsaß-Lothringer von dieser ersten deutschen Katholikenversammlung in ihrem schönen Heimatlande gedacht und gelernt? Das jetzt schon im einzelnen zu beantworten, hieße den Propheten spielen wollen — eine Rolle, die bekanntlich gefährlich ist. Es hat aber den Anschein, als ob für Kirche und Vaterland Großes und Bedeutsames aus der Straßburger Verbrüderung erstehen solle.

Eine wahre Verbrüderung ist so ein Katholikentag in mehrfacher Beziehung. Adel, Bürger und Bauern lernen sich da kennen, verstehen und schätzen. Wenn 35492 Arbeiter einen imposanten, mehrstündigen Festzug abhalten, so ist das gewiß ein deutliches, lautes Credo, aber doch immerhin blos eine mehr äußerliche Kundgebung. Wenn aber der Arbeiter mit dem Gelehrten und dem Manne von Rang und Stand gemeinsam raten und taten, debattieren und beschließen kann, — ja, noch mehr: wenn Vornehm und Gering, Prälat und Kaplan, Gelehrt und Ungelehrt, Klerus

und Volk nach getaner Arbeit noch gemeinsame Geselligkeit pflegen — harmlose, fröhliche Geselligkeit vielleicht nach alter, deutscher Art —, so liegt auch hierin gewiß ein bedeutsames Moment. In unserem Vaterlande und auf dem Grunde unseres katholischen Bekenntnisses ist diese Möglichkeit zur schönen Wirklichkeit geworden. Auch das ist eine Frucht des Eifers der Deutschen! Da es nicht unsere Absicht war, den Chronisten der 52. Katholikenversammlung zu machen, so haben wir nicht alle Namen genannt, nicht alle Arbeiten angeführt, nicht alle Festlichkeiten beschrieben. Aber hätten wir es auch getan — etwas läßt sich nicht beschreiben. Kein Redner spricht es aus, kein Antrag formuliert es und keine Resolution nimmt es auf. Jeder Teilnehmer aber hat es erfahren und empfunden und — trägt es im Herzen auch mit nach Hause. Möge der Leser jenes Etwas, das uns die Katholikenversammlungen für Geist und Gemüt gewähren, zwischen diesen Zeilen lesen — dann wären wir selber mit unserer Besprechung des Straßburger Katholikentages zufrieden. Und fast möchten wir als Schlußwort noch hinzufügen: Et nunc reges intelligite. Für die Ausführung der Straßburger Beschlüsse, die sich fast ausnahmslos auf charitative Leistungen, innere und äußere Missionstätigkeit, Schulfragen, öffentliche Moral und Förderung von Kunst und Wissenschaft beziehen, müssen freilich zunächst die Katholiken selber eintreten. Wir sprechen deshalb an dieser Stelle den Wunsch aus, daß die Beschlüsse und Reden von Straßburg durch den Buchhandel dem Volke allgemein zugänglich gemacht werden könnten, selbstredend zu einem für alle erschwingbaren Preise. Es mag ja sein, daß die meisten Katholiken bereits alles gelesen haben. Aber die Tageszeitungen bewahren nur die Wenigsten auf, und dort findet sich der Stoff auch in etwas unhandlicher Weise zerstreut. Von einer Katholikenversammlung bis zur andern müßte das Ergebnis der Beratungen samt den Vorträgen in frischer Erinnerung bleiben. Dann könnte derjenige, welcher für die gute Sache nach

seinen Kräften wirken will, nie darüber im Zweifel sein, wo er Hand anzulegen hätte. Ferner könnten wir denen, die niemals aussterben, jederzeit schwarz auf weiß den Beweis für unsere Staatsgefährlichkeit und Kulturfeindlichkeit liefern, es sei denn, daß — eben die Akten unserer Katholikenversammlungen das gerade Gegenteil bewiesen, was dann ja um so besser wäre.

XXXVII.

Neueste spanische Dichtung.

Beinahe zu gleicher Zeit wie die oben S 159 besprochene Schrift J. K. H. der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand erschien bei Herder ein zweites Büchlein in spanischer Sprache,[1]) auch eine Jubiläumsgabe; sie feiert die 50jährige Wiederkehr der Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis. Der spanisch-amerikanische Dichter Don Belisario Peña besingt dieselbe in zwei wundervollen Gedichten (den Vorboten einer größeren Sammlung). Diesen Gesängen aber geht eine Einleitung des Domherrn Manuel Maria Polit von Quito voraus, welcher wir einige Notizen und erläuternde Stellen im Auszug entnehmen. Auf dem Titelblatt sehen wir die wunderbar schöne Erscheinung der allerseligsten Jungfrau nach dem unsterblichen Bild ihrer unbefleckten Empfängnis im Museum des Louvre in Paris. Vor diesem Kunstwerk hebt der Dichter sein erstes Jubellied an. Don Manuel Polit sagt hierüber: „Dem herrlichen columbianischen Seher, Don Belisario Peña, dem unvergleichlichen Sänger geistlicher Dichtung, dem wohl kein anderer

1) A la inmaculada Concepcion de Maria. Tributo del egregio poeta hispano-americano Don Belisario Peña. Con motivo del quincuagésimo anniversario de la proclamacion del dogma de la inmaculada concepcion 8 de diciembre de 1904. Friburgo de Brisgovia (Alemania) B. Herder (60 Pfg.)

in Spanien und Amerika an die Seite zu setzen ist, vermochten weder die Jahre, noch körperliche und seelische Leiden, die ihn niederbeugten, die Glut der Begeisterung zu rauben; denn soeben hat er zum Jubiläum der unbefleckt Empfangenen mehrere wunderschöne Strophen zu ihrem Preis herausgegeben".

Angesichts des Bildes von Murillo stimmt er melodische und tiefsinnige Verse an, in welchen er nicht blos das herrliche Werk der Welt zu beschreiben und lebendig darzustellen versucht, sondern er gibt in wohlklingenden Kadenzen die meisterhaften Züge und Farben des Bildes wieder, das zu den kostbarsten Schätzen des Louvre gehört. Der christliche Barde, von der überirdischen Schönheit Mariens selber hingerissen, erhebt seinen Flug bis zu den Füßen ihres glorreichen Thrones, und bald das Urbild, bald die Nachbildung betrachtend, besingt er ahnungsvoll die theologisch und poetisch vollkommene Wahrheit und Schönheit Jener, in welcher die menschliche Natur vergöttlicht wurde und in Folge davon auch die Wissenschaft, die Kunst und alles, was der Mensch besitzt.

„Denn Du, o unbefleckte Jungfrau — also wird die erlöste Menschheit fort und fort nicht aufhören, in den erhabenen Tönen des Sängers der göttlichen Komödie Dich zu preisen:

„Tu se' Colei que l'umana natura
Nobilitasti si, che il suo Fattore
Non disdegno di farsi sua fattura."
Paradiso, XXXIII."

In der Schlußstrophe des ersten der beiden Gedichte spricht der Dichter wieder die Jungfrau selber an und beteuert ihr: Nicht Ruhmbegier treibe sein Herz, sie zu besingen; nein! nur allein ihr zu Lob und Preis widme er die dichterischen Funken seines Sanges: Denn Du seiest der Wind in den Segeln, ich das bescheidene Schifflein, das die Anker lichtet; Du das Ideal, das ich zu erfassen trachte, Du die Künstlerhand, mein Herz die Harfe.

Besonderes Lob spendet noch Don Manuel Polit der dogmatischen Korrektheit des Dichters, welcher sich durch dieselbe ebenso auszeichne als durch die erhabene Schönheit seiner Poesien. Für beide hebt er Beispiele heraus. Wir können uns nicht versagen, einige von ihnen anzuführen:

Das göttliche Wort konnte nicht von einem Weibe Fleisch annehmen, das auch nur einen Augenblick von der Erbsünde wäre befleckt gewesen: Nein, Gott kann sich erniedrigen, aber er befleckt sich nicht.

Ist dieser Vers in der geistlichen Dichtung nicht gleichwertig mit dem berühmten scholastischen Enthymem des Scotus: Potuit, decuit, ergo fecit?

Dann besingt der Dichter in Lauten von unvergleichlicher Kraft und Schönheit die Verkündigung des Dogmas, besingt den glorreichen Pius IX., besingt die Kirche Christi, welche heilig und sich immer gleich, sanft, heiter und rein ein Meer durchschifft, auf welchem dieselbe Welle, welche sie in den Abgrund zu reißen scheint, allsogleich sie hinwiederum emporhebt zur Höhe.

Murillos Bild flößt dem Dichter den Gedanken ein, daß dem Maler bei der Darstellung dieser himmlischen Vision der Augenblick der Menschwerdung vorgeschwebt sei, und diese Auffassung erhebt die wunderbare Schöpfung des spanischen Meisters in unermeßliche Regionen.

Dann singt der Dichter wieder: Einer Taube gleich, deren Brust zu enge wird und die in den Lüften Flügel auf Flügel kreuzt, so hält die Jungfrau beide Hände über ihrem nach Atem ringenden Herzen geschlossen.

Weiter spricht er den Mond an: Du bist im himmlischen Blau, wo dein heller Schein mit seinem Glanz das Sternenheer verdunkelt, nicht so schön, als wenn du demütig und gebeugt zu den jungfräulichen Füßen weilest.

Später fährt er fort: Sie, die Unbefleckte, im Fluge zum Himmel atmet himmlische Lüfte in Strömen ein; süß das Angesicht, aufgelöst das Haar, die Lüfte ringsum wagen kaum sich zu regen.

Eine andere Strophe sagt: Aus den verklärten Augen leuchtet das Licht, das sie in ihrem Schoße beherbergt, und den Lippen entströmen im himmlischen Duft Atemzüge des göttlichen Kindes.

Eine Schlußbemerkung des Don Manuel Polit drückt den Wunsch aus, daß den gegebenen Fragmenten das ganze herrliche Mariengedicht nachfolgen möge, welches ohne Zweifel der fromme und verdienstvolle Greis als seinen Schwanengesang darzubringen sich sehnt.

Möchten diese obigen wenigen schwachen, in Prosa wiedergegebenen Proben anregend wirken und einen Berufenen, Kenner der schönen spanischen Sprache und Dichter zugleich, ermuntern, dieselben in würdiger Uebersetzung dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Bettina Ringseis.

XXXVIII.

Herders Konversationslexikon.

Vor etwa 5 Monaten versandte Herder den vierten Band seines Konversationslexikons, die Buchstaben H, J und K (zur Hälfte) umfassend, und jetzt, da wir dieses schreiben (Mitte August), liegt bereits das 15. Heft des fünften Bandes dem Publikum vor, so daß aller Voraussicht nach schon der Monat Oktober den ganzen fünften Band in seiner Vollendung sehen wird.

Das beschleunigte Erscheinen des vortrefflichen Werkes muß alle Freunde desselben — und deren Zahl ist erfreulicherweise allem Anscheine nach im Steigen begriffen — mit um so größerer Genugtuung erfüllen, als die rasche Aufeinanderfolge der einzelnen Bände keineswegs ein Nachlassen in der Sorgfalt der geleisteten Arbeit erkennen läßt. Im Gegenteil belehrt ein auch nur flüchtiger Blick in den vierten Band und in die bis jetzt herausgegebenen 15 Hefte des fünften Bandes, daß mit dem Fortschreiten des kostspieligen Unternehmens sich auch die Anstrengungen der Verlagshandlung zu steigern scheinen, um ein Werk zu erstellen, das der schärfsten Kritik der Wissenschaft wie den weitestgehenden Anforderungen des Publikums die Spitze zu bieten im Stande ist.

Besondere Anerkennung verdient die 48 Nummern zählende Zugabe an Tafeln, Karten und Textbeilagen. Die 10 Karten (Plan von Hamburg-Altona, Hinterindien und der Malaiische Archipel, Italien, Japan (mit Korea und der Südmandschurei), Jerusalem, Kaiser Wilhelms-Land (mit den übrigen deutschen Besitzungen im Stillen Ozean), Kapkolonien, Kirchenstaat, Kleinasien und Klimakarten) sind nach dem neuesten Stand der geographischen Wissenschaft mit einer außerordentlichen Feinheit und Genauigkeit und einem gefälligen Kolorit ausgeführt. Ihre Brauchbarkeit wird durch die beigegebenen umfangreichen statistischen Notizen wesentlich erhöht. Bei Japan z. B. finden wir die speziellsten Angaben über die Küstenlänge, den Flächeninhalt und die Bevölkerung des Inselreiches, ebenso über die Ausdehnung und die Ergebnisse des Ackerbaues in den Jahren 1899—1900, über die Seehäfen, den Außenhandel und den ganzen Seeverkehr und endlich über die militärischen Kräfte zu Wasser und zu Land (nach dem Stande von 1904). Daß überhaupt die Karte von Japan größer und reichhaltiger aus-

gefallen ist, als man sie sonst zu Gesichte bekommt, dürfte jedenfalls auf die rapid steigende Bedeutung des „Reiches der aufgehenden Sonne“ zurückzuführen sein.

Auch der „Hammer“, das „Herz“, der „Hobel“, die „Handfeuerwaffen“, das „Heerwesen“, die „Kälteerzeugungsmaschine“, die „Kanalisation“, der „Kaffee“ und der „Kakao“ und andere Objekte von Wichtigkeit haben ihre erläuternden und veranschaulichenden Textbeilagen und Tafeln bekommen. Der „Heraldik“ sind sogar drei Tafeln mit zusammen 106 Abbildungen gewidmet, und die Tafeln, welche die charakteristischesten Leistungen der Hebräischen, Indischen, Islamischen, Japanischen und Karolingischen Kunst im Bilde zeigen, sind wahre Meisterwerke des Lichtdruckes.

Die beiden Textbeilagen: „Die Organisation der katholischen Kirche“ auf zwei Blättern und die 10seitige „Uebersicht der Kirchengeschichte“ werden in den Interessentenkreisen ohne Zweifel großen Beifall finden. Beide Arbeiten sind auf das sorgfältigste ausgeführt und vermitteln einen sicheren Einblick in die jetzige Organisation der katholischen Kirche, wie in die ganze geschichtliche Entwicklung dieses Weltinstitutes. Aus der ersten Textbeilage erfahren wir, daß der lateinische Ritus 159 Kirchenprovinzen umfaßt mit 8 Patriarchaten, 179 Erzbistümern und 652 Suffraganbistümern, außerdem noch 86 unmittelbare Bistümer, 134 apostolische Vikariate, 55 Präfekturen und 17 exempte Prälaturen. Zu den vier orientalischen Riten (griechisch, syrisch, armenisch und koptisch) gehören im ganzen 9 Patriarchen, 18 Erzbischöfe, 50 Suffraganbischöfe und 5 apostolische Vikare. In der „Uebersicht der Kirchengeschichte“ hat auch schon der französische Kongregationswürger Combes seine Stelle gefunden.

Der fünfte Band wird eine ähnliche Uebersicht bringen, wie der vierte Band sie bezüglich der Kirchengeschichte bietet, nämlich eine Uebersicht über die Literaturgeschichte aller Völker vom Anfange bis auf unsere Tage. Diese Arbeit ist unseres Erachtens, um das gleich hier schon zu sagen, eine Leistung erster Klasse, wie sie von keinem unserer großen Konversationslexiken geboten wird. Wir werden später wohl noch einmal darauf zurückkommen.

Wir freuen uns, konstatieren zu müssen, daß die Herdersche Verlagshandlung keine Opfer scheut, um ihr hochverdienstliches, aber auch schwieriges Unternehmen einem baldigen Abschlusse zuzuführen, und freuen uns namenlich darüber, daß dieses Unternehmen in der katholischen deutschen Oeffentlichkeit die gebührende Aufmerksamkeit und Würdigung findet. D. P.

XXXIX.

Die katholische Kirche in Rußland einst und jetzt.

Petersburg, Ende August.

Das einzige Erfreuliche aus Rußland, wo die Unordnungen, Diebstähle, Plünderungen und Morde an der Tagesordnung sind, ist die massenhafte Rückkehr der Uniaten und Schismatiker zur katholischen Kirche. Aus Minsk hat ein offizielles Telegramm gemeldet, daß in vier Kreisen des Gouvernements 80,800 Personen zurückgekehrt sind. In Lublin und Siedlec zählt man bei 300,000 Bekehrte und noch täglich kommen Tausende dazu. Ganze Dörfer sind katholisch geworden, so daß nur der Pope und sein Küster übrig blieb und die Kirche geschlossen werden mußte. Es ist dies eine Bewegung, wie man sie in dem Umfange wohl noch nie gesehen hat. Die „Nowoe Wremia" nennt diese Bewegung „d i e große Frage". Es ist deßhalb kein Wunder, wenn diese Frage das allgemeine Interesse ebenso in Anspruch nimmt, wie die Friedensfrage, und daß tagtäglich alle Zeitungen angefüllt sind mit Berichten über jene Frage, über die Motive jener Bekehrungen, die Art und Weise ihrer Rückkehr bis auf die kleinsten Umstände. Suworin sen. in der „Nowoe Wremia" macht sich zum Sprachrohr jener, die den Grund dieser Bekehrungen im Fanatismus der katholischen Geistlichkeit erblicken und in ihrer Proselytenmacherei, Suworin jun. in der „Ruß" verteidigt hinwieder

die katholische Geistlichkeit. Der russische Synod, die russische Regierung und die Bischöfe betrachten diese Rückkehr zur katholischen Kirche mit großer Besorgnis und sind bestrebt, der Bewegung durch alle Mittel, selbst durch Gewalt, Einhalt zu tun, da man die Erfolge einer sechzigjährigen Politik in wenigen Monaten vernichtet sieht. So berichten öffentliche Blätter, daß die Regierung die Glaubensfreiheit in Bezug auf die katholische Kirche wieder einschränken, ja aufheben wolle, da es sich herausgestellt habe, daß diese Bewegung eher politisch als religiös sei. Aus politischen Gründen kann man sich hier Alles erlauben, kann man jede persönliche und religiöse Freiheit beschränken und jede beliebige Tyrannei ausüben. Zu diesem Zwecke wurde die Ignatiew'sche Toleranzkommission eingesetzt, deren sämtliche Mitglieder gegen die Toleranz und gegen jede Glaubensfreiheit sind und die schon in diesen Tagen ihre unheimliche Arbeit beginnen soll. So meldet die „Ruß" vom 20. Juli: „Die Ignatiew'sche Kommission wird ihre Tätigkeit in den ersten Tagen des August eröffnen. An erster Stelle steht die Entscheidung der Frage betreffend die Ziehung einer Grenze für die Propaganda einer jeden Religionsgemeinschaft. Wie es heißt, wird von einem Mitgliede der Kommission Bericht über die Folgen des Toleranzediktes im Westgebiet erstattet werden. In dem von diesem Mitgliede ausgearbeiteten Memorandum heißt es, daß mit der Publikation des Allerhöchsten Erlasses die griechische Kirche im Westgebiet in eine schwierige Lage geraten sei, da die Staatskirche in diesem Gebiet weder über die Mittel der katholischen Kirche (die Predigt), noch über solche Repräsentanten wie diese Kirche verfüge, und daher außerstande sei, einen Kampf mit der polnischen Propaganda, die immer mehr einen politischen Charakter gewinne, aufzunehmen". — So läßt sich das Schlimmste für die katholische Kirche befürchten, wenn uns nicht das Parlament davor bewahrt. Die „Nowoe Wremia", oder vielmehr die von ihren Schäfchen verlassenen Popen, Lehrer

und Lehrerinnen in ihren Berichten an obiges Reptil, dann Pobedonoszeff, die Bischöfe von Lublin und Wilna tun das Möglichste, um den Zaren und das russische Volk gegen die Katholiken aufzuhetzen. Nichts wird da gespart, weder Lüge noch Verläumdung und in Ermangelung von wirklichen Gründen wird erbärmliches Weibergeschwätz als von katholischen Geistlichen stammend der Welt aufgetischt und, da nie gesagt ist, wo eine solche beschimpfende Aeußerung gefallen ist, wer einen Stein auf einen Russen geworfen, noch wer einen Russen geschlagen hat, kann man die Lüge nicht widerlegen, die Mißhandlung nicht aufdecken und so geht die Lüge unter dem Schutze der Anonymität ihren Weg und verbittert das russische Volk gegen die Katholiken. So sagt die „Nowoe Wremia“, daß ein katholischer Geistlicher sich geäußert habe, es sei besser in die Synagoge als in die russische Kirche zu gehen, — daß die Russen die Firmung mit Hundeschwänzen erteilen usw., ohne zu sagen, wann oder wo eine solche beschimpfende Aeußerung gefallen sei. Nicht viel besser macht es Pobedonoszeff in seinem letzten „alleruntertänigsten Bericht über die Tätigkeit des Synods“ an den Kaiser. Da es ihm an Gründen fehlt, nimmt auch er die Zuflucht zur Verläumdung, um nur den Katholiken eins anzuhängen und den Kaiser gegen sie einzunehmen. So sagt er (S. 158), die katholischen Geistlichen hätten dem Volke beim Jubiläumsablasse von 1901 „die Verzeihung aller Sünden, nicht bloß der vergangenen, sondern auch der zukünftigen“ versprochen. Dann sagt er, „die katholischen Geistlichen nehmen schwache Orthodoxe zur Beichte an und e r t e i l e n ihnen die F i r m u n g.“ Nun weiß doch jedes Kind und gewiß auch der Oberprocureur des Synods, der als der gescheiteste unter den Russen gilt, daß durch Ablaß überhaupt k e i n e Sünde, weder eine vergangene, noch eine zukünftige verziehen, sondern daß nur die zeitliche Strafe für die schon verziehene Sünde erlassen wird. Ebenso ist es bekannt, daß die Firmung nur einmal und zwar vom Bischof erteilt wird, daß also die katholischen

Geistlichen den bei ihnen beichtenden Russen, die schon bei der Taufe gefirmt sind, nicht noch einmal die Firmung erteilen konnten. Ist so eine Vergiftung des Ohres des Kaisers durch den Oberprocureur nicht ärger als eine Brunnenvergiftung? Die anderen Klagen, die Pobedonoszeff sonst noch gegen die katholischen Geistlichen vorbringt, sollen hier wegen des Einflusses dieses Mannes, der allzeit das Ohr des Kaisers hat, folgen, um so mehr als die Katholiken daraus manches lernen können.

Erstens klagt Pobedonoszeff über den Fanatismus der katholischen Geistlichkeit, „die trotz der strengen Strafen von seiten der weltlichen Gewalt immer noch Bekehrungsversuche an den Russen machen" (S. 146). Was nun den Fanatismus der Geistlichen angeht, so bemerkt die „Ruß" mit Recht, daß die Regierung jeden Geistlichen, sei er Pfarrer oder Kaplan, ernennt und daß sie gewiß Sorge getragen habe, daß in jene gemischten Gegenden kein allzueifriger Geistlicher berufen wurde. Zudem spart sie weder Geld noch Orden, um sich die Geistlichen gefügig zu machen und ihrem Eifer einen Zaum anzulegen. Je weniger ein Geistlicher tut, je weniger er sich um das Seelenheil seiner Pfarrkinder kümmert, desto mehr ist ihm die Gunst der Behörden gesichert. Was dann die Bekehrungsversuche bei den Uniaten betrifft, so sind die Strafen dagegen so drakonisch, die Ueberwachung eine so strenge, daß ein solcher Versuch fast unmöglich ist. Jedem solchen Versuche folgte die Verbannung nach Sibirien auf dem Fuße nach. Schon Leroy-Beaulieu sagt:[1]) „Es genügt, daß die Polizei bemerkt, daß ein Geistlicher mit einem Uniaten spricht oder daß ein Uniate in der katholischen Kirche betet, damit der Geistliche verschickt und die Kirche gesperrt wird". — Pius IX. klagte am 30. Juli 1864, „daß es dem katholischen Geistlichen verboten sei, den Uniaten auch nur den Unterschied zwischen der

1) L'Empire des Tsars et les Russes. 3. vol. p. 608.

katholischen und russischen Religion auseinander zu setzen". So war es in der Tat. Murawiew schrieb am 13. Januar 1863 vor: Katholische Geistliche, die den Landleuten den polnischen Katechismus lehren, werden mit 300 Rubel gestraft und überdies arretiert". — Wenn der Unterricht von Katholiken schon so strenge gestraft wurde, wie wird es der Geistliche wagen, Orthodoxe oder Unierte zu unterrichten? Die Predigt mußte die Zensur passieren und, weil es gefährlich war, der zensurierten Predigt etwas hinzuzufügen, mußte man die Predigt ablesen. Murawiew hatte befohlen, daß die Geistlichen keine neuen Predigten machen, sondern nur aus den von Filipecki und Bialobrzewski verfaßten vorlesen sollten. Beim Beichtstuhl stand fast beständig ein Gendarm, der es als seine Hauptaufgabe ansah, den Geistlichen zu überwachen. Jeder Beichtende muß sich auch jetzt noch gleich nach der Beicht in der Sakristei einschreiben lassen, um den Behörden die Kontrolle zu erleichtern. — Nicht einmal ein Gebetbuch in der Muttersprache konnte der Geistliche austeilen, da bis zum 18. Februar dieses Jahres kein Buch in lithauischer Sprache in Rußland gedruckt werden durfte. Die Juden schmuggelten alle Gebetbücher vom Auslande ein. — Wie kann unter solchen Umständen die Rede sein von Proselythismus?

Weiter sagt Pobedonoszeff, „daß die katholischen Geistlichen die Gläubigen mit Haß erfüllen gegen die Orthodoxie und daß sie mit allen Mitteln Mischehen mit Orthodoxen zu verhindern suchen" (S. 157). Da alle aus Mischehen entsproßenen Kinder notwendig in der russischen Kirche getauft und erzogen werden müssen, tun die katholischen Geistlichen nur ihre Pflicht, wenn sie solche Mischehen zu verhindern suchen.

Ferner klagt er, daß die katholische Geistlichkeit feierliche Gottesdienste mit Abläßen abhalte, wo die Kontrolle der weltlichen Behörden über etwaige Uebertritte der Uniaten fast unmöglich werde (S. 146). Ist es nicht eine Schande,

sich immer auf die weltliche Gewalt zu berufen? Welch eine Kirche, bei der die Gläubigen nur durch Gendarmen zusammengehalten werden können!

Endlich klagt Pobedonoszeff über die religiösen Bruderschaften, die über ganze Gouvernements verbreitet sind (S. 146). Den Katholiken rechnet man schon als Verbrechen an, daß sie überhaupt existieren. Umsomehr möchte man jede Aeußerung des religiösen Lebens unterbinden. Könnte man das, könnte man alle Kirchen schließen, dann wäre man zufrieden, ganz nach Tacitus: ubi solitudinem fecerunt, pacem appellant.

Wie Pobedonoszeff, so klagen auch die Bischöfe von Lublin und Wilna über die bösen Katholiken. Der Synod bringt diese Klagen, besonders die des Bischofs Nicander von Wilna in seinem offiziellen Organ, dem „Zerkowni Westnik", und macht sie sich zu eigen, weßhalb wir sie hier folgen lassen wollen.

„Es ist nicht schwer zu erkennen, ob Jesus Christus, der Lehrer der Liebe, Sanftmut und Geduld dort ist, wo Haß, Wut und Unduldsamkeit ist, wie es bei den Feinden der Orthodoxie ist. Hat Christus es denn sich, seinen Schülern und Aposteln gestattet, so über andere zu höhnen und zu spotten? Wem ist es nicht bekannt, daß Gottes Werk keinerlei Gewalt bedarf? Und dies alles wird jetzt mit besonderer Kraft, als wäre es im Namen der Wahrheit, der Orthodoxie entgegengestellt. Aber meine liebe Herde, Gott ist nicht in der Gewalt, sondern in der Wahrheit". Dazu sagt mit Recht „Nascha Shisn" (29. Juni 1905): „Man traut nicht mehr seinen Augen! Welche Verfolgung ist denkbar oder möglich unter den jetzigen Verhältnissen? Es ist das eine schwere, in leeren Worten bestehende Anschuldigung, welche der russische Staatsbischof vorbringt, indem er weiß, daß die Katholiken sich nicht öffentlich verteidigen können. Warum sagt der verehrte Hierarch nicht offen, wer, wo, wie, wann? Natürlich ist es für sehr viele Leute, welche die polizeiliche mit der geistlichen Gewalt vereinigen wollten, sehr betrübend, daß jetzt der Wachtmeister niemanden mehr am Kragen zur Beicht und zur Kommunion

schleppen kann". Und die „Nowosti" schreibt in einem Artikel betitelt: Wer verfolgt? (25. Juni 1905): „Wie kann eine Verfolgung stattfinden bei den Katholiken, die jeder Macht beraubt sind, besonders der Gewalt, in entfernte Gegenden zu verschicken, die russischen Klöster zu schließen, die Kirchen wegzunehmen, die Priester abzusetzen und mit einer eigenen Taxe von 50—300 R. zu bestrafen, die Bischöfe auf Jahrzehnte nach Jaroslaw zu verschicken? Dieser Gewalt hat sich die russische Kirche, ohne sich im geringsten einzuschränken, bedient und, wer sich nicht fügte, wurde mit der Nagaika zu Paaren getrieben, verwundet und auch totgeschlagen. So z. B. tat der Gouverneur von Kowno, Klingenberg, noch im Jahre 1893 in Krosce (Krosche)". Damals sagte sogar die Großfürstin Maria Pawlowna, daß man sich schämen müsse, eine russische Großfürstin zu sein, und der Gerichtspräsident Stadolski schrieb damals an den Justizminister, den jetzigen Botschafter in Rom, Murawiew: „Ich bin Russe bis auf das Mark der Knochen, aber ich muß Ihnen gestehen, daß diese Geschichte von Krosce mein nationales Selbstgefühl bis in den Grund meiner Seele erschüttert hat". Und „Nascha Shisn" sagt über die Verfolgungen der Katholiken durch die Russen (29. Juni): „Selten ist jemanden so wie uns diese traurige Geschichte der unvernünftigen Willkür und Gewalt dem Gewissen gegenüber bekannt. Viel Blut, viele Tränen flossen, viele entsetzliche Martern wurden erduldet. Erschütternde Dramen spielten sich ab unter den armseligen Dache des weißrussischen Landmannes. Mit ihnen können nur die Schrecken der ersten Zeiten des Christentums verglichen werden. Man zerschmetterte Rippen und Kinnbacken, schlug mit der Peitsche bis zur Bewußtlosigkeit, grub die Leute bis an den Hals in die Erde ein und marterte sie mit Hunger und Durst".

Und da wagt man es noch, über Verfolgungen der Katholiken zu klagen! Bischof Nicander von Wilna hat Recht, wenn er sagt: Gott ist nicht in der Gewalt, sondern in der Wahrheit, nur kehren sich seine Worte gegen ihn. Nein, nicht die Katholiken verfolgen die Russen, sondern die Russen — allerdings nicht das Volk, aber die Regierung und

die russische Kirche — haben die Katholiken in barbarischer Weise verfolgt. Man braucht nur die Berichte der englischen Konsuln Webster und Mansfield, die im Blue Book der Jahre 1874 und 75 enthalten sind, zu lesen, um sich davon zu überzeugen. Mit Recht sagt deshalb Guépin,[1]) daß diese „Verfolgung erbarmungslos und klug berechnet war“. Sie steht einzig da, wegen der furchtbaren Martern und Torturen aller Art, wegen der langen Dauer dieser Qualen und wegen des Heldenmutes, den die Schlachtopfer betätigten.

Die jetzigen Massenbekehrungen haben also ihren Grund nicht in der Verfolgung, nicht im Zwang, nicht in der Gewalt, sondern „sie sind, wie „Rascha Shisn“ sagt, ein Triumph der Gerechtigkeit und eine Niederlage des lange Jahre hindurch praktizierten kirchlich-politischen Systems. Es treten hauptsächlich die Hartnäckigen über, d. h. die mit Gewalt Bekehrten oder die der russischen Staatskirche von 1863–65 Beigezählten“. Die „Ruß“ erklärt diese zahlreichen Bekehrungen zur katholischen Kirche einfach, indem sie sagt: „Der Käfig der Staatskirche wurde geöffnet und die darin eingesperrten Vögel sind ausgeflogen.“ Schon der „Bote von Wilna“ schrieb im Jahre 1866: Die administrativen Maßnahmen haben nur das Aeußere berührt, sie haben den Einwohnern nur ein russisches Kostüm gegeben. So ist es. Die Russen haben dem Unierten nur einen russischen Mantel umgehängt, jetzt findet er ihn zu schwer und wirft ihn ab. Selbst Pobedonoszeff gesteht (S. 144), „daß die erwachsenen Glieder der Hartnäckigen hoffnungslos, ja gefährlich für die Orthodoxie seien. In ihren jungen Jahren waren sie beim Uebertritt zur russischen Kirche nicht im Stande, selbständig die kirchlich-religiösen Aenderungen der Union abzuschätzen, und so folgten sie beim Uebertritt nur ihren Eltern und wuchsen dann heran ohne jede religiöse Erziehung“. Alle ehemaligen

---

1) Vie de St. Josaphat II. vol. p. 472: une persécution implacable et savante.

Unierten, ob sie wollten oder nicht, wurden der Staatskirche zugezählt. Viele — das Ministerkomitee beziffert sie auf 300,000, Pobedonoszeff zählt allein in den 2 Gouvernements von Lublin und Siedlec 149,021 — protestierten gegen die Russifizierung, erklärten, sie seien katholisch, umsonst — sie waren in die offiziellen Register der russischen Kirche eingetragen, folglich kam es nicht auf ihren Glauben, nicht auf ihre Seelenstimmung an, sie galten als Orthodoxe und konnten nicht mehr in die katholische Kirche gehen, kein Sakrament in ihr empfangen, auch nicht vor dem Tode, sie konnten nicht heiraten, ihre Kinder nicht taufen lassen, nicht beichten, so daß „Nascha Shisn“ sagen kann: „Die größte Anzahl der Hartnäckigen beichtete 40 Jahre nicht mehr, sie ließen ihre Kinder nicht taufen, lebten ohne Trauung, begruben ihre Toten ohne Begleitung eines Geistlichen, weil die Priester aus Furcht vor den schweren Strafen sich scheuten, kirchliche Funktionen an ihnen vorzunehmen.“ — Da sie ihre Kinder nicht taufen konnten, fanden sich nach Pobedonoszeff im Jahre 1901 allein in den beiden Gouvernements Lublin und Siedlec nicht weniger als 53,495 ungetaufte Kinder. Im selben Jahre zählt Pobedonoszeff in den beiden Gouvernements 20,711 Paare, die nicht getraut oder heimlich getraut sind. Ist das nicht entsetzlich! Wieviel Jammer ist nicht in diesen Zahlen enthalten! Und solche Leute sprechen von Verfolgungen durch die Katholiken! Die Uniaten hatten keine einzige Kirchenschule, keine Belehrung, während Pobedonoszeff in 6 Diözesen nicht weniger als 8581 Kirchenschulen aufzählt, und dennoch bleiben sie standhaft und weichen in 30 Jahren nicht um Haaresbreite von ihrem Glauben ab. Mit Recht sagte schon Pius IX. im Jahre 1872, den 13. Mai, daß diese Standhaftigkeit der Uniaten „ein Schauspiel sei vor Gott, den Engeln und den Menschen“. Und dies Schauspiel wurde in den letzten 30 Jahren durch Ertragung aller möglichen Torturen nur noch großartiger, heldenhafter und bewunderungswürdiger. Doch ehe

wir des Näheren auf diese Verfolgungen eingehen, müssen wir die Geschichte der Union kurz auseinandersetzen, da sie leider im Auslande nur kleineren Kreisen bekannt ist.

Am 6. Juli 1439 kam in Florenz die Union der lateinischen und griechischen Kirche zustande. Unter den russischen Bischöfen, die dem Konzil beiwohnten, befand sich auch Isidor von Kiew, der für seine Verdienste um die Union vom Papste Eugen IV. zum Kardinal und zum Legaten ernannt wurde, mit dem Auftrage, das Unionsdekret allen slavischen Völkern zu verkünden. In Krakau wurde Isidor vom Klerus und Adel mit Freuden aufgenommen. Dort verkündete er den Ruthenen feierlich die Union mit Rom und laute Freudenrufe antworteten ihm. — Isidor zog weiter. Jenseits der polnischen Grenzen lag das ungeheure Reich der Moskowiter, das gleichfalls seiner geistlichen Leitung unterstand, dorthin begab er sich. Er versammelte in Moskau eine Synode am Palmsonntage 1441, in der er vor den Bischöfen und dem Hofe die Dekrete des Konzils von Florenz verkündete. Sogleich erhob sich der Großfürst Basil und erklärte, die griechischen Bischöfe hätten in Florenz den Glauben verraten, und Isidor sei ein Seelenmörder. Auch die Bischöfe protestierten und erklärten, daß Isidor sie an den Papst verkauft habe, und sie weigerten sich, die Union anzunehmen. Isidor wurde ins Gefängnis geworfen und verurteilt, lebendig verbrannt zu werden. Wie durch ein Wunder entging er dem Tode und kehrte unter unsäglichen Gefahren nach Kiew zurück. Von dieser Zeit an war die geistige Gemeinschaft der Moskowiter und Ruthenen für immer gelöst. In Moskau wurde ein selbständiges Erzbistum gegründet, das im Jahre 1589 zum Patriarchate erhoben und erst von Peter d. Gr. durch den Synod ersetzt wurde. Auch in Kiew hatte Isidor große Schwierigkeiten zu überwinden, besonders von Seiten der Mönche, die eine strengere Disziplin befürchteten und sich darum der Union widersetzten. Schließlich sah sich Isidor genötigt, nach Rom zurückzukehren, wo er im Jahre 1462

starb. Im Jahre 1520 wurde die Union durch Ernennung eines schismatischen Patriarchen fast völlig wieder aufgelöst. Im Jahre 1595 wurde sie aber im Konzil von Brzesc wieder hergestellt, sodaß die Diözesen von Kiew, Polock, Wladimir, Luck, Przemysl, Chelm, Lemberg und Pinsk katholisch waren, aber mit dem Rechte, den slavischen Ritus, der ihnen von Clemens VIII. feierlich zugestanden ward, zu gebrauchen. So gab es Unierte und Nichtunierte und so blieb es bis auf Katharina II. im Jahre 1773.

Bei der ersten Teilung Polens hatte Katharina im Art. VI feierlich versprochen, „daß die katholische Religion beider Riten beibehalten werden solle in den abgetretenen Provinzen und daß man ihre Rechte und Güter respektieren würde." Im Jahre 1793 bei der zweiten Teilung Polens versprach sie feierlich: „in unwiderruflicher Weise für sich und ihre Nachfolger für immer — à perpetuité — die Katholiken beider Riten im ruhigen Besitz aller ihrer Prärogative, ihres Eigentums, ihrer Kirchen, bei der freien Ausübung ihres Kultus und ihrer Disziplin zu belassen samt allen Rechten, die mit der Ausübung ihres Kultus verbunden sind, und sie erklärt für sich und ihre Nachfolger, daß sie nie ihre Hoheitsrechte ausüben werde zum Schaden der katholischen Religion beider Riten." — Trotz dieser feierlichen Versprechen hat Katharina gleich nach der ersten Teilung Polens alle Unierte von Weißrußland russifiziert, nach der zweiten Teilung erstreckte sich die Russifizierung auch auf Wohlhinien und die Ukraine und nach der dritten Teilung blieb nur noch Roth-Rußland und Chelm übrig, das an Oesterreich fiel. Katharina hatte alle unierten Bistümer unterdrückt mit Ausnahme von Polock, sie suchte die Basilianermönche zu desorganisieren, damit der Weltklerus und das Volk an den Mönchen keine Stütze mehr hätten. Sie hätte die Union vollständig vernichtet, wenn sie nicht am 19. Nov. 1796 gestorben wäre. In den 23 Jahren ihrer Regierung hatte sie 8 Millionen in das Schisma getrieben. Ihr Sohn

Paul übte ein System religiöser Toleranz und am 18. Oktober 1798 konnte Pius VI. den katholischen Kirchen eine neue Organisation geben. Der erzbischöfliche Sitz von Kiew blieb zwar unterdrückt, aber der Erzbischof von Polock erhielt die Jurisdiktion über die beiden neueingesetzten Bistümer von Luck für Wolhinien, Podolien und die Ukraine und Brzesc für Lithauen. Auch Alexander I. erbte die wohlwollenden Gesinnungen seines Vaters gegen die Uniaten. Erst Nikolaus I. holte alle Verfolgungsprojekte Katharinas wieder hervor und faßte den Entschluß, die Uniaten völlig auszurotten. Er benützte den Verräter Joseph Siemaszko als Werkzeug bei seinem Werke der Apostasie. Unter dem Vorwande, die unierte Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit herzustellen, suchte Bischof Siemaszko alle Bande der Union in Weißrußland und Lithauen zu zerstören, er führte ein schismatisches Missale ein, ließ das Wort filioque aus dem Glaubensbekenntnisse ausmerzen und endlich vereinigte er sich am 24. Februar 1839 mit seinen beiden Suffraganen Basil Luzinski und Anton Zubko mit der orthodoxen Kirche. Der Stockrusse Samarine schrieb im Jahre 1842 an seinen Vater über diese Bekehrungen: „es ist bedauernswert, zu sehen, in welcher Weise die Unsrigen handeln: wieviel Falschheit, Hinterlist, Heuchelei und Treulosigkeit finden sich da!“ Die Knute und Sibirien hatten über Recht und Gerechtigkeit gesiegt. Diese furchtbare Verfolgung der treugebliebenen Uniaten unter Nikolaus I. sind bekannt durch die Allocution am 22. Nov. 1839, durch die von Theiner herausgegebenen Monumenta Poloniae und seine Vicissitudes de l'église cathôlique de deux rites II. Tom. 351, dann durch die Berichte der französischen und englischen Konsuln und besonders durch l'Espositione documentata sulle constanti cure del S. P. Pio IX. a riparo dei mali che soffre la chiesa cattolica nei dominii di Russia. Roma 1866. Wie durch ein Wunder blieb nur noch eine einzige unierte Diözese, die von Chelm übrig (bestehend aus 300 Pfarreien und

250,000 Gläubigen). Die Gläubigen dieser Diözese setzten ihre ganze Hoffnung auf Alexander II. Doch dieser beeilte sich, die auf ihn gesetzten Hoffnungen zu zerstören, indem er dem Warschauer Adel erklärte, „was mein Vater getan hat, ist wohlgetan, meine Regierung wird nur die Fortsetzung der seinigen sein." Und so war es. Mit ihm beginnt in Chelm eine Verfolgung, wie es nur wenige gibt, eine Verfolgung, die bis zum heutigen Tag andauert und die der größte Schandfleck des 19. Jahrhunderts ist und eine öffentliche Anklage gegen die Mächte Europas, die vor Rußland auf dem Bauche lagen und nichts taten, um den Gräueln ein Ende zu machen. Europa hatte sich an das Geschrei der Schlachtopfer gewöhnt, waren es ja doch keine Juden, sondern nur arme katholische Landleute, die unter den schrecklichen Torturen fast nicht mehr schreien, sondern nur noch leise wimmern und röcheln konnten. Die Verfolgung der Uniaten bildet durch die große Zahl der Märtyrer und Bekenner, durch den Heldenmut, den sie bewiesen, durch die Ausdauer, mit der sie ohne allen Seelentrost fünfzig Jahre allen Verlockungen und Anfeindungen widerstanden — die glänzendste Seite der Kirchengeschichte und es ist jammerschade, daß sie, besonders in Bezug auf die letzten 30 Jahre, noch keinen Geschichtschreiber gefunden hat. Hier wollen wir nur einige wenige Beispiele der ausgesuchten Qualen folgen lassen, die diese armen Leute auszustehen hatten, um dem Auslande zu zeigen, was in Rußland im 19. Jahrhundert noch möglich war. Vielleicht begreift man dann auch, warum der Fluch Gottes täglich mehr auf das Land herabkommt und täglich schwerer auf ihm lastet. Selten oder nie, sagt Lescoeurs,[1]) hat man in der Geschichte eine solche Zähigkeit in der Verfolgung gesehen, selten eine so lange dauernde Straflosigkeit und solch einen Erfolg bei Voll-

1) L'église catholique en Pologne II. vol. S. 409. Mehrere Beispiele der unten angeführten Verfolgungen sind ihm entlehnt.

bringung eines offenbaren Verbrechens, selten ein solches Werk von Schmutz und Blut, wo man nicht weiß, über was man mehr Ekel empfinden und staunen soll, über die teuflische Bosheit jener, die die Verfolgungen ausgedacht oder über die Verworfenheit jener, die sie mit sklavischem Sinne ausgeführt.

Um den Leser ahnen zu lassen, was er in Folgendem findet, will ich hier eine Tatsache anführen, die mir persönlich bekannt ist, wie auch die Personen, um die es sich handelt.

Elende Streber, die sich nach oben hin empfehlen wollten, suchten im Jahre 1868 in 12 Dörfern des Sludskischen Kreises des Gouvernements Minsk die Katholiken zur Annahme des Schismas zu bewegen. Zu diesem Zwecke ging ein Gemeindeschreiber mit einem Ortsvorsteher von Haus zu Haus und schrieb sich die Namen der Bewohner auf unter dem Vorwande, es werde bald eine Revision aus Minsk kommen. Wirklich erfuhr bald die Hälfte der Bewohner zu ihrer größten Ueberraschung, daß sie — 400 Mann an der Zahl — russisch geworden seien. Sie protestierten, erklärten, daß sie nie daran dachten, ihren Glauben zu verlassen, umsonst — bis zum heutigen Tage galten sie als Orthodoxe, obgleich sie nie einen Fuß in eine orthodoxe Kirche setzten. Um sie gefügig zu machen, wurden neun der angesehensten Männer volle neun Monate ins Gefängnis geworfen: ihre Namen als Martyrer und Bekenner will ich hier anführen, um sie der Nachwelt zu überliefern: Michael Schagun, Kasimir Chodor, Anton, Ignaz, Peter und Stephan Kaleschinski, letzterer starb im Gefängnis als Martyrer seines Glaubens, dann Joseph Kantschelestschik und Viktoria Kantschelestschik mit einem Brustkinde, alle aus dem Dorfe Medweditsch. Als das nichts half, wurden 200 Mann aus den 4 Dörfern Potschkan, Kanjuchi, Gaslaischin und Potapowitschi ausgewählt und nach Podlessie abgeführt. Dort wurden sie in eine Scheune gesperrt und am andern Morgen in die russische Kirche geführt, wo sie die Kommunion empfangen sollten. Sie weigerten sich sämtlich, einige sagten, sie hätten gegessen, andere sie hätten die ganze Nacht ihre Pfeife geraucht und Tabak gekaut, es half nichts. Zwei Gendarmen hielten jedem

die Hände, ein dritter Gendarm den Kopf, ein Schlag aufs Kinn, der Mund öffnet sich und die Kommunion wird dem Aermsten in den Mund gesteckt. Er spuckt sie aus, wehrt sich, umsonst — er ist jetzt orthodox. Der eifrige Priester bekommt für die 200 Bekehrten den Annen-Orden. Damit nicht genug, will man den Katholiken auch ihre Kirche nehmen und sie russisch machen, damit die 200 Neubekehrten auch eine Kirche haben. Da die Leute sich weigern, werden wieder 4 der angesehensten Männer 3 Wochen lang eingesperrt, dann bekommen sie Kosaken zur Einquartierung, die ihnen alles aufessen und so lange bleiben, bis absolut nichts mehr herauszuquetschen ist. Die 4 Männer werden 2 Jahre nach Warschau verschickt, aber noch vor Ablauf dieser Zeit begnadigt. Die Kirche bekamen die Russen dennoch nicht, denn die Katholiken ließen das Allerheiligste darin, was die Russen doch nicht anzurühren wagten, so daß es bis zum heutigen Tage, also seit 19 Jahren darin ist. Anfangs wollten die Leute vor der verschlossenen Türe beten, allein der Gouverneur von Minsk, Fürst Trubetzkoi, verbot es strenge. So sind jetzt diese Leute, 8000 an der Zahl ohne Geistlichen, ohne Kirche, ohne Sakramente, können nicht heiraten, nicht beichten, lassen ihre Kinder alle durch die Hebamme taufen, da sie aber keinen Taufschein und keinen Paß haben, können sie nicht erben, auch nicht in direkter Linie, zum Militär werden sie genommen nach dem Aussehen, daher kommt es, daß der eine mit 18 Jahren genommen wird, der andere erst mit 30. Die Toten begraben sie heimlich in der Nacht, damit sie nicht von russischen Geistlichen bestattet werden, wenn sie aber angezeigt werden, zahlen sie 6 Rubel Strafe und erhalten fünf Tage Arrest. Auch nach dem Ukas vom 30. April bekommen diese Katholiken ihre Kirchen nicht zurück, sondern nur die Erlaubnis eine neue Kirche, aber außerhalb Medweditsch zu bauen. So behandelt man Katholiken, daraus kann man nun schließen, wie die Uniaten, die nach russischem Gesetz zur orthodoxen Kirche gehören, behandelt werden.

Die letzten Uniaten in Chelm hatten einen Bischof Kalinski, er wurde nach Wiatka verbannt, er soll aber schon unterwegs gestorben sein, wo, konnten seine eigenen

Verwandten nicht erfahren. Nach dem Bischofe kamen die Priester an die Reihe, mehr als sechzig wurden in kurzer Zeit abgesetzt, verbannt oder eingesperrt. Um sie zu ersetzen, wurden russophile Geistliche aus Galizien berufen und nun gings ans Bekehren. Unter ihnen zeichnete sich ein gewisser Popiel aus, Lehrer der russischen Sprache in Lemberg. Dieser wurde von der russischen Regierung gegen den Willen des Papstes als Verweser der Diözese eingesetzt, also ohne jede Jurisdiktion, gerade wie man einen Gouverneur einsetzt. Dieser war das willige Werkzeug der Regierung bei der Bekehrung der Uniaten zum Schisma. Er hütete sich aber, den Glauben offen anzugreifen, er suchte seinen Zweck durch List zu erreichen, um das Geschrei der Schlachtopfer zu dämpfen. Die Uniaten hatten einige katholische Gebräuche in ihrer Liturgie, hatten Rosenkränze, Orgel, Bänke in der Kirche, sie trugen Skapuliere. Das mußte unterdrückt werden. Wenn dann die unierten Kirchen den russischen glichen, dann sagte man: ihr habt dieselben Kirchen, dieselbe Liturgie, ihr müßt auch denselben Glauben, dieselben Priester haben. Das ist gerade das Ekelhafte bei diesen Bekehrungen, daß sowohl Geistliche wie Beamte und selbst Minister immer leugnen, die Religion anzugreifen. Die Engländer haben die Katholiken auch verfolgt, aber offen, während man hier nichts als Heuchelei sieht, man spricht noch von Toleranz bei der barbarischsten Verfolgung. So ruft ein Gouverneur: ich erlaube jedem, die Waffen zu ergreifen, der etwas gegen die Religion des Volkes unternimmt. Popiel schreibt: „glaubet nicht den falschen Ausstreuungen, als ob ich durch meine Verordnungen den Glauben angreifen wolle!“ Er schwur so oft man es hören wollte, daß es sich durchaus nicht um den Glauben, sondern nur um die ruthenische Nationalität handle. So schreibt Gortschakoff als Antwort auf die Klagen Pius IX. am 15. Nov. 1866: „Das Prinzip der religiösen Toleranz ist in den Regierungstraditionen, wie in den Sitten des russischen Volkes“. Und wiederum: „das Gewissen

spricht meinen erhabenen Herrn frei von jeder Unterdrückung der katholischen Religion." Alexander II. sagte zu einer Deputation von Uniaten im Winterpalais laut und vernehmlich: „ich gebe Euch mein kaiserliches Wort, daß niemand an Eurer Religion rühren wird, ich würde das nie erlauben." Ja im Ukas vom 28. Nov. 1863, durch den die katholischen Klöster aufgehoben werden, heißt es: „Immer haben wir die legitimen Rechte und die Unverletzlichkeit der Konfessionen, zu denen sich unsere Untertanen bekennen, in Schutz genommen. Dabei waren wir geleitet von den unabänderlichen Gefühlen der Toleranz, die eine der vorzüglichsten Stützen der Gesetze unseres Landes sind, aufs innigste verbunden mit den Traditionen der orthodoxen Kirche und der russischen Nation." Es ist das der reinste Hohn auf die wahre Toleranz. Da war doch General Kaufmann offener, wenn er in Wilna sagte: „die katholische Religion muß ausgerottet werden." Hier einige Beispiele von der Toleranz Alexanders II. und seiner Gouverneure:

In Spicklos lehnten sich die Gläubigen gegen den schismatischen Geistlichen auf und verweigerten die Herausgabe der Kirchenschlüssel. Nach einiger Zeit kommt der Kreischef mit der bewaffneten Macht, setzt den Geistlichen ein und zwingt die Gemeinde durch die Soldaten dem Gottesdienste beizuwohnen. Einquartierung von 100 Kosaken und eine große Strafzahlung kommen nach, und die Kosaken ziehen erst ab, als sie auf der Spitze ihrer Lanze eine Bittschrift um einen schismatischen Geistlichen hatten. In Polubicze will man den Leuten gleichfalls einen schismatischen Geistlichen aufzwingen. Ein Einziger, der 100 Peitschenhiebe erhalten hat, fiel ab. Ein Zweiter wurde zu Tode geprügelt, ein Dritter, der den Eingang zur Kirche hütete, wurde von einer Lanze durchstochen. Ein gewisser Godlenski aus Lochowitz wurde 9 Tage bei $^{3}/_{4}$ Pfund Brot und $^{1}/_{4}$ Liter Wasser in ein kaltes Loch, ohne jedes Licht eingesperrt, sodaß er halbtodt war, als er befreit wurde. In Pratulin schoßen die Truppen auf die Leute, die sich weigerten zu apostasieren. Neun Mann waren todt und vier starben

an den erhaltenen Wunden. Bei einem der Gefallenen war das Gehirn mit Kopfhaaren an die Kirchenmauer gespritzt. Diese Heldentat verübte ein Oberst Stein. Ein junger Bursche, der entsetzlich mißhandelt war, kam in's Spital. Am anderen Tage kam der Oberst nachsehen, ob er noch lebe. Der Knabe aber meinte, man wolle ihn von Neuem schlagen und sagte: Sie tun, was Ihnen befohlen ist, ich möchte nur bitten, daß Sie mich gleich todtschlagen. Eine Frau, Namens Kraitschika, wird aufgefordert abzufallen. Da sie sich weigert, zu unterschreiben sagt man zu ihr: unterschreibe oder du gehst nach Sibirien. „Ich werde nach Sibirien gehen." „Dann nehmen wir Dir Dein kleines Kind." „Nehmt es," sagte sie und segnend gab sie ihr Kind hin. — Der amerikanische Geschäftsträger Jewel meldet seinen Minister Fish am 23. Februar 1874, daß die gewöhnliche Portion 50 Peitschenhiebe sei für Männer, 25 für Frauen und 10 für Kinder, fügt aber hinzu, daß die Frauen oft 100 Knutenhiebe bekamen. Sehr viele wurden todtgeschlagen, so vor nicht langer Zeit ein Mädchen, das seinem Glauben treu blieb bis in den Tod. „Nascha Shisn" hatte oben erwähnt, daß oft Leute bis an den Hals in die Erde gegraben wurden. Im Dorfe Uszimow lieferte der Kreischef Tur ein Seitenstück, indem er alle Bewohner des Dorfes bis an den Hals in einem eiskalten Teich treiben ließ. Erst als die Leute bis an den Hals im Wasser standen, zog er sich zurück. Der Oberst Klemenko von Kurnick übertraf ihn noch: er ließ sämtliche Bewohner bei — 16 Grad Réaumur im Freien stehen und in der Nacht stellte er sie ohne Kopfbedeckung gegen den Wind auf, mit dem strengen Verbote, sich zu rühren. Die Soldaten wurden alle 2 Stunden abgelöst. — Dasselbe System wurde vom Kreischef von Siedlec, Kalinski angewendet, da aber nur 12 Grad Kälte waren, rächte er sich an den Leuten dadurch, daß er ihre Häuser durch seine Kosaken plündern ließ. In Wlodawa forderte der Hetmann der Kosaken die Bewohner auf, eine schismatische Erklärung zu unterschreiben. Als sie sich weigerten, ließ er sie prügeln, daß das Blut nur so niederrieselte und 3 Frauen tot auf dem Platze blieben. Im Dorfe Kodnia wurde das Volk 3 Tage und 3 Nächte auf dem Friedhofe eingesperrt. Als ein mitleidiger Mann den Leuten Nahrung

bringen wollte, wurde er von einem Soldaten niedergestoßen und starb auf der Stelle. — In Grodno sperrte man die Mütter in die Schweineställe, während man ihnen ihre Kinder wegnahm und in der orthodoxen Kirche taufte. Ueberall erhielten die sogenannten Hartnäckigen Einquartierung von Kosaken, die alles aufzehrten und, was sie nicht im Stande waren aufzuzehren, verdarben. So erzählte mir ein armer Mann aus Miesk, daß die Soldaten mit den schönsten Stücken Speck die Hufe der Pferde einrieben. Wenn die Leute dann völlig ausgesogen waren, nahmen ihnen die Kosaken nicht bloß das Vieh, sondern auch die Kleider und Betten. Es kam vor, daß selbst die Juden sich weigerten, solche Dinge zu kaufen. Sie wurden aber gestraft, weil sie von Beruf Kaufleute, also verpflichtet seien, zu kaufen. Das arme Volk wurde durch diese Beraubungen und Einquartierungen förmlich zur Verzweiflung gebracht. So geschah es, daß am 10. Dezember 1874 ein junger Bauer aus Klodno sich mit seiner Frau und 2 Kindern in der Scheune einschloß und sie anzündete. Als man das Feuer gelöscht hatte, fand man die verkohlte Leiche knieend und betend, 9 Rubel lagen auf dem Tische seiner Wohnung, es war alles, was ihm noch übrig blieb. Leroy-Beaulieu erzählt S. 607, daß einer seiner Freunde sah, wie eine Mutter, der man ihr Kind wegnehmen wollte, um es russisch zu machen, es an die Wand schlug und tötete.

Durch solche Mittel hatte Popiel erreicht, daß sich 45 Pfarreien mit 50,000 Seelen bereit erklärten, die russische Religion anzunehmen. Es geschah dies am 12. Januar 1875. Einige Geistliche, Popiel an der Spitze, und einige Vertreter der Gemeinden hatten die Adresse unterschrieben, für die übrigen unterschrieb Einer, indem er hinzufügte: „für mich und alle anderen, die nicht schreiben können." Durch Gewalt und durch List, sagt Beaulieu, hatte man dies erreicht. Wie „Nascha Shisn" sagt, „wurden oft die Unterschriften solcher Männer, die Einfluß unter ihrer Umgebung hatten, betreffend die Annahme der russischen Staatsreligion, gefälscht und dann ging es an ein Einreihen unter die Glieder der russi-

schen Staatskirche.“ — Fürst Chowanski fragte die Bauern, ob sie auch dem Zaren dankbar seien für die den Adeligen abgenommenen Güter. Als sie dies bejahten, fragte er, ob sie auch für den Kaiser beten? Als sie auch das bejahten, ließ er sie niederknien und für den Zaren beten. Zu größerer Feierlichkeit ließ er ihnen noch Kerzen geben während des Gebetes. Als sie dann aufstunden, gratulierte er ihnen, daß sie jetzt russisch seien, weil sie geweihte Kerzen in den Händen hielten. — Oft wurde das bloße Beiwohnen bei einer Zeremonie als Uebertritt zur Orthodoxie angesehen.[1]) Dies ging so weit, daß schließlich die Bauern von Drzina sich weigerten, das kaiserliche Siegel auf ihre Gemeindebeschlüsse zu geben, aus Furcht, man könnte diesen Akt als religiösen ansehen und sie infolgedessen zu den Orthodoxen zählen. Ebenso weigerten sich die Bauern von Laksna aus demselben Grunde, den Eid in russischer Sprache abzulegen. — Nach der gewaltsamen Rückkehr der Uniaten zur Orthodoxie nahmen die Grausamkeiten noch mehr zu. Mehr als 300,000 protestierten auf jede Weise gegen ihre Einreihung unter die Glieder der Staatskirche. Sie wurden zur Strafe zu Tausenden in die entferntesten Gegenden verschickt, nach Cherson und Orenburg, damit sie nur ja keinen katholischen Geistlichen zu Gesicht bekamen. Erst am 18. Februar d. J. wurden noch 40 Familien mit 129 Mitgliedern von Orenburg zurückberufen und begnadigt. Oft wurden die Familienglieder getrennt, der Vater kam in eine Gegend, die Mutter und die Kinder in eine andere; selten kam jemand aus der Verbannung zurück. Die Güter dieser Rebellen wurden dann konfisziert und versteigert, konnten aber nicht von Katholiken gekauft werden. Diejenigen, die im Lande belassen wurden,

1) Leroy-Beaulieu sagt S. 643: parfois l'assistance à une cérémonie orthodoxe à été prise comme un acte d'adhésion à l'Orthodoxie si bien, qu'il-y-a des gens, qui ont changé de religion sans le savoir.



wurden mit Geldstrafen und Knutenhieben gezwungen, in die russische Kirche zu gehen. Sie müssen, ob sie wollen oder nicht, aus der offiziellen Quelle trinken, wenngleich sie deren Wasser für verpestet halten, aus der benachbarten Quelle dürfen sie nicht trinken, wenn sie auch das dortige Wasser allein für rein halten. Das gilt nicht bloß für die Uniaten des Jahres 1875, sondern auch für jene Katholiken, die nach den Kirchenbüchern seit 1836 zur lateinischen Kirche übergetreten sind oder eine Unierte seit jener Zeit geheiratet haben. Die Nachkommen werden alle zur orthodoxen Kirche gerechnet, wenngleich sie nie einen Fuß in die russische Kirche gesetzt haben. Wie die Schafe mit heißem Eisen gemerkt werden, so werden die Unierten durch die Lanze der Kosaken zu Orthodoxen gestempelt. Neulich erzählte mir ein russischer Missionär, daß ein Uniate neunmal die Nagaika (Knute mit einem Eisenstück am Ende) bekommen habe und daß er selbst die furchtbaren Narben mit Entsetzen gesehen habe. Ganz besonders unglücklich sind diejenigen, die eine heimliche, sogenannte Krakauerehe eingegangen haben. Denn einmal gelten die Kinder aus solchen Ehen als unehelich, obgleich die Ehen vor Gott und dem Gewissen (weil rechtmäßig von einem Krakauer Geistlichen eingesegnet) gültig sind. Vor dem russischen Gesetze sind sie als ungültig angesehen, folglich können die Kinder von ihren Vätern nicht erben, da nach Art. 42,759 des bürg. Gesetzbuches Katholiken nicht testieren können, wie dies in diesen Blättern schon früher Bd. 136 S. 23 gezeigt wurde. Solche Kinder müssen also notwendig verarmen. Dann sind solche Eheleute auch noch ein Gegenstand polizeilicher Ausbeuterei. Die Polizei tritt als Wächter guter Sitten und der Ehrbarkeit auf und bedeutet den jungen Frauen, in ihr Dorf zurückzukehren, da sie ein so sündhaftes Zusammenleben nicht dulden könne. Durch 5 Rubel läßt sich aber die Polizei für einige Zeit beschwichtigen, bis sie wieder 5 Rubel braucht, was im nächsten Monat schon der Fall sein wird. Kurz, auf alle

mögliche Weise wurden die armen Uniaten gequält, sodaß man nicht ohne Ingrimm an ihre Qualen denken kann. Geldstrafen, Knutenhiebe, Gefängnis, Einquartierungen, Brandschatzung, Verbannung, Beschlagnahme von Gütern, Torturen durch Hunger und Durst, kurz alles, mit Ausnahme des Schaffots, hatte jeder Uniat zu erleiden, mancher alle diese Qualen zusammen. Und das seit 30 Jahren! Man denke, so dahin leben zu müssen, ohne jeden Seelentrost, gläubig zu sein und selbst auf dem Totenbette keinen Priester zu bekommen, nie ein Wort der Erbauung zu hören, in der Unmöglichkeit zu sein, seine Kinder zu taufen und religiös zu erziehen! Selbst Pobedonoszeff sagt (143), daß „es den alten Hartnäckigen, die in den strengen Traditionen der katholischen Kirche und der Union erzogen waren, schrecklich sei, sich in der Unmöglichkeit zu sehen, irgend ein Sakrament zu empfangen". Tausenden und Hunderttausenden zu verbieten, selbst in der Todesstunde die hl. Sakramente zu empfangen, heißt sich wirklich zum Seelenmörder stempeln. Nachdem man den armen Leuten Hab und Gut weggenommen und sie zu Bettlern gemacht hat, nachdem man sie bis aufs Blut, ja zu Tode gequält hat, mordet man auch noch ihre Seelen, indem man ihnen die Möglichkeit nimmt, noch in letzter Stunde die Sakramente zu empfangen und sich mit Gott auszusöhnen. Es ist das das Höchste, was man an Barbarei leisten kann. Schon Gregor XVI. schrieb am 24. Februar 1839, „daß man nicht genug Thränen habe, um das Unglück der ruthenischen Nation zu beweinen." So ist es in der Tat. Andererseits aber kann man die Helden, die soviel ausgestanden, nicht genug bewundern. Würdig reihen sich diese Märtyrer und Bekenner den Märtyrern der ersten Christenverfolgungen an. Wenn ich so einen unierten Bauern sehe, abgemagert, mit tiefen Falten, seinem schwermütigen Gesichtsausdruck, dem das Lächeln fremd ist, in seinem rohen Zwilchkittel, den Rosenkranz um den Hals, möchte ich ihm zu Füßen fallen und die Hände küssen, so

ehrwürdig erscheint er mir trotz seiner Unkenntnis im Lesen und Schreiben; man fühlt, daß eine höhere Macht diesen Menschen beherrscht, eine höhere Kraft ihn stützt und aufrecht hält, ein höheres Ideal ihn begeistert.

Jetzt durch den Ukas vom 30. April sind seine Tränen getrocknet, hat seine Qual ihr Ende erreicht. — Viele bedauern, daß den Unierten in dem Ukas nicht die Möglichkeit gegeben ist, in die unierte Kirche zurückzukehren und daß jetzt durch ihre Rückkehr zur lateinischen Kirche das polnische Element gestärkt wird. Ich kann das durchaus nicht bedauern. Seit 130 Jahren hat die russische Regierung die Union stets nur als Brücke angesehen zur Orthodoxie, zudem haben sich die Unierten in den letzten 30 Jahren ihrer Kirche ganz entwöhnt, so daß ich ihnen nur beistimmen kann, wenn sie nicht zur unierten, sondern zur lateinischen Kirche zurückkehren und den Uebertritt zur Union als Falle ansehen, die ihnen die russische Kirche legen möchte.

Tertullian sagte: sanguis Martyrum semen Christianorum. Möge auch das unschuldig vergossene Blut dieser Bekenner ein Samen werden für neue Bekehrungen und für die Auferstehung der glorreichen ruthenischen Nation!

XL.

Vor dem 5. allgemeinen österreichischen Katholikentag.

Endlich, nach 9 Jahren, ist wieder ein allgemeiner österreichischer Katholikentag einberufen. Er wird im November in Wien abgehalten. Ein Lokalkomité und Diözesankomités sind rüstig an der Arbeit, ihn vorzubereiten. Graf Sylva-Taroura, als Kommissär, leitet diese Arbeiten. Mit Spannung sieht man der Tagung entgegen. Jedenfalls erhofft man von ihr größere Erfolge als von dem letzten, in Salzburg bei geringer Beteiligung abgehaltenen, Katholikentage. Werden solche Hoffnungen erfüllt werden? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir diese Hoffnungen spezialisieren und die nach unserer Kenntnis der Verhältnisse zielführenden praktischen Mittel angeben.

Was erhofft man also vom 5. allgemeinen österreichischen Katholikentag?

Vor allem eine große Beteiligung der Katholiken Oesterreichs. Natürlich! Eine solche Tagung soll ja immer auch eine Heerschau sein und als solche imponieren auch durch die Ziffer der Teilnehmer. Welchen Eindruck machte es z. B. daß für den Straßburger deutschen Katholikentag vierzehn Tage vor seinem Beginn schon 30 000 Teilnehmer angemeldet waren! Wir wagen für den Wiener Katholikentag an eine solche Ziffer auch nicht annähernd zu denken. Warum nicht, trotz der 20 Millionen Katholiken Oesterreichs? Erstens wegen der weitaus überwiegenden ländlichen Bevölkerung Oesterreichs, der an Zahl die Arbeiterbevölkerung zunächst kommt. Deutschland hat eine Unzahl Städte mit städtischer, d. h. gebildeter und wohlhabenderer und leichter vom Wohnorte abkömmlicher Bevölkerung. In Oesterreich zählen wir

außer Wien nur etwas über ein Dutzend größerer, bevölkerter Städte und in diesen bildet meist die erklärt katholische Bevölkerung die Minderheit. Die Städte entsenden aber, wie ein Blick auf die Teilnehmerliste der deutschen Katholikenversammlungen zeigt, das Hauptkontingent der Besucher. Bauern und Arbeiter sind naturgemäß nur spärlich vertreten. Ihnen fehlt Zeit, Geld und vielfach auch das notwendige Verständnis, um den immerhin oft schwierigen Verhandlungen mit Interesse zu folgen, mögen auch bei den Festversammlungen noch so populäre Redner sprechen. Es kommt in Oesterreich dazu die große Zahl der Nationalitäten. Viele Nichtdeutsche verstehen die deutsche Sprache, die naturgemäß den Katholikentag beherrscht, entweder gar nicht oder nur mühsam, andere — und es sind deren nicht Wenige, gerade unter den Gebildeten — betrachten jeden in deutscher Sprache abgehaltenen, speziell in Wien tagenden und von einem naturgemäß überwiegend deutschen Komité geleiteten Katholikentag wie eine nationale deutsche Veranstaltung und halten sich aus nationalem Uebereifer derselben ferne. Sodann — und auch mit diesem Faktor ist zu rechnen — herrscht leider in der katholischen Bevölkerung Oesterreichs lange nicht jenes warme, begeisterte Interesse für die spezifisch katholische Sache, wie es im deutschen Reiche, nicht zum wenigsten infolge des offenen Kulturkampfes, von dem Oesterreich verschont blieb, die Katholiken beseelt. Die religiös und kirchlich indifferenten Kreise sind im katholischen Oesterreich leider viel zu groß, die Zahl der wirklich überzeugten, praktischen, für Glaube und Kirche begeisterten und auch opferwilligen Katholiken ist eine sehr, sehr geringe. Und nun muß man noch wissen, daß diese geringe Anzahl durch große katholische Demonstrations-, Agitations-, Protest- und Festversammlungen, wie sie in Oesterreich und speziell in Wien mit glänzenden Rednern beständig fest in Uebung sind, derart übersättigt und verwöhnt ist, daß es schwer hält, diese Kreise für einen Katholikentag besonders lebhaft zu begeistern. Es kann ihnen

als Attraktion kaum etwas besonderes geboten werden, und gerade diese Kreise haben den Katholikentag speziell am wenigsten von nöten. Endlich fehlt den österreichischen Katholikentagen die große Tradition, welche die deutschen Katholikentage für sich haben. Im deutschen Reich ist der Katholikentag jedes Jahr eingeführt, wir haben seit Dezennien erst vier Katholikentage gehabt. Im Deutschen Reich ist jeder Katholikentag ein Ereignis für Freund und Feind, bei uns nimmt man nur beiläufig von demselben Notiz. Die deutschen Katholikentage waren von Anfang an imponierend durch die Massenzahl der Besucher, durch die Tragweite der Beschlüsse, durch die Einigkeit und Festigkeit der Katholiken, die sich hier friedlich zusammenfanden, alles Trennende hochherzig bei Seite schiebend. Unsere Katholikentage waren alle verhältnismäßig spärlich besucht, wenig praktisch in der Art ihrer Abhaltung und öfter durch Mißhelligkeiten nationaler und politischer Natur getrübt. Vor allem waren sie viel zu theoretisierend und viel zu sehr eine den österreichischen Verhältnissen nicht angepaßte Kopie der deutschen Katholikentage. Gewaltige Eindrücke nahm man davon vielfach nicht mit nach Hause und die praktische Ausführung der vielen, nur zu vielen, guten Beschlüsse unterblieb. Unsere Katholikentage haben also keine so glorreiche Vergangenheit wie die deutschen, und auch das beeinträchtigt naturgemäß die Teilnehmerzahl.

Um so dringender nötig erscheint es, für die diesjährige Katholikenversammlung ein Massenaufgebot zu Stande zu bringen. Wir müssen den Katholikentagen die gleiche Tradition schaffen und durch den Massenbesuch des diesjährigen Katholikentags in Wien in der Tat zeigen, daß, wie es seiner Zeit in einem ausgezeichneten Protestschreiben gegen die Verunglimpfungen des hl. Altarsakramentes heißt, „die Geduld der Katholiken Oesterreichs zu Ende geht“, die Geduld gegen solche und ähnliche Angriffe der Gegner, aber auch die Geduld mit unserer eigenen Trägheit und

Saumseligkeit, die man nur zu oft mit dem Ausdruck „österreichische Gemütlichkeit“ zu verschleiern und zu entschuldigen sucht. Wir dürfen den Besuch des Wiener Katholikentages nicht als ein Vergnügen, als eine „Hetz“, ansehen, die man sich gönnen kann oder auf die man nach Belieben verzichten kann, sondern als ernste katholische Pflicht für Alle, die denselben ermöglichen können. Wir müssen aber auch auf alle unsere Bekannten in diesem Sinne einwirken und sie zur Teilnahme bewegen. Das Lokalkomité und die Diözesankomités sollten in Permanenz gerade diese Werbearbeit für den Besuch als eine ihrer Hauptaufgaben betrachten und sich davon durch die nun ohnehin schon zu Ende gehende Ferienzeit nicht abhalten lassen. Diese Werbearbeit muß sich an hochstehende Personen direkt und im Einzelnen wenden, sie muß sich insbesondere an alle christlichen Vereine und Organisationen richten, die veranlaßt werden müssen, Delegierte, wenn nicht anders möglich auf Vereinskosten, nach Wien zum Katholikentage zu entsenden; diese Werbearbeit muß auch die Geistlichkeit in Stadt und Land auf sich nehmen, und da sei das Wort beigefügt: besser der Geistliche veranlaßt zehn Leute seines Ortes zum Katholikentage zu kommen, als daß er selbst erscheint; am besten ist es, wenn er seine Leute mitbringt. *Je mehr Laien, desto besser,* der Katholikentag wäre verfehlt, wenn das geistliche Element vorherrschend wäre. Es soll hervorragend beteiligt sein, aber nicht das Hauptkontingent stellen. Dafür sollte der Klerus selbst Sorge tragen. Die christliche Presse muß das Uebrige besorgen, je öfter und eindringlicher und mit eigenen Worten dies geschieht, um so besser. Die offiziellen Aufrufe und Einladungen in der Presse genügen nicht, auch die Redaktionen müssen sich um die Popularisierung der Veranstaltung behufs zahlreichster Beschickung interessieren und bemühen. Ein einziger geschickt abgefaßter Artikel kann da Wunder tun. Noch ist es bis November Zeit dazu, aber auch die höchste Zeit. So ließen

sich doch 10—20000 Teilnehmer leicht gewinnen und das wäre schon eine imponierende Ziffer für unsere Verhältnisse. Ist einmal der österreichische Katholikentag wirklich glänzend und Früchte tragend ausgefallen, dann wird es notwendig sein, die Katholikentage sich öfter folgen zu lassen, bis sie wie im Deutschen Reiche alle Jahre üblich sind. Sie sind alle Jahre notwendig und wir glauben, ein wirkliches Hindernis sei wohl niemals vorhanden; sind Differenzen da, nun der Katholikentag ist das beste Mittel, sie auszugleichen, sie dürfen nie einen Vorwand für die Nichtabhaltung des Katholikentages bilden. „Nun erst recht!" möchte die Losung sein.

Soll es ein wirklich allgemeiner österreichischer Katholikentag werden, so müssen sich an demselben alle Kronländer Oesterreichs und alle Nationalitäten unseres vielsprachigen Reiches beteiligen und viribus unitis (der österreichische Wahlspruch!) zusammenarbeiten. Es ist klar, daß die nichtdeutschen Nationalitäten minder zahlreich vertreten sein werden, da die deutsche Sprache Verhandlungssprache ist. Es werden aber doch die gebildeten Kreise der anderen Nationalitäten teilnehmen können, die ja alle deutsch verstehen und meist auch sprechen. Es liegt in ihrer Hand, den Wiener Katholikentag zu einem allgemein-österreichischen, nicht ausschließlich deutschen Katholikentag zu gestalten. Je zahlreicher sie sich beteiligen, um so größer ist ihr Einfluß auf denselben. Welch erhebender Anblick wäre es, wenn Deutsche, Tschechen, Polen, Slovenen und Italiener einmütig in Wien über die ihnen allen gemeinsamen, sie alle gleich interessierenden, rein katholischen Fragen debattieren und Beschlüsse fassen würden! Wäre das nicht auf katholischem Boden ein Schauspiel zur Nacheiferung für die verschiedenen Völker Oesterreichs, daß sie sich auch auf politischem Boden einigen, um so jenen Zustand herbeizuführen, dessen Herstellung das Um und Auf, das Alpha und Omega der inneren Politik des national so gemischten Oesterreich sein

müßte! Wenn die hochwürdigsten Bischöfe der einzelnen nichtdeutschen Diözesen da mit dem erhebenden Beispiel vorangingen, also entweder, wenn möglich, selbst am Katholikentag erschienen oder sich offiziell vertreten ließen, oder wenn sie mindestens durch Hirtenschreiben und persönlichen Einfluß auf den Klerus und die hervorragenden Katholiken ihrer Diözesen zum zahlreichen Besuch des Katholikentages aneifern möchten, so wäre es fast ausgeschlossen, daß die anderen Nationalitäten sich fernehielten. Sie haben ja nichts, absolut nichts vom Katholikentage zu besorgen. Politik und speziell jede Nationalitätenpolitik ist prinzipiell ausgeschlossen, und das Programm, welches bereits veröffentlicht ist, bietet auch nicht die kleinste Handhabe zu politischem nationalen Hader und Streit. Und wenn schon die Nationalitätenfrage gestreift würde, so könnte es am Katholikentage nur in dem Sinne geschehen, daß für die Rechte und die Eigenart jeder Nation in gleicher Weise eingetreten würde. Es verbindet ja alle Katholiken Oesterreichs ein doppeltes Band: das der gemeinsamen Religion und das des gemeinsamen Vaterlandes. Wir wünschten demgemäß, daß insbesondere die führenden katholischen Männer aller Kronländer und aller Nationalitäten Oesterreichs sich in Wien ein Stelldichein beim Katholikentage gäben. Wie würde das gegenseitige Sichkennenlernen, die gegenseitige, ruhige, brüderliche Aussprache über so manche oft nur auf Mißverständnissen und Vorurteilen beruhende Kluft hinüberhelfen und zum mindesten den Weg gegenseitiger Duldung bahnen! Was hier von den Nationalitäten gesagt ist, gilt doppelt und dreifach von den verschiedenen Richtungen und Parteien der deutschen Katholiken Oesterreichs. Zum Katholikentage sind Christlich-Soziale und Konservative, Feudale, Aristokraten und Demokraten in gleicher Weise eingeladen. Für den Katholikentag existieren diese Differenzen gar nicht einmal. Hier tagen ja nur Katholiken als Katholiken. Glauben die Konservativen dennoch, daß gerade in Wien der Katholikentag vorwiegend im christlich-

sozialen Zeichen stehen wird, so mögen sie durch doppelt und dreifach starke Beschickung desselben dies von vornherein vereiteln. Und fürchten die Christlich-Sozialen, daß der Katholikentag einen zu „klerikalen“ Anstrich erhalten könnte, so mögen sie mit den „Klerikalen“ wetteifern im zahlreichen Besuch. So werden beide katholische Richtungen ihr eigenes Beste zum Gelingen beitragen und daraus wird sich eine goldene Mittellinie herausstellen, auf der der Katholikentag sich bewegen wird zur Befriedigung aller Richtungen. Die Unterschiede beider Parteien, das sie Trennende sind teils politische, teils taktische, teils wirtschaftliche, teils rein persönliche. Fragen der Politik und politischen Taktik sind aber von den Katholikentagen ausgeschlossen, wirtschaftliche, soziale Fragen können nur behandelt werden, insoferne sie mit der Religion und der Kirche Beziehungen aufweisen, und über diese Beziehungen herrscht keinerlei wesentliche Differenz in der Auffassung und Stellungnahme beider Parteirichtungen; was aber die persönlichen Differenzen, namentlich zwischen den Führern der beiderseitigen Richtungen und ihrer Presse betrifft, so wird der Katholikentag, bei gutem, ehrlichen Willen aller, zur Versöhnung und zum Ausgleich der beste Weg sein, jedenfalls wird hier nicht der Ort sein, auch wird sich kaum von selbst die Gelegenheit bieten, solche persönliche Mißhelligkeiten auszukämpfen. Im Gegenteil, eine kluge Leitung wird derlei von vornherein zu verhindern wissen. Der Katholikentag wird die Teilnehmer in ihrem Glauben, aber auch in der christlichen Liebe bestärken. Eine solche Tendenz kann nicht zu persönlicher Befehdung oder zur Erweiterung oder Vertiefung persönlicher Abneigungen und Anfeindungen führen, dies möchten wir speziell den Tiroler Katholiken zur Beherzigung anvertrauen, da hier der Streit beider Richtungen am schärfsten ist und von hier aus schon Stimmung gegen den Katholikentag in Wien gemacht worden ist. Möchten gerade aus Tirol von beiden Parteien so viele Männer als nur möglich und

zwar ihre besten Männer zum Katholikentage entsendet werden!

Man erhofft vom Katholkikentag aber nicht bloß eine zahlreiche Beteiligung, sondern auch praktische Frucht. Mit schönen Resolutionen über alle katholischen Fragen ist absolut nichts erreicht. Zu dem Ende braucht man ja nur die der früheren Katholikentage abzuschreiben und zur „einstimmigen" Annahme zu bringen. Soll der Katholikentag im November wirklich ein praktisches Ergebnis haben, so muß er sich nur die doppelte Frage stellen: „Was hat im nächsten Jahre oder bis zum nächsten Katholikentage Praktisches zu geschehen, damit der katholischen Sache, dem Glauben, der Kirche, den Interessen der Katholiken in unserem Vaterlande gedient werde? Und wie kann und soll das aus- und durchgeführt werden?" Daraus ergibt sich von selbst die Notwendigkeit der Beschränkung und zwar in der Art der Tagung selbst, in den Themen der Verhandlungen und in den Beschlüssen. In der Beschränkung zeigt sich auch hier die Meisterschaft. Und da begrüßen wir es als Fortschritt, daß die sogen. Haupt- oder Festversammlungen, die gewiß am Katholikentage nicht fehlen dürfen, auf bloß zwei beschränkt sind; sie sind Demonstrations- oder Aufmunterungs-Versammlungen. In Oesterreich sind gerade solche Versammlungen beständig gang und gäbe. Sie haben aber durch ihre Häufigkeit an praktischem Erfolg eingebüßt. Man hat sich an sie und an die glänzenden oratorischen Leistungen derart gewöhnt, daß sie nachhaltigen Eindruck nicht mehr machen. Was not tut, ist die gründliche Durchbesprechung der aktuell notwendigen Dinge nach einem wohlvorbereiteten, gründlichen, kurzen Referat, eventuell Korreferat, wobei das Für und Wider und vor allem das Wann und Wie der Ausführung im Detail zur Diskussion gelangt. Früher geschah das nach deutschem Vorbilde in Sektionsberatungen; es wurden für die verschiedenen Gebiete der katholischen Aktion (Formelles, Religion, Charitas, soziale Frage, Schule,

Literatur, Kunst und Presse usw.) eigene Sektionen gebildet und naturgemäß mußten mehrere dieser Sektionen zu gleicher Zeit in verschiedenen Lokalen tagen. So mußten die Teilnehmer oft wählen, an welcher Sektion sie teilnehmen sollten, und mußten oft Sektionsberatungen ferne bleiben, obschon sie sich für dieselben besonders interessiert hätten. Sie waren dann vielfach unzufrieden mit den in ihrer Abwesenheit gefaßten Beschlüssen. Dank der Beschränkung auf nur einzelne, besonders aktuell wichtige Gebiete der katholischen Aktion konnte das Komitee von diesem Brauche abgehen und so wird in den beschlußfassenden Versammlungen jedes Thema für alle Teilnehmer, die sich dafür interessieren, dargelegt und diskutiert, die Sektionen kommen in Wegfall. Umso wichtiger dürfte die gründliche Vorarbeit der Referenten sein und es wird hauptsächlich von ihr abhängen, ob die Diskussion eine ergiebige sein wird.

Non multa, sed multum. Dieses alte pädagogische Axiom gilt auch für den nächsten Katholikentag. Wenige Themen, aber diese gründlich und praktisch besprochen — das ist das Geheimrezept für dessen Gelingen. Wir freuen uns aufrichtig, daß das vorbereitende Komitee, soweit dem Programm zu entnehmen ist, sich in der Wahl der Themen gegen früher weises Maß auferlegt hat. Aber selbst dieses Maß scheint uns noch viel zu weit genommen. Wir finden folgende Themen im Programm zur Diskussion gestellt: Schulfrage, Arbeiterfrage, Agrarfrage, Priestermangel, Gewerbefrage und kaufmännische Organisation, Kolportage und Presse, Abfallsbewegung. Die Reihenfolge ist aus praktischen, technischen Gründen so bestimmt worden und wird noch Aenderungen unterliegen. Wir gehen also darauf nicht ein. Aber man gestatte uns, aus alter Erfahrung heraus eine persönliche Meinung dahin auszusprechen: Agrar-, Arbeiter-, Gewerbe- und kaufmännische Organisationsfrage scheinen uns an sich nicht zum Katholikentag zu gehören. Es sind dies wissenschaftlich-soziale Fragen, die viel besser

auf einen sozialen, Charitas- oder Wirtschaftskongreß und auf die politischen Parteikongresse verwiesen würden. Wir verkennen nicht, daß auch diese Fragen wesentliche Zusammenhänge mit katholischen Fragen und Interessen haben, und diese könnten allerdings den Katholikentag befassen, wir glauben jedoch nicht, daß auf diesem Gebiete irgendwelche Differenzen oder Schwierigkeiten obwalten, und daß es außer der Aufmunterung, sich der notleidenden, landwirtschaftlichen, der Arbeiterbevölkerung und des Handwerksstandes wirksam anzunehmen und die Organisation derselben auf christlicher Grundlage zu fördern, kaum besonderer Diskussionen bedürfte, die von dringend aktueller Notwendigkeit sind. Ueber die rein wirtschaftliche Seite dieser Fragen bestehen aber auch unter Katholiken verschiedene Ansichten und Lehrmeinungen, die auszugleichen der Katholikentag nicht kompetent und befähigt wäre. Selbst die Schulfrage an sich ist nur nach bestimmten Richtungen hin von dringend aktueller Bedeutung. Die Frage der konfessionellen Schulen bedarf einer Diskussion auf Katholikentagen nicht mehr und wird durch die ausgezeichnet geleitete, rührige und zielbewußte Tätigkeit des katholischen Schulvereins ohnehin in ganz Oesterreich ständig auf der Tagesordnung erhalten. Wohl aber muß die Neugründung des Vereins „Freie Schule" aufs Korn genommen, die Bevölkerung darüber aufgeklärt und das Wie seiner Abwehr in Betracht gezogen werden. Daß der katholische Schulverein, der katholische Lehrerverband, der katholische Universitätsverein usw. erneut empfohlen werden, ist selbstverständlich, das bedarf aber keiner Vorberatung. Wohl dürfte jedoch die Frage besondere Aufmerksamkeit verdienen: wie ist für den Nachwuchs gebildeter, namentlich akademisch gebildeter junger Männer zu sorgen? Die Steuerung des Priestermangels genügt nicht, wir müssen mehr gebildete Laien haben. Der Albertus Magnus-Verein in Deutschland dürfte das Vorbild sein. Uns scheint diese Frage noch wichtiger als die der Gründung der katholischen

Universität in Salzburg, so bedeutungsvoll auch diese letzte Frage ist. Diese erwähnten, uns nicht so dringend für diesen Katholikentag erscheinenden Fragen werden, so fürchten wir, zu viel Zeit den wirklich aktuellen Fragen rauben. Wir gehen so weit, daß wir glauben, der Katholikentag hätte genug geleistet, wenn er selbst von den wichtigen, aktuellen Zeitfragen seines Kompetenzbereiches eine einzige zur Lösung und vor allem zur praktischen Durchführung bringen würde. Welche Frage sich da als diese allerwichtigste aufdrängt, wird aus dem Folgenden mit zwingender Evidenz erhellen.

In der Adresse des Lokalkomitees an den hl. Vater wird zum Beweise der Notwendigkeit dieses Katholikentages auf folgende Erscheinungen der letzten Zeit hingewiesen: Ausdehnung der Los von Rom-Propaganda auch in die sozialdemokratischen Arbeiterkreise, die Angriffe auf das hl. Altarssakrament, die Gründung des Vereins „Freie Schule", die Agitation gegen die Unauflöslichkeit der Ehe, die Angriffe auf unsere Religion seitens der ihre Immunität mißbrauchenden Abgeordneten. Aus diesen Erscheinungen ergebe sich das Bemühen, die weitesten Kreise in kirchenfeindlichem Sinne zu organisieren. Dem müsse also eine feste und enge katholische Organisation entgegengestellt werden. Dazu sei der Katholikentag bestimmt. In ganz trefflicher Weise sind da die wirklich dringenden Fragen der Gegenwart angedeutet. Im Programm vermissen wir jedoch sehr zu unserem Bedauern die Diskussion der Abwehr jener erwähnten, sehr ernst zu nehmenden Agitation gegen das katholische Dogma der Unauflöslichkeit der Ehe, das wenigstens in Oesterreich den Schutz der staatlichen Gesetzgebung für katholisch Getraute findet. Die Abfallbewegung, in die übrigens diese Agitation mithineinspielt, ist im Programm vertreten. Hier könnte also wenigstens dieser wichtige Punkt miterledigt werden. Aber alle diese Fragen, es sind

deren nur sechs, können, wie in der Adresse angedeutet ist, nicht praktisch gelöst werden, solange die Katholiken Oesterreichs nicht organisiert sind. Die nichtpolitische Organisation der Katholiken Oesterreichs ist die Vor- und Grundbedingung jeden Erfolges der katholischen Aktion in Oesterreich. Sie muß den Hauptgegenstand, wenn man es so nennen will, den einzigen Gegenstand der Tagesordnung des Katholikentages bilden. Organisiert muß die Abwehr aller jener gegen uns gerichteten Agitationen und Organisationen unserer Feinde werden. Für Niederösterreich hat das katholische Aktionskomitee die Sache in die Hand genommen, diese Organisation darf aber nicht auf Niederösterreich beschränkt bleiben. Sie muß auf das ganze Reich ausgedehnt werden. Die Katholiken von ganz Oesterreich müssen von einer Zentrale aus durch organisiertes Mitwirken zahlreicher Gliederungen bis ins kleinste Dorf zu einheitlichem Vorgehen mit gemeinsamen Mitteln in allen katholischen Lebensfragen in Bewegung gesetzt werden. Die Abwehr der Los von Rom-Bewegung, in den nationalen wie sozialdemokratischen Kreisen, die Abwehr der Ehetrennungs-Agitation, die Abwehr des Vereins „Freie Schule", die Abwehr der Angriffe auf unseren Glauben usw. — sie muß eine organisierte, einheitliche in ganz Oesterreich sein. Darüber wird beim Katholikentage und unter unseren Lesern kein Zweifel obwalten. Nur über die Möglichkeit und das Wie dieser Organisation wird man diskutieren können und müssen. Und dafür möchten wir den breitesten Raum und die meiste Zeit erbitten. Es wird sich da zweifellos vor allem Eines herausstellen und alle Schwierigkeiten und Bedenken werden darin gipfeln: Die Arbeit der Organisation erfordert fähige Köpfe, die sie unternehmen, erfordert Zeit für diese, und sie ist schließlich unmöglich herzustellen und bliebe örtlich unwirksam ohne eine starke, der gegnerischen Konkurrenz gewachsene katholische Presse. Zu dem allem aber gehört außer dem gött-

lichen Segen, dem guten Willen und dem Opfermut, an dem es gewiß nicht fehlen wird, Eines, nur Eines, aber dieses durchaus: Geld und zwar viel Geld. Besonders viel Geld, um endlich dem katholischen Oesterreich eine wirklich der Zahl der Katholiken im Reiche und ihrer Bedeutung entsprechende, mit der gegnerischen Presse konkurrenzfähige Presse zu verschaffen.

Man denke nur: das katholische Oesterreich hat kein politisches Tagesorgan aufzuweisen, das über 6000 Abonnenten hätte! Der Tagesorgane hat es überhaupt nur einzelne wenige. Und selbst die nur einmal oder zwei- und dreimal erscheinenden politischen Blätter haben eine durchaus nicht den Vergleich mit ähnlichen katholischen Blättern Deutschlands aushaltende Auflage; die Berichterstattung, die Artikel und Feuilletons sind so gut, als es bei den beschränkten Mitteln dieser Blätter nur erwartet werden kann; aber eben wegen der geringen Auflage und wegen des, absolut gesprochen, dürftigen und den Anforderungen eines modernen, durch die großkapitalistische Presse verwöhnten Publikums nicht entsprechenden Inhaltes und der wenig besorgten Form, beherrschen sie in keiner Weise die öffentliche Meinung; es ist schon sehr viel erreicht und das Verdienst ihrer opferfreudigen Herausgeber und ihrer sich selbst aufopfernden Redakteure, daß sie überhaupt ab und zu beachtet wird. Was nützt alle Organisation, wenn die organisierte katholische Masse im Kampfe ohne großkalibriges Geschütz und ohne reiche Munition dasteht, ohne Kundschafterdienst, ohne Generalstab! Ohne eine starke Presse ist die stärkste Organisation schwach und kampfunfähig. Die starke Presse ist aber nur durch viel Geld zu schaffen. Dies endlich aufzubringen, um vor allem ein großes katholisches Wiener Blatt zu schaffen, (wer Wien hat, hat die öffentliche Meinung und die Regierung), dann aber auch um die Provinzpresse zu stärken, das sei die erste Aufgabe des Katholikentages. Diese rein finanzielle Frage — ist nicht auch sie des

„Schweißes der Edlen" wert? Ja, es ist eine Finanzfrage. In Finanzfragen aber waren wir Katholiken Oesterreichs überhaupt bisher inferior. Geld regiert die Welt und darum ist das Judentum so stark geworden, wirtschaftlich und auch politisch, weil es das Geldwesen kennt und beherrscht und weil es auch das Kapital nicht für verschwendet hält, welches für die Schaffung der Großpresse ausgegeben wird. Diese Großpresse lebt vom Judengeld in Oesterreich und arbeitet deshalb auch für das Judentum und für dessen finanzielle, wie politischen Interessen. Der katholische Unternehmungsgeist muß vom Katholikentage zu Gunsten der katholischen Presse angespornt werden oder noch besser: es möge sich auf die Anregung des Katholikentags und auf dem von ihm gewiesenen Wege in ganz Oesterreich eine Vereinigung bilden, die mit großen Mitteln, hervorgegangen aus großen Spenden und Kapital-Beteiligungen der Reichen (Klöster, Geistliche, Aristokraten, besitzende Laien) und aus den gesammelten kleinen Spenden und kleinen Kapitalbeteiligungen der minder Bemittelten, die Schaffung eines großen Wiener Organs oder den Ausbau eines schon bestehenden Wiener Blattes sich zur Aufgabe stellt. Dies ist der erste Weg auch zur Organisation, deren Ausbau Hand in Hand mit der Schaffung einer entsprechenden katholischen Presse gehen muß. Wenn der Katholikentag diese Aufgabe verkennt, oder sie nur nebenbei im Kapitel: „Presse und Kolportage" und nur im Wege einer wohlmeinenden begeisterten Rede mit einer noch so kräftig tönenden Resolution behandelt, dann, wir sagen es mit Wehmut, hat er bei noch so glänzendem äußern Verlauf den Hauptzweck verfehlt, die Haupt-Frucht nicht getragen. Er mag immerhin noch andere sehr gute Früchte tragen, aber was die Katholiken Oesterreichs vor allem bedürfen, das hätte er ihnen nicht gebracht: nicht die katholische Presse, nicht eine lebens- und arbeitsfähige Organisation. Würde er jedoch diese Hauptfrucht zeitigen, so kämen der Organisation

und der Presse wieder alle anderen Früchte des Katholikentages zu Gute.[1])

Man erwartet ja mit Recht von diesem, wie von jedem Katholikentage: Stärkung des Glaubens, Erneuerung des praktischen Katholizismus, des Katholizismus der Tat, Einigung aller Katholiken in dem uns Gemeinsamen, Hebung und Förderung aller katholischen Vereine religiöser, sozialer, charitativer Natur, und schließlich auch Ebnung der Wege zur Bildung einer einheitlichen christlichen Reichspartei! Würden diese Erwartungen nicht getäuscht, so würde deren Erfüllung hinwiederum die katholische Organisation und die katholische Presse gewaltig fördern, die katholische Presse zumal würde sofort den großen Leserkreis, ausgezeichnete Mitarbeiter, mächtige Förderer gewinnen. Aber ohne die starke katholische Presse dürfte die Weiterarbeit an dem vom Katholikentag Angebahnten und in die Wege Geleiteten bald wieder ins Stocken geraten. Es würde an der steten Aufklärung und Aufmunterung für die weitesten Kreise der Bevölkerung fehlen, da es an den Organen dazu fehlen würde. Wie bald aber hätten wir in Oesterreich auch eine dem katholischen Standpunkt Rechnung tragende Regierung, wenn unsere Presse die Alleinherrschaft der gegnerischen Großpresse über die öffentliche Meinung und die Regierung durchbrechen und selbst den Posten behaupten würde, der ihr gebührt als der Vertreterin von neun Zehnteln der Bevölkerung! Fürchtet man, ein solches großes Wiener Blatt würde doch dieser seiner Aufgabe nicht entsprechen? Wir antworten einfach: das ist lediglich eine Finanzfrage. Ist das Kapital für ein

---

1) Dem Wunsche des Verfassers schließt sich bereits eine Kundgebung des Verbandes katholischer nichtpolitischer Vereine der Deutschen in Nordostböhmen an, welcher jüngst eine Resolution gefaßt mit der Forderung: „Schaffung eines Fonds zur Unterstützung der katholischen Presse“ (Germania vom 27. August 1905 Nr. 196). D. Red.

solches Blatt vorhanden, so werden sich auch die Männer und die Federn finden, die das Blatt zu dem machen, was der Katholikentag von ihm verlangt. Alle bisherigen Mißerfolge in dieser Richtung scheiterten an dem Mangel der großen Geldmittel. Wir wiederholen: die Frage der katholischen Presse und Organisation ist lediglich eine Finanzfrage. So nüchtern und trocken dies klingt, so ideal ist das Ziel, dem die zweckdienliche Lösung dieser Finanzfrage dient. Wir können es nicht scharf genug betonen: vermag der Katholikentag nicht diese Frage zur Lösung oder sie wenigstens der Lösung praktisch näher zu bringen, so mag er manches Gute stiften, dasjenige aber, was der katholischen Kirche und den Katholiken Oesterreichs vor allem not tut, hätte er nicht erreicht. Gebe Gott seinen Segen, daß dies Werk gelinge!

Und weil gerade das Wort „Gottes Segen" uns in die Feder kam — zum Schlusse noch ein Wörtchen! In weiten, durchaus christlich, ja kirchlich gesinnten Kreisen des österreichischen Volkes herrscht tatsächlich eine Entfremdung vom kirchlichen Leben; man hält sich ferne dem sonntägigen Gottesdienst, dem Empfang der Sakramente, der Oster-, Freitags- und Fastenpflicht usw. Wir fürchten, wenn da nicht ein Wandel eintritt, bleibt Gottes Segen auch den eifrigsten sonstigen Bemühungen des streitbaren christlichen Volkes ferne. Bisher ist insbesondere die christlich-soziale Volksbewegung in Wien, Niederösterreich, Oberöstereich, Tirol von ganz auffallendem „Glück" begünstigt gewesen. Es wird dem gläubigen Katholiken gestattet sein, dies statt dem „Glück" dem Segen Gottes zuzuschreiben. Soll er dem christlichen Volke erhalten bleiben, so muß es sich desselben würdig erweisen, und so wird man auch unter diesem politischen Gesichtswinkel das stete Mahnwort des Wiener Männerapostels P. Abel: „Zurück zum praktischen Christentum!" zu würdigen wissen. Möge der Katholikentag auch hier Wandel schaffen, Erneuerung und Auffrischung bringen! Dies ist unser aufrichtiger Wunsch.

XLI.

Die Heimarbeiterfrage.

(Schluß.)

Doch es wird Zeit, daß wir mit der Schilderung der in der Heimarbeit bestehenden Mißstände einhalten und uns die Frage vorlegen: Was ist dagegen zu tun? Daß die Heimarbeit in der Gestalt, wie sie vorliegt, bekämpft werden muß, wird wohl keinem zweifelhaft sein. Das Wie? macht aber große Schwierigkeiten. Muß man die Heimarbeit als solche bekämpfen? Soll man sie als solche einfachhin abschaffen, verbieten? Auf dem Berliner Kongreß haben viele laute Rufer diese kategorische Forderung gestellt. Doch mit Unrecht. Ein solcher Vorschlag schmeckt doch stark nach der Methode des Doktor Eisenbart in dem bekannten Studentenlied. Andere unterschieden zwischen Prinzip und Praxis. Prinzipiell fordern sie einfache Abschaffung, praktisch nicht. Wir wollen hier nicht näher darauf eingehen, ob man auch nur im Prinzip die gänzliche Abschaffung, das absolute Verbot der Heimarbeit verlangen kann, nur sei bemerkt, daß man im Prinzip nicht etwas gutheißen kann, was, in die Praxis übersetzt, ein Unrecht in sich schließt. Und das letztere wäre der Fall gegenüber den vielen, vielen Arbeitern, denen die Arbeit zum Lebensunterhalt absolut notwendig, in einer andern Form als in derjenigen der Hausindustrie aber unmöglich ist. Das war auch der praktische Standpunkt, den Prof. Sombart den radikalen, nach

einfacher Abschaffung verlangenden Elementen gegenüber eindringlich vertrat. Er sagte: „Jeder von Ihnen kennt Beispiele, wo die Unmöglichmachung der Hausindustrie für die betreffenden Personen einfach ein Donnerschlag sein würde. Wenn Sie durch die Städte gehen und sich die verschiedenen Typen von Heimarbeitern ansehen, beispielsweise die Witwe mit den Kindern, oder wenn Sie durch das schlesische Gebirge wandern, und Sie sehen da den alten, 70jährigen Webermeister hinter dem Webstuhl sitzen, und Sie würden sagen: Du kannst morgen nicht mehr hinter dem Webstuhl sitzen, weil infolge irgend einer Maßregel die Hausindustrie unmöglich ist — ja, das wäre einfach eine Mordpolitik, das kann keiner von Ihnen wollen. Schließlich sind wir doch keine Doktrinäre, die sagen fiat justitia, pereat mundus![1]) Vernünftig und auf dem Boden der Realisierbarkeit stehend waren die Vorschläge, welche man auf dem zu Essen abgehaltenen christlichen Gewerkschaftskongreß machte. Entschieden war man gegen ein allgemeines Verbot; man befürwortete ein partikuläres Verbot der Heimarbeit für gesunde Arbeiter, welche Fabriken besuchen können. Desgleichen war man für ein Verbot der schwer gesundheitsschädlichen Heimarbeitsarten, dagegen für Beibehaltung der Heimarbeit für Hausfrau und Mutter, aber unter gebesserten Verhältnissen.

Den Heimarbeitern gegenüber, welche ohne Not die Hausindustrie betreiben und in Fabriken oder Werkstätten leicht Beschäftigung finden könnten, darf und soll man wohl etwas strenger denken. Hierher gehörten auch vor allem die Damen besserer Stände, die ohne Not, etwa um sich ein Nadelgeld oder die Mittel für irgendwelche überflüssige Lieblingssachen zu verschaffen, besonders in der Konfektionsbranche Heimarbeit betreiben und so unnötigerweise Anlaß

1) Berliner Protokoll, S. 150.

geben zu den härtesten Lohndrückereien gegen arme, not-leidende Mitmenschen.

Schauen wir uns nun zum Schluß in gedrängter Uebersicht die hauptsächlichsten Reformmittel an, die man meist zur Hebung der in der Heimarbeit bestehenden Schäden empfiehlt, und suchen wir uns kurz darüber klar zu werden, inwiefern sie von bessernder Wirkung sein könnten.

Ziemlich allgemein wird eine genaue Registrierung der Heimarbeiter empfohlen. Daß es für die Anwendung der übrigen Besserungsmittel von großem Nutzen wäre, die heimarbeitenden Personen andauernd in Evidenz zu halten, leuchtet von selbst ein. An der Hand der statistischen Tabellen wäre eben eine Kontrollierung der Heimarbeiter und ihrer Verleger auf Befolgung der übrigen gesetzlichen Bestimmungen leichter durchführbar. Am ehesten ließe sich diese Registrierung wohl durch gesetzliche Verpflichtung der Verleger herbeiführen und müßte sowohl nach den Angaben dieser als auch nach denen der Heimarbeiter selbst vorgenommen werden. Ob aber diese staatlich angeordnete Registrierung eine auch nur annähernd zuverlässige sein würde, ist sehr zu bezweifeln bei den mannigfachen Interessen, die oft sowohl Verleger als Arbeiter an der Verheimlichung haben. Private und kommunale Ermittelungen müßten ergänzend eingreifen. In verschiedenen Staaten Nordamerikas z. B. ist die private Listenführung für einzelne Gewerbe in Gebrauch; für alle Gewerbe haben sie angeordnet Südaustralien, Neu-Südwales und Queensland. England hat für einzelne Gewerbe behördliche Listenführung, desgleichen Südaustralien und Victoria, noch neben den privaten Listen, dieses für das Bekleidungsgewerbe, jenes für alle Gewerbszweige.[1]) — Der Registrierungszwang hätte — wenn energisch durchgeführt — gewiß auch den Erfolg, daß viele

1) Schwiedland, Ziele und Wege, S. 74—76.

von den bürgerlichen Damen, die ohne Not und so ganz nebenher Heimarbeit betreiben, ohne aber als Arbeiterinnen gelten zu wollen, aufhörten, durch ihre Konkurrenz den Lohn der andern in ungünstiger Weise zu beeinflussen. Auch die Ausführung des Kinderschutzgesetzes in Bezug auf die Heimarbeit könnte bei einer solchen Registrierung viel leichter beaufsichtigt werden.

Einen segensreichen Einfluß auf die Besserung der Schäden würde ferner die Beaufsichtigung der Betriebsstätten und womöglich auch die vorhergehende staatliche Lizensierung derselben ausüben. So machen z. B. mehrere nordamerikanische Staaten die Vornahme bestimmter Arbeiten in Wohnräumen abhängig von einer vorhergegangenen Prüfung und besonderen Genehmigung.[1] Diese Lizensierung wäre insofern sehr wichtig, als es von großem Vorteil ist, wenn ungeeignete Räume gleich von vornherein von der Benutzung ausgeschlossen werden. Entsprechen sie nicht den sanitätspolizeilichen Bestimmungen, sind sie nicht hell, heizbar, leicht zu lüften und trocken, so sind sie von der Genehmigung auszuschließen. Streng verboten muß werden, daß Schlaf-, Koch-, Wohn- und Arbeitsraum ein und derselbe ist. Desgleichen soll nicht mehr Personen die Arbeit gestattet werden, als es der Größe des Arbeitsraumes entspricht. Da sich auf diese Weise viele Betriebe als unzulässig herausstellen würden, empfiehlt man von anderer Seite auch die Errichtung von Zentralwerkstätten, die nach Maßgabe aller sanitätspolizeilichen Bestimmungen gebaut sein müßten und in denen man dann den Heimarbeitern gegen geringen Entgelt einen Arbeitsplatz vermietete. An manchen Orten ist dieser Versuch schon mit gutem Erfolg gemacht worden. — Der Arbeitsprozeß sollte ebenfalls kontrolliert werden. Heimarbeit in Wohnungen,

---

1) Ebenda S. 100.

in denen sich Personen mit ansteckenden Krankheiten befinden, müßte verboten, Waren, die auf diese Weise verdächtig geworden sind, untersucht, eventuell desinfiziert und, wenn dies wegen der Eigentümlichkeit des Warenstoffes unmöglich ist, vernichtet werden. So ist z. B. in England seit 1895 die Herstellung, Reinigung und Ausbesserung von Bekleidungsstücken für die Wohnhäuser und Gebäude verboten, wo sich ein Blattern- oder Scharlachkranker befindet. In dasselbe Verbot sind später alle anzeigepflichtigen Krankheiten miteinbezogen worden.[1]) — Eine eigene Heimarbeitsinspektion würde wohl am besten die hierzu notwendige Kontrolle ausüben können. Sie den Gewerbeinspektoren aufzuhalsen, ist unmöglich oder doch zum mindesten überflüssig, da diese bei ihrer Ueberbürdung mit anderer Arbeit nicht im Stande wären, eine auch nur irgendwie genügende Inspektion vorzunehmen. Man hat vorgeschlagen, die Lehrer damit zu beauftragen. Der Plan wäre an sich nicht so übel, aber es fragt sich, ob sie die Zeit dazu hätten und ob der Staat, der außerdienstliche Nebenbeschäftigungen seiner Lehrpersonen sehr ungern sieht, dazu ja sagen würde. Am besten wären wohl Inspektoren aus den Heimarbeiterkreisen selbst, die man eigens dazu ausbilden und freistellen müßte.

Teilweise hat man auch eine Markierung der heimarbeitlich hergestellten Waren empfohlen, und begründet diesen Vorschlag damit, daß man sagt: Die große Masse des Publikums muß im Kampf gegen die Schäden der Heimarbeit aufgeboten werden. Darum muß es ihm möglich gemacht werden, zu beurteilen, ob es eine gesundheitlich einwandfreie Ware kauft oder nicht; es muß ihm möglich gemacht werden, Waren, die diese Gewähr nicht bieten, zurückzuweisen. Deshalb ist eine Markierung der Waren als „Heimarbeit" zu empfehlen, die erst entfernt

---

1) Schwiedland, Ziele und Wege, S. 101.

werden darf, wenn die Ware in die Hände des eigentlichen Konsumenten übergegangen ist. — Mit dieser Markierung ist es nun eine heikle Sache. Die Amerikaner, welche nie um Mittel verlegen sind, haben sie zwar schon angewandt. In den Staaten Newyork und Missouri erhalten die heimarbeitlich hergestellten Waren, welche verdächtig sind, sofort eine Marke mit der Aufschrift ‚Tenement made‘ (Schwitzbudenarbeit). Nach vorangegangener Desinfizierung läßt die lokale Gesundheitsbehörde den Zettel entfernen.[1]) — Auf wirklich verdächtige Waren angewandt, wäre dieses Mittel gewiß nicht zu beanstanden, allgemein für alle Heimarbeitsprodukte ist es aber nicht gut angängig. Sehr leicht könnte es zu noch niedrigeren Preisen für die Heimarbeitsprodukte und somit zu noch schlimmeren Lohnverhältnissen führen, dazu würde es auch die Waren mißkreditieren, welche in vorschriftsmäßiger Weise hergestellt worden sind. Allgemein, wie sie in der Resolution des Berliner Kongresses gefordert wurde, dürfte diese Markierung darum auf keinen Fall zu empfehlen sein.

Ein unbestreitbar wirksames und nützliches Mittel, um die Schäden der Heimarbeit zu mildern, wäre die Ausdehnung der Zwangsversicherung auf die Heimarbeiter. Zunächst wäre die obligatorische Krankenversicherung vonnöten — die obligatorische, denn zur freiwilligen Versicherung sind diese Arbeiter infolge ihrer geringen Lohnsätze meist wenig geneigt. Bis jetzt sind die Heimarbeiter in die reichsgesetzliche Zwangsversicherung nicht einbegriffen. Sie können den Krankenkassen beitreten, während diese das Recht haben, ein Gesundheitsattest zu verlangen und sie bei einem gewissen Alter abzuweisen. Die Folge davon ist, daß nur ein geringer Teil gegen Krankheit versichert ist. Systematisch

1) Schwiedland, Ziele und Wege, S. 101, wo auch die Abbildung einer solchen Marke zu sehen ist.

wird die Versicherung nur da praktiziert, wo sie durch Ortsstatut eingeführt ist. Und doch wäre eine allgemeine Versicherung hier ganz besonders notwendig in anbetracht der oft direkt gesundheitsschädlichen Arbeitsverhältnisse. Uebrigens werden im Reichsamt des Innern Vorarbeiten zu einer allgemeinen Krankenversicherung der Heimarbeiter betrieben. Dem Hauptvorstand des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen erklärte Graf Posadowski am 6. April 1904, daß er die Krankenversicherung für das zur Zeit Dringendste für die Heimarbeiterinnen halte, dem dann die Invalidenversicherung nachfolgen müsse.[1]) — Eine obligatorische Unfallversicherung wäre für die in Betracht kommenden Arbeitszweige auch außerordentlich empfehlenswert. Die Zahl dieser Betriebszweige ist keineswegs gering. Nagel- und Messerschmiede, Feilenhauer, Scherenschläger, Holzschnitzer, Tafel- und Griffelmacher, Metall- und Achatschleifer u. a. m. sind in ihrer Arbeit ohne Zweifel in höherem oder geringerem Grade der Unfallgefahr ausgesetzt. Die schlechten Werkstattverhältnisse vermehren naturgemäß noch diese Gefahr.[2]) — Bis jetzt besteht die Unfallversicherung nur in den Heimarbeiterbetrieben, wo elementare Kräfte in den Arbeitsprozeß einbezogen sind. Die Berufsgenossenschaften, welche das Recht haben, sie durch Statut bei ihren Mitgliedern einzuführen, machen davon nur selten Gebrauch. Die Invaliditäts- und Altersversicherung ist kraft Beschluß des Bundesrats nur für Tabak- und Textilheimarbeiter obligatorisch. Allerdings ist es den übrigen bis zum Alter von 40 Jahren freigestellt, ihr beizutreten. Eine solche Versicherungserlaubnis hilft aber nichts; die meisten Arbeiter machen sie sich nicht zu nutze. Nur Versicherungszwang kann helfen.

Außer dieser Zwangsversicherung müßten die Arbeiter-

---

1) Vgl. Soziale Praxis, 1904, Nr. 29.

2) Vgl. Schwiedland, Ziele und Wege, S. 82—83.

schutzbestimmungen der Gewerbeordnung über Arbeitszeit, Nachtarbeit, Sonntagsruhe, Wöchnerinnenschutz, Kinderarbeit usw. auf die Hausindustrie ausgedehnt und wirksame Strafen festgesetzt werden für deren Uebertretung. Für die Einhaltung der Bestimmungen müßten Unternehmer und Zwischenmeister die erste Verantwortung tragen. Allerdings darf man unter dieser Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die Hausindustrie nicht so sehr die bloße Ausdehnung des Geltungsgebietes der in Frage kommenden gesetzlichen Bestimmungen begreifen. Ohne Abänderung und Spezialisierung derselben für die eigenartigen Verhältnisse der Heimarbeit wäre diese bloße Ausdehnung von sehr zweifelhaftem Wert. — —

Die Organisation der Heimarbeiter wäre ein weiteres Besserungsmittel, und zwar ohne Zweifel eines der besten und wirksamsten. Organisierte Arbeiter lernen ihre Rechte kennen und dringen auf Verwirklichung derselben. Sie wären für den Staat in seinen Bestrebungen, bessere Verhältnisse anzubahnen, ein guter Rückhalt und ständige, nie ermüdende Mahner. Brentano hat schon lang mit besonderem Nachdruck die korporative Vereinigung der Heimarbeiter gefordert. Er sagt: „Das einzige Mittel, um Besserung zu schaffen, ist die Heranziehung der Arbeiter selbst, sowohl zur Durchführung der zu ihrem Schutze erlassenen gesetzlichen Bestimmungen, als auch zur Besserung ihrer Lohnverhältnisse.“ Ganz dieselbe Anschauung findet sich in dem Berichte des neu-seeländischen Arbeitsamtes vom Jahre 1896: man könne gegen die ‚Hungerlöhne‘ nur ankämpfen, wenn man die Organisation der Arbeiter fördere.[1])

Dieser Organisation stehen aber leider große Schwierigkeiten entgegen. Im allgemeinen muß man sagen: Der Heimarbeiter ist zur Zeit für die Organisation noch nicht

---

1) Schwiedland, Ziele und Wege, S. 112.

reif. Dem größten Prozentsatz fehlt es an sozialem Verständnis und Solidaritätsgefühl, vor allem aber auch an den nötigen Mitteln zur Bestreitung der relativ nicht unerheblichen Kosten, die mit jeder Organisation verbunden sind. Trotz alledem wird sich auch hier mit der Zeit noch manches erreichen lassen. Daß die Organisation, selbst unter den Heimarbeiterinnen, kein Ding der Unmöglichkeit ist, beweist der von der Berliner Frauengruppe der ‚Kirchlich-sozialen Konferenz' 1900 ins Leben gerufene Fachverein der Heimarbeiterinnen in der Kleider- und Wäschekonfektion. Nach dem in diesem Jahre erstatteten Bericht zählte er am 1. April 1905 schon 3143 Mitglieder und hatte in dem einen Jahre einen Zuwachs von 926 Mitgliedern zu verzeichnen.[1]) Hoffentlich hält dieses frische Vorwärtsstreben an und dient andern zum Beispiel und Ansporn. Allerdings wird es noch eine gute Zeit dauern, bis die Heimarbeiterorganisation zu einem wirklichen Machtfaktor wird, mit dem man rechnen kann und muß. Vorläufig kann dieser organisierten Selbsthilfe der Heimarbeiter in der Reform ihrer Lebens- und Arbeitsverhältnisse gewiß noch keine bedeutende Rolle zufallen. Dafür fehlt ihnen vor allem die materielle Leistungsfähigkeit.

Der Haupt- und Angelpunkt der ganzen Reform muß darum, wie alle Kenner der Frage zugeben, die Regelung der Lohnfrage sein. Die angeführten Forderungen (betreffs Wohnung, Werkstatt, Versicherungspflicht, Organisation) belasten zum großen Teile den Arbeiter, und es ist ihm unmöglich, ihnen gerecht zu werden, wenn nicht seine ganze Lebenshaltung gehoben, wenn er nicht wirtschaftlich stärker gemacht wird; und das kann er nur durch Erhöhung des Arbeitslohnes. Wie soll diese Erhöhung aber

---

1) Vgl. Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Deutschlands. 1905. Nr. 10.

vor sich gehen? Die einen fordern gleiche Löhnung für Fabrik- und Heimarbeit, die anderen höheren Lohn für die letztere, da bei ihr dem Unternehmer manche Auslagen gespart und auf den Arbeiter abgewälzt werden. Diese Forderungen sind nicht ungerecht. Es fragt sich nur, ob bei der letzteren die Heimarbeit überhaupt noch bestehen könnte. Ich glaube, sie wäre am selben Tage vom Erdboden verschwunden, wo die Unternehmer solche Löhne zahlen müßten denn damit fiele für sie der einzige Grund weg, der Heimarbeit vor der Fabrikarbeit den Vorzug zu geben. Damit wäre aber für viele Arbeitskräfte der Ruin besiegelt. Alle die, welchen die Fabrikarbeit aus irgendwelchem Grund unmöglich ist, wären arbeitslos. Die Regelung der Lohnfrage erfordert darum große Vorsicht. Am besten würden sich wohl Mindestlohnkommissionen empfehlen, die für einen bestimmten Bezirk und eine bestimmte Branche einen für bestimmte Zeit verpflichtenden Mindestlohn-Tarif aufstellten. Die zur Pflicht gemachte gewissenhafte Führung von Lohnbüchern würde von größtem Nutzen sein und die so schwierige Kontrolle wesentlich erleichtern. Mit der Regelung der Lohnfrage wäre der entscheidendste und notwendigste Schritt in der Lösung der Heimarbeiterfrage getan. Hätte der Heimarbeiter mehr Lohn, so würde sich seine ganze Lebenshaltung verbessern, die Wohnung würde besser, die Ernährung besser, er würde sich dann den ‚Luxus' eines besonderen, gesunden Arbeitsraumes leisten können, er brauchte zur Zeit der Krankheit nicht zu arbeiten, denn er hätte Geld für Unfall-, Kranken- und Altersversicherung, er wäre im Stande, sich in kräftigen Berufsorganisationen zusammenzuschließen und so für die Besserung seiner Verhältnisse und die Erreichung seines guten Rechtes selbst zu arbeiten — alles Dinge, die er sich so, wo er kaum den notwendigsten Lebensunterhalt erarbeiten kann, nur in den seltensten Fällen gestatten kann.

Viel käme darauf an, die große Masse des

Publikums für die Sache der Heimarbeit zu interessieren. So schwer kann das auch nicht sein, da das Volk ja zum Teil unmittelbar bei der Sache beteiligt ist. Man weise es hin auf die nicht unbeträchtlichen Gefahren, denen es durch diese Arbeitsart, wie sie jetzt betrieben wird, ausgesetzt ist; man vergesse aber auch nicht, an seine Menschlichkeit, an sein christliches Mitgefühl mit notleidenden Nebenmenschen zu appellieren. Sozialpolitische und charitative Körperschaften sollten diese Ideen nach Kräften verbreiten. Wenn einmal die große Masse des Volkes die Ueberzeugung gewonnen hat, daß hier Abhilfe geschaffen werden muß, dann wird diese Ueberzeugung sich auch bald in praktischer Weise Geltung zu machen suchen, wie dies die nachahmungswerten Beispiele von Nordamerika und Australien zeigen. Die berufenen Vertreter des Volkes werden dann noch entschiedener und dringlicher bei der Staatsregierung vorstellig werden, und so kommt denn allmählich das Werk der Besserung in regen Fluß. Das Zentrum ist auch hier mit gutem Beispiel vorangegangen. Die Abgeordneten Gröber, Hitze, Sittart, Trimborn und Spahn stellten in der letzten Session 1904/5 den Antrag: die verbündeten Regierungen zu ersuchen, tunlichst bald die Arbeiterschutzbestimmungen der §§ 135 bis 139b der Gewerbeordnung auf die Hausindustrie — insbesondere mit Ausdehnung des Begriffes der Werkstätte — durch Erlaß entsprechender Verordnungen auf Grund des § 154 Abs. 4 der G.O. oder im Wege der Gesetzgebung auszudehnen und die Kranken- und Invalidenversicherung auf die Hausgewerbetreibenden zu erstrecken. Der Antrag fand Annahme.[1])

Hoffentlich wird die Regierung sich nun bald zu einer energischen Reform der Heimarbeit, die bisher bei uns das Stiefkind der Sozialpolitiker und Staatsmänner war, ent-

1) Vgl. Soziale Kultur, 1905, Nr. 5.

schließen und praktische gesetzliche Maßnahmen in dieser brennenden Frage treffen. Was bis jetzt bei uns geschehen, ist wahrhaftig herzlich wenig. Nur muß man sich hüten, irgend ein Mittel als Universalmedizin gebrauchen zu wollen. Starre, schematische Bestimmungen, auf so verschieden beumständete Einzelverhältnisse angewendet, würden gewiß nich zum Ziele führen. Vorsichtiges Beobachten und möglichst spezielle Abhilfsmittel sind das einzige, was helfen kann. Dieser Gedanke liegt auch dem Ausspruch zu Grunde, den Schwiedland als den eines Kenners der Heimarbeiterfrage einmal anführt: „Man wird das Hausindustrieelend hübsch gruppenweise beim Schopf nehmen müssen."

R. Dr. L. K.

XLII.

„Katholizismus und Reformation".

Die Ueberschrift in Gänsefüßchen stammt nicht von uns, sondern ich habe sie von einem kleinen Büchlein übernommen, das in der Sammlung: „Vorträge der theologischen Konferenz zu Gießen" erschienen ist. Der Untertitel der Schrift lautet: Kritisches Referat über die wissenschaftlichen Leistungen der neueren katholischen Theologie auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte. Liz. Dr. Walther Köhler, Professor der Theologie in Gießen, ist der Verfasser dieses Vortrages; er ist uns in den letzten Jahren häufiger begegnet als einer, der sich in ruhigerer Weise mit den katholischen Gelehrten auseinanderzusetzen vermag, der es fertig bringt, diesen einige

Anerkennung zu zollen und den wesentlich größeren Mut besitzt, seinen Glaubensgenossen gelegentlich auch bittere Wahrheiten zu sagen.

Wenngleich ich es gebührend anerkenne, daß er nicht auf dem Standpunkte steht: catholica sunt, non leguntur, und er der Wahrheit die Ehre gibt, wenn er sie in reformationsgeschichtlichen Forschungen bei Katholiken findet, so möchte ich doch vor der Begeisterung warnen, mit der einzelne seiner, den Katholiken oder ihrer Stellungnahme in gewissen Fragen günstigen Urteile auf unserer Seite wie Orakel kolportiert werden. Man verzeichne sie, hebe sie hervor, lege ihnen aber nicht mehr Wert bei, als sie bei ihrer Verwendung in der Auseinandersetzung mit protestantischen Gelehrten tatsächlich beanspruchen dürfen. Die übertriebene Wertschätzung Köhlerscher Aussprüche ist durch nichts gerechtfertigt, solange die ganze protestantische Pastorenwelt seine Bemühungen Lügen straft.

Im Fluge gibt der Verfasser einen Ueberblick über die literarischen Leistungen der Katholiken auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte und diese Uebersicht ist mit zahlreichen Urteilen durchsetzt, die alle, wenn auch nach verschiedenen Richtungen hin, auf Beachtung Anspruch erheben können. „Meine Absicht war," hebt Köhler im Vorworte hervor, „die verschiedenen Strömungen innerhalb der katholischen reformationsgeschichtlichen Forschung an typischen Beispielen klar zu machen; auf absolute Vollständigkeit kam es mir daher nicht an, wohl aber auf scharfe Herausarbeitung der Typen. Dabei hoffe ich, Licht und Schatten gerecht verteilt zu haben." Die in diesen Worten ausgesprochene Einschränkung des oben angeführten Untertitels erspart mir die Mühe des Hin- und Nachweises, daß nur ein Bruchteil der beachtenswerten Forschungen auf katholischer Seite in das Referat hineingezogen worden ist. Da der Vortrag hier in einer für den Druck erweiterten Form vorliegt, so hätte

es nahegelegen, eine etwas größere relative Vollständigkeit zu erstreben, als tatsächlich geboten wird.

Gleich der erste Punkt Hagiographie läßt erkennen, daß Köhler hier nur bescheidene Literaturkenntnisse besitzt und es ihm nicht gelungen ist, eine „scharfe Herausarbeitung der Typen" zu bieten. Ich möchte fast annehmen, daß ihm die Kriterien, nach welchen die Heiligsprechung, namentlich bei Martyrern, erfolgt, überhaupt nicht bekannt sind. Ich bedaure, daß einzelne burschikose Ausdrücke hier sowohl, wie auch an anderen Stellen des Buches den sonst gut stilisierten Vortrag in unliebsamer Weise etwas herabdrücken.

Daß Franz Falk, der es bisher nur bis zum Archivar (ohne eigentliches Archiv) gebracht hat, hier gebührend gelobt wird, ist mir deshalb doppelt erfreulich, weil seine tiefgründigen Studien, die durch ein im Druck befindliches neues Buch über die Verbreitung der Bibel ansehnlich vermehrt werden, in unseren Kreisen noch lange nicht die ihnen gebührende Wertschätzung gefunden haben. Wenn Köhler aber aus den „Bibelstudien" Falks die Folge herleitet, daß nur die „äußere" Kenntnis der Bibel dadurch erwiesen sei, so muß man das als eine ganz oberflächliche und haltlose Behauptung scharf zurückweisen.

Wo wir Köhler auf dogmatischem Gebiete begegnen, darf man auf eine Verständigung mit ihm nicht hoffen. Wenngleich er es weit mehr als die meisten anderen Protestanten versteht, sich in den Lehrinhalt der katholischen Dogmen hineinzudenken, so bleiben ihm doch zahlreiche Begriffe ein Buch mit sieben Siegeln. Das ist eine Folge der mangelhaften Kenntnis der Theologie des Mittelalters. Auf diese Fragen gehe ich darum nicht besonders ein.

Wenn P. Ehrle auf S. 19 zum Archivleiter erhoben wird und S. 65 als Präfekt der Vaticana angesprochen wird, so kann nur eins von beiden richtig sein. Wenn auch Köhler noch nicht selbst in Rom gearbeitet hat, so sollte er

doch aus den von ihm bei dieser Gelegenheit angeführten Büchern wissen, daß P. Ehrle mit der Leitung des Archivs nichts zu tun hat. Desgleichen mußte ihm bekannt sein, daß der verstorbene P. Denifle und nicht P. Ehrle die Herausgabe der Akten des Tridentinums angeregt und in die Wege geleitet hat. Soweit sich einschlägige Akten hierzu auch in der Vaticana finden, hat natürlich P. Ehrle das allen bekannte, weitestgehende Entgegenkommen bewiesen. Die Würdigung, die den katholischen Quellenausgaben zur Reformationsgeschichte von Seiten des Verfassers zuteil wird, berührt außerordentlich sympathisch und zeigt sein Bestreben nach objektiver Würdigung der Leistungen.

Wenn S. 21 Preußen, Oesterreich-Ungarn, Italien, die Niederlande und die Schweiz als Staaten genannt werden, die ein historisches Institut zur Ausbeutung der vatikanischen Schätze errichtet haben, so ist erstens Italien zu streichen und zweitens Belgien und England hinzuzufügen. Aus einem Aufsatze im letzten Hefte der „Civiltà Cattolica" und auch aus anderen Veröffentlichungen weiß man sattsam, daß es nur hie und da einmal einen Italiener gibt, der auf flüchtige Stunden sich im vatikanischen Geheimarchiv blicken läßt. Die Società di storia patria steht den vatikanischen Materialien mit einer an Stupidität grenzenden Gleichgültigkeit gegenüber. Es ist gar nicht zu sagen, wie sehr sich die Italiener an der Geschichte ihres Volkes versündigen dadurch, daß sie aber auch rein gar nichts tun, um die Archivbestände italienischen Charakters kennen zu lernen. Der Grund liegt nicht an der Archivverwaltung, die bekanntlich gar keinen Unterschied der Person macht, sondern allein und ausschließlich an den italienischen Historikern und den Organisationen, die sie sich geschaffen haben.

Die ehrenden Worte, die den katholischen Verlagsfirmen erster Ordnung, soweit sie sich mit Historicis befassen, gespendet werden, sind wohlverdient. Daß Köhler daran ge-

dacht hat, ergab sich aus dem von ihm betonten „gegenseitigen fördernden Konnex“, in dem Autoren und Verleger zu einander stehen.

Es ist eine der Hoensbroechschen Märchen, wenn man von einer starken Zahl katholischer Mitarbeiter am preußischen historischen Institut redet. Während der Direktor, der Sekretär, ein Assistent und 4—5 aller Hilfsarbeiter protestantisch sind, gibt es einen Assistenten und einen Hilfsarbeiter, die katholisch sind. Außerdem ist dem Institut noch ein katholischer Gymnasiallehrer von der Unterrichtsverwaltung lose angegliedert worden, während der zweite derselben protestantisch ist. Wenn Köhler also den Notruf Hoensbroechs wegen „ultramontaner Minierarbeit“ ironisch lächelnd abweist, so hat er dem Kapitolswächter von Groß-Lichterfelde zu seinem vollen Rechte verholfen.

Was über die Bewertung Döllingers von Seiten des Verfassers ausgeführt worden ist, hat Paulus in der Literarischen Beilage zur „Kölnischen Volkszeitung“ (Nr. 32 vom 17. August 1905) richtig gestellt. Die nicht widerspruchslose Beurteilung von Johannes Janssen will ich nur deswegen auf sich beruhen lassen, weil Köhler unumwunden anerkennt, daß Janssen in voller persönlicher Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit seine mächtigen Bände geschrieben hat. Ich möchte nur wünschen, daß sich dieses verständige Urteil auch in allen protestantischen Kreisen einbürgern könnte. Wer Janssen, diese milde und versöhnliche Natur, persönlich gekannt hat, konnte es nie begreifen, daß man ihn persönlich so herunterzureißen wagte, wie es fast allerorten seinerzeit geschehen ist.

Trotz Brieger und Lea — dieser letztere hat über zahlreiche katholische Lehren und Lehrmeinungen mit mehr Kühnheit als Sachkenntnis die merkwürdigsten Urteile gefällt — ist die Geschichte des Ablasses noch zu schreiben. Die geschichtliche Zurückverfolgung der Formel a culpa et poena ist noch

lange nicht abgeschlossen. Namentlich bietet die Zeit des großen Schismas noch eine Fülle ungehobenen Materials. Ich kann im Augenblick nicht sagen, ob das Vorkommen der Formel bei einem vollkommenen Ablaß, der nicht für einen Kreuzzug bewilligt worden ist, über den gran perdono von Aquila hinaus sich zurückverfolgen läßt. Auf jeden Fall ist der theologische Sinn desselben nicht aus der rein sprachlichen Auffassung der Worte im 16. Jahrhundert, sondern aus der theologischen zur Zeit seines ersten Gebrauches herzuleiten. Das ist eine der elementarsten Erfordernisse der Kritik und Methode. Und das ist von protestantischer Seite bisher nie geschehen und darum entstehen jene Zerrbilder von der Ablaß- und Bußdisziplin, wie sie sich überall und, um nur einen zu nennen, auch bei Harnack finden. Daran sehen wir, um ein Wort Köhlers hierauf anzuwenden, „die schlechthinnige Unfähigkeit des Verständnisses“.

Fast der größte Teil der Ausführungen des Verfassers ist den zahlreichen Arbeiten von Nicolaus Paulus gewidmet. Seine Polemik gegen das, was dieser über die Reue und das Bußsakrament beigebracht hat, muß ich als den schwächsten Abschnitt des ganzen Buches bezeichnen. „Bestenfalls kann die Galgenreue Ausgangspunkt werden für eine vollkommene Reue — das ist das einzig Berechtigte an Paulus Apologie — aber dann wird gerade das Entscheidende, die magische Umwandlung, ausgeschaltet werden müssen.“ Diese Worte zeigen zur Genüge, daß auch mit Köhler kein Einverständnis über an sich klare theologische Begriffe zu erzielen ist, wenn es sich um Reue und Buße handelt. Die elegische Klage Köhlers in Anmerkung 91 hat Paulus in der oben genannten literarischen Beilage in humorvoller Weise ad absurdum geführt. Das geht doch einem jeden so und Köhler selbst verbreitet sich mit einiger Behaglichkeit über Aussprüche von Spahn und anderen, scheint es aber den Katholiken fast zu verübeln, wenn sie ihn in den „Bravourstücken der Polemik“

als Kronzeugen anführen. Oder schreibt er etwa nur für die protestantischen Historiker und Prediger?

Gewundert habe ich mich nicht wenig, daß Ravaillac und Clement, die Bartholomäusnacht und der Tod des Kyrillos Lukaris noch nach Rezepten erörtert werden, wie sie Huber beliebte und allenfalls Hoensbroech nicht übel zu Gesichte stehen. Daß Köhler aber sich so ausdrücken konnte, zeigt, daß er die hierher gehörige Literatur wohl nur sehr oberflächlich und schlecht kennt. Solche Mätzchen sucht man eigentlich nicht bei ihm.

Früher hatte der Verfasser Denifles Lutherbuch scharf kritisiert. Das war sein gutes Recht. Daß er aber hier, wohl nur unter dem Einflusse und der Art der Zusammensetzung seiner Zuhörerschaft dasselbe ein „Pamphlet schmutzigster Art", einen „Wutausbruch" nennt, muß auf das äußerste befremden. Ich hätte Köhler für vornehmer gehalten. Dabei wird vom „Stillstand der katholischen Lutherforschung während nahezu 5 Jahrhunderten" gesprochen. Man rechne: 1517—1905 = nahezu 5 Jahrhunderte! Diese Kennzeichnung Denifles und seines Werkes wird auch nicht gemildert dadurch, daß Köhler den „Wutausbruch" als „subjektiv ehrlich gemeint" hinstellt. Das sieht beinahe so aus, als ob er sich damit das Recht des Gebrauches solcher Ausdrücke höchst minderwertiger Art hätte erkaufen wollen.

Gerhard Fickers Buch: „Das ausgehende Mittelalter und sein Verhältnis zur Reformation" überhaupt anzuführen und als wissenschaftliche Leistung zu betrachten, hätte der Verfasser besser unterlassen sollen. Es gibt wenig Bücher, die so „unbeeinflußt von Detailkenntnissen" geschrieben sind, wie gerade dieses. Der junge Herr hätte besser getan, diese seine Konferenzweisheit von Braunschweig nicht vor das große Publikum zu bringen.

Gegenüber der von Köhler konstruierten und Janssen, Denifle und anderen unterlegter Alternative: Hie (Mittelalter)

Licht, hie (Reformation) Schatten, behauptet er: Hie auch Licht, hie auch Schatten. Dieses „auch" ist natürlich nach beiden Seiten hin zu schwach, wie die Geschichte klar ausweist. Als Schlußfolgerung aus dieser seiner Formulierung ergibt sich bei ihm der für einen protestantischen Theologieprofessor immerhin recht bemerkenswerte Satz: „Denn sie bewahrt vor Unterschätzung des mittelalterlichen Katholizismus und Ueberschätzung des Lutherschen Protestantismus." Was sein Zuhörerkreis zu diesem für ihn sehr gewagten Ausspruche gesagt hat, ist nicht überliefert worden. Einen weiteren bemerkenswerten Satz schreibt Köhler Seite 52: „Gerne, und nicht nur in populären Schriften, führt man die moderne Kultur im weitesten Sinne, paritätischen Staat mit Gewissensfreiheit, freie Wissenschaft, kurz die gesamte ungehemmte Entfaltung wirtschaftlicher und sozialer Kraftzentren auf Luther zurück. Die katholische reformationsgeschichtliche Forschung leistet demgegenüber einen sehr wertvollen, weil sehr richtigen Bremserdienst. . . . Die moderne Kultur mit ihrem Emanzipationsgelüste von nicht nur theologischer, sondern christlicher Bevormundung wurzelt nicht in der Reformation, sondern in Humanismus und Aufklärung; . . . wie es der geschichtlichen Erfahrung entspricht, die keine Radikalbrüche kennt, hat die Reformation noch manche mittelalterliche Eierschale mitgeschleppt." Die äußerst lesenswerten Ausführungen auf Seite 56—59 verdienten es, vom Verfasser in ausführlicher Weise begründet zu werden. Unternähme er diese Sonderuntersuchung, so würde er sich dem Janssen'schen Standpunkt ganz bedeutend nähern, aus dem einfachen Grunde, weil die protestantischen Visitationsakten, soweit sie veröffentlicht sind, fast nur sittlich unerfreuliches zu berichten wissen. Der milde Ausdruck: Ethischer Laxismus würde dann gewiß eine Fassung erfahren, die wesentlich schärfer lauten müßte.

Bei dem Lobe, das der Arbeit „Luthers Lebensende" von Paulus gespendet wird, findet sich die Bemerkung, daß

der Nachweis des natürlichen Todes Luthers „für den Protestanten ja längst anderweitig“ festgestanden habe. In dem festen Glauben an den natürlichen Tod: concedo, im völlig schlüssigen historischen Beweis: nego. Es wäre interessant zu erfahren, wie Köhler diese seine Behauptung zu rechtfertigen vermöchte.

Ich hätte noch mancherlei über das Büchlein zu sagen, will aber hiermit schließen. Dem Verfasser kann ich zu der Offenheit, mit der er eingerosteten protestantischen Vorurteilen entgegentritt, nur meinen Glückwunsch aussprechen. Weil er den Grundsatz so nachdrücklich vertritt, daß man des Gegners tüchtige Leistungen auch dankbar anerkennen müsse, vermag man mit ihm sich viel leichter zu verständigen als mit hunderten seiner Glaubensgenossen; daß seine Methode der Betrachtung geschichtlicher Forschungen eine praktische Irenik von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, verpflichtet mich auf die Schrift mit dem Wunsche aufmerksam zu machen, daß sie in katholischen Kreisen fleißig gelesen werden möge. Nicht die Moles des Buches macht seine Bedeutung aus, sondern der Geist, der aus ihm spricht.

XLIII.

Der Friede und seine für Japan und Rußland vorteilhaften Bedingungen.

Der Wunsch aller wahren Freunde Japans und Rußlands, welche den Ausbruch des Krieges beklagten und über die Halsstarrigkeit des russischen Bureaukratismus ungehalten waren, ist in Erfüllung gegangen; der Friede zwischen beiden Mächten ist gesichert, wenn auch manche wichtige Fragen nicht erledigt sind. Unsere Zeit kann sich dazu Glück wünschen, daß es dem Friedensvermittler gelungen ist, die Gesandten der beiden Mächte einander in so kurzer Zeit näher zu bringen, daß nicht, wie in früheren Friedensschlüssen, Wochen und Monate verstrichen, bevor man sich verständigte, daß man die Verhandlungen nicht in die Länge zog, weil man sich von der Zögerung besondere Vorteile versprach. Der Präsident Roosevelt hat zu seinen vielen Verdiensten um das Wohl der Völker ein neues hinzugefügt dadurch, daß er seine ganze Autorität einsetzte, um annehmbare Bedingungen zu erlangen. Er konnte die Rolle eines Schiedsrichters übernehmen, weil er das Vertrauen Japans und Rußlands besaß, und einen so großen Einfluß üben, weil den kriegführenden Mächten viel daran lag, sich die Sympathien der Vereinigten Staaten zu erhalten. Manche Freunde Japans werden ungehalten sein, daß dasselbe seine großen Siege nicht ausgenützt und das Schwert in die Scheide gestoßen, bevor der russische Koloß zertrümmert war. Wir werden zeigen, daß Japan die unter den gegenwärtigen Umständen größtmöglichen Vorteile aus dem Frieden zieht, daß die Niederwerfung der russischen Macht für die Japaner unmöglich war.

Wenige der von Frankreich und Preußen in den drei letzten Jahrhunderten geführten Eroberungskriege haben den Siegern denselben Länderzuwachs eingebracht, wie der von Japan gegen Rußland geführte Krieg. Japan erhält die Hälfte der Insel Sachalin, das Protektorat über Korea, die chinesische Provinz Liaotung mit Port Arthur, Dalny nebst anderen Rechten; ferner einen Teil der Mandschurei. Eine Zahlung der Kriegskosten von dem besiegten Feinde zu verlangen, war jedenfalls eine sonderbare Zumutung und mußte den russischen Nationalstolz beleidigen. Die Japaner mochten sich auf den Vorgang Deutschlands berufen, das außer der Abtretung von Elsaß-Lothringen noch eine Entschädigung von 5 Milliarden erhielt. Diese Forderungen waren so unweise, daß die deutschen Diplomaten dieselben schon oft bereut haben. Man kann nicht umhin, die Mäßigung und Klugheit Japans zu bewundern, daß es die Forderung, welche es, um dem japanischen Patriotismus zu schmeicheln, aufgestellt hatte, so bald aufgab und den Mut hatte, dem Volkswillen entgegenzutreten. Die Kriegspartei in Rußland würde sich nie zu solchen Bedingungen herbeigelassen und ihre Niederlage praktisch anerkannt haben, wenn das russische Volk nicht so entschieden den Krieg mißbilligt und einen schleunigen Frieden verlangt hätte. Das war ein großer Vorteil für Japan und weit wertvoller als seine Siege über die russischen Armeen und Flotten, aber nur solange, als das russische Volk die Ueberzeugung hegte, daß Japan nur einen annehmbaren Frieden, nicht aber die Demütigung Rußlands wünsche. Bestand Japan auf der Kriegsentschädigung, so war es für die russische Kriegspartei ein Leichtes, den Patriotismus aller Russen zu entflammen und einen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervorzurufen. Der Krieg hätte, wenn er fortgesetzt worden wäre, einen ganz anderen Charakter angenommen und wäre seitens der Russen ein Nationalkrieg geworden. Die russischen Generale hätten sich auf einen Verteidigungskrieg beschränkt und gedeckt durch

den Fluß Sungari und in festen Stellungen die Angriffe der Japaner abgewartet. Alle die Vorteile, welche die Japaner in dem früheren Feldzuge vorausshatten — eine gute Operationsbasis, eine ungestörte Verbindung mit dem Mutterlande wären verloren gegangen. Statt mit überlegener Macht den Gegner anzugreifen, wären sie voraussichtlich genötigt worden, ihre Positionen gegen immer frische Truppen, welche der Feind nachsenden könnte, zu verteidigen. Mißerfolge oder Niederlagen hätten die vorher so kriegslustigen Truppen entmutigt und die Friedenspartei in Japan gestärkt. Das Kriegsglück ist bekanntlich sehr wandelbar und verläßt den Sieger auf eine ganz unerklärliche Weise. Unter diesen Umständen erklärt sich die große Nachgiebigkeit der Japaner ganz leicht. Die Siege der Japaner wären im besten Falle Pyrrhussiege gewesen, die Japan seiner besten Soldaten beraubt, Rußlands Stellung aber keineswegs erschüttert hätte. Der Hauptgrund der Nachgiebigkeit ist jedenfalls die finanzielle Erschöpfung des Landes und die Unmöglichkeit, die Steuern höher hinaufzuschrauben, ferner das Widerstreben der großen Bankiers, den Japanern unter günstigen Bedingungen Anleihen zu machen. Wir brauchen nicht allen an der Börse zirkulierenden Gerüchten Glauben zu schenken, denn die Börsenmänner sind für Rußland gegen Japan eingenommen, und haben absichtlich auf letzteres Druck geübt, um einen für Rußland annehmbaren Frieden zu erhalten, der für sie kaum notwendiger ist als für ihren Schuldner. Die Panik des großen Publikums, das im Besitze russischer Wertpapiere ist, ließ sich nicht länger verhindern, der Friede war das einzige Mittel, die aufgeregten Gemüter, namentlich in Frankreich, zu beruhigen. Das sagt jedem der gesunde Menschenverstand, daß eine Regierung, die ungefähr das Doppelte ihres jährlichen Einkommens, d. h. 100,000,000 Pfd. Sterl. für den Krieg ausgibt, eine große Schuldenlast anhäuft und nicht daran denken kann, dieselbe ad indefinitum zu vermehren. Japan hatte wahrscheinlich darauf gerechnet, daß

England entweder offen oder insgeheim Subsidien zahlen oder China ermutigen würde, gemeinsam mit Japan gegen Rußland vorzugehen. Da diese Hoffnung fehlgeschlagen, sieht es sich in der Notlage, den Frieden anzunehmen. Wir werden unten zeigen, daß die Isolierung eher ein Vorteil als Nachteil war, daß die von Gegnern unverhohlen zur Schau getragene Schadenfreude über den Bankerott, dem Japan entgegengehe, unbegründet ist. Eine Schuldenlast von einigen Milliarden Mark wäre für Japan vielleicht unerschwinglich, wenn sich ihm keine neuen Hilfsquellen eröffneten; aber da es durch den Frieden in den Stand gesetzt wird, seine Waren in den Nachbargebieten abzusetzen und in dem ihm abgetretenen Gebiet manche Rohprodukte findet, die früher eingeführt werden mußten, so ist ein Aufschwung von Handel und Industrie unvermeidlich. Ein Jahr des Friedens und der Sammlung wird Japan voraussichtlich größere zeitliche Vorteile bringen als einige Milliarden, die bekanntlich für Deutschland kein Segen gewesen sind.

Nur unter einer Voraussetzung, die jedoch höchst unwahrscheinlich ist, wäre der Friede eine unkluge Maßregel, wenn Rußland sofort Vorbereitungen zum Revanchekrieg träfe. Daran ist vorläufig nicht zu denken, denn Rußland bedarf der Ruhe, die große Mehrheit seiner Bevölkerung wird durch chronische Hungersnöte dezimiert und hat nicht genug zum Leben und zum Sterben, die Willkürherrschaft der Beamten hat alle Bande der Zucht gelöst, den alten Institutionen muß neues Leben eingegossen, ein neuer Beamtenstaat muß geschaffen werden. Die unumgänglich notwendige Neuordnung fordert viel Zeit und kann während eines äußeren Krieges nicht bewerkstelligt werden. Wo die russischen Politiker auf heftigen Widerstand stoßen, pflegen sie nicht ein zweites Mal anzugreifen, sondern warten ruhig die günstige Gelegenheit ab. Nach dem, was wir früher gesagt, ist es sogar wahrscheinlich, daß Japan und Rußland eine Allianz eingehen, Japan hat demnach klug daran ge-

handelt, daß es dem Gegner eine goldene Brücke zum Rückzug geschlagen hat. Eine Zurückweisung der Friedensbedingungen hätte zunächst den Präsidenten Roosevelt und die Vereinigten Staaten entfremdet, dann die übrigen europäischen Mächte mit Mißtrauen erfüllt und sie geneigt gemacht, Rußland zu unterstützen und den Lokalkrieg zu einem Weltkrieg zu machen. Aus der Nachgiebigkeit des kleinen Inselreiches den Schluß zu ziehen, daß die gelbe Gefahr einfach ein Hirngespinst gewisser Schwarzseher sei, ist eine gewagte Behauptung. Warum sollte ein begabtes Volk, daß in weit kürzerer Zeit als irgend eine Nation des Altertums oder der Neuzeit aus einem Zustand der Barbarei zu einer hohen Kulturstufe sich erschwungen hat, sich nicht an die Spitze der asiatischen Völker stellen und die Europäer zurücktreiben? Einer unserer Publizisten, der überall die schlimmen Einflüsse Englands wittert, hat die wunderbare Entdeckung gemacht, daß England das winzige Japan in seiner Großmannssucht bestärkt und zum Kriege gegen Rußland aufgereizt habe, daß das bankerotte Japan unfähig sei, sich wieder zu erheben. Beides sind törichte Einfälle und zeigen die Unwissenheit des Verfassers. England wußte so wenig wie irgend ein anderer Staat, wie weit Japan dem Gegner überlegen war. Ein Krieg war ihm ebenso unwillkommen wie Frankreich. Die Behauptung, England hätte seinen einzigen Bundesgenossen zum Krieg aufgereizt, um ihn zu verderben, ist der Gipfel des Wahnsinns. Diese weitausschauende Politik, die den Engländern unterschoben wird, widerstreitet ihrem Opportunismus und ihrer Gewohnheit, erst im letzten Augenblick zu handeln. Befände sich Japan wirklich in so großer Notlage, daß es nicht einmal die Mittel hätte, die reichen Hilfsquellen der eroberten Gebiete auszunützen, so würde ihm England sicher die nötigen Kapitalien gewähren. Die Russophilen übertreiben offenbar die Finanznot Japans und unterschätzen die Ausgaben Rußlands. Nach ihnen soll Rußland auf seine Truppen und seine Flotte nicht mehr Geld verwendet haben als Japan.

Das ist rein unmöglich. Die russischen Verluste an Geschützen, Munition und Lebensmitteln, welche in die Hände der Japaner fielen, waren ungeheuer und sind offenbar den Russen selbst nicht bekannt. Rechnet man dazu, was sie selbst zerstört haben, um es nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, dann wird man kaum irre gehen, wenn man die russischen Ausgaben für den Krieg als das Dreifache der japanischen bezeichnet. In ihren Berechnungen haben die Japaner einen Faktor — die Börsenmänner außer Acht gelassen. Sie glaubten zuversichtlich, eine russische Anleihe würde nach den ersten Niederlagen nicht gezeichnet werden, sie selbst aber würden so viel Geld, als sie nur wünschten, und zwar unter den günstigsten Bedingungen erhalten. Sie täuschten sich hierin, wie Ludwig XIV. in den Kriegen gegen England unter Wilhelm III. und Anna 1688—1713. Das Verdienst des Zaren und seiner Ratgeber ist sehr gering. Sie hatten solche Schulden kontrahiert, daß die Börsenmänner sie ohne sich zu Grunde zu richten, nicht im Stiche lassen konnten, sie vielmehr herausreißen mußten. Die Bankiers werden in ihren Transaktionen mit Rußland keinen Schaden leiden, ob aber die Aktionäre gut daran tun, an die Unerschöpflichkeit der Hilfsquellen des nordischen Reiches zu glauben, ist eine Frage, die sich diskutieren läßt.

Japan wird voraussichtlich aus dem Frieden größere Vorteile ziehen als Rußland, weil es pflichttreue Beamten, eine gute Verwaltung und eine erleuchtete Bevölkerung besitzt, welche ängstlich bemüht ist, die Errungenschaften der europäischen Kultur sich anzueignen. Dieses Streben, Fortschritte zu machen, hinter den Europäern nicht zurückzubleiben, der Ehrgeiz, die Führerrolle für Asien zu übernehmen, wird wahrscheinlich zur Abstreifung und Ausrottung einiger nationaler Fehler — der Unsittlichkeit, des Selbstmordes, der herzlosen Behandlung des weiblichen Geschlechtes durch das männliche führen. Wir Europäer haben uns so lang mit dem Gedanken geschmeichelt, die einzigen zur Herrschaft über

die Welt berufenen Wesen zu sein und die Asiaten als unsere Werkzeuge zu betrachten, obgleich wir vielfach, ohne es zu wissen, von einer handvoll von Juden, die ihren orientalischen Charakter nie verleugnet haben, wie Marionetten hin und hergeschoben wurden, daß wir an die große Zukunft einer asiatischen Nation nicht glauben können. Es ist jedoch eine unleugbare Tatsache, daß den großen Nationen sich ein Volk beigesellt hat, dem wir in Europa kein ähnliches entgegenstellen können, das mit seltener Kriegserfahrung eine so bedeutende Staatskunst an den Tag gelegt hat. Was die Japaner auf diesen Gebieten geleistet, das dürfen wir von ihnen auch auf dem Gebiet der Industrie erwarten. Voraussichtlich werden sie sich nicht bloß auf Nachahmung der Europäer beschränken, nicht bloß wohlfeile Waren wie bisher produzieren, sondern auch Neues schaffen. Wie verächtlich sprachen nicht Engländer und Franzosen, ja die Deutschen selbst von den deutschen Fabrikaten. Unsere Industriellen ließen sich durch den zum Teil berechtigten Tadel nicht entmutigen nnd fuhren fort zu lernen und zu experimentieren, tüchtige Talente anzuziehen, mit dem Experiment und der Praxis die gelehrte Forschung zu verbinden. Der Lohn blieb nicht aus, die Deutschen machten große Entdeckungen, die die wohlfeilere Herstellung mancher Produkte ermöglichten, und wurden die Lehrmeister des übrigen Europa. Literatur und Kunst setzen meist einen gewissen Wohlstand und eine höhere Entwicklungsstufe voraus. Auch auf diesem Gebiete dürfen wir von Japan Großes erwarten. Europa wird seine herrschende Stellung in Asien einbüßen; es hat wenig getan, seine Wirksamkeit zu einer segensvollen zu machen, wie wir in diesen Blättern nachgewiesen haben. Die Engländer, Franzosen, Holländer haben die unter ihrer Herrschaft stehenden Länder so schlecht regiert, ihre Untertanen so schlecht angeleitet, daß sie ihnen behufs Erhaltung der Ordnung und des Friedens das Recht der Selbstverwaltung nicht zu gewähren wagen. —nn.

XLIV.

Der Reformkatholizismus und die bayerischen Landtagswahlen.

(Eine Zuschrift.)

In den letzten Jahrzehnten sind in Deutschland mehrfach Männer aufgetreten, die über die Lage des deutschen Katholizismus in mehr oder weniger ausführlicher Weise ihre Ansicht und ihr Urteil abgaben. Zu den bemerkenswertesten Erscheinungen dieser Art gehören ohne Zweifel die Artikel des verstorbenen Hofrates Kraus in Freiburg, die sogenannten Spectatorbriefe der Münchener Allgemeinen Zeitung. Weitaus die meisten anderen derartigen Versuche einer Beurteilung der Lage der katholischen Kirche Deutschlands stehen mehr oder weniger unter dem Einfluß der von Kraus geübten Kritik.

Will man in einem Satze das zusammenfassen, was Kraus und seine Anhänger in dieser Frage urteilen, so ist es wohl die Befürchtung, daß der sogenannte politische Katholizismus den religiösen Katholizismus ungünstig zurückdränge, daß beide miteinander nicht vereinbar seien, ja, daß man den sogenannten politischen Katholizismus eigentlich als etwas Verderbliches, als einen Mißbrauch der Religion im Interesse politischer Tendenzen verwerfen müsse. Manche andere Ausstellungen, die gemacht werden, haben nicht an-

nähernd die Bedeutung und sind nicht so folgenschwer als der eben angegebene Satz.

Eine Richtung im katholischen Deutschland, der man den nicht recht passenden, aber nun einmal adoptierten Namen der „Reformer" gegeben hat und die besonders in Süddeutschland hervortritt, hat sich gleichfalls zum Schildträger dieses Satzes gemacht. Wenn man die diesbezüglichen Erörterungen der sogenannten Reformer liest, wird man unwillkürlich an die Zeit erinnert, in der Döllinger das große Wort sprach, daß Tausende hinter ihm ständen. Mit einer erstaunlichen Sicherheit und souveräner Verachtung aller Andersdenkenden werden die Ansichten einiger Männer so vorgetragen, daß Fernerstehende glauben möchten, es ständen wirklich „Tausende" hinter ihnen. Die Antwort auf die Behauptung Döllingers ist seinerzeit nicht ausgeblieben. Zu spät hat damals der Münchener Gelehrte erkennen müssen, daß sich die Dinge vom Schreibtisch eines Professors aus vielfach ganz anders darstellen, als sie wirklich sind, und daß die Ansichten eines bedeutenden Mannes, der sich auf den Höhen der Wissenschaft isoliert, oft im Widerspruch zu dem stehen, was die weiten Kreise des katholischen Volkes empfinden und denken. Wie damals — so auch jetzt. Die Antwort auf das neue Kraussche Dogma, das auch von den sogenannten Reformern als reine Wahrheit und als die Ansicht der erleuchteten Geister in Deutschland verkündigt wird, ist auch jetzt nicht ausgeblieben. In dieser Hinsicht ist der neueste, glänzende Wahlsieg der Zentrumspartei in Bayern ein Ereignis von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Wer jemals eine lebhaft geführte Wahlkampagne aktiv mitgemacht hat und sie nicht bloß aus unnahbaren Fernen beobachtete, der weiß, daß zu einem solchen Siege, wie ihn jetzt das Zentrum in Bayern errungen hat, eine Anspannung und eine Mitarbeit der weitesten Kreise notwendig ist. Bei einer so elementaren Kundgebung, wie der letzte Wahlsieg

des Zentrums in Bayern ist, sind tatsächlich nicht bloß einige Kreise des katholischen Volkes beteiligt gewesen, man kann wohl sagen, fast das ganze katholische Volk ist dabei in Aktion getreten. Es ist völlig klar: Von der vermeintlich notwendigen Unterscheidung zwischen religiösem und politischem Katholizismus will man in Bayern nichts wissen; das katholische Volk in seiner erdrückenden Mehrheit hat durch den glänzenden Wahlsieg deutlich zu erkennen gegeben, daß es die Lage der katholischen Kirche in Deutschland besser versteht und richtiger beurteilt als die wenigen sogenannten Reformer.

Die katholische Kirche ist nun einmal eine von Gott selbst gewollte sichtbare Gesellschaft mit einer von ihrem Stifter eingerichteten Organisation, mit einem klar vorgezeichneten Programm, das nicht zur vollen Ausführung gelangen kann, wenn die Kirche sich nicht frei und ungehindert zu entfalten vermag. Die Kirche ist aber hineingestellt in die Welt und wird nach dem Worte des Heilandes von der Welt angefeindet und verfolgt bis an der Zeiten Ende. Jeder treue Katholik, der die Kirche wie seine Mutter liebt, wird sich nicht bloß damit begnügen, von derselben die köstlichen Gaben zu empfangen, die sein religiöses Leben erhalten und ausbauen, er wird auch als Glied der menschlichen Gesellschaft, hineingestellt in den staatlichen Organismus, den ganzen ihm zugebilligten Einfluß aufbieten, damit die Kirche in ihren Rechten nicht gekränkt wird und so nach dem Willen ihres Stifters in der menschlichen Gesellschaft ihre segensreiche Tätigkeit entfalten könne. Das ist politischer Katholizismus und eine solche Tätigkeit ist nicht bloß erlaubt, nein, sie ist Pflicht. Das ist die Auffassung der weitesten Kreise des katholischen Volkes in Bayern, so denken Klerus und Volk, so Bürger und Bauern, so Gelehrte und Adelige in der überwältigenden Mehrzahl. Die trefflichen Ausführungen, in denen Professor Esser aus Bonn im

Jahre 1902 auf der Versammlung der Katholiken Deutschlands die unrichtige Unterscheidung zwischen religiösem und politischem Katholizismus gründlich zurückwies, waren, wie der neueste Wahlsieg des Zentrums in Bayern beweist, nicht bloß seine private Ansicht, sondern stellen sich als den Ausdruck der allgemeinen Ueberzeugung der weitesten Kreise im katholischen Deutschland dar. Hinter den „Reformern" stehen in dieser Frage ebensowenig wie seinerzeit hinter den Ideen Döllingers „Tausende".[1]) Das ist das höchst beachtenswerte und auch trostreiche Moment, das bei dem Wahlsieg des bayerischen Zentrums glänzend hervortritt.

Jüngst hat die „Kölnische Volkszeitung", die längst nicht bloß ein führendes Zentrumsorgan, sondern ein einflußreiches Weltblatt geworden ist, ein „Mahnwort an die Reformer" gebracht. Es ist in diesem Artikel nur eine Seite des sogenannten Reformkatholizismus berührt worden, die Stellung dieser modernen Richtung zu der kirchlichen Wissenschaft. Jedoch, bei dieser Bewegung handelt es sich nicht ausschließlich um das Interesse der Wissenschaft, wie auch bei der Auseinandersetzung mit den sogenannten Reformern nicht bloß die theologische Wissenschaft und das Lehramt der Kirche beteiligt sind. Neben der katholischen Wissenschaft gibt es auch ein katholisches Leben, eine katholische Lebensauffassung, eine aus dem Glauben entsprungene katholische Weltanschauung. Wenn gewisse Ideen der sogenannten Reformer gegen die katholische Lehre verstoßen mögen, so mag immer die katholische Wissenschaft, und wenn es nottut, das Lehramt der Kirche dazu Stellung nehmen. Bei vielen

---

1) Kraus selbst hat einmal mißmutig gestanden, daß Bismarck, dem er seine Ansichten vorgetragen, ihm erwidert habe, das sei ja alles recht schön, um das unbequeme Zentrum matt zu setzen. Es ständen aber hinter Kraus nur einige Gelehrte, wenn er ein Dutzend Pfarrer für sich habe, würde das ihm viel wichtiger sein.

sogenannten Reformideen handelt es sich aber in hervorragender Weise auch um die Anwendung der katholischen Gedanken auf das öffentliche Leben. Gerade die katholischen Männer, die durch ihren Beruf mitten im Volke stehen und die aus Ueberzeugung an den Kämpfen des öffentlichen Lebens Anteil nehmen, können nimmer zulassen, daß eine kleine Schar unautorisierter Ratgeber in diesen Dingen ein Programm proklamiere, das in seiner Anwendung und praktischen Durchführung auf die Dauer ein zielbewußtes Auftreten im politischen Leben unmöglich machen muß.

Was wird aus der politischen Vertretung der deutschen Katholiken werden, wenn es den sogenannten Reformern gelänge, in der angeregten Frage mit ihrer Ansicht durchzudringen? Das ist eine Erwägung, die alle katholischen Politiker in Deutschland auf das lebhafteste interessieren muß. Sollten wirklich die breiten Massen unseres katholischen Volkes von der Verwerflichkeit des sogenannten politischen Katholizismus sich überzeugen lassen, so würde dadurch die Existenz und Fortdauer der politischen Partei in Deutschland auf das Höchste gefährdet, die allein als treue Wächterin dasteht zur Hütung und Sicherung der Rechte unserer heiligen Kirche. Eine freie Entfaltung der Kirche im modernen, konstitutionellen Staatenleben Europas ist nur dann garantiert, wenn die Katholiken auch in den staatlichen Organismus tätig miteingreifen, wenn sie in allen Fragen, die das Leben der Kirche berühren, fest und bestimmt die staatlich zuerkannten Mittel benutzen, um als politische Partei wie die anderen Volksrechte, so auch die Rechte der Kirche zu verteidigen. Eine Richtung, die durch das Schlagwort des politischen Katholizismus die politische Betätigung der deutschen Katholiken als im Widerspruch mit dem religiösen Ideal hinstellt, müßte, wenn sie zum Siege gelangt, notwendig zum Ruin des Zentrums führen. Es ist das große Verdienst der bayerischen Zentrumsanhänger, daß durch den

jüngsten Wahlsieg der Beweis geliefert worden ist, daß eine solche Möglichkeit für Bayern wenigstens zunächst nicht vorliegt. Weil gerade in Süddeutschland die sogenannten Reformer besonders laut ihre Stimme erschallen lassen, ist diese Tatsache doppelt wertvoll. Dennoch kann eine weitere Ausbreitung solcher Grundsätze, namentlich bei der leicht entzündbaren Jugend nur höchst schädlich wirken und muß deßhalb allüberall gebührend zurückgewiesen werden. Es liegt hier eine Gefahr für das jetzt noch so machtvoll dastehende Zentrum vor, die angesichts der drohenden Zeichen der Zeit von niemanden unterschätzt werden darf. X.

XLV.

Die Hofburgkapelle in Wien.[1])

„Die Hofburgkapelle in Wien ist ein großes Heiligtum, eine der ehrwürdigsten Stätten der Welt. Wohin wir uns in derselben wenden, überall umschweben uns die Geister einer großen Vergangenheit.“ Diesen einleitenden Worten des hochw. Herrn Verfassers kann man voll und ganz zustimmen. Darin liegt auch die Berechtigung, daß dieser schlichten, gotischen Kapelle, die ja an Glanz und Größe von vielen Kirchen Wiens übertroffen wird, ein so umfangreiches, schön ausgestattetes

---

1) Die k. u. k. Hofburgkapelle und die k. u. k. geistliche Hofkapelle. Von dem k. u. k. Hofprediger und o. ö. Univ.-Prof. P. Cölestin Wolfsgruber. Mit 11 Tafeln und 34 Abbildungen im Texte. Wien 1905. Verlag von Mayer & Co.

Buch gewidmet ist. Der hochw. Verfasser hat sich bekanntlich schon in mehreren größeren Werken mit der vaterländischen Geschichte eingehend beschäftigt, seine Eigenschaft als Hofprediger und Hofkaplan, dem alle archivalischen und anderen Schätze offen stehen, ließ ihn als besonders geeignet und berechtigt erscheinen, die Geschichte des Kleinods der Kaiserburg zu Wien zu schreiben. Mit vollen Händen schöpft denn auch der gelehrte Verfasser in den Vorräten, die ihm zu Gebote standen. Die Vorgeschichte der Burgkapelle führt auf die Babenberger zurück, Leopold VI., der Glorreiche, baute die „neue Burg" 1221, Herzog Rudolf der Stifter begabte die schon von seinem Vater Albrecht I. reich bestiftete Kapelle aufs neue. Die älteste erhaltene Originalurkunde ist von Albrecht I. auf dem Reichstage zu Nürnberg 1298 ausgestellt, sie bezieht sich auf ein Privilegium, welches das zur Burgkapelle gehörige Hofgesinde der eigenen Gerichtsbarkeit des Herzogs oder dem Hofgerichte unterstellt, mit nur wenigen Ausnahmen. Der älteste Ablaßbrief ist von Avignon aus datiert, vom 15. Oktober 1347, achtzehn um den Papst Clemens VI. daselbst versammelte Bischöfe verliehen den Ablaßbrief. Von diesen ältesten Urkunden anfangend entrollt uns der Verfasser das Bild des allmählichen Anwachsens des Besitzes der Hofburgkapelle. Quellenmäßig sind alle Stiftungen nachgewiesen, die Stiftbriefe sind wörtlich mitgeteilt. Außer den fürstlichen Personen beteiligten sich auch Priester, Adelige und Bürger an diesen Stiftungen und noch viel zahlreicher an den Schenkungen in Häusern, Weingärten, Gütern rc. bestehend. Die vollständig angeführten Urkunden lassen manche interessante Blicke in das wirtschaftliche Leben jener Zeiten tun, für die Lokalgeschichte Wiens und seiner alten Geschlechter sind sie sehr lehrreich und mögen manchen unerwarteten Aufschluß geben. Jedenfalls sind alle diese Nachrichten ein glänzendes Zeugnis für die aufrichtige Frömmigkeit, wie für die Opferwilligkeit der Herrscherfamilie und der Bewohner des alten Wien. Manche Urkunden heimeln uns besonders an wegen der Treuherzigkeit und Schlichtheit ihrer Sprache.

Nicht minder interessant sind die Beziehungen zu den Zeitereignissen, die sich in der Geschichte der Kapelle spiegeln.

Gar manche Freuden- und Schmerzensthräne wurde vor dem Altare der Hofburgkapelle geweint. Frohe Hochzeiten wurden in kaiserlichem Glanze gefeiert, manche Hoffnung des Landes wie der Herrscherfamilie wurde hier unter düsteren Trauerfeierlichkeiten zu Grabe getragen. Ein ganz besonderes Interesse bietet die Regierungszeit jener österreichischen Herrscher, die sich um die katholische Religion soviel Verdienste erwarben, wie Ferdinand II.; die Geschichte jenes Kruzifixes, das nach der Ueberlieferung zum Kaiser die Worte gesprochen hat „Ferdinande non te deseram", wird hier ausführlich mitgeteilt; heute ist das „Ferdinandskruzifix" dem Tabernakel des Hochaltares eingefügt. Wir lernen auch eine Anzahl verdienter und berühmter Prediger aus der Zeit der Gegenreformation kennen, einzelne Predigten werden wörtlich mitgeteilt, interessante Dokumente jener Zeit. Besonders reich an Mitteilungen ist dann die Zeit der Kaiserin Maria Theresia, da werden große Feste geschildert, die mit aller Pracht des damaligen Zeremoniells vollzogen wurden, so Taufen der kaiserlichen Kinder, Toisonämter, Trauerfeierlichkeiten usw.

Die Regierungszeit Kaiser Josephs war für die Hofburgkapelle eine kritische, sein auf Neuerungen und beständige Umänderungen gerichteter Sinn befaßte sich schon mit dem Plane, die Hofburgkapelle gänzlich aufzuheben. Kaiser Franz I. hingegen war ein großer Wohltäter derselben, für die er ein inniges Interesse hatte; doch litt die Kapelle sehr unter den schweren Kriegszeiten jener Tage. Ganz besonders tritt in dem Buche Wolfgrubers der fromme Sinn der hohen Frauen aus dem Hause Habsburg zu Tage, sie stifteten Messen, gründeten innerhalb der Burg mehrere Kapellen, spendeten Paramente, kirchliche Geräte aus Gold und Silber, die sie nicht selten mit den Edelsteinen ihres Schmuckes verzieren ließen.

So führt denn der Verfasser die Geschichte der Wiener Hofburgkapelle durch sieben Jahrhunderte hindurch bis auf die Gegenwart. Daneben läuft die Geschichte der Hofgeistlichkeit, wie schon der Titel sagt, von den ersten Hofkaplänen der Babenberger angefangen bis auf den heutigen Burgpfarrer,

den Hochwürdigsten Herrn Bischof Dr. Laurenz Mayer, dem das interessante und gelehrte Werk gewidmet ist. Der Umschlag, dessen Decke mit Ornamenten in gotischem Stile, von Architekt Jordan gezeichnet, geschmückt ist, entspricht dem Stile der Kapelle; die zierliche Vorderansicht des ehrwürdigen Baues, die dem durch die Höfe der Burg wandernden Publikum nur teilweise sichtbar ist, zeigt das schöne Titelblatt von der Hand desselben Künstlers. Unter den vielen Illustrationen, die das Buch schmücken, erwähnen wir eine Darstellung des Inneren der Kapelle anläßlich der Erbhuldigung Kaiser Josephs I. als Erzherzog von Oesterreich, 1703.

Ueber die Entstehung und Ausbildung der Hofmusikkapelle, der „Cantores“ gibt das Buch gleichfalls Aufschluß.

Es konnte hier nur einiges von dem reichen Inhalt des Werkes angedeutet werden, das für jeden, der sich mit der Geschichte der Hofburgkapelle beschäftigen will, ein unerläßliches Quellenwerk ist und daneben noch eine Fülle von Material für den Lokalhistoriker enthält.

Da dem Volke doch auch die Kenntnis und das Verständnis für die Geschichte so denkwürdiger Stätten, wie die Burgkapelle es ist, zu wünschen wäre, so entschließt sich der Verfasser vielleicht, gelegentlich eine Art Führer zu schreiben, der dann auch dem ungelehrten, aber doch wißbegierigen Besucher der Hofburgkapelle das Wissenswerteste mitteilt. S. Görres.

XLVI.

Das Erwachen der deutschen Katholiken im 19. Jahrhundert.

Vor sieben Jahren hat der bekannte französische Publizist Georg Goyau über den Protestantismus in Deutschland ein Buch veröffentlicht, das bereits in vierter Auflage erschienen ist. Die von der französischen Akademie preisgekrönte Schrift fand auch diesseits des Rheins volle Anerkennung.[1]) Von protestantischen Blättern wurde dem Verfasser das Zeugnis ausgestellt, daß er die Verhältnisse des deutschen Protestantismus in durchaus zutreffender Weise geschildert habe. Nun beginnt derselbe Autor mit der Herausgabe eines noch wichtigeren Werkes über die katholische Kirche in Deutschland. Die zwei ersten vorliegenden Bände, denen noch weitere folgen werden, behandeln die Schicksale der katholischen Kirche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.[2]) Es wird darin das Erwachen und Erstarken des katholischen Bewußtseins mit einer Sachkenntnis geschildert, die dem gründlichsten deutschen Forscher alle Ehre machen würde.

Zunächst zeigt der Verfasser, welch traurige Zustände der Josephinismus im Bunde mit dem Febronianismus und der Aufklärung in der Kirche hervorgerufen hatte; dann bespricht er die Säkularisation oder Ausplünderung der Kirche sowie die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse durch Konkordate. Von besonderem Interesse ist ein weiterer Abschnitt, worin

---

1) Vgl. Histor.-polit. Bl. Bd. 122, S. 542.

2) Georges Goyau, L'Allemagne religieuse. Le Catholicisme (1800—1848). Paris, Perrin. 1905. 2 Bände. 16°. XII 401 u. 438 Seiten. fr. 7.

gezeigt wird, daß die deutsche romantische Schule nicht wenig dazu beigetragen hat, der katholischen Kirche wieder neues Ansehen zu verschaffen. Auch über die segensreiche Tätigkeit des Münsterischen Freundeskreises und über die nachhaltige Wirksamkeit Sailers in Süddeutschland werden aus den besten Quellen reiche Aufschlüsse gegeben. Ein längerer Abschnitt ist den katholischen Publizisten Görres, K. L. v. Haller, Fr. Schlegel, Ad. Müller gewidmet. Sodann wird die Hebung der katholischen Theologie durch die Mainzer und die Tübinger Schule eingehend behandelt. Sehr ausführlich spricht Goyau auch von der Münchener Schule und den hervorragenden Männern, die sich um Görres sammelten. Daß hierbei der „Historisch-politischen Blätter", die in der damaligen Bewegung eine wichtige Rolle spielten, öfters Erwähnung geschieht, braucht wohl nicht eigens hervorgehoben zu werden. Mit dem Erstarken des katholischen Bewußtseins begann auch die Opposition gegen das Staatskirchentum, welches die Kirche in Fesseln geschlagen hatte. Nur zu lange ließen sich schwächliche Oberhirten die unwürdigste Knechtung gefallen. Mit den Kölner Wirren brach indessen eine neue Zeit an. Ueberall regte sich unter den Katholiken neues Leben, das später unter dem Schutze der im Jahre 1848 errungenen Freiheit mächtig sich entwickeln sollte.

Diese so wichtigen Ereignisse hat bereits der verstorbene Mainzer Bischof Heinrich Brück in den zwei ersten Bänden seiner trefflichen Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert (Mainz 1887, 1889. Neue Auflage 1902, 1903) ausführlich erzählt. Vergleicht man aber das Werk des deutschen Kirchenhistorikers mit der französischen Publikation, so wird man finden, daß Goyau manche neue, erst in jüngster Zeit veröffentlichte Quellen verwertet, die Brück noch nicht benutzen konnte. Zudem hat Goyau seine Ziele höher gesteckt, als sein deutscher Vorgänger. Er selber bemerkt hierüber in seiner Vorrede: „Wenn wir den Katholizismus ins Auge fassen, so lassen wir gern unsere Blicke außerhalb der Kapellen und Klöster in dem ganzen weiten Bereich umherschweifen, wo die katholische Kirche ihre Wirksamkeit zu entfalten sucht. Die Theologie interessiert uns vor allem, wenn wir so sagen dürfen, in ihrer Einwirkung auf die Intelligenzen, an welche

sie sich wendet, die religiöse Praxis, im Hinblick auf die sittlichen und sozialen Fortschritte, welche sie begünstigt oder fordert. Wir betrachten beide mit Vorliebe als Kräfte der Durchdringung, welche den katholischen Glauben zu einer Macht in der Gedankenwelt und zu einem Beherrscher des Lebens machen." Man wird sich denn auch nicht wundern, in dem neuen Werk Ausführungen über Literatur, Kunst, Wissenschaft, Sozialpolitik usw. zu finden, die man bei Kirchenhistorikern gewöhnlich nicht antrifft.

Dazu kommt dann noch die meisterhafte, kernige Darstellung. Der Verfasser, der aller Phraseologie abhold ist, läßt vor allem die Tatsachen reden. Wenn er aber hier und da sein Urteil abgibt, so tut er dies in ebenso sicherer als maßvoller Weise. Daß bei aller Unparteilichkeit, die auch dem Gegner die ihr gebührende Anerkennung zollt, der katholische Standpunkt streng gewahrt wird, versteht sich bei einem Manne wie Goyau von selbst. Groß ist seine Begeisterung für die volkstümlichen Freiheiten, für die richtig verstandene christliche Demokratie; aber nicht minder lebhaft ist seine Begeisterung für den apostolischen Stuhl. Deshalb gereicht es ihm auch zur besonderen Freude, feststellen zu können, daß in Deutschland Rom im Vereine mit dem katholischen Volke der kirchlichen Freiheit zum Siege verholfen hat. Möge das geistvolle, zur Tätigkeit anregende Werk in Frankreich viele Leser finden und den dortigen Katholiken in den jetzigen trüben Verhältnissen zur Belehrung und zum Ansporn dienen! Aber auch in Deutschland könnte das bedeutsame Buch, wenn es einen guten Uebersetzer finden würde, treffliche Dienste leisten.

N. Paulus.

XLVII.

Widmanns Geschichte des deutschen Volkes.[1]

Das bereits in Band 115[2]) besprochene Buch war damals in erster Auflage erschienen gewesen. Nunmehr liegt die zweite, verbesserte Auflage vor. Im großen und ganzen gilt das über das Unternehmen früher Gesagte auch heute wieder. Das Buch zeichnet sich durch übersichtliche Anordnung des Stoffes und Klarheit der Diktion aus und ist Ausdruck warmen patriotischen Empfindens. Wenn wir annehmen, daß sein Leserkreis sich hauptsächlich aus preußischen Landen rekrutieren wird und wohl auch dahin Wunsch und Absicht des Verfassers zielen, so wird die Darstellung der neueren und neuesten Geschichte gerade diesen Leserkreis und dessen Empfinden am meisten ansprechen.

Der Umfang des Werkes ist so ziemlich der gleiche geblieben; der eigentliche Text beansprucht sogar etwas weniger Raum, trotzdem die Geschichte des Deutschen Reiches bis auf die jüngsten Tage herauf geführt wird. So ist z. B. der Aufstand in Deutschsüdwestafrika noch erwähnt. Ob es zweckmäßig war, die noch mitten in der Geschichte und geschichtlichen Entwicklung der Gegenwart stehende Persönlichkeit des Kaisers Wilhelm II. in die Erörterung zu ziehen, erscheint fraglich. Wenn von

---

1) Dr. Simon P. Widmann, Geschichte des deutschen Volkes. 2. verbesserte Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1905. 915 S. Preis 8 M.

2) Seite 159 f.

demselben gesagt wird, daß er „unablässig bemüht“ sei, „das Heer in achtunggebietender Stärke und Tüchtigkeit zu erhalten und die im Vergleich gegen andere Staaten noch schwache Seemacht zu heben durch Verstärkung der Flotte“, so hätte vielleicht gleichzeitig auch der opferwilligen Mitwirkung des deutschen Volkes nach dieser Richtung hin gedacht werden können. Was über Kunst und Wissenschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert gesagt wird, verdient dagegen unseren vollen Beifall.

Das ganze Buch durchzieht wohltuend die Ruhe und das sichtliche Bemühen des Verfassers nach strenger Objektivität, welche bei strikter Festhaltung der katholischen Ueberzeugung doch auch den Andersgläubigen gerecht zu werden trachtet. Mitunter hat man freilich das Gefühl, als ob eben dieses Streben nach Objektivität den Verfasser etwas zu sehr beherrscht habe.

Der Band ist mit einem Porträt des Kaisers Wilhelm II. als Titelbild geschmückt und klingt auch in einen Segenswunsch für denselben aus. Außerdem finden sich noch die Porträts Kaiser Heinrich II., Maximilian I., Wallensteins, Tillys, des Großen Kurfürsten, Bismarcks und Kaiser Wilhelm I. Eine erfreuliche Beigabe sind die vielen Stammtafeln im Texte; ein Verzeichnis derselben wäre in Rücksicht auf den vermutlichen, hoffentlich recht zahlreichen Leserkreis wohl erwünschter als jenes der 9 Porträts.

Sehr begrüßenswert ist, daß das bei der ersten Auflage vermißte Register in einem billigen Anforderungen entsprechenden Umfange jetzt beigefügt wurde.

XLVIII.

Der heutige Kampf um die Schule, mit besonderer Berücksichtigung Preußens.

Wie wir bereits in unserem Artikel über Konfessions- oder Simultanschule[1]) hervorhoben, gehört mit zu den aktuellsten und zugleich wichtigsten Problemen unserer Zeit die Schulfrage. Deshalb wird es sich der Mühe lohnen, nochmals auf dasselbe Thema zurückzukommen, wie es auch in besagtem Aufsatze in Aussicht gestellt wurde. Und zwar wollen wir dabei unser besonderes Augenmerk auf die preußischen Verhältnisse richten, weil der Termin immer näher rückt, wo dortselbst das neue Schulunterhaltungsgesetz, welches auch wichtige Punkte der eigentlichen Schulfrage regeln soll, vorgelegt werden wird. — Sicherem Vernehmen nach soll das im November laufenden Jahres geschehen. — Da es jedoch zur rechten Würdigung dieser Frage sehr darauf ankommt, die Stellung der einzelnen Parteien kennen zu lernen, so wird man am besten alle einschlägigen Momente zusammenfassen unter dem Titel „Der heutige Kampf um die Schule", oder aber, wenn man mehr das Objekt des Kampfes ins Auge faßt, unter dem Namen „Die Schulfrage".

Denn was versteht man heutzutage unter Schulfrage? Nichts anderes als die Auseinandersetzung, ob der Kirche

1) Siehe oben Seite 60 ff.

oder dem Staate, beziehungsweise den Gemeinden das Recht der Beaufsichtigung und vor allem der höchsten Leitung der Schulen zukommt. Es handelt sich also weniger um den Grad des Wissens, der in den Schulen vermittelt werden soll, um die Dauer des Besuches der Schulen, die Methode des Unterrichts, die Bestreitung der Kosten usw., was gewiß auch sehr wichtige Fragen sind, die aber mehr die Finanzmänner und Pädagogen angehen, vielmehr ist die Schulfrage in erster Linie eine juristische Frage, bei der vor allem das natürliche, sowie das göttliche Recht in Betracht zu ziehen sind. Was ihre Ausdehnung angeht, so umfaßt sie an und für sich alle Schulen ohne Unterschied, von den niedrigsten bis zu den höchsten, wenn auch ihre Lösung für die verschiedenen Stufen: Volks-, Mittel-, Hochschulen nicht ganz die gleiche ist. Doch das Hauptgewicht liegt in der Art ihrer Lösung bezüglich der Elementarschulen, weshalb auch viele Autoren sie hierauf zu beschränken scheinen.

1. Geschichtlicher Ueberblick über die Schulfrage.

Sehen wir uns nun um nach der Geschichte der Schulfrage, so müssen wir vor allem die Ansicht als irrig zurückweisen, als habe es vor Luther noch keine allgemeine Volksbildung gegeben; nicht die Gründung der Schulen, nein, der verderbliche Streit, ob Kirche oder Staat sie zu leiten haben, ist sein Werk.[1]) Wenn wir trotzdem hier bis zu den ersten Anfängen des christlichen Schulwesens kurz zurückgreifen, so dient das eben unserem Zwecke, das geschichtliche Recht der Kirche auf die Schule darzutun.

Selbst wenn wir die Katechetenschulen der ersten christlichen Jahrhunderte, deren Zweck ausschließlich die Vermittlung der Religionskenntnisse war, übergehen, so finden wir doch schon im fünften und sechsten Jahrhundert die Anfänge

---

1) Siehe ‚Die Volksschule vor und nach Luther' von Dr. Schulmann, Trier 1903. Paulinusdruckerei.

der Schulen in unserem heutigen Sinne. Denn damals begann die Kirche bereits an einzelnen Orten mit der Einführung in die Heilswahrheiten einen, wenn auch zunächst noch beschränkten, Elementarunterricht zu verbinden. Der Lehrer war dabei natürlich auch für alle anderen Fächer derselbe, der den Hauptunterricht erteilte, nämlich der Pfarrer. Die Ausbildung der Kleriker zum Unterrichten hinwiederum erforderte höhere Schulen im Mittelpunkte der Diözesen, die Domschulen, für deren Organisation sich vor allem Bischof Chrodegang von Metz (742—766) verdient machte. Gleich den Domkapiteln nahmen auch die vielen Kollegiatstifte Chrodegangs Schulregeln an, während unabhängig von ihnen die geistlichen Ordensgenossenschaften, besonders die Benediktiner, den Unterricht der Jugend pflegten. Nachdem so unter dem Einflusse der Kirche die ersten Keime des Schulwesens sich ein wenig entwickelt hatten, nahm sie dasselbe auch schon in ihre Gesetzgebung auf. Es genüge nur, hingewiesen zu haben auf die diesbezüglichen Bestimmungen der 789 unter Karl dem Großen zu Aachen abgehaltenen Synode, sowie auf die Pastoralinstruktionen der damaligen Bischöfe, die ihren Pfarrern dringend anbefahlen, in ihren Sprengeln Schule zu halten, und zwar ohne jedes Entgelt. Da indessen die Pfarrer angesichts ihrer sonstigen Obliegenheiten auf die Dauer nicht in der Lage waren, einen geordneten Unterricht selbst zu erteilen, so verordneten mehrere Synoden, daß jeder selbständige Seelsorger zum Unterweisen der Jugend sich einen Kleriker halten solle, während späterhin zu diesem Amte personae saltem literatae auch aus dem Laienstande zugelassen wurden. Mochte nun aber der Lehrer Kleriker oder Laie sein, die Leitung der Schule lag jedenfalls in den Händen des Pfarrers, und an diesem Verhältnis wurde nicht das mindeste geändert, als seit dem Erstehen der Städte von den Bürgerschaften oder Landesregierungen auf eigene Kosten Schulen ins Leben gerufen wurden. Ja selbst die Universitäten trugen diesen kirchlichen Charakter.

Verdankten ja doch die meisten derselben, wie z. B. Heidelberg, Köln, Pisa, Ferrara ausschließlich der Kirche ihre Entstehung, während andere, wie die beiden ältesten deutschen Hochschulen von Prag und Wien wenigstens unter Mitwirkung der höchsten kirchlichen Autorität gestiftet wurden. Die 1388 von Urban VI. ins Leben gerufene Universität Köln rühmt sich noch in einem Briefe an Gregor XIII. vom Jahre 1577, daß sie nur vom apostolischen Stuhle abhängig sei und sich der mütterlichen Fürsorge der römischen Kirche erfreue. Doch selbst in jenen Fällen, wo die Kirche an der Gründung selbst nicht beteiligt war, galt ihre Leitung als unumstritten: denn der an der Spitze stehende Cancellarius oder Scholasticus war in der Regel ein Prälat, der den Papst und damit den Einfluß der Kirche auf die Leitung der Schule vertrat. Zudem legen die stets mit religiösen Feiern verbundenen öffentlichen Akte, die von Päpsten und Bischöfen verliehenen Rechte und Privilegien, sowie vor allem die Statuten beredtes Zeugnis ab für den kirchlichen Charakter dieser Anstalten.[1])

So war die Lage der Schulen, als Luther auftrat. Da in dem von ihm gegründeten Landeskirchensystem der Fürst zum Summus episcopus erklärt ward, mußte er gemäß den bestehenden Verhältnissen auch Herr der Schule werden, selbst wenn man noch deren kirchliche Eigenart anerkannte. Und in der Tat hielt man anfänglich noch streng hieran fest; so zählt z. B. der Westfälische Friede (Instrum. pac. Osnabr. artic. V § 31) die Schulaufsicht noch zu den kirchlichen Angelegenheiten; auch die protestantischen Fürsten selbst erließen anfänglich wenigstens die Schulordnungen noch als Teile der Kirchenordnungen, gingen aber allmählich dazu über, sie in ihre Erlasse als oberste Herren der Landespolizei einzureihen. Dies Vorbild übte naturgemäß auf die

---

1) Siehe den Artikel Universitäten in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon.

katholischen Fürsten, die in den eigenen Landen nicht weniger Macht haben wollten als die Protestanten in den ihrigen, eine gewisse Ansteckung aus und riß schließlich sogar die geistlichen Territorialherren mit sich fort. Die absolutistischen Staatstheorien des 18. Jahrhunderts mit ihrem „L'état c'est moi“ hatten überhaupt nicht recht Platz für die Kirche und die Staatsweisheit der Aufklärungszeit wollte noch weniger in ihrer Lieblingsdomäne, dem Bildungswesen, durch das sie am erfolgreichsten ihre Ideen weiter verbreiten konnte, den Einfluß der Kirche dulden. Doch gab es vorläufig noch keine besonderen Zwistigkeiten, weil die Länder und damit auch die Schulen in denselben nach dem Grundsatze „Cuius regio, illius religio“ konfessionell geteilt waren. Selbst der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 garantierte noch den Konfessionen als solchen und nicht der Landesregierung die Schulfonds, und so war erst dem letzten Jahrhundert und unserer Zeit der traurige Ruhm vorbehalten, die Schulfrage zu einem eigentlichen Schulstreit zu gestalten.[1])

Die Kämpfer, die man dabei in der Arena erblickt, sind hauptsächlich um zwei Fahnen geschart: die Fahne des Konfessionalismus und die Fahne der interkonfessionellen oder freireligiösen Schule. Unter letzterem Banner sieht man eine bunt zusammengewürfelte Menge, die Vertreter der Regierungen, Freimaurer und Liberale, ja selbst die Sozialisten, die man doch sonst kaum jemals auf Seiten der Regierung zu finden gewohnt ist. Die Fahne des Konfessionalismus dagegen zählt in ihrem Gefolge die katholische Kirche und ihr zur Seite alle gläubigen Katholiken nebst vielen rechtlich denkenden religiösen Andersgläubigen. Mögen auch die Regierungen selbst in diesem Kampfe vor allem nur ihre sogenannte Staatsomnipotenz betätigen wollen, die liberalen Lehrer es darauf abgesehen haben, auf solche Weise statt der Geistlichkeit

1) Vergleiche den Artikel Siebengartners über die Schulfrage in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon.

selbst Herren der Schule zu werden und so den eigenen Ehrgeiz zu befriedigen, ihre Gehilfen jedenfalls gehen auf Unterdrückung der Religion aus, während bei der gegnerischen Partei die Erhaltung wahrer religiöser Gesinnung die Haupttriebfeder ist. Lassen wir, um uns davon zu überzeugen, die einzelnen persönlich reden.

2. Die Regierungen und die Schule.

Das allgemeine preußische Landrecht vom 5. Februar 1794 besagte: II. Teil, Titel 12, § 1. „Schulen sind Veranstaltungen des Staates." § 2. „Dergleichen Anstalten sollen nur mit Vorwissen und Genehmigung des Staates errichtet werden." § 9. „Alle öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten stehen unter Aufsicht des Staates." — Dagegen wird man nun vielleicht einwenden, das allgemeine preußische Landrecht sei längst außer Kraft gesetzt durch die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1851, deren Artikel 24 zum Ausdruck bringt, daß fürs erste die Schule den konfessionellen Verhältnissen anzupassen sei, d. h. daß die Kinder in der Schule im Glauben und im Sinne ihrer Eltern unterrichtet werden sollten, und daß des weiteren auf dem Gebiete der Schule alle Faktoren: der Staat, die Kirche, die Gemeinde mitzusprechen haben. — Darauf antworten wir, daß in der Tat jener Artikel besteht, aber daneben besteht auch Artikel 26 derselben Verfassung: „Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen", sowie § 112, der es bis zum Erlaß des in Artikel 26 vorgesehenen Schulgesetzes bei den jetzt geltenden Bestimmungen hinsichtlich des Schul- und Unterrichtswesens bewenden läßt. Da nun aber trotz der 54 Jahre, die seit der Proklamation jener Verfassung verstrichen sind, noch alle Versuche, ein eigentliches Schulgesetz zu erlassen, scheiterten,[1]) und nicht zuletzt wegen

1) Die fünf Hauptversuche knüpfen sich an die Namen der Minister von Ladenburg, von Bethmann-Hollweg, von Mühler, von Goßler und von Zedlitz-Trützschler.



Mangels an Energie seitens der Regierung, so sind wir **wenigstens** faktisch noch nicht über den Standpunkt des **preußischen** Landrechtes hinaus, um nicht zu sagen, daß dieser **Standpunkt** sogar noch zu ungunsten der Konfessionen verschoben **wurde.** Dekretierte doch am 21. Dezember 1874 **Kultus**minister Falk: „Das Amt eines Religionslehrers an **einer** öffentlichen Schule ist weder ein geistliches Amt, noch **ein** Amt in einer christlichen Kirche, sondern ein Staatsamt, sei es ein unmittelbares oder ein mittelbares Staatsamt. **Ebensowenig** ist die Erteilung des Religionsunterrichtes in **einer** öffentlichen Schule als ein Ausfluß des geistlichen **Amtes** aufzufassen; denn die Berechtigung zur Erteilung des **Religions**unterrichtes entspringt lediglich aus der Uebertragung des **Amtes** seitens des Staates.“ Aehnliche Dekrete ließen sich noch eine ganze Reihe aufzählen, wie z. B. der Erlaß vom 6. Januar 1877, daß der Religionsunterricht in der Volksschule im Auftrage des Staates und von den durch ihn dazu berufenen oder zugelassenen Organen erteilt wird. Und so hält man es heute noch.[1]) Es würde zu weit führen, diese Monopolisierung der Schule seitens des Staates auch in anderen Ländern zu verfolgen, und so mögen die Belege aus Preußen genügen, zumal dort wegen des bevorstehenden Gesetzes die Frage gerade aktuell ist.

3. Die Freimaurer und die Schule.

Der Staat will also die Monopolisierung der Schule. Ob er es dabei bewenden läßt oder weiterhin direkt und zielbewußt auf die freireligiöse Schule ausgeht, das hängt von der jeweiligen Konstellation der betreffenden Regierungen ab; so ist z. B. in Frankreich letzteres gerade jetzt der Fall.

---

1) Siehe Kultusminister Dr. Studt und die Beschwerden der Katholiken Preußens von Paulus Justus, Trier 1904.

Doch der erste Bundesgenosse der Regierungen in Verfechtung des staatlichen Schulmonopols, die Freimaurerei, läßt es jedenfalls unter keinen Umständen dabei allein bewenden. Das Programm dieser Sekte findet sich klar ausgesprochen in der Schrift „Die Papstkirche und die Freimaurerei; eine freimaurerische Antwort auf die päpstliche Enzyklika.“ [1]) Darin verlangt Punkt 2: „Vollständige Trennung der Kirche von der Schule: den Geistlichen ist jede Ingerenz in die Schule zu entziehen; sie sind auszuschließen von den Lehrstellen, vom Ortsschulrat, von der Schulinspektion. Religiöse Orden sind von den Lehrstellen zu entfernen. Sämtliche Schulen müssen in die Hände von freisinnigen Lehrkräften kommen, die mit der Geistlichkeit keinen Verkehr haben.“ Punkt 3 verlangt dann Abschaffung des Religionsunterrichtes: „In erster Linie ist der vulgäre Religionsunterricht abzuschaffen. Der Religionsunterricht trägt sittliche Verwirrung in die jungen Gemüter des Volkes und ballt Nebelmassen um die kindliche Intelligenz zusammen. Der Religionsunterricht korrumpiert, vertiert; die Entwicklung der freien menschlichen Gedanken ist gehemmt, der Schwung der Gefühle gedrückt“; daher konfessionslose Schule, konfessionslose Lehrbücher, keine biblische Geschichte und keinen Religionslehrer, aber aufklärende Lektüre. Kürzer drückt der belgische Logenchef von Humbek denselben Gedanken aus: „Es ist Aufgabe des Staatsunterrichtes, den Kadaver des Katholizismus ins Grab zu werfen“, während der italienische Freimaurerkalender von 1881 den Satz enthält: „Wir haben wohl nicht nötig, zum hundertsten Male zu versichern, daß die obligate Laienschule immer unser heißester Wunsch ist.“ Die Freimaurerzeitung „Le monde maçonique“ betrachtet den Elementarunterricht als den Eckstein ihres Gebäudes

---

1) Es handelt sich um die eigens gegen jene Sekte gerichtete Enzyklika Leos XIII. „Humanum genus“ vom 20. April 1884.

und will an Stelle des Religionsunterrichtes die Unterweisung aus den von Freimaurern verfaßten Handbüchern der Moral- und Bürgerpflichten einführen, die alle Religionen ersetze.[1]) Auf nichts anderes laufen auch die Forderungen hinaus, die noch jüngst Professor Ernst Häckel aus Jena dem Freidenkerkongreß zu Rom (September 1904) in seinen „Thesen zur Organisation des Monismus" unterbreitete: „Die drei Kultusideale der monistischen Vernunftreligion sind die Wahrheit, die Tugend und die Schönheit. In allen Kulturstaaten ist es Aufgabe der Volksvertretungen, dahin zu wirken, daß diese monistische Religion staatlich anerkannt und ihr Gleichberechtigung mit den anderen Konfessionen gewährt wird. . . . Der bisherige konfessionelle oder dogmatische Religionsunterricht ist durch vergleichende Religionsgeschichte und monistische Sittenlehre zu ersetzen. Der Einfluß der Priester (jeder Konfession) auf die Schule ist aufzuheben. . . . Die monistische Jugenderziehung muß, frei von den dogmatischen Konfessionslehren der Kirche, dahin streben, daß Geist und Körper von frühester Jugend an gleichmäßig ausgebildet werden usw."[2])

4. Die Liberalen und die Schule.

Ein würdiger Bundesgenosse der Freimaurer in dieser Frage ist hinwiederum der Liberalismus, wie Gobliet d'Aviella am 3. August 1877 in der Brüsseler Loge gestanden hat: „Gerade die liberale Partei ist der beste Alliierte der Freimaurer." Daß dem so ist, zeigte sich z. B. in Preußen, als die Liberalen zur Zeit des Kulturkampfes das Heft in den Händen hatten. Denn alles, was damals in Schul-

1) Für diese und andere Zitate siehe Franz Stauracz „Der Schlachtengewinner Dittes und sein Generalstab, ein Jammerbild österreichischer Schulzustände." Wien 1899.

2) „Kölnische Volkszeitung" Nr. 817 vom 2. Oktober 1904.

sachen beschlossen wurde, zeigt große Verwandtschaft mit dem eben entwickelten Programm der Loge; nachdem sie die hierarchische Verfassung der Kirche durch die Maigesetze direkt angegriffen hatten, überließen sie nach dem berühmten Worte Bismarcks „die weitere Aggressive der Schule". Und daß diese Ansicht auch heute noch bei ihnen gilt, kommt ja fast überall zum Durchbruch, wo vom Schulwesen die Rede ist. Denn wer war es, der im Jahre 1892 unter Führung des Herrn von Bennigsen gegen das vom Kultusminister Grafen Zedlitz-Trützschler vorgelegte christliche Schulgesetz einen solchen Entrüstungsrummel in Szene setzte, daß die Regierung schließlich trotz der Mehrheit, die sich in beiden Häusern des Landtags für das Gesetz fand, dasselbe am 28. März 1892 wieder zurückzog? Freilich könnte man seit dem letzten Jahre beinahe glauben, die Stimmung in dieser Partei sei umgeschlagen: haben ja doch gerade die Liberalen sich in hervorragender Weise an dem Schulkompromiß beteiligt, das am 13. Mai 1904 zwischen ihnen, den Konservativen und Freikonservativen geschlossen wurde und unter dem Namen des Schulantrages Hackenberg-von Heydebrand-von Zedlitz sattsam bekannt ist. Doch sehen wir näher zu, so stellt sich die ganze Sache nicht als eine prinzipielle Meinungsänderung, sondern nur als eine taktische Schwenkung dar — ohne mit dieser Behauptung dem einen oder anderen Abgeordneten zu nahe treten zu wollen, der vielleicht auch im Prinzipe ganz und gar für die konfessionelle Volksschule sein mag. Denn der Erlaß eines Schulunterhaltungsgesetzes hat sich schon lange als unabweisbare Notwendigkeit herausgestellt, weshalb der Führer der Freikonservativen, Freiherr von Zedlitz-Neukirch bei der Etatsberatung am 23. Januar 1904 die königliche Staatsregierung ersuchte, ohne Verzug eine diesbezügliche Vorlage einzubringen. Andererseits unterliegt es keinem Zweifel, daß man — wie die Verhältnisse in Preußen jetzt geartet sind — bei Inangriffnahme eines solchen Gesetzes kaum davon absehen kann, auch andere

wichtige Punkte der Schulgesetzgebung, vor allem die Konfessionalität der Schule, zu behandeln. So war also durch jene Interpellation der Stein ins Rollen gebracht, und es handelte sich darum, ob Konservative und Zentrum oder Konservative und Nationalliberale zusammengingen. In ersterem Falle wäre wohl zweifelsohne nicht nur die Konfessionalität der Schule als Regel festgelegt, sondern auch — wie es in der Schulvorlage von Zedlitz-Trützschler der Fall gewesen — die geistliche Schulaufsicht verlangt worden. Das war jedenfalls den Liberalen zu viel, und um dies zu hintertreiben, wählten sie das minus malum und erklärten sich wohl oder übel bereit, an der Festlegung der Konfessionsschule als Regel mitzuwirken. Daß sie indessen nur mit innerem Widerstreben an dieses Kompromiß herangingen, ersieht man schon zur Genüge an den beigefügten Klauseln, welche da, wo nationale oder historische Rücksichten es als ratsam erscheinen lassen, die Simultanschule beibehalten oder einführen wollen: auf diese Weise kann man mit Berufung auf erstere Klausel den ganzen polnischen Osten mit Simultanschulen beglücken, während die andere als Handhabe dient, in Hessen-Nassau und eventuell auch in Schleswig-Holstein die Konfessionsschule zu hintertreiben, sodaß doch schließlich ein gut Teil aller preußischen Schulen von der Regel ausgenommen wäre, von den katholischen Schulen fast ein Drittel. Noch mehr aber als in diesem Umstand, daß man beim Kompromiß die geistliche Schulaufsicht ganz außer Frage ließ und nur zur Versüßung der Pille den Geistlichen noch Sitz und Stimme in den Schuldeputationen einräumte, daß man ferner die Regel der Konfessionsschule so stark verklausulierte, kam die wahre Gesinnung des Liberalismus zum Durchbruch in verschiedenen liberalen Versammlungen, die zu dem Antrag Stellung nahmen. Schon zwei Tage nach dem Kompromiß behandelte der nationalliberale Parteitag der Rheinprovinz zu Kreuznach dieses Thema und war trotz der beredten Verteidigung des Antrages seitens der

Abgeordneten Hackenberg und Friedberg nicht von der Ansicht zu bekehren, das Ideal der Volksschule sei und bleibe die Simultanschule. Ebenso machte sich die liberale Presse aller Schattierungen, von der „Kölnischen Zeitung" bis zur „Freisinnigen" über den Antrag her: mit dieser Konzession hätten die Nationalliberalen ihren Kulturliberalismus völlig preisgegeben — sie könnten die Haltung der nationalliberalen Fraktion nicht zu der ihrigen machen — Schulfragen seien kein Gebiet für Kompromisse, sie seien der Boden, auf dem zwei Weltanschauungen aufeinanderstoßen müssen, die schlechterdings unvereinbar sind und es nicht vertragen, nebeneinander an dieselbe Deichsel gespannt zu werden. Selbst das Berliner Organ der Partei, die „Nationalzeitung", wagte nur eine schüchterne Verteidigung, indem sie sagte, daß man der „heutigen Zeitströmung, die den Konfessionalismus in immer ausgeprägterer Form verlange, leider wohl oder übel einige Schritte entgegen tun müsse". Bald folgte der Kölner Parteitag, der ganz im Zeichen der Gegnerschaft zu dem Antrag stand und demselben, unbekümmert um die Beschwichtigungsversuche des Abgeordneten Dr. Sattler, ein kräftiges Mißtrauensvotum erteilte, indem mit allen gegen 3 Stimmen folgende Resolution zur Annahme gelangte: „Die Versammlung ist der Auffassung, daß das Verhalten der nationalliberalen Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses beim Schulantrag den Traditionen der Partei und dem Wohle des Volkes nicht entspricht. Die Versammlung erwartet bestimmt, daß die Abgeordneten bei Verabschiedung des Schulunterhaltungsgesetzes eine den Grundsätzen der Partei entsprechende Stellung nehmen werden." Doch noch schlimmer sollte es kommen auf dem am 3. und 4. September 1904 zu Leipzig abgehaltenen Delegiertentag der Jungliberalen, deren Kontrast zum Kompromiß durch nichts besser gezeichnet werden kann als durch die von ihnen selbst aufgestellten Richtlinien:

1. „Die allgemeine Volksschule ist eine weltliche Einrichtung, deren Leitung ausschließlich dem Staate zusteht.“

2. „Die Schulaufsicht muß durch Staatsbeamte im Hauptamt ausgeübt werden; als Schulinspektoren dürfen lediglich Fachmänner angestellt werden.“

3. „Das Staatsinteresse fordert für die Volks- und Lehrerbildung eine allen Bekenntnissen gemeinsame Schule (Simultanschule).“

4. „Dem Religionsunterricht, der unter Aufsicht des Staates nur durch von ihm zugelassene Lehrer erteilt wird, ist im Lehrplan in gebührendem Umfange Raum zu gewähren; entsprechend dem Grundsatz der Gewissensfreiheit dürfen jedenfalls Kinder von Dissidenten gegen den Willen der Eltern zur Teilnahme am Religionsunterricht nicht angehalten werden.“

5. „Gründliche Vorbildung und angemessene Besoldung müssen dem Lehrer die notwendige geistige und wirtschaftliche Unabhängigkeit sichern.“

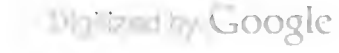
Zwar wußte gegenüber solchen Angriffen Pfarrer Hackenberg auf dem Bochumer Parteitag durch seine flammende Rede wieder alles ins rechte Geleise zu bringen, so zwar, daß selbst die liberalen und freisinnigen Lehrer, die sich noch am 12. Juli ebendort mit 750 gegen 2 Stimmen zu dem Antrag ungünstig geäußert hatten, es nicht wagten, ihre Bedenken vorzubringen. Doch ließ die Rede auch wieder durchblicken, daß das Kompromiß nur aus taktischen Gründen eingegangen worden sei: hieß es ja unter anderem, es sei Aufgabe der Fraktion, mit aller Energie für die freiheitliche Ausgestaltung des Gesetzes Sorge zu tragen und vor allem der Simultanschule Licht und Luft zu verschaffen; und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, welche diese Tagung möglichst günstig für die Fraktion zu deuten sucht, will den Gegner damit beschwichtigen, daß das Schulkompromiß keineswegs eine dauernde Regelung der Konfessionalität der

Volksschule beabsichtige, sondern lediglich ein Interimistikum bis zum Erlaß eines Volksschulgesetzes bezwecke.

Es steht also fest, daß in den Prinzipien der liberalen Partei gegenüber der Schulfrage nichts geändert ist, sondern daß ihre jetzige Haltung einzig und allein aus taktischen Gründen sich rechtfertigt. Wer noch weitere Beweise dafür verlangt, der verfolge nur die diesbezüglichen Artikel der liberalen Presse, die Reden in liberalen Versammlungen. Denn kaum erhebt sich jemand gegen den Antrag — und es gibt deren genug[1]) — so sucht man ihn gleich zum Schweigen zu bringen, nicht aber mit Berufung auf die Prinzipien, sondern immer nur auf die Taktik. So liest man z. B. in der „Nationalzeitung“: „Immerhin wird zu berücksichtigen bleiben, daß die idealen Forderungen für eine fernere Zukunft die praktische Lösung dringender Tagesaufgaben nicht durchqueren dürfen und daß für die nationalliberale preußische Landtagsfraktion der Weg zur Mitarbeit an dem preußischen Schulunterhaltungsgesetz, wenn sie ohne Aufgabe ihrer liberalen Ziele einer schlimmen Wendung vorbeugen und wertvolle Zugeständnisse erringen kann, nicht verlegt werden sollte.“ Und bei anderer Gelegenheit gibt dasselbe Organ der Befürchtung Ausdruck, „daß das Zentrum nur darauf lauert, um nach etwaiger völliger Abkehr der nationalliberalen Fraktion von dem Kompromiß mit den Konservativen ein rabenschwarzes Schulgesetz zusammenzubrauen.“ Eine ähnliche Ansicht vertrat auf einer Versammlung des jungliberalen Vereins Nürnberg im September 1904 Justizrat Freiherr von Kreß, 1. Vorsitzender der nationalliberalen Landespartei, und bekannte frei heraus,

---

1) Unter anderem verfaßte im verflossenen Jahre der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Dr. Böttger eine eigene Broschüre gegen das Kompromiß unter dem Titel: „Die preußische Volksschule, kein Kompromißgegenstand.“



daß man durch offene Forderung der konfessionslosen Schule um die Mandate bangen müsse: „denn das Verständnis für diese (liberalen) Prinzipien ist in weiten Wählerkreisen noch nicht vorhanden". Auf diese Weise kann man es sich erklären, daß der Ausgleich der Einzelströmungen, der noch vor wenigen Monaten von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" mit dem Streben nach der Quadratur des Zirkels gleichgestellt wurde, schließlich wenigstens äußerlich erreicht wurde, insofern aus Gründen der Taktik die Opposition schweigt und man sich die Verwirklichung der wahren Prinzipien für günstigere Zeiten vorbehält.

Wenn dies die Gesinnung der liberalen Partei ist, so befremdet es uns keineswegs mehr, wenn der ihnen verwandte Freisinn beider Richtungen (freisinnige Volkspartei und freisinnige Vereinigung) und die Deutsche Volkspartei am selben Strange ziehen, nur daß diese weniger taktische Manöver machen und ihrer wahren Ueberzeugung durch dick und dünn Ausdruck verleihen. So beschloß im September 1904 eine Versammlung der freisinnigen Vereinigung zu Berlin: „Wir verwerfen 1. die Trennung der Volksschule ... nach religiösen und kirchlichen Bekenntnissen (konfessionelle Schulen), 2. die geistliche Schulaufsicht. ... Wir richten an alle liberalen Kreise unseres Volkes, insbesondere an die liberalen Volksvertreter, die dringende Mahnung, die rückschrittlichen Bewegungen auf diesem Gebiete mit Nachdruck zu bekämpfen"; ja man will sogar gegen das Kompromiß als gegen eine „furchtbare Gefahr für die deutsche Kultur" den „Volkssturm" entfachen, der das Zedlitzsche Schulgesetz von 1892 hinweggefegt habe. — Liest man demgegenüber die Resolution, in welcher die Deutsche Volkspartei auf dem Parteitag zu Aschaffenburg kurz darauf ihre Ansichten niederlegte, so könnte man fast glauben, sie hätte die Beschlüsse der Freisinnigen als Vorlage benutzt: „Die Deutsche Volkspartei erstrebt die vollständige Trennung der Schule von der Kirche als unabweisbare Konsequenz der vom modernen

Staat garantierten Denk- und Gewissensfreiheit und als wesentliche Voraussetzung der Bewegungsfreiheit, die dem weltlichen Unterricht zur Erfüllung der ihm bestimmungsgemäß zukommenden Aufgaben notwendig ist. So lange nicht jene unablässig anzustrebende, einzig konsequente und gerechte Trennung zu erreichen ist, sind als vorläufige Mindestforderungen aufzustellen: Unbedingte Aufrechterhaltung der Simultanschule, wo sie besteht, Schaffung derselben, wo sie noch fehlt. Dem Profanunterricht dürfen aus konfessionellen und dogmatischen Rücksichten keinerlei Fesseln auferlegt werden. An die Stelle der geistlichen Schulaufsicht hat die Fachschulaufsicht zu treten. Die Deutsche Volkspartei erklärt es für eine Pflicht aller freiheitlich denkenden Volkselemente, sich im Kampfe für die Schule zu einer gemeinsamen Aktion zusammenzufinden."

Das Gesagte wird wohl die Stellung der liberalen Parteien mehr als zur Genüge kennzeichnen. Wir haben hauptsächlich deshalb diesen Punkt so weit ausgeführt, damit niemand infolge der Mitwirkung der Nationalliberalen am preußischen Schulkompromiß sich über deren prinzipielle Stellung täusche.

(Schluß folgt.)

XLIX.

Das Nachgeben Japans und die militärische Lage beim Friedensschluß.

Der Krieg zwischen Japan und Rußland wurde von Japan nach fast 10jährigen Rüstungen unternommen, da Rußland mit seiner Festsetzung bei Masampho und Fusan und am Jalu, wo bereits russische Soldaten seine Holzkonzessionen schützten, das natürliche Expansionsgebiet Japans, Korea, schwer bedrohte, und da der Verlust Liaotungs und Port Arthurs im Frieden von Shimonoseki der nationalen Empfindlichkeit Japans und seiner im Kriege von 1894/5 errungenen Machtstellung am gelben Meere und Golf von Petschili eine aufs tiefste empfundene Wunde geschlagen hatte. Nicht etwa das platonische Bestreben Japans, Korea und der südlichen Mandschurei die Segnungen seiner Kultur zu bringen und den wirtschaftlichen Aufschwung dieser Länder uninteressiert zu fördern, sondern das höchst reale Expansionsbedürfnis Japans war es, welches, als das immer weitere Vordringen Rußlands dessen endliche Abwehr für Japan gebieterisch erheischte, die politische Agressive Rußlands seitens Japans durch den überraschenden Angriff vom 8. Februar 1904 auf das Port-Arthurgeschwader mit den Waffen beantworten ließ. Sprach doch der frühere japanische Minister des Aeußeren, Graf Okuma, noch

unlängst mit klaren Worten aus, daß Japan, da die Produkte seines Landes nicht genügten, um die immer mehr anwachsende Zahl der Bevölkerung zu ernähren, nur eine Rettung in der Erweiterung des Handels und seiner Industrie suchen mußte, und es wäre schwer gewesen, ein geeigneteres Feld für diese Zwecke als Korea und die Mandschurei zu finden.

Somit ist das Nachgeben Japans hinsichtlich seiner beiden wichtigen Forderungen: der Kriegskostenentschädigung und der Abtretung ganz Sachalins im wesentlichen nicht etwa nur auf den humanen Wunsch seines Kaisers, seinem Lande und der Welt die Segnungen des Friedens wiederzugeben und weiteres Blutvergießen zu ersparen, sondern offenbar auf andere Motive zurückzuführen. Japan hat mit der Annahme seiner übrigen, weit wichtigeren Bedingungen, der Abtretung Liaotungs und der dauernden Besitznahme Port Arthurs, sowie seiner Oberherrschaft über Korea, der Inbesitznahme der Ostchinesischen Bahn und damit der Kontrolle und Eröffnung der südlichen Mandschurei für seinen Handel und seine Industrie, und der Verwertung ihrer reichen Ackerbau- und Mineralprodukte, seine vor und mit dem Kriege sich gesteckten Ziele vollständig erreicht. Zugleich hat es mit der Besitzergreifung der Ostchinesischen Bahn und der Wiedergewinnung der südlichen Hälfte Sachalins mit seinem Holzreichtum und ihren wertvollen mineralischen Schätzen und seinen für die Volksernährung und den Ackerbau Japans höchst wichtigen, fischreichen Gewässern sogar weit mehr gewonnen, als es je hoffen konnte. In dieser Hinsicht erklärte der Finanzkommissär Japans, Takashi, daß heute weit mehr wie die Ziele, für welche der Krieg unternommen wurde, erreicht sei.

Dazu aber kommt die enorme Beute an wertvollem Kriegsmaterial aller Art, namentlich an Schlachtschiffen und Panzerkreuzern 2c., von denen diese mit ihrer Armierung in

ihrer Gesamtheit allein auf den Wert von etwa 250 Millionen Mark zu veranschlagen sind. Hierzu gesellt sich der gewaltige Wert vieler hunderter erbeuteter Festungs- und Feldgeschütze, vieler tausender Gewehre und Ausrüstungsstücke, Fuhrwerke, sowie großer Proviant- und Munitionsmengen &c. Diese enorme Kriegsbeute aber fällt für Japan, für seine Wehrmacht größtenteils verwendbar, materiell als ein hoher Gewinn ins Gewicht. Daß ferner die Ostchinesische Bahn, die Japan in den Friedensbedingungen ausdrücklich von Port Arthur bis Kwangtschöngtse 28 deutsche Meilen von Charbin (nicht wie sich jetzt herausstellt Chouangtschöngting 6 deutsche Meilen südlich Charbins) zugesprochen wurde, nicht etwa für die 75 Millionen Dollars (300 Millionen Mark), die Rußland für Chinas Interesse an der Bahn zahlen wird, von China unter Entrichtung dieser Summe an Japan, übernommen werden wird, dafür wird die geschickte Diplomatie Japans China gegenüber zweifellos zu sorgen wissen.

Denn an den Besitz dieser Bahn, die überdies leicht eine wichtige Ergänzung des süd-mandschurischen Bahnnetzes durch die Verlängerung der bereits bis zum Jalu vollendeten Bahn Koreas von Widschu nach Liaoyang und von Kwangtschöngtse, der russischen Kleinbahntrace folgend, nach Kirin zu erhalten vermag, knüpfen sich große Aussichten wirtschaftlicher Ergebnisse für Japan in den bezeichneten Richtungen, sowie in der schon von den Russen begonnenen Ausbeutung der reichen mineralischen Schätze der südlichen Mandschurei. Es stellt somit die gesteigerte Erschließung der Bodenschätze und Erzeugnisse Koreas und der südlichen Mandschurei, sowie diejenige der Südhälfte Sachalins, dessen Gesamtwert von Einigen auf 15 Milliarden veranschlagt wird, den Japanern reichen materiellen Gewinn bereits in nicht ferner Zeit in Aussicht, so daß ihre Kriegs- und Heeresretablissementskosten und die für die Flotte nebst denen für die gehobenen russischen Schiffe, ihnen über und über ersetzt werden

33*

dürften. So erschien das Bestehen der Friedensunterhändler auf der Kriegskostenentschädigung von angeblich 2400 Millionen Mark umsoweniger dringend, als Japan mit dem Friedensschluß gesteigerten, vielleicht unbegrenzten Kredit erhält. Zudem hat ja sein Finanzkommissär Takashi im Moment des Friedensschlusses erklärt, daß Japan 35 Millionen Pfund Sterling oder 700 Millionen Mark in London, Deutschland und Amerika zur freien Verfügung ständen, sodaß keine neue Anleihe notwendig sei, da dieser Betrag die nötigen Kosten decke. Trifft dies, wie anzunehmen ist, zu, so wäre damit das unlängst dem Zaren vorgelegte Mémoire einer Finanzautorität, das die finanzielle Erschöpfung Japans nachzuweisen suchte und auf die Fortsetzung des Krieges russischerseits abzielte, widerlegt. Japan sowohl wie Rußland, das, der Erklärung Wittes zufolge, noch über eine unangebrochene Milliarde in Gold verfügt, wären daher in der Lage gewesen, den Krieg noch über Jahr und Tag fortzusetzen. Wie jedoch feststeht, hat nächst der immerhin vorhandenen Ungewißheit des schließlichen Ausgangs des Krieges, die energische und geschickte, vom Deutschen Kaiser unterstützte Friedensvermittlung Roosevelts, der sich wohl auch England und Frankreich anschlossen, wesentlich zum Nachgeben Japans beigetragen, während die angebliche Offerte mehrerer Großmächte, im Falle des Friedensschlusses anstatt Gesandtschaften Botschaften in Japan zu halten, für eine Regierung und ein Land von so praktischem Sinn, wie diejenige Japans, für den Verzicht auf die so wichtige Forderung der Kriegsentschädigung und der Abtretung ganz Sachalins kaum ins Gewicht zu fallen vermochte. Zu alledem kommt noch die sichere Aussicht für Japan, die von der Union an China zurückzedierte Eisenbahn Hankau-Kanton, von China als Belohnung für die Verjagung der Russen aus der Mandschurei mit allen sich daran knüpfenden Rechten zu erhalten. Die Erwerbung dieser Bahn hat für Japan beträchtliche kom-

merzielle und strategische Bedeutung und eröffnet ihm die Aussicht, das gesamte chinesische Eisenbahnsystem eventuell unter seine Kontrolle zu bekommen. Ferner scheint von größter Bedeutung der erneuerte und erweiterte Bündnisvertrag zwischen England und Japan, der den Status quo in Asien aufrecht zu erhalten bestimmt ist und den Territorialbesitz beider Staaten östlich des 51. Längengrades einander garantiert und somit Japan erneuter Rüstungen und Wehrmachtsverstärkungen gegen Rußland entheben dürfte.

Wenn schließlich eine finanzielle Leistung Englands an Japan und der Abschluß eines chinesisch-japanischen Abkommens zu erwarten sein sollte, so läge auch hierin ein bedeutender Erfolg. Denn gerade durch letzteres gewänne Japan großen Einfluß, wo nicht die entscheidende Stimme für die Entwicklung Chinas und würde sich große Vorteile in der Mandschurei durch Ansiedlungsrechte, Handelsvorteile und Monopole wie für Eisenbahnbau so für Bergbaubetrieb sichern. Es würde wohl auch die Aufstellung eines stehenden Heeres von vorläufig 400,000 Mann unter japanischen Offizieren als Instruktoren und höheren Befehlshabern nicht ausbleiben, sodaß das neugeschaffene chinesische Heer, nach modernem japanischen Muster organisiert und geschult, tatsächlich unter japanischem Oberbefehl stünde, außerdem von China an der Nordgrenze der Mandschurei anzulegende Befestigungen die Sicherung dieser Grenze ohne eigene Rüstungen auf Kosten Chinas garantieren würden.

„Last but not least“ aber sprach für das Nachgeben Japans: Die militärische Lage beim Friedensschluß. Wohl scheinen die Stärkezahlen der Streitkräfte Oyamas in der Mandschurei, die der „Russische Invalide“ unlängst veröffentlichte, und die das japanische Heer in der Mandschurei schon Ende Mai d. J. auf 650,000 bis 700,000 Mann, in 13 Divisionen und 29 Reservebrigaden formiert,

bezifferte, während inzwischen noch 200,000 Mann hinzukamen, von denen 100,000—150,000 Mann auf die sechste Armee Hazegawas in Nord-Korea und 15,000—20,000 (?) auf das Sachalinkorps entfallen, der Rest aber die Armeen in der Mandschurei verstärkte, als zu hoch gegriffen. Dasselbe gilt für die Heeresstärke Linewitschs von zwanzig Armeekorps mit zusammen 600,000 Mann ausschließlich der Kavalleriedivisionen, der Bahnwachen und der etwa 60,000 Mann starken Besatzung Wladiwostoks.[1]) Es ist aber bekannt, daß Oyama an den Mikado depeschierte der richtige Moment zum erneuten Schlagen dürfe in Anbetracht der schon seit einiger Zeit verfügten neuen Verstärkung des russischen Operationsheeres um vier Armeekorps und des herannahenden Winters nicht versäumt werden. Daraus geht hervor, daß jene Verstärkung Rußland eine sehr bedeutende numerische Ueberlegenheit seines mandschurischen Heeres und somit Aussicht auf den schließlichen Enderfolg geboten haben würde; sowohl die stark befestigten Stellungen bei Tschantusu, mit der ersten und zweiten Armee in der Front und der dritten unmittelbar dahinter in Reserve, als auch die schwer zugänglichen Positionen im Gebirge bei Kirin eröffneten Linewitsch, wenn auch nicht die Aussicht auf einen eklatanten Sieg, so doch auf erfolgreichen Widerstand, wie derjenige Kuropatkins bei Liaoyang war. Selbst ein unter den schwersten Opfern errungener Sieg Oyamas hätte bei der Verfolgung die Russen voraussichtlich in neuer

---

1) Das Mil. Wochenbl. vom 29. August berechnet die Gesamtstärke des russischen Heeres in Ostasien auf 430,000 Gewehre und Säbel, 1676 Geschütze und 312 Maschinengewehre, die der Truppen im Küstengebiet Wladiwostok und Kamtschatka auf 48,000 Gewehre und Säbel, 94 Geschütze, 16 Maschinengewehre, die Bahnwachen 9000 Gewehre und Säbel, mithin in Summa auf 487,000 Gewehre und Säbel, und die Feldarmee Japans an Infanterie auf 430,000 Kombattanten.

starker Stellung hinter dem Sungari, mindestens aber in den starken Befestigungen um Charbin gefunden.

Die Entfernung zwischen Tschangtufu und Charbin beträgt einige 50 deutsche Meilen. Sie wäre daher, wenn man das bisherige langsame Vorrücken der Japaner und die große Unwegsamkeit des Operationsschauplatzes, und die zu erwartenden hartnäckigen Kämpfe vor und hinter dem Sungari in Betracht zieht, von den Japanern voraussichtlich erst in einigen Monaten, jedenfalls aber nicht vor dem Eintreffen des Gros der neumobilisierten russischen Armeekorps bei Charbin, zurückzulegen gewesen. Marschall Oyama hätte sich dort der von ihm befürchteten starken numerischen Ueberlegenheit der Russen gegenüber befunden, und einen neuen, schweren, opferreichen Kampf gegen die stark befestigten Positionen bei Charbin, und zwar schon in winterlicher Jahreszeit, durchzuführen gehabt.

Allein selbst wenn er in allen diesen Kämpfen siegte und Charbin eroberte, war Rußland noch nicht zum Frieden gezwungen. Denn wenn dessen Heer alsdann auch zum Rückzug durch die völlig unwirtlichen Gebiete Chingans und Ostsibiriens nach Irkutsk genötigt worden wäre, so vermochten die Japaner denselben durch das völlig ausgesogene Land, dessen einzige Bahn zweifellos von den Russen gründlich zerstört worden wäre, erst nach den umfassendsten, viele Monate erfordernden Vorbereitungen zu folgen. Somit wären sie zu einem entsprechend langen Halt bei Charbin genötigt gewesen, da sie sich bei sofortigem weiteren Vordringen in den strengen sibirischen Winter hinein, ohne jede Bahnverbindung, einer Katastrophe ausgesetzt hätten, ähnlich jener Napoleons I. bei seinem Rückzuge von Moskau. Machte die japanische Heeresleitung jedoch überhaupt Halt bei Charbin, und logierte und basierte sich dort das Heer Oyamas, um nicht weiter westlich vorzugehen, sondern damit im Besitz der nördlichen Mandschurei, dort den Angriff der

Russen zu seiner Vertreibung abzuwarten, so war Japan mit Ausnahme seines Jahresrekrutenkontingents von 2 Raten zu je etwa 50,000 Mann und einer Rekrutenreserve von ungefähr 161,000 Mann an der Grenze seiner militärischen Leistungsfähigkeit an im Felde verwendbaren Heeresformationen angelangt, während Rußland immer noch neue, intakte Armeekorps entgegenzusenden vermochte, und über ein Jahresrekrutenkontingent von mehr als 350,000 Mann, außerdem über ein unendlich überlegenes, unerschöpfliches Reservoir an Reserven, Ersatz- und Festungstruppen, sowie an Reichswehr verfügte.

Der Krieg hätte sich somit, da überdies das für zwei Jahre approvisionierte Wladiwostok zu belagern und zu erobern war, für beide Gegner unter den schwersten Geld- und Menschenlebenopfern noch über Jahr und Tag hinzuziehen vermocht, so lange die beiderseitigen Geldmittel reichten und Anleihen unter den schwersten Bedingungen noch aufzutreiben waren. Rußland aber konnte im Notfall auf das auf 7 1/2 Milliarden geschätzte Vermögen seiner reichen Kirche zurückgreifen. Die Kriegskosten und die Kriegsentschädigungsansprüche Japans würden immer größer und für Rußland stets schwerer erschwingbar geworden sein. Japan geriet nicht etwa in die Lage, wie Deutschland 1870 Frankreich gegenüber, durch die Besetzung reicher Provinzen und der Landeshauptstadt Rußland zur Zahlung der Kriegskosten und Abtretung ganz Sachalins unbedingt zu zwingen. Die voraussichtlichen neuen Siege und Opfer Japans erfolgten daher zwecklos und ohne das angestrebte Ziel zu erreichen. Angesichts dieser Perspektive des weiteren Verlaufs der Ereignisse war das Nachgeben Japans ein Akt der politischen Klugheit, und die dargestellten militärischen Verhältnisse dürften von entscheidendem Einfluß für dasselbe gewesen sein.

Wie verlautet, beabsichtigt Rußland eine sehr starke

Heeresmacht — man nennt die Ziffer von 300,000 Mann — künftig im fernen Osten und in Ostsibirien zu halten, und dies schiene, wenn es zutrifft, fast darauf hinzudeuten, daß es auf die Verfolgung seiner zur Zeit gescheiterten, weit ausgreifenden Pläne in Ostasien in Zukunft nicht zu verzichten gewillt ist, mindestens aber, was wahrscheinlicher ist, durch eine derartige Machtentwicklung sein durch seine schweren Niederlagen und politischen Einbußen in ganz Asien erschüttertes Ansehen derart wieder einigermaßen zu stützen und zu kräftigen. Ob Rußland jedoch das mit den Katastrophen der Jahre 1904 und 1905 völlig gescheiterte Abenteuer in der Mandschurei in Zukunft dort wieder wett zu machen versuchen wird, muß ungeachtet des Wertes, den es bei den Friedensverhandlungen auf die Nichteinschränkung seiner Seemacht im fernen Osten legte, in Anbetracht des neuen Allianzvertrages zwischen England und Japan und der ungünstigen russischen Finanzverhältnisse, sowie in Hinsicht auf einen japanisch-chinesischen Vertrag und die inzwischen erfolgende Erstarkung Japans an Machtfaktoren mannigfachster Art mehr als zweifelhaft gelten.

v. Bieberstein.

L.

Macedonien und die türkische Mißregierung.[1])

Im Hinblick auf die gegenwärtigen Verhältnisse muß man es bedauern, daß die Abmachungen des von den Russen mit der Türkei geschlossenen Vertrages von San Stefano (April 1878) betreffs Bulgariens nicht zur Ausführung kamen, das sich von der Donau bis zum Aegäischen Meer und vom Schwarzen Meer bis zum Ochrida-See erstreckt hätte. Die europäischen Mächte, vor allem Oesterreich und England, mußten in dem die übrigen Balkanstaaten an Macht und Einfluß überragenden Vasallenstaat ein gefügiges Werkzeug Rußlands, in Bulgarien selbst eine Etappe auf dem Weg nach Konstantinopel sehen, auf das bereits die früheren Zaren lüsterne Blicke geworfen hatten. So wurden Ostrumelien und Macedonien von Bulgarien losgetrennt und der Pforte zurückgegeben in dem Frieden von Berlin 1878, und zwar unter Bedingungen, welche den christlichen Bewohnern alle nötigen Rechte und Freiheiten gewährleisteten. Da Macedonien so viele durch Sitten, Gewohnheiten, Religion und ihre politischen Traditionen grundverschiedene Rassen umfaßte, so hatten die Mächte nur die Wahl zwischen der Errichtung eines neuen Fürstentums und der Rückgabe an den Sultan; denn eine Aufteilung hätte zu

1) Vergl. diese Blätter Bd. 134 S. 897.

Zwistigkeiten, vielleicht zum Kriege gegen einander geführt. Da unter den Türken sich einige durch Mäßigung und Verständnis der Sachlage ausgezeichnete höhere Beamte befanden, überdies einige der europäischen Gesandten großen Einfluß bei Hof besaßen, so konnte man sich der Hoffnung hingeben, die Türken würden schon im eigenen Interesse die eingegangenen Verpflichtungen erfüllen.

Die Bulgaren waren naturgemäß höchst unzufrieden und protestierten gegen den Berliner Frieden. „Unsere Zukunft", so behaupteten sie, „liegt in Macedonien. Ohne das Haupttor des Staates, ohne das Hauptfenster, welches das ganze Gebäude erleuchtet, ohne Macedonien ist Bulgarien bedeutungs- und machtlos und kann keinen Bestand haben. Da Proteste nichts halfen, so beschloß man, zunächst auf die in Macedonien wohnenden Bulgaren, dann auch auf andere Stämme einzuwirken und sie für einen Anschluß an Bulgarien günstig zu stimmen. Das Mittel, das man wählte, die Errichtung von bulgarischen Schulen, in denen man außer Lesen, Rechnen und Schreiben auch moderne Sprachen, sowie die Elemente der Naturwissenschaften und des Ackerbaues lehrte, erwies sich als ganz geeignet und drängte den Einfluß der Griechen, deren Schulen weit weniger praktisch waren, bedeutend zurück. Trotz aller Bemühungen gelang es nicht, die Bulgaren Macedoniens zu einem Anschluß an die Erhebung ihrer Landsleute in Ostrumelien zu bewegen (1885).

Diese Zurückhaltung und Friedensliebe der Macedonier hätte für die türkischen Beamten ein Sporn sein müssen zur Einführung von Reformen. Statt das den christlichen Nationen auferlegte Joch zu erleichtern, erschwerte man es, und legte es förmlich darauf an, die Christen zum Aufruhr zu reizen; denn sobald sich die Christen erhoben oder sich einer Ungesetzlichkeit schuldig gemacht hatten, hatte man einen Vorwand, die Beschwerde der Gesandten und der Konsuln der fremden Mächte zurückzuweisen. Soviel auch über das

türkische Aussaugesystem geschrieben worden ist, so lassen sich doch noch immer einzelne Züge hinzufügen, welche das Bild vervollständigen. Wir entnehmen dieselben dem von L. Villari herausgegebenen Buch „The Balkan Question“, London 1905. Der Advokat Pears behauptet (S. 21), daß die Verwaltung und Gerechtigkeitspflege eher verschlimmert als verbessert worden sei, weil auch die letzte Spur von Selbstverwaltung verschwunden sei, und alle Beamten vom höchsten bis zum niedrigsten ganz nach der Willkür des Sultans jeden Augenblick, ohne jeden Grund ein- und abgesetzt werden könnten. Der von dem größten Haß gegen die Christen beseelte Abdul Hamid, der 1876 zum Thron gelangte, macht es sich zum Prinzip, gerade die auszuzeichnen und zu belohnen, die sich durch Rücksichtslosigkeit hervortun, während er den Gesandten der Mächte durch seine meisterliche Untätigkeit und das Geschick, mit dem er ihre gegenseitige Eifersucht ausbeutet, die größten Schwierigkeiten in den Weg legt und alle Reformen rückgängig zu machen versteht. Da er alle Beamte ein- und absetzt, so sind sie fast durchwegs Kreaturen, die sich zu allen Freveln und Schandtaten hergeben. Daß die Pächter des Zehnten dafür Sorge tragen, daß nach Bestreitung der Kosten eine erkleckliche Summe in ihre Tasche wandert, ist selbstverständlich. Erwähnen wir hier nur einige weniger bekannte Kunstgriffe, deren sie sich bedienen.

Findet der Bauer, daß der Pächter des Zehnten den Wert der Ernte oder des Viehes zu hoch veranschlägt, dann kann er wohl appellieren, muß aber darauf gefaßt sein, daß der Appell eher schadet als nützt. Der Pächter hat tausend Mittel, ihm zu schaden. Er verbietet das Einheimsen der Ernte, bis er befriedigt ist. Der Bauer muß entweder zahlen oder zusehen, daß die Ernte zu Grunde geht. In letzterem Falle werden ihm Pferde oder anderes Besitztum weggenommen. Kann er keine Quittung vorweisen, so muß er ein zweitesmal bezahlen. Oft quittiert der Pächter

nicht über die ganze Summe, sondern nur über einen Teil, und stellt eine zweite Forderung. Der Zaptieh, Polizist, ist der Diener des Steuerpächters und führt die ungerechten Befehle desselben aus. Er ist zudem Mohammedaner, der dem Christen gegenüber sich alles erlauben kann. Die Lokalbehörde nimmt gleichfalls gegen den Christen Partei und erhält gleich dem Zaptieh ihre Prozente. Die Regierung braucht immer Geld und erhebt, wenn es ihr beliebt, außerordentliche Steuern. Diese Steuern sind so überschwänglich, daß die Bauern die Weinstöcke ausgerissen, die Aprikosenbäume zerstört haben, deren getrocknete Früchte ein Hauptnahrungsmittel für den Winter bilden. Das Angoraziegenhaar war sehr geschätzt, aber die Steuer war so hoch, daß viele der Angoraziegen getötet wurden. Steht der Bauer oder Städter im Verdacht, seinen Reichtum zu verbergen, so wird er in den Kerker geworfen, auf die Folter gespannt, bis er ein Geständnis ablegt. Wie in Rußland sind alle Beamte bestechlich, denn sie haben ihre Aemter gekauft und wollen sich schadlos halten. So leben die Christen in beständiger Furcht, ausgehungert und durch Steuern erdrückt zu werden. Der Mohammedaner, ob er ein Beamter oder ein Privatmann sei, kann zu jeder Zeit in sein Haus dringen, wegnehmen, was ihm beliebt, Frau und Töchter entehren, ohne daß er zur Strafe gezogen werden kann.

Der Mohammedaner ist nicht nur gegen seine Stammesgenossen, sondern auch Fremden gegenüber milde, wohlwollend und gastfreundlich, wenn sein Fanatismus nicht erregt wird, oder wenn er kein Amt erhält, das ihm Straflosigkeit sichert. Leider macht ihn seine Religion unfähig, Christen zu beherrschen. Da er nämlich überzeugt ist, daß er kraft seiner Religion ein höheres, zur Herrschaft über andere bestimmtes Wesen ist, so hält er sich berufen, die Christen als Rajahs gleich dem Vieh zu behandeln. Der geistige Hochmut ist selbst bei den Mohammedanern Ost-

indiens so tief eingewurzelt, obgleich sie die Herrschaft so lange eingebüßt haben, daß man sie nicht zu Beamten bestellen kann. Jeder Mohammedaner fühlt sich als Herrscher von Gottes Gnaden; dazu kommt noch, daß er als dem Kriegerstand angehörig das Recht besitzt, Waffen zu tragen, was dem Christen untersagt ist. Handel, Ackerbau, Gewerbe werden von den Türken verachtet, und so kommt es, daß die Juden und viele Christen wohlhabender sind, als die Türken. Der tief gewurzelte Fatalismus ist ein weiterer Grund der Versumpfung und Ertötung jedes Strebens nach materiellem und geistigem Fortschritt. Je träger der Türke ist, desto geneigter ist er, auf Kosten anderer zu leben, sie auszuplündern.

Der Sultan verfolgt unter allen Christen die Bulgaren mit besonderer Grausamkeit, weil sie die gefährlichsten Gegner sind und nichts sehnlicher verlangen, als Bulgarien einverleibt zu werden. Die türkischen Offiziale haben die Weisung von oben erhalten, den Bulgaren durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel den Aufenthalt im türkischen Reich unerträglich zu machen. Die Christen sind leider nicht einig, und haben sich (dies gilt ganz besonders von den Griechen) als Spione und Mitverfolger der türkischen Regierung angeboten. Hierbei haben nicht nur Laien, sondern auch der griechische Klerus sich zu Schergendiensten bereit finden lassen, weil sie in der Gegenwart der Bulgaren das Haupthindernis der Hellenisierung Macedoniens erblicken. Die türkischen Beamten sagen den Bulgaren ganz frei heraus: „Der Sultan hegt eine Abneigung gegen die Bulgaren und Exarchisten, d. h. gegen die unter der Gerichtsbarkeit des bulgarischen Erzbischofs stehenden Bulgaren, die in seinen Gebieten verweilen. Wenn ihr eure Nationalität und eure Kirche nicht aufgebt, werdet ihr ins Gefängnis geworfen, in die Verbannung geschickt und ausgerottet werden; wir erlauben die Eröffnung eurer Kirchen, aber unter der Bedingung, daß sie unter den griechischen Patriarchen gestellt,

und daß griechischer Gottesdienst gehalten wird; denn ihr Bulgaren mit eurer der russischen ähnlichen Sprache seid die erklärten Feinde des ottomanischen Reiches." — Der Phanariot Erzbischof gab auf einer Versammlung der Griechen in Saloniki folgende Erklärung ab: „Jeder Bulgare ist ein Panslavist, ein Agitator, ein Revolutionär. Laßt uns Galib Pascha auffordern, die Schulen dieser Feinde der Regierung zu schließen!" In dieser Weise sind manche bulgarische Kirchen in die Hände der Griechen gefallen. Da die Bulgaren nur unter erschwerenden Bedingungen die Erlaubnis zum Bau von Kirchen erhalten, so wird der Gottesdienst in Privathäusern oder Schulen abgehalten.

Macedonien ist ein sehr fruchtbares Land und könnte, wenn es erlaubt ist, aus den vom türkischen Joch befreiten Staaten Rumänien und Bulgarien einen Schluß zu ziehen, eine zehnmal größere Bevölkerung ernähren; statt drei nicht weniger als 30 Millionen Seelen. Wie kommt es, wird man sich fragen, daß in einem an fruchtbaren Ebenen und Tälern so reichen Lande, dessen Flüsse und Seen so fischreich sind, dessen Berge so viele kostbare Mineralien enthalten, jährlich Hunderttausende von Arbeitern in die Fremde ziehen, um Beschäftigung zu suchen? (In Bulgarien befinden sich, die Flüchtlinge abgerechnet, nicht weniger als 200,000.) Der Bauer zahlt außer dem Zehnten noch zwei weitere Prozente, aber dank der Erpressung der Steuerpächter und der Beamten, dank dem nicht seltenen Diebstahl, wenn das Getreide zu lang in den Feldern bleiben muß, muß der Bauer die doppelte, ja dreifache Summe zahlen. Der reiche Muselmann kann die Zahlung verschieben und zahlt weit weniger als der arme Christ. Dieser wird unnachsichtlich zur Zahlung der außerordentlichen Steuern herbeigezogen, und, wenn er von zwei mohammedanischen Zeugen angeklagt ist, dem Staate Geld zu schulden, ins Gefängnis geworfen und der Gelegenheit beraubt, seine Unschuld zu beweisen. Um die Freiheit wieder zu erlangen,

sieht er sich genötigt, unter harten Bedingungen eine Anleihe zu machen, oder seine Habseligkeiten, ja das Kochgeschirr zu verpfänden oder zu verkaufen. Der größte Teil der liegenden Güter gehört dem „Vakuf“, ist moslemisches Kirchengut, und den Beys, mohammedanischen Großgrundbesitzern. Von ersterem erhält der christliche Pächter einfach den Taglohn, der sich höchstens auf 2—300 Mark beläuft. Der Pächter liefert dem Bey das Saatkorn, die Werkzeuge, das Zugvieh, tut die Arbeit und erhält von dem Bey die Hälfte des Ertrages mit der Verpflichtung, alle die Steuern zu zahlen. Dieselben sind aber nicht selten so drückend, daß der Pächter sich schlechter steht als der Lohnarbeiter. Wir haben die Steuern, die der Rajah zu zahlen hat, noch nicht erschöpft. Er muß außer dem Zehnten noch zum Unterhalt der Albanier, Gendarmen, Truppen — dieser disziplinierten Räuberbande — beitragen, welche, damit nicht zufrieden, daß sie von der Arbeit des Armen lebt, unsägliche Greuel an den Familiengliedern der Pächter verübt. Jeder neugeborne Christ muß eine Steuer, „bedel“, im Betrag von 7 Mk. jährlich zahlen, vom 16. Jahr an zahlt er den „hidjaret“ von 6 Mk. und darüber, vom 18. bis 60. Jahr zahlt er 4—6 Mk. für die durchreisenden Türken. Für jedes Stück Vieh muß 1 Mk. jährlich entrichtet werden. Rechnen wir die Summen, welche die Beamten, die bestochen werden müssen, fordern, die Steuern, die erhoben werden für die Reparatur der Moscheen, für die Unterstützung von Mohammedanern, die von Brand, Ueberschwemmung des Landes, Viehseuche 2c. gelitten haben, so versteht man leicht, daß die christlichen Bauern bis über den Hals in Schulden stecken und außer Stand sind, ihre Schulden abzuzahlen. Zu den Verfolgungen seitens der Regierung, seitens der im türkischen Solde stehenden Soldaten, seitens der Albanier und der Wucherer kommen noch die Intriguen und Nachstellungen der Griechen und Serben, endlich der eigenen Landsleute, die ins feindliche Lager übergegangen sind.

Wie lange noch wird das christliche Europa die Hände in den Schoß legen und ruhig die Greuel der Verwüstung ansehen? Es ist wahrlich eine Schande für die christlichen Regierungen, daß sie sich nicht ins Mittel gelegt, daß sie an die Uneigennützigkeit der Regierungen nicht glauben wollten welche bereit waren, die Christen zu beschützen. Die Diplomaten sind in der Regel kluge Rechner, welche von den Gesetzen der Menschlichkeit sich nicht beeinflussen lassen, wenn die Vertreter des Volkes im Parlament keinen Druck ausüben. Es ist somit die Sache der Parlamentarier, die Frage anzuregen und den Christen beizuspringen. Wende man nicht ein, die Macedonier sind Rebellen, haben Verbrechen begangen und demnach keinen Anspruch auf unsere Hilfe. Je nun; sie haben das schwere Joch, das die Mächte ihnen auferlegt, geduldig getragen und sind zur Ueberzeugung gelangt, daß sie nur dann auf das christliche Europa Einfluß gewinnen können, wenn sie das Recht der Wiedervergeltung üben. Revolutionen werden nicht durch Rosenwasser bewerkstelligt. Wenn man so vielen, die weit weniger Grund zur Revolution hatten, dieselbe zum Ruhme angerechnet hat, so dürfen wir die Macedonier nicht zurückstoßen. Es kann unsere Sache nicht sein, die Fehler, welche sich Deutschland, England, Frankreich, Italien und Oesterreich in der Lösung der orientalischen und ganz besonders der macedonischen Frage haben zu schulden kommen lassen, im einzelnen darzustellen. Wir glauben jedoch darauf hinweisen zu müssen, daß Rußland von schwerer Schuld nicht freizusprechen ist und auf die übrigen Mächte einen unseligen Einfluß ausgeübt hat, namentlich auf Oesterreich, das den übermütigen Nachbarn nicht reizen durfte.

Rußlands ebenso schlaue als eigennützige Politik hat die Nationen Europas und die verschiedenen Rassen Asiens vielfach über seine wahren Absichten getäuscht und manche ganz auffallende Schwenkungen vollzogen. Alle Rassen, die sich im Laufe des letzten Jahrhunderts auf Rußland gestützt

haben, haben nur zu viel Grund gehabt, ihre Vertrauensseligkeit zu bereuen. Der warme Freund ward ein bitterer Feind, der Befreier ein harter Zwingherr. Bulgarien war eine Zeitlang der verhätschelte Liebling; als jedoch seine Bewohner ihre eigenen Wege gingen, ja sogar Ostrumelien besetzten und ihren Rivalen — die Serben — in einem für sie sehr glorreichen Feldzug besiegten, da sahen sie sich den stetigen Nachstellungen Rußlands ausgesetzt. Das nordische Reich, dessen Kaiser sich mit Vorliebe als Beschützer der Christen ausgespielt hatte, nahm jetzt Partei für den Sultan und opferte zuerst die Armenier, dann die christlichen Rassen in Macedonien, angeblich weil sie vom revolutionären Geist angesteckt wären, in der Tat, weil sie die Eroberungspläne Rußlands durchkreuzten und die russische Herrschaft noch mehr fürchteten als die türkische. Dem russischen Bureaukratismus waren die Verfassungen der christlichen Balkanstaaten ein Stein des Anstoßes, da die Rumänen, Bulgaren und Serben zu freiheitsliebend waren, suchte er sie einzuengen und zu schwächen. Die Folgen dieser feindseligen Gesinnung blieben nicht aus. Die Stämme, welche Rußland so viel verdankten, sind demselben entfremdet mit Ausnahme von Montenegro, die Gefahr, daß die Herrscher der Balkanhalbinsel Vasallen der Zaren würden, wie weiland die Fürsten des Rheinbundes die Napoleons waren, ist beseitigt. England oder Deutschland könnten im Einverständnis mit den übrigen Mächten einen Generalgouverneur mit einem Stab von tüchtigen höheren Beamten liefern. Der Gouverneur müßte ganz unabhängig vom Sultan sein, alle die inneren Angelegenheiten selbständig regeln und nur den jährlichen Tribut entrichten. Eine strenge Handhabung von Zucht und Ordnung, Unterdrückung aller Intriguen seitens der Nachbarstaaten, wirksamer Schutz von Person und Eigentum, Verwendung des nach einigen Jahren der Ruhe zu erzielenden Ueberschusses für Eröffnung der reichen Hilfsquellen des Landes würde einen allgemeinen

Frieden anbahnen, Einwanderer ins Land locken und die Auswanderung der unzufriedenen mohammedanischen Elemente in die direkt vom Sultan regierten Länder zur Folge haben. Preußische oder englische Beamte hätten keinen Grund, gleich den russischen oder österreichischen Beamten sich durch Nebenabsichten bestimmen zu lassen, wie sie für die mutmaßlichen Erben des kranken Mannes so nahe liegen. Rußland und Oesterreich-Ungarn sind übrigens von ihren inneren Angelegenheiten so sehr in Anspruch genommen, die Wirren, welche die Regierungen beider Länder nicht zu beseitigen vermögen, sind nicht derart, daß die Rassen Macedoniens die Lust verspüren sollten, sich diesen Reichen einverleibt zu sehen. Die Balkanhalbinsel ist in einem Uebergangsstadium begriffen; daher empfiehlt es sich, Macedonien nach dem Muster der Territorien der Vereinigten Staaten zu behandeln, seinen Rassen die Gelegenheit zu bieten, sich kennen zu lernen und sich zu vertragen. Was in Bosnien, wo die Gegensätze vielleicht noch größer waren, gelungen ist, sollte auch in Macedonien erreichbar sein. Der Türke hat sich als unverbesserlich erwiesen, seine Beamten sind so hochmütig und so bestechlich, daß von ihnen ebensowenig erwartet werden kann, als von den Truppen, seien es reguläre oder Baschi-Bozuks. Die großen Industriestaaten, welche nach neuen Märkten für ihre Waren suchen, hätten nicht wie bisher in die Weite schweifen sollen, sondern die Wiederherstellung des Friedens in Macedonien anstreben müssen. Es ist endlich Zeit, die Hand ans Werk zu legen und das Gute, das immer da ist, zu ergreifen. A.

LI.

Die Belgier im Vatikanischen Geheimarchiv.

Wie andere Nationen, so hat auch **Belgien** sich entschlossen, ein historisches Institut beim apostolischen Stuhl zu errichten, mit der Bestimmung, die in den Archiven und Bibliotheken der ewigen Stadt beruhenden Urkunden der vaterländischen Staats- und Kirchengeschichte ans Licht zu stellen. Als erste Frucht des 1904 eröffneten Institut historique belge an der Piazza Rusticucci beim Vatikan liegt heute vor eine Arbeit des Benediktiners Dom Ursmer Berlière der Abtei Maredsous bei Namur.[1]) Sie gewährt ein genaues Verzeichnis des Inhaltes der libri obligationum et solutionum der Apostolischen Kammer von 1296 bis 1548 mit Bezug auf die Sprengel Cambrai, Lüttich, Thérouanne und Tournai. Thérouanne hat längst aufgehört zu existieren, die drei übrigen bestehen heute noch, und zwar Cambrai in Nordfrankreich, Tournai und Lüttich in Belgien. Zu Lüttich gehörte seit uralten Zeiten die alte Reichs- und Krönungs-

---

1) Institut historique belge de Rome. Inventaire analytique des libri obligationum et solutionum des archives vaticanes. Au point de vue des anciens diocèses de Cambrai, Liège, Thérouanne et Tournai par Dom Ursmer Berlière, O. S. B. Rome. Institut historique belge. 1904. 8°. pag. XXVII, 315.

stadt **Aachen**, bis sie durch das französische Konkordat vom 15. Juli 1801 zum Sprengel erhoben wurde, um dann 1821 in dem neuen Erzbistum Köln unterzugehen.[1])

Auf einzelne Punkte dieser musterhaft gearbeiteten Schrift des näheren hier einzugehen, erachten wir uns der Mühe überhoben. Für die genannten Sprengel leistet diese Arbeit genau dasselbe, was Kirsch, Eubel, Gottlob und andere deutsche Forscher, deren Leistungen in der Einleitung eingehende Bewertung empfangen (VII), mit Bezug auf deutsche Bistümer im 13. und 14. Jahrhundert zutage gefördert. Vollkommen auf der Höhe der modernen Geschichtswissenschaft, insbesondere der geschichtlichen Kritik steht die Einleitung, welche jedem, der zu ähnlichen Unternehmungen zu schreiten wünscht, als vorbildlich zu empfehlen ist. Da gibt es keine hier einschlagende Frage, auf welche nicht helles Licht fiele. Dazu gehören: die Entwicklung der päpstlichen Schutzverhältnisse, die genauen Arten der päpstlichen Abgaben, der Betrieb der apostolischen Kammer, die Tätigkeit ihrer Beamten, die Vermittlerrolle italienischer Bankiers, die Bestände kirchlicher Institute aufgrund der Untersuchungen der päpstlichen Kammer mit Bezug auf ihre Leistungsfähigkeit.

Was die **Auszüge** aus den päpstlichen Registern selbst anlangt, so reichen sie von Bonifaz VIII. (1296) bis zu Paul III. (1548). Vertreten ist auch die Obedienz von Avignon, welche, dank dem Einfluß der französischen Könige, im damaligen Flandern nicht wenige Anhänger besaß. Der Inhalt gewährt ein genaues Bild der damaligen apostolischen Finanzwirtschaft. Neue Züge konnte ich nicht entdecken. Mag man Irland, England, Deutschland, Belgien ins Auge

---

1) J. **Fey**, Zur Geschichte Aachens im 16. Jahrhundert. Mit Benutzung ungedruckter Archivalien. Aachen 1905. S. 12: Die Stadt und der Teil des „Aachener Reiches" auf dem linken Ufer des Wurmbaches gehörten zur Diözese Lüttich, der übrige Teil des „Reichs" gehörte nach Köln.

fassen, immer kehren die nämlichen, und manchmal nicht besonders erhebenden Erscheinungen wieder. Geldleistungen werden entrichtet, ganz oder teilweise. Quittungen gelangen zur Aushändigung. Amtsnachfolger werden für nicht beglichene Summen der Vorgänger verpflichtet. Ausstände für insolvente Pfründner werden bewilligt. Die Bemerkung in der Einleitung: „Jedweder Verzug in der Zahlung, der nicht gerechtfertigt und pflichtmäßig bewiesen war, zog kirchliche Strafen nach sich" (XIII), trifft recht häufig zu. Eine hier einschlagende Bannbulle ist S. 228 abgedruckt. Um all diese Erscheinungen zu begreifen, muß man der damaligen Lage der Kirche und den erhabenen Verpflichtungen des römischen Pontifikates Rechnung tragen, welche nicht nur manchfachster Art sind, sondern auch die gesamte Kirche betreffen. Kirchengeschichte, Kirchenrecht und Kulturgeschichte ziehen in gleichem Maße ihren Vorteil aus den mit Sachkenntnis und Unabhängigkeit des Urteils geführten Untersuchungen des emsigen Benediktinermönches.

Wenn die mit Benediktinerfleiß hergestellte Arbeit Berlières es nur mit vier Bistümern in allen Gebieten des Deutschen Reiches zu tun hat und dabei deren Stellung zum apostolischen Stuhl auf rein äußeren Gebieten, denen des geistlichen Abgabenwesens, darstellt, dann wird sie an innerer Bedeutung, wie auch nach dem Maße ihres äußeren Umfanges durch eine fast gleichzeitig erschienene Schrift bedeutend überragt. Unter der Oberleitung der königlich belgischen Geschichtskommission in Brüssel haben die beiden Professoren der Universität Löwen, Alfred Cauchie und René Maere die den päpstlichen Nuntien von 1596 bis 1635 durch die Kardinalstaatssekretäre erteilten Instruktionen unverkürzt zum Abdruck gebracht und mit Einleitung und Erläuterungen versehen, an denen man seine helle Freude haben kann.[1])

1) Commission royale d'histoire. Recueil des instructions générales aux nonces de Flandre (1596—1635) publié, par

Eine 44 Seiten umfassende Einleitung verbreitet sich über die römischen Fundorte dieser Urkunden, die diplomatische und geschichtliche Bedeutung der den Nuntien erteilten Instruktionen und entwirft ein ungefähres Bild von ihrer Tätigkeit im Verkehr mit dem Hofe in Brüssel und der belgischen Geistlichkeit. Die kurzen Hinweise der Einleitung auf die Fragen, mit denen die Nuntien sich befaßten, können selbstverständlich nicht von der ebenso notwendigen, wie genußreichen und anregenden Mühe entbinden, die sämtlich in italienischer Sprache niedergelegten Instruktionen vom ersten bis zum letzten Worte zu prüfen. Den würdigen Schluß der Einleitung machen aus die lichtvollen Lebensbilder der Nuntien von 1596 bis 1635, dem Jahre des seligen Heimganges der Infantin, Tochter Philipps II., und Statthalterin Isabella Klara Eugenia. Daß die Stellung des berühmten Nuntius Guido Bentivoglio mit besonderer Wärme gezeichnet ist, wird jeder vollauf billigen, der sich mit den geschichtlichen Denkwürdigkeiten dieses geistig bedeutenden Mannes vertraut gemacht und den Spuren seines weitreichenden Einflusses als Kardinal unter mehr denn einem Pontifikat in Rom nachgegangen ist. Als letzter Nuntius, der in Brüssel gewirkt, erscheint Fabio de Lagonissa, welcher nach dem Tode der Infantin Isabella am 28. Januar 1634 abberufen wurde. Zwar erhielt er einen Nachfolger an Lulio Falconieri, allein dieser ist nie bis Brüssel gekommen. Von da an bis 1725 erscheinen in Brüssel nur Internuntien, denen allgemeine Instruktionen nicht zuteil wurden. Erst mit der Regentschaft einer Fürstin aus dem kaiserlichen Hause, der Erzherzogin Maria Elisabeth, trat die Nuntiatur von Flandern wieder ins Leben.

Alfred Cauchie et René Maere, professeurs à l'université de Louvain. Bruxelles, Kiessling et Co. 1904. 8°. pag. XLIV, 278.

Indem wir den Leser auf die gehaltvolle Vorrede selbst verweisen, wünschen wir den erstaunlichen Fleiß der Herausgeber zu betonen. In den Anmerkungen, welche der Einleitung wie den Texten beigefügt wurden, ist ein sehr reiches Material aus den römischen und einheimischen Archiven niedergelegt. Und die Hinweise auf die gedruckte Literatur bezeugen, mit welchem Fleiße und Erfolge auf diesem Gebiete in Belgien gearbeitet wird, wo die Erinnerung an die ehevorige Zusammengehörigkeit zum Deutschen Reiche bei den Vertretern der Geschichtswissenschaft mächtig fortlebt und die Ergebnisse der deutschen Wissenschaft der Gegenwart angemessene Bewertung finden.

Erkleckliche Ausbeute wird hier dargeboten mit Bezug auf englische, schottische und irische Kirchengeschichte. Und was die festländischen Seminare dieser Nationen anlangt, in welchen der katholischen Geistlichkeit unter den größten Schwierigkeiten und im Kampfe mit bitterer Not ihr Nachwuchs gesichert wurde, so befanden sich diese großenteils in Belgien und unterstanden der geistlichen Gewalt des Nuntius in Brüssel. Kostbare, neue Notizen empfangen wir über diese Bildungsstätten als Ergänzungen solcher Arbeiten, die bei uns zu Lande dem Schicksal der katholischen Kirche in jenen Reichen schon vor Jahren gewidmet wurden. Auch für die deutsche Wissenschaft erscheint diese Arbeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie berührt sich mit den Bestrebungen der Görresgesellschaft, deren römischer Vertreter, Protonotar Ehses, die beiden Herausgeber mit seinem Rate unterstützt hat. Die Instruktionen reichen weit hinaus über das Gebiet der flandrischen Nuntien, welches die siebenzehn niederländischen Provinzen, auch die von der spanischen Herrschaft losgetrennten, umfaßte.

Nicht minder belangreich sind die Instruktionen auch für die politische Geschichte Deutschlands. Die Trennung der nördlichen Provinzen von der spanischen Herrschaft, der

Erbfolgestreit in Jülich-Cleve-Berg, die Anfänge des dreißigjährigen Krieges, die sich zusehends verschärfenden Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, die Bemühungen der spanischen Habsburger zur Aufrechterhaltung ihres Einflusses in Deutschland und die von Dänemark bedrohte Stellung des Bistums Osnabrück finden in diesen Instruktionen kräftigen Widerhall und zeichnen ein Bild von den hohen Anforderungen des Hl. Stuhles an seine Beamten und von der umfassenden Tätigkeit, welche diese zu entfalten hatten.

Ueber die seltene Bedeutung der flandrischen Nuntiatur für die Befestigung der katholischen Religion hat sich der Kardinal Barberini, Rom, 23. Mai 1627, in der Instruktion für den Nuntius Fabio de Lagonissa, Erzbischof von Consa, ausgesprochen. „Aber überaus groß," bemerkt er, „ist ihre Bedeutung mit Bezug auf den apostolischen Stuhl, weil die genannten Gründe, die jenes Land zu einem passenden Boden für politische Umtriebe machen, es ebenfalls zu einem Mittel erheben, um die für die Erhaltung oder Ausbreitung, oder Kräftigung oder Wiederherstellung der heiligen katholischen Religion vom Papste und der römischen Kirche sich ergießenden Einflüsse in die verschiedenen Provinzen überzuleiten" (140). Also klingt der Grundton, welcher all diese bedeutenden Aktenstücke der päpstlichen Diplomatie durchwaltet. Reichlich werden auch politische Verhältnisse in den Kreis der Betrachtung gezogen. Zwischen den christlichen Fürsten treten die päpstlichen Nuntien auf als Vermittler des Friedens. Wo nur der Krieg sichere Aussicht zur Abstellung schwerer Uebel bietet, wird entschieden der Gebrauch der Waffen gewünscht. Indes über allem stehen für die Vertreter des Hl. Stuhles die unvergänglichen Interessen der Religion und des Reiches Gottes auf Erden. Die Wertschätzung, deren die damaligen Statthalter der Niederlande, der vormalige Kardinal (ohne Empfang der Weihen) Erzherzog Albert und die Infantin Isabella Klara Eugenia, Tochter Philipps II. von Spanien aus seiner Ehe mit

Elisabeth von Valois, die Virtuosissima signora,[1]) sich in Rom wie im eigenen Lande erfreuten, wird allen Nuntien in kräftigen Worten vor Augen geführt und die Innehaltung freundlicher Beziehungen zu den Leitern des bürgerlichen Gemeinwesens eingeschärft. Dennoch gab es damals auch in Belgien auf kirchlichem Gebiete brennende Fragen, für deren Behandlung die Nuntien eingehende Anweisungen empfingen.

Einige dieser Punkte seien hier kurz verzeichnet. Es wurde Klage geführt über das staatliche Placet kirchlicher Erlasse. Damals nur schüchtern hervortretend, gelangte dasselbe nachmals auch in den österreichischen Niederlanden zu scharfer Anwendung. Bei Ernennungen, oder genauer ausgedrückt, Vorschlägen der Souveräne zu Konsistorial-Abteien vermißte man die nachträgliche Einholung der päpstlichen Bestätigung im Konsistorium der Kardinäle. Aehnliche Beschwerden gaben sich kund hinsichtlich der den Statthaltern vom Papst gewährten Befugnis zu Ernennungen für Priorate in Burgund. Eine geradezu unerschöpfliche Quelle von Mißhelligkeiten lag in den Doppelernennungen. Ein besonders gehässiges Beispiel ist die Berufung des David Haeck, der in Rom bei seinem Aufenthalt 1624 durch Urban VIII. ein Kanonikat am Dom in Cambrai erhielt, und dem Lizenziat der Rechte Wilhelm Vandevelde, welchem die Universität Löwen die nämliche Pfründe zuerkannte. Es kam bis zur Exkommunikation des letzteren, der Staatsrat von Brabant dagegen ergriff Partei für ihn, und bemerken die Herausgeber, „es ist wahrscheinlich, daß die päpstliche Politik in diesem Falle den Sieg nicht davon trug" (197).

Den vor den Verfolgungen Elisabeths und Jakobs I. entwichenen englischen und irischen Katholiken als Zufluchts-

1) Vgl. meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift Bd. 94 (1884) S. 275: Philipp II. von Spanien u. seine Töchter Isabella u. Katharina.

stätte dienend, boten die spanischen Niederlande den Nuntien natürliche Veranlassung zur Beaufsichtigung des englischen Kollegs in Douai, sowie zur Aufmunterung der hartbedrängten Katholiken in Großbritannien und Irland. Die grüne Insel wird nur selten erwähnt, auf Schottland und England dagegen fallen scharfe Streiflichter. Neben den Leiden treten uns auch die Schwächen derselben entgegen. Dazu gehört die unbestimmte Haltung mancher Kreise gegenüber dem von Paul V. verworfenen Treueide, ferner die Streitigkeiten der verschiedenen Zweige der Benediktiner, die Verhältnisse des Weltklerus zu den Ordensgeistlichen, die Lage der englischen Nonnen in Brüssel u. a. Auch der abgefallene Erzbischof von Spalato, Marco Antonio de Dominis, der von London aus in heute der Vergessenheit anheimgefallenen Schriften sein Gift wider den Hl. Stuhl ergoß, machte den Brüsseler Nuntien zu schaffen.

Vorstehende Notizen genügen zur Empfehlung dieser hervorragenden Leistung, deren Gebrauch durch ein treffliches Register erleichtert wird.

Aachen. A. Bellesheim.

LII.

Eine Nationalökonomie auf christlicher Grundlage.

Nach einem Werke, wie es die Ueberschrift kennzeichnet, bestand schon lange ein dringendes Verlangen. Gewiß fehlt es in Deutschland nicht an Nationalökonomen, die tief ethisch, sogar christlich, ja was noch mehr heißt, katholisch empfinden, aber aus Furcht vor der großen Forderung der Voraussetzungslosigkeit ihre Grundsätze gewöhnlich verbergen. Wer wirklich Ernst machen will mit seiner Ueberzeugung, der muß auf ein beschränktes Publikum rechnen, nur kann er umgekehrt wieder in die Versuchung geraten, nach rechts zu viele Konzessionen zu machen, um sich den Beifall zu sichern. Diese Gefahr besteht gewiß, obwohl sie von gegnerischer Seite gewöhnlich übertrieben wird. Daß ihr Heinrich Pesch erlegen sei in seinem herrlichen Lehrbuch, dessen erster Band uns vorliegt, wird niemand mit Grund behaupten können.

Das großartig angelegte Werk (Lehrbuch der Nationalökonomie. I. Grundlegung. Freiburg, Herder 1905) hier anzeigen zu können, bereitet mir große Freude. Nicht leicht konnte eine berufenere Feder dieses Thema wählen. Seit Jahren veröffentlicht Pesch in den Laacher Stimmen höchst zeitgemäße und anregende Aufsätze zu den brennenden Fragen der Gegenwart; er übernahm den Löwenanteil an dem Schriftenzyklus „die soziale Frage beleuchtet durch die Stimmen

aus Maria Laach". Die hier erschienenen Schriften bilden die Grundlage, auf der er seinen neuen Bau in vollendeter Weise ausführen kann. Möge ihm Gott die Gesundheit geben, daß er sein Werk nach allen Seiten abschließen kann! Denn nach den bisher Erschienenen zweifle ich, ob drei Bände reichen. Ein Band für die besondere Nationalökonomie ist entschieden zu wenig. Immerhin werden die Katholiken Deutschlands und darüber hinaus alle konservativ denkenden Männer dem Verfasser Dank wissen für die gründliche, lichtvolle, aufklärende Darstellung der Prinzipienlehre. Denn eben in der Prinzipienlehre besteht die Stärke der katholischen Auffassung, in der Verbindung der Einzelfragen mit den großen Gesichtspunkten und Zielen alles menschlichen Strebens. So Bedeutendes die Vertreter der freien und reinen Wissenschaft in den Einzelfragen leisteten, so enttäuscht uns oft ihre Unklarheit in den letzten Zielen, das Widerspruchsvolle, Unbestimmte, oft geradezu Frivole ihrer tieferen Ueberzeugungen.

Mitten im Getriebe des modernen Wirtschaftslebens überfällt uns, sei es, daß wir uns bloß theoretisch oder auch praktisch auf diesen Boden begeben, die bange Frage, wozu doch all dieser Lärm: Wo wird diese fortwährende Steigerung und Steigerung münden? Muß diese fieberhafte Haussebewegung im Großen nicht schließlich ebenso zerschellen wie im Kleinen? Nun hätten wir freilich in den Kapiteln „Der Mensch Herr der Welt inmitten der Gesellschaft" bei Pesch gerne einige Andeutung auf die Grenzen und Folgen des allen Nationalökonomen gleichsam im Blute liegenden Produktionsfiebers gewünscht, im Allgemeinen aber führt uns Pesch so sicher und gelassen, so gewandt und umsichtig durch die Schwierigkeiten hindurch, daß wir der jeder Menschenarbeit anhaftenden Mängel gar nicht gewahr werden.

Abgesehen von einigen speziellen Wünschen[1]) sind es

---

1) Seite 73 z. B. hätte ich einen Nachweis gewünscht, inwiefern sich die Vertragstheorie der Scholastiker von jener der Natur-

nur leise Nuancierungen, in denen ich mit dem Verfasser nicht übereinstimme. In der Beurteilung der modernen Theorien über die Entwicklungsstufen der Volkswirtschaft finde ich, daß hier Pesch der modernen Detailkritik zu viel zugesteht. Es ist leichter zu kritisieren als aufzubauen. Mag ein Versuch, historische Fakta zu gruppieren und einem größeren Ganzen einzuordnen, noch so viel Schwächen zeigen, so hat dieser Versuch doch mehr Verdienst als die wohlfeile Kritik, die ihn über den Haufen wirft. Der Vorwurf, man konstruiere die Tatsachen a priori, ist sehr billig; im Grunde genommen helfen mir alle einzelnen Tatsachen wenig, wenn ich sie nicht zusammenordnen kann. Nicht das Individuelle, sondern das Allgemeine war es, auf das sich das Hauptinteresse der Alten konzentrierte und, wie ich denke, eigentlich auch der Neueren konzentriert. Alles Einzelne dient nur dazu, allgemeine Ueberblicke und Urteile als Grundlage neuer Schlüsse zu bilden.

Ohne Generalisationen geht es nicht ab, jede Generalisation auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften muß Lücken anerkennen; hier herrscht keine strenge Gesetzmäßigkeit, die keine Ausnahme zuläßt, wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaft.

Konkreter gesprochen glaube ich, daß in der ältesten Zeit der Kommunismus doch eine größere Rolle spielte als Pesch zugibt; ich verweise auf mein eben erscheinendes Werk „Kultur der alten Kelten und Germanen". Die Unterscheidung der Natural- und Geldwirtschaft wirft auf viele Dinge ein überraschendes Licht, mag sich auch nirgends eine solche Wirtschaft chemisch rein darstellen lassen. Das Gleiche

---

rechtstheoretiker unterscheide. So unsympathisch mir die Aufklärungsmänner sind, hätte ich ihr Verdienst um die Humanität doch höher angeschlagen, als es S. 269 geschieht. Sehr vermißt habe ich einen Hinweis auf die treffliche Soziologie von Jhering (Zweck im Recht).

gilt für die Unterscheidung der Stadt-, Territorial- und Volkswirtschaft.

Ganz anders als den historischen Individualismus beurteilt Pesch den theoretischen, er sieht vielleicht zu viel Individualismus im geschichtlichen Rückblick, unterschätzt aber meinem Empfinden nach die Bedeutung der individualistischen oder kapitalistischen Wirtschaftstheorie. So sehr ich mich mit ihm eins fühle in der Beurteilung des individualistischen Liberalismus unserer Tage, so möchte ich seine geschichtlichen Verdienste doch nicht verkennen; er hatte eine große geschichtliche Aufgabe zu erfüllen, wie dies seiner Zeit Ketteler (Pfülf, Kettelers Leben II, 192) richtig hervorhob. Der Liberalismus hat dadurch, daß er die alten naturalwirtschaftlich gebundenen Formen beseitigte und die Freiheit des Erwerbs, des Vertrags, des Eigentums allseitig im Rechte durchführte, erst die kapitalistische Entwicklung möglich gemacht, die neben den Nachteilen doch auch ungeheuer viele Vorteile brachte. Sie hat eine Produktionssteigerung erzeugt, als deren günstige Folgen jedermann die billigen Preise aller Waren empfindet. Wie anders wäre es möglich gewesen, daß sich die Bevölkerung in kurzer Zeit verdoppelte? Die Bewunderer der mittelalterlichen Zustände vergessen immer diese wichtige Seite des modernen Lebens. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die Bevölkerung im Mittelalter verschwindend klein war gegenüber der heutigen und daß diese Bevölkerung in ungesunden Zuständen dahinlebte und verhältnismäßig früh starb. Volksvermehrung ist eben vom christlichen und nationalen Standpunkt aus nur zu begrüßen. Daher darf ein Katholik namentlich, nachdem der Liberalismus ohnehin seine Macht verloren hat, ganz wohl seine Verdienste anerkennen. Dachten doch die Katholiken vor 1870 selbst zum großen Teil liberal und noch heute neigen katholische Sozialpolitiker Belgiens diesem Systeme zu, wie viele ganz übersehen.

Ich habe selbst schon Volksredner gehört, die die Sache so darstellen, als ob die Katholiken von jeher den ökonomischen

Liberalismus verabscheut hätten. Gegenüber einem alles überflutenden Sozialismus hat auch der Liberalismus heute noch seine Berechtigung. Ohne diese beiden Gegner hätte das System, das Pesch aufstellt, und das, wie er richtig hervorhebt, das des Zentrums ist, keinen richtigen Platz mehr; denn es besteht nur im Ausgleich der entgegengesetzten Tendenzen. Verschwände eine Tendenz vollständig, so hörte die Mittelstellung von selbst auf. Da der Sozialismus noch lange nicht verschwindet, müßte das Zentrum selbst liberal werden.

Sein Vermittlungssystem, wenn man so sagen will, das Zentrumsprinzip, nennt Pesch Solidarismus und er nimmt als Vertreter dieser Anschauung so ziemlich alle Sozialpolitiker von christlicher Färbung für sich in Anspruch. Gewiß mit Recht, nur verwischen sich in der Darstellung der Systeme die charakteristischen Sonderheiten, so z. B. bei Le Play sein patriarchalisches Patronatssystem, bei Perin seine manchesterlichen Neigungen. Sehr vermißt habe ich den glänzendsten Vertreter des Solidaritätsgedankens, den Spanier Donoso Cortes, einen Schüler von Görres. Es ist nicht ohne Grund ein Spanier, der diese Idee besonders geistreich verfolgt.[1])

---

1) Da Cortes viel zu wenig gekannt ist, kann ich mir nicht versagen mitzuteilen, was der Diplomat Josef Alexander Graf von Hübner in seinem jüngst erschienenen Buche „10 Jahre Erinnerungen" 1,76 über ihn schreibt: „Der spanische Gesandte, Marquis de Valdegamas, liegt noch immer schwerkrank darnieder; Hatzfeld und ich holten heute Erkundigungen über sein Befinden ein. Das Bulletin lautete schlecht, doch war es uns nicht möglich, in diesem verlassenen Hause irgend ein lebendes Wesen, keinen Bedienten im Vorzimmer, keinen Sekretär in der Kanzlei ausfindig zu machen. Als wir im Begriffe waren, die Gesandtschaft zu verlassen, eilte uns seine Krankenpflegerin, die berühmte Schwester Rosalie nach, um uns zu sagen, daß der Gesandte dem Tode nahe zu sein scheine und kehrte alsbald mit dem Vikar dieser Kirche zurück. Zu sehr angegriffen, um der Agonie unseres Kollegen und gemeinsamen Freundes beiwohnen zu können, zog

Im übrigen verdient, was Pesch in systematischer Hinsicht über das Prinzip des Solidarismus ausführt, den lebhaftesten Beifall.

---

er sich in den Salon zurück. Ich betrat daher allein das kleine Zimmer unseres lieben Donoso, wo ich so oft mit ihm über die heiklichsten Fragen debattiert hatte, dasselbe Zimmer, in dem er schlief, arbeitete, meditierte, betete und unzählige Zigaretten rauchte. Nun fand ich ihn hingestreckt auf sein kleines Feldbett, das auch sein Sterbebett war, umgeben vom Vikar, der Schwester Rosalie, einer anderen barmherigen Schwester und seiner Haushälterin, einer Baskin, der einzigen, die tief betrübt zu sein schien. Der Priester und die beiden Klosterfrauen erfüllten einfach, genau und sachgemäß ihre Pflicht; die Baskin aber weinte. Der Kranke empfing die letzte Oelung bei vollem Bewußtsein. So oft der Name Jesus Christus ausgesprochen wurde, erhob er die Hände gen Himmel. Auf seinem abgemagerten, aber durch den Ausdruck einer unaussprechlichen Milde verklärten Antlitze spiegelte sich der Glaube. In den letzten Momenten küßte er mit Inbrunst das Kreuz. Zweimal drückte er mir die Hand und schien mich zu erkennen. Weltpflichten zwangen mich, ihn zu verlassen und einige Minuten, nachdem ich mich entfernt hatte, starb er um 6 Uhr abends im Alter von vierundvierzig Jahren. Ein in die wüsten Steppen der Diplomatie verirrter Einsiedler, ein Apostel, welcher den Salonwilden predigte, ein Asket im goldgestickten Botschaftergewande, bot Donoso Cortes, nachdem er im Leben das seltene Beispiel einer aufrichtigen politischen Bekehrung gegeben hatte, im Sterben das erhebende Schauspiel eines wirklich christlichen Endes. Dem Aeußeren nach war er ein kleiner Südländer mit spanischen Typus; seine Gesichtszüge waren weder hübsch noch garstig, ich würde ordinär sagen, wären sie nicht durch das Feuer seines Blickes und den Ausdruck der auserlesenen Seele, die in ihm lebte, geadelt worden. Gewiß war er der für den leeren Tratsch der Salons am wenigsten geeignete Mann; aus Pflichtgefühl suchte er sie jedoch gewissenhaft auf. Als ich ihm eines Tages auf der Treppe eines Ministeriums, an einem jener schrecklichen Dienstage oder Mittwoche des rechten und des linken Ufers, begegnete, sagte er mir seufzend: „Wenn ich sterben werde, wird der heilige Petrus mich fragen: Donoso Cortes, Marquis de Valdegamas, was hast du getan? und ich werde antworten: Ich habe Besuche gemacht.“

Dies Prinzip ist viel fruchtbarer als das einer utopischen Interessenharmonie oder eines kalten Rechtssozialismus. Von einer Interessenharmonie haben bekanntlich auch die Liberalen geträumt. Sie erklärten einfach: „Das wohlverstandene Privatinteresse fällt zusammen mit dem allgemeinen Interesse“ und die Welt glaubte es, bis die soziale Not, die Ausbeutung der Arbeiter, die Auswucherung der Bauern jedem, der sehen wollte, die Augen öffnete. Einen ganz anderen Sinn hat die Interessenharmonie, die christlich-konservative Politiker und das Zentrum verkündigten. Hier handelt es sich um mehr als nur den kalten Grundsatz „Leben und Leben lassen“; es handelt sich schon um eine Unterordnung der einzelnen Interessen unter das Gesamtwohl. Das Interesse ganzer Stände muß hier unter Umständen, wenn ein anderer Stand Not leidet, zurücktreten. Das Zentrum hat z. B. mit Recht seinerzeit die Caprivischen Handelsverträge unterstützt, von denen eine neue Aera des industriellen Aufschwunges datiert. Aber daß die Bauern damit unzufrieden waren und mit Recht, weiß jedermann. Umgekehrt gelang es vor einigen Jahren nur mit Mühe, die zentrumstreuen Arbeiter zu überzeugen, daß der neue Schutzzoll ihnen nichts schade. Gerade bei solchen Interessekonflikten zeigt es sich auffallend, daß das christliche Prinzip des Interessenausgleiches nicht darin besteht, daß jeder gleichviel erhält, sondern daß er seine Wünsche unter Umständen zurückstellt. Eben darum scheint mir das Prinzip des Solidarismus sehr zeitgemäß und fruchtbar zu sein, weil es sich entschieden an den Opfersinn wendet. Diese Idee lehrt jeden: tua res agitur; dein Geschick ist solidarisch verknüpft mit dem eines andern; wenn du auch augenblicklich etwas verlierst, wirst du es in anderer Form wieder gewinnen. Der Bauer muß bedenken, daß niedrige Getreidepreise die Industrie fördern und daß eine blühende Industrie viel Reichtum ins Land lockt, der ihm in anderer Weise wieder zugute kommt, und umgekehrt muß der Industriearbeiter

wieder bedenken, daß ein kaufkräftiger Bauer der beste Abnehmer der Industrieprodukte ist u. s. f. Der Solidarismus braucht nicht so weit zu gehen, wie eigentlich das Evangelium und wie es noch viele Wirtschaftshistoriker des Mittelalters verlangten, daß man arbeite, um den Armen davon mitzuteilen (Ephes. 4, 28).[1])

Der Solidaritätsgedanke entrückt den Politiker dem niedern Dunstkreis der nakten Interessenpolitik und schützt ihn gegen die Gefahr, den Leuten zu viel versprechen zu müssen. Er wendet sich ebenso sehr gegen die sozialistische Umschnürung und Zwangsordnung wie gegen die liberale Auflösung und Zersetzung. Es ist wahrlich nicht schwer, sich über die Schädigungen des Liberalismus zu verbreiten; denn diese empfand jeder an seinem eigenen Leibe. Aber viel schwerer ist es, die Begehrlichkeit zu zügeln und den einzelnen Volksklassen zum Bewußtsein zu bringen, daß sie auch Opfer bringen müssen. Hier liegt die Aufgabe der Zukunft. Der Liberalismus liegt am Boden, um so drohender erhebt das Gespenst des Sozialismus sein Haupt. Hoffen wir, daß aus diesem Kampfe die christlichen Prinzipien siegreich hervorgehen werden.

Grupp.

---

1) Vgl. über die Bedeutung von Eph. 4, 28 die schöne Schrift von Franz Schaub: Der Kampf gegen den Zinswucher, ungerechten Preis und unlauteren Handel im Mittelalter. S. 17.

LIII.

Propst Dr. Anton Kerschbaumer.

Nicht vielen Menschen ist es gegönnt, in geistiger und körperlicher Frische bis in verhältnismäßig hohes Alter ihren Lebensweg zu wandeln. Ihrer einer ist Dr. Anton Kerschbaumer, der Propstpfarrer der freundlichen Stadt Krems an der Donau, weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus als liebevoller Bearbeiter der Landeskunde und als phantasievoller Erzähler von Geschichten und Sagen Niederösterreichs bekannt; er gilt als Nestor landesgeschichtlicher Forschung und immer wieder findet man, seit der ‚Verein für Landeskunde von Niederösterreich‘ besteht, seit 1864, da er mit Becker und Sacken die so rührige Gesellschaft begründete, seinen Namen in deren ‚Blättern‘ als eifrigen Pfadfinder verzeichnet. Er ist in dieser Richtung vom Geiste des gelehrten Wiener Erzbischofs Milde von Beginn seiner literarischen Tätigkeit an beseelt gewesen, der es als eine wichtigste Sache für den Beruf der Geistlichkeit seiner Erzdiözese schon in der franziszeischen Zeit bezeichnete, daß sie das ehrwürdige Erbe lokalgeschichtlicher Ueberlieferung bewahre, aufzeichne und der Bevölkerung, deren Seelenheil ihr anvertraut ist, als einen Ansporn zu Patriotismus und Pietät mitteile. Milde selbst ist als Stadtpfarrer von Krems, als welcher er vor seiner Ernennung zum Bischof von Leitmeritz wirkte (1814—1823), mit gutem Beispiel vorangegangen, indem er sämtliche Akten des reichen Pfarrarchivs in acht Foliobänden als ‚Ingedenkbücher‘ sammelte und Kerschbaumer hat als sein geistiger Fortsetzer hiezu den neunten gefügt und den ersten, der verloren gegangen

war, ersetzt. Milde hat sich um die Lokalgeschichte Niederösterreichs nachmals unsterbliche Verdienste dadurch erworben, daß er als Erzbischof von Wien in einem eigenen Erlasse die Anlage solcher Ingedenkbücher allen Pfarrern zur Pflicht machte. [1])

Spiegelklar liegt das im Rahmen des stillen geistlichen und gelehrten Berufes sich bewegende Leben Kerschbaumers, des ehrwürdigen Greises, vor uns, denn, wie ihm auch im gewöhnlichen Verkehre das Herz auf der Zunge liegt und ihm gerade und aufrichtige Mitteilung an seine Mitmenschen eine Herzenssache ist, so hat er uns noch zu seinen Lebzeiten als eine Rückschau in weite Ferne seine Autobiographie beschert, die unter dem bezeichnenden Titel ‚Ein Pilgerleben' (Wien, Heinr. Kirsch, 1896; 2. verm. Aufl. 1896) erschienen ist.

Geboren am 25. August 1823 in Krems, hatte Kerschbaumer eine harte Schule, eine wenig freudenreiche, verwaiste Kindheit und ein entbehrungsreiches Studentenleben als Gymnasiast im Kremser Piaristenkollegium hinter sich, als er trotz mannigfacher Versuche der Ablenkung von dem ihm bestimmten Berufe sich entschloß, 1841 ins Priesteralumnat in St. Pölten einzutreten. Einen nachhaltigen Einfluß übte hier auf ihn der spätere Professor an der Wiener theologischen Fakultät, Franz Maria Werner, aus, damals Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am Seminar in St. Pölten, den er (S. 79) einen ‚Mentor', ‚eine guten Freund, der schonungslos die Wahrheit sagt', nennt. 1845 kam Kerschbaumer als Diakon nach Haag, wo er seinen ersten ‚Gehalt', zwei Gulden monatlich, bezog; von den zwei Kooperatoren gab ihm nämlich jeder monatlich aus gutem Herzen je einen Gulden, doch verlor er sein Einkommen regelmäßig an sie wieder wegen seiner Ungeschicklichkeit in dem im Pfarrhofe üblichen Bolzschießen. 1846 wurde er Kooperator in Krems, hernach ward er wegen seines wissenschaftlichen Eifers in das ‚Höhere Weltpriester-Bildungsinstitut zum heiligen Augustin' in Wien aufgenommen, wo er von 1846—1850 weilte; in fesselnder Art schildert er (S. 64 ff.), wie die Brandung des Sturmjahres 1848 ihre

1) Vgl. **Wolfe**, Milde. Wien, W. Braumüller. 1902. S. 21 ff.

wilden Wogen auch nach dieser stillen Insel warf, wo als erster Direktor, mehr drillend als erziehend, damals Joseph Columbus, der spätere stadtbekannte Domherr von St. Stefan, seines Amtes waltete; Franz Rudigier, der nachmalige Bischof von Linz, war Spiritualdirektor. Bedeutsam wurde für Kerschbaumers Ausbildung als Historiker der Freundschaftsbund, der sich damals zwischen ihm und Baron Ed. v. Sacken, dem Kustos am kaiserlichen Antikenkabinett entwickelte. Er erzählt selbst: „Ihm verdanke ich meine Vorliebe für kirchliche Kunst, deren geschichtliche Entwicklung er mir an den Kirchen der Residenzstadt persönlich zeigte. Im Hause seiner Eltern war ich oft zu Tisch geladen und ich traf dort stets einen Sammelpunkt junger, strebsamer, heiterer Männer aus den Familien v. Würth, Sommaruga, Schlosser, Bach, Schnorr, Haßlinger rc. Mit Baron Eduard blieb ich stets intim befreundet und teilte mit ihm die frohen und traurigen Stunden seines Lebens. Er starb allzufrüh im Jahre 1883“. Prächtige Silhouetten entwirft er auch von anderen Persönlichkeiten, mit denen ihn das Schicksal zusammenführte, so von dem edelsinnigen Erzbischof Milde, der ihn in Wien empfing, von Alexander Bach, dem nachmaligen Minister, von dem streitbaren, energischen Sebastian Brunner und anderen. Es ist ein Stück des geistigen Alt-Wien, das da vor unseren Blicken emporsteigt. Sonst aber verdroß ihn das ängstliche, engherzige System des Institutslebens bei St. Augustin, dessen Bedacht auf Aeußerlichkeiten er, der Idealist, in humorvoller Weise geißelt und es klingt insbesondere ziemlich scharf aus, was er über das Jahr 1848 in seiner unmittelbaren Einwirkung auf diese wenig erquicklichen Verhältnisse schreibt. Er ist eben gewohnt, stets ungeschminktes, wahres Urteil vorzubringen. 1850 wurde er zum Doktor der Theologie promoviert und abermals als Kooperator in Krems bestellt, 1851 kam er als Professor der Theologie nach St. Pölten, 1857 wurde er zum Ehrenkonsistorialrat, 1859 zum Ehegerichtsrat, 1860 zum bischöflichen Rat und Beisitzer des bischöflichen Konsistoriums ernannt. Das Jahr 1860 erfüllte auch seine Sehnsucht nach der ‚ewigen Stadt‘; er kam als Kaplan an die ‚Anima‘ in Rom und kehrte nach einjährigem Aufenthalt als überzähliger geheimer Kämmerer

Sr. Heiligkeit des Papstes Pius IX. nach St. Pölten zurück. Sein Wunsch, Alumnatsdirektor zu werden, ging nicht in Erfüllung, dagegen wurde er 1871 Stadtpfarrer in Tulln, nachdem er 1866 zum Ehren- und 1870 zum wirklichen Kanonikus ernannt worden war. 1874 erhielt er, ‚für seine Verdienste um die vaterländische Geschichtsschreibung‘ den Franz Josephsorden, 1876 den Titel eines Hofkaplans. Schwer trennte er sich von den ihm so liebgewordenen Pfarrkindern im Jahre 1880, um die Pfarrei in seiner Vaterstadt Krems anzutreten, wobei er auch zum Propst von Ardagger ernannt wurde. Dies die Hauptstationen des langen Pilgerweges, den Kerschbaumer zurückgelegt hat.

Seine literarische Tätigkeit hier im einzelnen zu schildern, ist bei der großen Menge und Vielseitigkeit der von ihm behandelten Stoffe unmöglich. Sie ist in A. Erdingers ‚Bibliographie des Klerus von St. Pölten‘ (S. 141 ff.) genau erörtert und kann nur in den Hauptpunkten berührt werden. Erdinger teilt seine Schriften ein in: Geschichte, Pastoral, Reiseberichte, Novellen, Kalender, Miszellen. Damit ist die Mannigfaltigkeit seines Schaffens am besten gekennzeichnet. Auf dem Gebiete touristischer Literatur ist er in Oesterreich geradezu bahnbrechend geworden. Der Trieb, die schöne Gottesnatur aus eigener Anschauung kennen zu lernen, war von jeher in ihm lebendig. Er schrieb als erste größere Reisebeschreibung 1854 ‚Pilgerbriefe‘ (Wien, Pichler 1854), die lebendige Schilderung seiner mit mehreren Freunden ex pio voto 1853 unternommenen Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, eines damals gewiß seltenen Unternehmens. Außer Oesterreich-Ungarn bereiste er nach seiner eigenen Angabe (‚Pilgerleben‘, S. 127) Bayern, die Rheingegenden, Belgien, die Schweiz, Norddeutschland, Italien, das heilige Land, Egypten, Frankreich, England, Schweden, Norwegen und Dänemark und die meisten dieser Wanderfahrten hat er sodann geschildert. Er hat sich hiedurch jene scharfe Menschenkenntnis erworben, die ihm als Seelsorger zugute kam. Daß dies dann auch der Endzweck seines Reisens war, geht aus einem seiner Bittgesuche um die Reiselizenz im Jahre 1848 klar hervor, worin er ausführt: „Die gegenwärtige Zeit stellt an den Priester viele und neue Anforderungen.

Bildung und selbständiges Urteil imponiert den Gegnern, beide aber erwirbt man sich durch Reisen. Ich reise nicht so sehr aus Vergnügen, sondern um zu lernen, was mir in Zukunft für meinen Stand und die heilige Kirche nützlich sein kann".

Von den belletristischen Werken Kerschbaumers sind die bekanntesten „Coloman von Hauseck", eine vaterländische Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge (Wien, Pichler, 1859), ‚Eligius', Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge (Freiburg, Herder, 1866), ‚Der Jäger von Tirnstein' (Wien, Mechitaristen, 1864) und ‚Gentiana Austriaca', alpine Kulturbilder (2. Aufl., Wien, H. Kirsch, 1903). ‚Der Jäger von Tirnstein' ist eine anmutige Geschichte aus der Franzosenzeit, welche die Schicksale der historisch beglaubigten Person des Jägers Andreas Bayer von Dürrenstein schildert. Derselbe führte die Oesterreicher und Russen unter General Schmidt in die Flanke der Armeekolonnen Mortiers, was zur Folge hatte, daß dieselben in der Ebene von Loiben (bei Krems) nahezu aufgerieben wurde (Nov. 1805). Die einschmeichelnde Manier Kerschbaumers, welcher von subjektivem Standpunkte Personen, Dinge und Geschehnisse, die mit ihm in Berührung kommen, gegenständlich und anschaulich zu schildern liebt, zeigt sich am besten in ‚Eligius'; alle Personen der Novelle sind wirklich existierende, welche lokalkundige Leser sofort an ihrer Porträtähnlichkeit erkannten. Der Held der einfachen Dorfgeschichte ist ein Gewerkebesitzer, der sich aus kleinen Anfängen zum wohlhabendsten und einflußreichsten Manne der ganzen Gegend emporgearbeitet hat und auf seine ganze Umgebung veredelnd wirkt. Graf Fugger äußerte sich über den ‚Eligius' in den „Stimmen von Maria Laach" in folgenden Worten: „Es ist der Roman zu einer gefälligen Form von Zeiten-, Sitten-, Charakterstudien geworden, und je mehr er Wahrheit hierin bietet, desto mehr Wert hat er. Aber wie wenige unserer Romane bestehen diese Probe! Darin liegt auch der Wert sogenannter Dorfgeschichten und zugleich der Maßstab, um zu messen, wie weit Auerbach zurückbleibt. In dieser Richtung ist ‚Eligius' von Kerschbaumer wohl eine unserer besten Erzählungen, die den Dorfgeschichten aus Spanien von Caballero nahekommt." Da Kerschbaumers Erzählergabe stets durch Selbst-

erlebtes oder mindestens durch Stoffe, in die er sich hineingelebt hat, angeregt wird, so ist auch ‚Gentiana Austriaca‘, das den 23. Band der Sammlung ‚Für Hütte und Palast‘ (Wien, Heinr. Kirsch) bildet, zum Verständnisse vieler in seinen sonstigen Schriften aufgeführten Persönlichkeiten und Gegenstände zweckdienlich; als sinnreiche Arabesken verwendet er darin reizende Dichtungen seiner alten literarischen Freundin Josephine Freiin von Knorr, der Burgfrau von Stiebar bei Gaming in Niederösterreich. Die Gentianen stellen eine Summe freundlicher Jugenderinnerungen dar; der Verfasser ‚genießt da‘, wie er in der Vorrede zu dem artigen Büchlein sagt, ‚die Erlebnisse der Vergangenheit und das Abendrot des Alters senkt sich mit verklärten Tinten in das betrachtende Gemüt, es mit zauberischen Bildern erfüllend‘.

Kerschbaumer ist ferner, und das in erster Linie, ein wissenschaftlicher Bahnbrecher für niederösterreichische Einzelgeschichte, insbesondere der herrlichen Wachau, des schönsten Teiles des niederösterreichischen Donautales und seines engeren und weiteren Umkreises geworden. Schon 1851 schrieb er eingehend über ‚Die Jesuiten in Krems‘ (Wien, Pichler), welche Abhandlung er mit Recht als „Beiträge zur Kultur- und Sittengeschichte Niederösterreichs“ bezeichnet. Seine umfassendsten historischen Arbeiten in niederösterreichischer Landesgeschichte sind seine ‚Geschichte des Bistums St. Pölten‘ (von der Reformation bis zur Gegenwart, Wien, W. Braumüller, 1875), abgefaßt im Auftrage des Bischofs Feßler,[1]) dann die auf voller Höhe moderner Geschichtschreibung stehenden Spezialgeschichten von Tulln (2. Aufl., Krems, 1902) und Krems (Krems, Faber, 1885). Nur wenige Städte können sich solch gründlicher geschichtlicher Darstellungen rühmen. Zum neunhundertjährigen Jubiläum von Krems widmete er sodann als volkstümliche, reich und künstlerisch illustrierte Festgabe einen Band, betitelt ‚Aus Alt-Krems‘ (Krems, 1895), der sich wohl

1) Es ist dies der III. Band eines großen Werkes, dessen ersten Band, die ‚Vorgeschichte‘ P. Dungel von Göttweih, dessen zweiten Band, die Geschichte bis zur Reformation, P. Gottfr. Frieß von Seitenstetten niederschrieb.

in der Bücherei jedes bürgerlichen Hauses der alten Stadt befinden dürfte. Er hat denn auch als erster, wie er stets nicht nur durch eigene Arbeit schafft, sondern durch dieselbe auch andere zu solcher begeistert, aufmerksam gemacht, daß im Jahre 995 der Name ‚Chremisa‘ zuerst in einer Urkunde des Kaisers Otto II. vorkommt, und dadurch die Anregung zu dem prächtigen Jubiläumsfeste gegeben. Als ausgezeichnete Monographie gilt ferner sein Lebensbild des Kardinals Khlesel (1864, in zweiter Auflage. Wien, Heinrich Kirsch, 1905), worin er den edlen Charakter Khlesels gegen die Entstellungen Hammer-Purgstalls in abschließender Weise in Schutz nimmt. Vor allem wirkte er auch durch die Kraft, mit der er seine Bestrebungen auf dem Gebiete historischer Kleinarbeit anderen mitteilte und dadurch Gehilfen seines Schaffens fand. Erst jüngst (1905) erschien die 2. Auflage seiner ‚Wahrzeichen Niederösterreichs‘ (Wien, Heinrich Kirsch), nahezu ums Doppelte vermehrt, wobei die neugegründete ‚Gesellschaft der Geschichtsfreunde im österreichischen Touristenklub‘ vielerlei Illustrationsmateriale lieferte. Die meisten ‚Wahrzeichen‘, die er schildert, sind aus der Wachau, auf welches herrliche Wandergebiet er nachdrücklich hinweist. Er hat so eigentlich die Erschließung derselben wesentlich gefördert. Kerschbaumers ‚Wahrzeichen‘ sind ein echtes ‚Ver sacrum‘ der Heimatskunst; seine vornehme Ausstattung wurde durch die von Hofrat Dr. Eder geleitete k. k. graphische Versuchsanstalt in Wien besorgt. Wer auch nur flüchtig das inhaltreiche Buch durchblättert, der merkt, daß dem Verfasser sein Stoff zur Herzenssache geworden ist. Er teilt die Wahrzeichen ein in natürliche, prähistorische, geschichtliche, monumentale, rätselhafte und phantastische, komische, dämonische, heraldische, Handwerker- und Hauszeichen, Standsäulen und Wahrzeichen der Zukunft. Natürliche Wahrzeichen, z. B. auffallende Felsgebilde und Bäume, wie der bekannte Vierbrüderbaum bei Hirtenberg, eine Schwarzföhre von 30 m Höhe, dienen heute noch geradeso wie damals zur Orientierung, als der Wanderer noch nicht nach Karten und Reisehandbüchern seinen Weg verfolgte. Die in Niederösterreich so zahlreichen ‚Heidengräber‘ (‚tumuli‘), ferner die Höhlen und Opfersteine sind die wichtigsten Objekte vorgeschichtlicher Forschung. Der

Opferstein bei Eggenburg und die Gudenushöhle bei Krems zeigt der Verfasser im Bilde. Von der reichen Fülle geschichtlicher Wahrzeichen, die Kerschbaumer erörtert, seien hier nur einige Muster genannt: Das Otakarkreuz auf dem Marchfelde, die Kapistrankanzel am Wiener Stefansdom, der Maria Theresien-obelisk in den Mannersdorfer Weinbergen und das rote Tor in Spitz. Großartige Baumonumente, wie das Heidentor bei Petronell, das Wienertor in Hainburg, der Marktturm in Perchtoldsdorf, Burg Aggstein, lassen ganze historische Epochen an uns vorüberziehen. Die Masse von rätselhaften, phantastischen und dämonischen Wahrzeichen, bei welch letzteren in erster Linie der Teufelsglaube in Betracht kommt, ist die Verkörperung eines reichen, bodenständigen Schatzes von Volkssagen, deren Wurzeln nicht selten schon in die heidnische Kelten- und Germanenzeit zurückreichen; komische Wahrzeichen, wie die sieben Hasen auf dem First der Kirche von St. Michael in der Wachau bilden den Ausdruck volkstümlichen Mutterwitzes, der ja für die Bewohner Niederösterreichs so charakteristisch ist. Was der Verfasser über Innungszeichen, Hauszeichen und Standsäulen bringt, dürfte Spezialbearbeitungen dieser hochinteressanten, bisher leider zu wenig gewürdigten Materien anregen. Wien z. B. besitzt eine Unmenge von Hauszeichen, für deren Erhaltung und Einfügung in Neubauten, die an Stelle von alten entstehen, wenigstens in jüngster Zeit von Seite der Gemeindeverwaltung gesorgt wird. Schade, daß bereits viele dieser Zeichen und Inschriften vorher dem unerbittlichen Demolierungskrampen verfallen sind. Mit den ‚Wahrzeichen der Zukunft‘ lenkt Kerschbaumer den Blick in die Fernen späterer Zeiten. Er gesteht selbst, daß er als Wanderer in seinem Heimatsgau all das, was er in Wort und Bild vorführt, gesammelt hat; es sind das Bausteine für weitere Bearbeitung, wie er denn in der Einleitung sich in warmherziger Weise an die Touristen wendet, sie mögen teils beschreibend, teils zeichnend oder als Amateurphotographen alle ihnen aufstoßenden, nicht selten bereits verstümmelten oder vergessenen Wahrzeichen festhalten, damit für spätere Geschlechter wenigstens die Erinnerung an diese wertvollen, stummen Zeugen einer reichen geschichtlichen Vergangenheit bewahrt bleibe. Diese Anregung zu wissenschaft-

licher Kleinarbeit, die der großen Forschung in Landeskunde Rohstoff liefert, ist allein schon ein bleibendes Verdienst des Werkes Kerschbaumers, der übrigens nicht nur mit Rat, sondern mit der Tat seine Lieblingsziele verwirklicht

Es seien von den mannigfachen Veranlassungen, die er zur Wiederherstellung alter Denkmale gab, hier nur einige genannt. So führte er die Restaurierung der knapp neben der Tullner Pfarrkirche befindlichen Dreikönigskapelle, eines ehrwürdigen Bauwerkes aus dem 13. Jahrhundert, durch (1873–76); insbesondere ließ er durch den Maler Franz Storno aus Oedenburg die übertünchten herrlichen Fresken im Innern, welche die Parabel von den klugen und törichten Jungfrauen zum Gegenstande haben, ausbessern. Sofort nach seiner Installierung als Stadtpfarrer in Krems ließ er den ältesten Teil der Pfarrei, den fast zur Ruine gewordenen ‚Passauerhof‘, restaurieren; auch hier, und zwar im Konföderationssaale, entdeckte er wertvolle alte Fresken, die er durch Storno wiederherstellen ließ. Sie behandeln einen Zyklus äsopischer Fabeln und stammen aus dem 13. Jahrhundert. Die wichtigste seiner Gründungen zum Zwecke der Erhaltung historischer Denkmale ist die des Museums in Krems. Als Mitglied der Gemeindevertretung stellte er im Jahre 1881 den Antrag, es möge ein Komitee zur Gründung eines Museums eingesetzt werden. Das geschah, er selbst wurde zum Obmann gewählt und das Museum wurde am 8. September 1889 eröffnet. Bald erwies sich das als Museum dienende Zimmer im Rathaus als zu klein und über seine Anregung wurde die alte Dominikanerkirche, deren rückwärtiger Teil seit den Tagen des Kaisers Joseph II. als Getreideschüttkasten diente, als Musealort adaptiert. Auch hier wurden kostbare alte Fresken bloßgelegt und man kann behaupten, daß nicht leicht eine Stadt ein ehrwürdigeres, stilvolleres Museumsgebäude besitzt, als Krems. Kerschbaumer selbst hat pietätvoll seine Reiseerinnerungen und Aufzeichnungen in einem eigenen Schaukasten hinterlegt. Am 4. Oktober 1891 richtete der Bürgermeister in seiner Ansprache an denselben die anerkennenden und wohlverdienten Worte: „... Es ist einzig Ihr Werk; man hielt anfangs diese Bemühungen für erfolglos, aber es zeigt sich heute, was man mit Ausdauer zu erreichen

vermag. Ich danke Ihnen für das schöne Werk, das Sie geschaffen und das für immerwährende Zeiten eine Erinnerung bleiben wird für Ihr edles Wirken."

Zahlreich sind Kerschbaumers kirchengeschichtliche und theologische Schriften. Streng wissenschaftlich verfuhr er bei der Herausgabe einer ‚Vita sancti Severini auctore Eugippio, secundum codicem antiquissimum, qui Romae asservatur in tabulariis archibasilicae Lateranensis' (Schaffhausen, Hurter, 1862). Er bearbeitete die betreffende alte Handschrift kritisch gelegentlich seines Aufenthaltes als Kaplan an der ‚Anima' in Rom. Von seinen rein theologischen Werken sei hier nur das ‚Lehrbuch der Pastoral' (Wien, Braumüller, 1863) verwiesen. Eine Reihe von Predigten, vollendet nach Form und Inhalt, erschien ebenfalls im Druck, zum Teil schon in der von ihm im Vereine mit Gleichgesinnten im Jahre 1858 begründeten Zeitschrift ‚Hippolytus', wie er denn auch sonst an zahlreichen wissenschaftlichen und fachtheologischen Zeitschriften und Tagesblättern mitarbeitete. Der ‚Hyppolytus' speziell verfolgte den Zweck, ‚die wissenschaftlichen Bestrebungen im Klerus zu einigen und die praktische Seelsorge zu fördern'.

Als Seelsorger betätigte er sich zugleich in der Eigenschaft des Beraters, Erziehers und Lehrers der ihm anvertrauten Gemeinden; nach allen Seiten erstreckte sich da seine befruchtende und segensreiche Wirksamkeit. So gründete er als Stadtpfarrer in Tulln den dortigen Verschönerungsverein und den Spar- und Vorschußverein; stets war und ist er ein Wohltäter der Armen. So ist die 1902 erfolgte Gründung des ‚Mädchenheims' in Krems seiner Initiative zu verdanken. Selbst dort, wo er zuerst mit Mißbehagen sich in neue Verhältnisse zu finden genötigt war, wie in Tulln, war er bald in bester Harmonie mit seinen Pfarrkindern, da sein kindliches Wesen sich sofort der Eigenart derselben anpaßte. Nichts kennzeichnet das enge Band, das ihn stets mit denselben verband, besser, als daß er seine Stationen in Haag und in Tulln unter heißen Tränen verließ. Kein Wunder, daß ihn das Vertrauen seiner Mitbürger sogar auf die ihm wenig willkommenen Pfade politischer Wirksamkeit drängte; von 1875 bis 1880 saß er in der Landtagsstube, doch 1880 lehnte er, der als ‚anima candida' sich

in der sturmbewegten Atmosphäre des Parlamentarismus unbehaglich befinden mußte, eine Wiederwahl ab. Die Anhänglichkeit der Pfarrgemeinden an ihn und der Dank für seine Verdienste äußerte sich darin, daß ihm Tulln gelegentlich seines Scheidens aus der Stadt (1880) und Krems anläßlich seines siebzigsten Geburtstages (1893) das Ehrenbürgerrecht verliehen. Wie ein allgeliebter und allverehrter Familienältester, der auf versunkene Generationen zurückblickt, schaltet und waltet er noch immer rüstig in Krems auf seinem ihm so liebgewordenen Platze. Noch immer wandert er festen Schrittes so gerne draußen in Gottes freier Natur herum. Als im Mai 1903 zu Ardagger die kanonische Visitation abgehalten wurde, erschien er zu aller Erstaunen urplötzlich in seiner Eigenschaft als ‚Propst von Ardagger' zu Fuß in der Kirche des Ortes Er, der Achtzigjährige, hatte den Weg von Amstetten dorthin einfach ‚per pedes Apostolorum' zurückgelegt. Täglich liest er um ½6 Uhr morgens die Messe, trotzdem er mehrere Hausgeistliche hat, die sich ganz wohl der Mühe des Frühaufstehens unterziehen würden. Seine Jubiläen sind stets Familienfeste der ganzen Gemeinde, die bei solchen Anlässen, wie zuletzt 1903 bei seinem achtzigsten Geburtstage und 1905 bei der Feier der 25jährigen Wirksamkeit als Stadtpfarrer in Krems, die Häuser beflaggt und Böller auf den weingesegneten Höhen erdröhnen läßt. Er hat sich denn auch schon das Plätzchen für die letzte Ruhe mitten unter seinen Pfarrkindern auf dem Gottesacker ausgesucht. Mit Recht schrieb er an den Schluß seiner Selbstbiographie die schlichten Worte: „Wenn ich auf mein Pilgerleben zurückblicke, so muß ich mit Dank zu Gott gestehen, daß seine liebevolle Vaterhand mich von Kindheit an bis in meine alten Tage führte und beschützte. . . . Wir pilgern alle per aspera ad astra — per crucem ad lucem — durch Nacht zum Licht!"

Dr. Karl Fuchs.

LIV.

Der Syllabus in ultramontaner und antiultramontaner Beleuchtung.[1]

Wiederholt bildete in der letzten Zeit der Syllabus den Gegenstand zahlreicher bald längerer, bald kürzerer Anfeindungen. „Aus seinem Inhalt will man die Kultur- und Staatsfeindlichkeit der katholischen Kirche beweisen und sucht damit die protestantischen Volksmassen gegen sie aufzuwiegeln, sowie die Regierungen mißtrauisch und ihr abgeneigt zu machen. Selbst Katholiken werden irre und manche meinen, daß der Syllabus zum wenigsten ein Hindernis für die innere Entwicklung und den äußeren Einfluß des Katholizismus in den konfessionell gemischten Ländern sei. Viele Sätze desselben seien jedenfalls nicht mehr opportun, ja für den kulturellen Fortschritt unserer Zeit und die öffentliche Stellung der Katholiken geradezu schädlich. Einzelne leugnen deshalb selbst seinen verpflichtenden Charakter für die Gegenwart, sei es überhaupt, oder doch bezüglich einzelner Sätze. Die beispiellose Unkenntnis und heillose Verwirrung, welche bei Akatholiken bezüglich des Inhalts dieses päpstlichen Aktenstückes besteht, hat sich mehr oder weniger auch katholischen Kreisen mitgeteilt. Es ist kaum zu weit gegangen, wenn man behauptet, daß von hundert, die über den Syllabus reden, nicht fünf ihn vollständig gelesen oder studiert und von diesen fünf ihn vier nicht richtig verstanden haben.

---

1) Der Syllabus in ultramontaner und antiultramontaner Beleuchtung. Von Dr. Franz Heiner, Universitätsprof. Mainz, Kirchheim & Co., 1905. gr. 8°. IV, 384 S. M. 6.

Die akatholische Literatur hat es ausgezeichnet verstanden, aus dem Syllabus ein Zerrbild der katholischen Lehre und ein Schreckbild für die urteilslose Masse des deutschen Volkes gegen die katholische Kirche zu machen" (Heiner, S. III).

Von gegnerischer Seite sind besonders die Broschüre des Grafen Paul v. Hoensbroech: Der Syllabus, seine Autorität und Tragweite (München, J. F. Lehmann, 1905. 8°. 102 S.) und das Werk des altkatholischen Professors Dr. Leop. K. Goetz: Der Ultramontanismus als Weltanschauung auf grund des Syllabus quellenmäßig dargestellt (Bonn, C. Georgi, 1905. 8°. 371 S.) zu erwähnen. Katholischerseits waren wir bis jetzt außer den schon älteren Artikeln von P. Fries S. J. im ‚Kirchenlexikon' und von Prof. Paul v. Schanz im ‚Staatslexikon' nur auf kleinere Artikel oder Abhandlungen in Zeitschriften und Zeitungen, so u. a. von Kanonikus Meyenberg in der „Kölnischen Volkszeitung" (vgl. Nr. 337, 355, 550, 556, Jahrg. 1905) angewiesen. Die längere, aber auch theologisch oft unrichtige Arbeit von Viollet (Le syllabus, Paris, Lethielleux. 1905. 8°. 112 S.) dürfte wohl dem deutschen Publikum ziemlich unbekannt geblieben sein. Universitätsprof. Prälat Dr. Heiner, nicht minder bekannt durch seine streng wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete des katholischen Kirchenrechts, als durch seine mit Gründlichkeit und strenger Objektivität, wie in packender Darstellung geschriebenen Broschüren über verschiedene Tagesfragen (Bildung des Geistlichen; Gegen Hoensbroechs Beweise: Der Zweck heiligt die Mittel; Die Jesuitenhetze u. dgl. m.) hat es unternommen, uns eine den Gegenstand erschöpfende Gegenschrift zu geben. Sein Werk kommt noch zur rechten Zeit, um die nach Wahrheit suchenden Gemüter zu befriedigen und die Waffen der Gegner zu vernichten. Wie es die Natur einer Gegenschrift mit sich bringt, konnte darin die Polemik nicht ganz vermieden werden. Dieselbe richtet sich vor allem, und man kann sagen, fast ausschließlich gegen Professor Leop. K. Goetz. „Wenn ich mit einer gewissen Schärfe, so schreibt der Verfasser (S. IV), dessen antiultramontane Verdächtigungen und Unterschiebungen zurückgewiesen, so hat sich das Herr Goetz durch seine maßlosen offenen und versteckten Angriffe auf die katholische Kirche, die er unter

der Maske des ‚Ultramontanismus' bekämpft, selbst zuzuschreiben. Jede beleidigende Absicht lag mir fern. Das Recht werden wir Katholiken wohl noch haben, uns wehren, den Entstellungen unserer Lehren entgegentreten und unsere christliche Lebens- und Weltanschauung ebenso offen als entschieden bekennen zu dürfen."

In der ‚Vorbemerkung' (S. 1—10) beleuchtet Professor Heiner den „Begriff Ultramontanismus nach Goetz". Der altkatholische Professor will beweisen, „daß Kirche und Ultramontanismus in seiner Auffassung und seinem Wesen nicht identisch sind." Aber „nirgends wird uns klipp und klar gesagt, was er mit all den zahlreichen liberalen Schlagwörtern sagen will, wo er bei uns in Deutschland das von ihm entworfene Zerrbild je einmal getroffen hat, worin sich die echte Religion und ihre äußere Form von dem „romanisch-klerikalen Kulturideal' unterscheiden" (S. 2). Aus der ‚gänzlich unwissenschaftlichen und unhistorischen Begriffsbestimmung des Ultramontanismus, aus der Untersuchung seiner praktischen Betätigung auf grund des Syllabus zieht Herr Goetz die Folgerung, daß der Ultramontanismus durch und durch staatsfeindlich, grundsätzlich die moderne Kultur schädigend" (S. 9), daß er 1. unhistorisch, 2. unwissenschaftlich, 3. unchristlich und 4. unpatriotisch sei.

Nach dieser Vorbemerkung behandelt der Verfasser in der Einleitung die Autorität des Syllabus (S. 11—23), dessen Natur und Interpretation (S. 23—36). „Was Leo XIII. am 27. Juli 1884 an Bischof Dabert (nicht Dubert, nach der aus Goetz entlehnten falschen Schreibweise) schrieb: ‚Die von diesem Hl. Stuhle ausgehenden Unterweisungen, welche im Syllabus enthalten sind, tun den Gläubigen auf klare Weise kund, welches ihre Anschauungen und ihr Wandel in den schwierigen Lagen der Zeiten und Dinge sein müssen', behält für alle Zeiten seine Geltung" (S. 11). Es ist bekannt, wie die 80 Sätze des Syllabus erst nach reiflicher Ueberlegung durch eine von Pius IX. eingesetzte Kommission aufgestellt und auf des Papstes Befehl von Kardinalstaatssekretär Antonelli am 8. Dez. 1864 zugleich mit der Enzyklika Quanta cura an alle katholischen Bischöfe des Erdkreises versandt wurden. Bezüglich der Enzyklika kann kein Zweifel bestehen, daß die darin getadelten

Sätze kraft der unfehlbaren höchsten päpstlichen Lehrgewalt verworfen wurden, da dieses sich deutlich aus der Verwerfungsformel ergibt. Gilt dasselbe auch für die Sätze des Syllabus? Einige Theologen wie Scheeben, Kardinal Mazzella usw. wollen den Syllabus als eine Kathedralentscheidung ansehen, während andere Theologen wie Kardinal Newman, Bischof Rudigier, Feßler, Tosi usw. eine entgegengesetzte Meinung vertreten. „Wir brauchen uns auf diese Kontroverse nicht weiter einzulassen. . . . Solange Rom selbst sich nicht darüber deutlich ausgesprochen und die Streitfrage definitiv entschieden hat, steht es jedem Katholiken vollkommen frei, einer Ansicht zu folgen, welcher er will" (S. 15). Dadurch ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß nicht einzelne Sätze des Syllabus dogmatische Kraft haben können, die ihnen entweder schon aus der Natur des Satzes selbst oder kraft anderer Entscheidungen seitens der höchsten Lehrautorität zukommt. So z. B. verstößt Satz 23, wonach Päpste und allgemeine Konzilien in Glaubens- und Sittenfragen sich geirrt haben, gegen das Dogma der Unfehlbarkeit der Kirche als solcher; Satz 37 über das Recht vollständig unabhängiger Nationalkirchen verstößt gegen das Dogma der Einheit der Kirche. Jedoch nicht alle von der Kirche verworfenen Sätze sind häretisch zu nennen; das ist nur der Fall, wenn sie direkt gegen ein Dogma verstoßen. Es gibt Lehren, welche aus einem Glaubenssatze mehr oder weniger mittelbar gefolgert werden und je nach den Gewißheitsgründen, durch die sie gefolgert werden, „eine höhere oder weniger höhere Gewißheit auf dem Gebiete des religiösen Erkenntnisses besitzen, obgleich allen ohne Ausnahme eine solche innewohnt" (S. 16). Darum gibt es auch in der Theologie verschiedene Qualifikationen irrtümlicher Behauptungen. Die im Syllabus enthaltenen Sätze oder Thesen sind wohl alle verurteilt in globo, d. h. als ganzes, aber nicht im einzelnen mit einer besonderen Qualifikation. Am Schlusse des Syllabus heißt es: „Alle und jede falschen Meinungen und Lehren, wie sie in diesem Schriftstücke aufgeführt worden sind, verwerfen, verbieten und verurteilen Wir kraft Unserer apostolischen Autorität und wollen und befehlen, daß alle Söhne der katholischen Kirche sie für verworfen, verboten und verurteilt

erachten sollen." Sämtliche Thesen sind also irgendwie der religiösen Wahrheit entgegengesetzt, „indem sie entweder direkt oder in ihren Konsequenzen von der göttlichen Offenbarung abweichen. Welche Zensur die einzelnen Sätze verdienen, ob sie häretisch, irrig, der Häresie nahe kommen, verwegen ꝛc. sind, ist aus den einzelnen Dokumenten, denen sie entnommen worden, zu beurteilen. Für einen ‚ultramontanen' Katholiken genügt es, zu wissen, daß sie überhaupt autoritativ verurteilt sind" (S. 16).

Ständig hält Prof. Goetz den Ultramontanen vor, daß der Syllabus für die Katholiken „streng verpflichtende Kraft habe", als ob diese je ein Katholik ernstlich geleugnet oder bezweifelt hätte. Daß ein Katholik den Entscheidungen des kirchlichen Oberhauptes Gehorsam entgegenbringen muß, ist selbstverständlich. Mag nun der Syllabus eine Entscheidung ex cathedra oder nur eine gesetzlich bindende, von der höchsten Autorität der Kirche hervorgehende Kundgebung sein, „in jedem Falle bindet er alle Katholiken nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich. . . . Wir akzeptieren deshalb bedingungslos die Schlußfolgerung, die Herr v. Hoensbroech aus seinen Darlegungen oder Untersuchungen über die Verbindlichkeit des Syllabus zieht. Unzweifelhaft steht also fest: der Syllabus ist für jeden Katholiken eine im Gewissen absolut bindende Norm, deren Befolgung stets und unter allen Umständen für ihn geboten, deren Außerachtlassung für ihn Sünde ist" (S. 21).

Wichtiger als die Frage über den dogmatischen Wert und Charakter des Syllabus ist die andere Frage: Was wird durch die einzelnen der 80 Sätze verworfen und was folgt daraus als positive Lehre? Den Inhalt eines verurteilten Satzes kann man schließlich noch leicht erkennen, wenn man auf seinen Ursprung zurückgeht. Nicht so ist es mit der Erkenntnis des entgegengesetzten Satzes oder des positiven Lehrgehaltes. Denn hier sind „nicht allein die allgemeinen Regeln der Logik zu beachten, sondern auch die der Gesetzesinterpretation; ferner ist notwendig die Kenntnis von bereits anderweitig feststehenden positiven Entscheidungen und der Absicht des Gesetzgebers, welche besonders aus den Umständen, unter welchen er gesprochen, zu eruieren ist" (S. 21). Gerade

hier sündigen die Gegner des Syllabus am meisten, indem sie die historische Veranlassung der zensurierten Sätze und somit auch die anderen positiven Entscheidungen des Gesetzgebers ganz außer Acht lassen. Christus hat in seiner Kirche ein ständiges Lehramt eingesetzt und das oberste Lehramt dem ersten der Apostel, dem hl. Petrus, und dessen rechtmäßigen Nachfolgern übertragen. Die kirchliche Lehre muß stets ihre Einheit bewahren, denn diese Einheit bildet gerade ein wesentliches Merkmal der Kirche. Auf diesem Gebiete der Lehre gibt es darum keine Toleranz und kann es keine geben. Wohl kennt die Kirche eine Toleranz gegenüber der Person, die einem Irrtum anhängt, aber den Irrtum für gleichwertig mit der als wahr verkündigten Lehre erachten, wäre logischer Unsinn und eine Torheit. Der Syllabus, als Katalog der hauptsächlichsten neueren antichristlichen und antikirchlichen Lehren, ist eine Warnungstafel für die gläubigen Katholiken, eine Abwehr und Zurückweisung von Lehren und Anschauungen, die mit denen des Christentums unverträglich sind. Er kennzeichnet noch lange nicht die gesamte katholische Weltanschauung, sondern beschreibt vielmehr die Linien der rationalistischen Weltanschauung unserer Zeit. Um also den Syllabus genau zu würdigen, ist es vor allem notwendig, den Sinn der verurteilten Sätze zu erfassen, nämlich den Sinn des Autors selbst, von dem die einzelnen Thesen oder Sätze stammen, und den Sinn, in dem diese Thesen damals, um 1860, aufgefaßt wurden. Das Irrige eines Satzes liegt oft nur in der Uebertreibung (z. B. Satz 78) oder der ausschließlichen Bedeutung (z. B. Satz 38). Man muß darum den Zweck, den der Autor bei Aufstellung seiner Sätze verfolgte, zu erkennen suchen und dabei stets auf jene päpstlichen Schriftstücke zurückgreifen, in denen diese Sätze meistenteils ausführlich dargelegt sind. Erst dadurch kann man den richtigen Sinn erfassen, in welchem die Sätze verurteilt wurden und zu verurteilen sind.

Die 80 Sätze des Syllabus werden nach ihrem Inhalt in 10 Paragraphen verteilt. Von jedem einzelnen Satz gibt uns Prof. Heiner in dem Hauptteil seines Werkes (S. 37–375) zuerst den lateinischen Text, sodann die deutsche Uebersetzung des verurteilten Satzes, nebst dem kontradiktorischen Satz, welcher

die positive Lehre enthält, und zuletzt die Erklärung. Es ist selbstverständlich, daß bei dem verschiedenen Inhalt auch die Erklärung eine verschiedene sein muß und darum bald länger, bald kürzer ausfällt. So erhalten wir beim ersten Paragraphen (Satz 1-7, S. 43-48), welcher die Irrtümer des Pantheismus, Naturalismus und absoluten Rationalismus zusammenstellt und verwirft, nur eine allgemeine Erklärung und sodann den Text, die Uebersetzung und die kontradiktorische positive Lehre der verurteilten Sätze. Eine besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser dem „gemäßigten Liberalismus“ (§ 2, Satz 8—14) und dem „Indifferentismus“ (§ 3, S. 15-18), indem er zuerst auf den inneren Zusammenhang der Thesen bezw. Irrtümer hinweist, sodann den Irrtum selbst nebst der entgegengesetzten Lehre ausführlich beleuchtet und erklärt (S. 49—87, bezw. S. 88—105). Jeder auch nur weniger gebildete Leser wird den Sinn der hier klar ausgelegten Sätze und Lehren leicht erfassen können. In gemeinfaßlicher Darstellung bespricht Prof. Heiner die Existenz des kirchlichen Lehramtes, dessen Unfehlbarkeit, die Ausdehnung und die Träger dieser Unfehlbarkeit und welchen Gehorsam die Katholiken dem kirchlichen Lehramt schulden. „Die Kirche hat nicht weniger den Auftrag als das Recht, alle Völker zu lehren bis ans Ende der Zeiten. Es fragt sich nur, ob und inwieweit sie in Ausübung ihres Auftrages Duldung üben darf. Toleranz ist unter Umständen berechtigt oder gar geboten, wenn ein Grundsatz praktisch entweder gar nicht oder doch nur unter größerem Schaden durchführbar ist, als der aus der Duldung selbst erwachsende Nachteil sein würde. Toleranz ist also keineswegs Leugnung eines Grundsatzes als solchen oder gar Anerkennung seines Gegenteils; sie ist nur praktisches ‚Nichtgeltendmachen‘ eines Grundsatzes oder einer Lehre, bezw. praktisches ‚Geltendmachenlassen‘ des Gegenteils.“ Deshalb gehen der tatsächlichen Toleranz, ja selbst der rechtlichen Bindung auf Toleranz, nicht selten Verwahrung hinsichtlich der Grundsätze voraus. Toleranz wird auch mit Wissen und Willen der Kirche in Bezug auf eine Anzahl selbst der im Syllabus aufgestellten und immer noch an sich wahren Sätze geübt, ja ist unter gegenwärtigen Umständen auf unabsehbare Zeit einfach eine praktische Pflicht,

der zuwiderzuhandeln nicht erlaubt sein kann; deshalb bereitet der Syllabus der Toleranzpolitik des deutschen Zentrums nicht die geringste Schwierigkeit" (S. 72). Wenn die Kirche sagt (Satz 16), die Menschen können nicht durch Uebung jedweder Religion den Weg des ewigen Heiles finden und die ewige Seligkeit erlangen, so ist zunächst nicht an Akatholiken gedacht, sondern an die Anhänger nichtchristlicher Religionen. Aber auch diese verdammt die Kirche in keiner Weise, als ob alle Nichtchristen der Hölle anheimfielen. Papst Pius IX. äußerte sich selbst hierüber in einer Allokution vom 9. Dezember 1859 mit den Worten: „Ferne sei von uns, daß wir der göttlichen Barmherzigkeit, welche unendlich ist, Schranken setzen wollten, ferne sei es, daß wir die geheimen Ratschlüsse und Urteile Gottes, welche ein tiefer Abgrund sind und von keinem Menschengedanken durchdrungen werden können, ergründen wollten." Die Kirche verdammt also nicht die Nichtchristen, „wie das einst die Reformatoren in herzloser Weise taten, und kein Katholik tut dies, sondern wir sagen: die Ratschlüsse Gottes sind uns zwar verborgen, aber seine Barmherzigkeit ist ohne Grenzen. Nur das wissen wir nach den klaren Aussprüchen des Herrn, daß der Heide, wenn er gerettet wird, nicht durch seine heidnische Religion (‚durch Uebung jedweder Religion'), sondern trotz ihr, durch geheimnisvolle Anteilnahme an den Gnaden Christi in der Kirche, zur Seligkeit gelangt" (S. 94). Von der Kirche verlangen, sie solle erklären, es sei einerlei, in welcher Religion der Mensch lebe, in jeder könne er sein ewiges Heil wirken, hieße nichts anderes, „als verlangen, sie solle die Notwendigkeit des Christentums leugnen und das ganze Erlösungswerk Christi preisgeben. Denn kann der Mensch in jeder Religion glückselig werden, was haben Christentum und Kirche dann überhaupt noch für einen Sinn oder besonderen Zweck? Die Kirche würde also ihre eigene Existenzberechtigung negieren und damit sich selbst aufgeben.... Trotz allen Geschreies des Antiultramontanismus über Intoleranz, Lieblosigkeit und Inhumanität der ultramontanen Lehre wird ewig wahr bleiben das Wort des Herrn: Wer nicht glaubt und getauft ist, wird verdammt werden" (S. 95).

Die Lehren des Sozialismus und Kommunismus, die ge-

heimen Gesellschaften, die Bibelgesellschaften und die um 1860 in Italien gebildeten liberalen Klerikervereine werden in § 4 verworfen; ohne jedoch besondere Thesen aufzustellen, verweist der Syllabus hier nur auf die vom Papste bereits früher über diese Gegenstände erlassenen Kundgebungen, Enzykliken, Ansprachen u. dgl. Den längsten Abschnitt des Syllabus bilden § 5 und 6 mit 37 Sätzen (n. 19—55), enthaltend die Irrtümer über die Kirche und ihre Rechte. Diese Irrtümer sind zum größten Teile den Werken des früheren Oberbibliothekars am Nationalmuseum zu Lima, Fr. H. Vigil (1792—1875) und des Turiner freisinnigen Kirchenrechtlehrers Nuytz entnommen. Beide verteidigten die Oberhoheit des Staates in rein kirchlichen Angelegenheiten und ließen die Kirche ganz im Staate aufgehen. Mit gewohnter Gründlichkeit und Schärfe führt Prof. Heiner die Erklärung über diese Thesen (S. 111-264), wie über die Thesen, welche sich auf die natürliche und christliche Morallehre (§ 7, n. 56—64; S. 265—294), die christliche Ehe (§ 8, n 65—74; S. 295—330), die weltliche Herrschaft des Papstes (§ 9, n 75—76; S. 330—342) und den ‚modernen Liberalismus' (§ 10, n. 77—80; S. 342-364) beziehen. Wir wollen hier nur auf die Erklärungen zu dem letzten verworfenen Satze: ‚Der römische Papst kann und muß sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation versöhnen und abfinden', hinweisen. „Es ist eine unqualifizierbare Verleumdung, eine gemeine Lüge, daß das Papsttum ein Feind des Fortschritts und der Zivilisation sei. Die ganze Geschichte seit einem und einem halben Jahrtausend erhebt dagegen entschiedenen Protest und bezeugt laut und feierlich, daß im Gegenteil das Papsttum der tätigste und intensivste Erhalter und Förderer aller menschlichen Kultur gewesen, ja das ganze Abendland, und nicht an letzter Stelle Deutschland, seine gesamte Zivilisation ihm verdankt. . . . Daß das Papsttum auf keinem Gebiete des menschlichen Lebens und der Wissenschaft den Fortschritt fürchtet oder ihn gar hindert, das bezeugt das ganze Pontifikat eines Leo XIII., dessen Denken und Streben fast vollständig aufging in der Hebung und Förderung der Wissenschaft und der Verbesserung der sozialen Zustände der Gesellschaft, wie das Freund und Feind an-

zuerkennen gezwungen waren. . . . Freilich einen Fortschritt ohne Gott, Glauben und Religion, einen Liberalismus, losgelöst von jedem Christentum, von allen Prinzipien der christlichen Freiheit und Gerechtigkeit, aufgebaut auf dem Staatsabsolutismus und den Grundsätzen der gottleeren und gottleugnenden Philosophie, endlich eine Zivilisation oder Kultur, . . . die nur materialistische Tendenzen verfolgt, hält der Papst für einen unechten, falschen Fortschritt und Freisinn. . . . Mit einem derartigen Liberalismus kann sich das Papsttum nie und nimmer versöhnen, ebensowenig wie überhaupt ein gläubiger Christ, ganz gleich, ob Katholik oder Protestant, dies vermag. . . . Besteht also echter Fortschritt und Freisinn und wahre Kultur in der Ordnung des Glaubens, nicht in religiöser Indifferenz und im Atheismus, im Kirchenleben, nicht in der absoluten Zäsaropapie, im Befolgen der Moral, nicht im Materialismus und der Entchristlichung der Ehe, in der Ordnung des Rechts, nicht in der Willkür, im Rechte der vollendeten Tatsache, in der Politik ohne Moral, in der Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit, dann hat Pius IX. nicht bloß Recht gehabt, eine Versöhnung und einen Ausgleich mit Entrüstung zurückzuweisen, sondern auch die das Programm oder das System des modernen Fortschritts und Liberalismus bildenden übrigen im Syllabus zusammengefaßten 80 Sätze zu kondemnieren" (S. 358 ff.).

Das „Schlußwort" (S. 365—375) richtet sich gegen einige Aufstellungen von Prof. Goetz, der in einem besonderen Abschnitt „Die Gesamtstellung des Ultramontanismus zum Staatsgesetz" behandelt und sich abmüht, die Katholiken als staatsfeindlich darzustellen, weil sie neben dem Rechte des Staates noch ein anderes Gesetz, das Gesetz Gottes als verbindlich erkennen. Wenn letzteres ein wirklicher Vorwurf sein soll, dann waren auch die Millionen Christen der ersten Jahrhunderte illoyal und schlechte Staatsbürger, weil sie den kaiserlichen Gesetzen zuwider keine Götzen verehrten, sondern trotz Folter und Tod Christen blieben. „Dann waren die Apostel illoyal, weil sie dem gemessenen Befehle der Obrigkeit gegenüber rundweg erklärten: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" (S. 373).

Wer den Syllabus in seiner ganzen Tragweite und in seiner richtigen Bedeutung erfassen will, kann nicht umhin, zu dem Heinerschen Werke zu greifen. Er wird darin die falschen Ansichten der Gegner durch die einfache, richtige Erklärung widerlegt finden und auch verstehen, warum das Oberhaupt der katholischen Kirche die Sätze des Syllabus verurteilte. „Pius IX. hat den christlichen Völkern im Syllabus eine Warnungstafel errichtet. An ihrem Inhalte scheiden sich die beiden Weltanschauungen, die christliche und antichristliche, die ‚ultramontane' und ‚antiultramontane'. Ohne Christus und seine Kirche kein Heil" (S. 375). —ng.

LV.

Der Windthorstbund.

Von Joseph Kipper, Köln.

Wohl manchem, der aus stiller, trauter Studierstube, oder aus einem ähnlichen, friedlichen Erdenwinkel hinausschaut in das unruhige, hastende Getriebe des politischen Lebens mit seinen sich fort und fort befehdenden Parteien, mit seinen persönlichen Anfeindungen und sonstigen, bedauerlichen Gehässigkeiten, dessen Brust mag es sich seufzend entringen: Politisch Lied, garstig Lied!, und er mag sich mit einem gewissen Gefühl des Ekels von dem in der Tat oft wenig anziehenden Bilde abwenden. Doch, was der Einzelne unbekümmert tun mag, das würde zum großen Schaden unserer katholischen Sache gereichen, wenn es seitens der Gesamtheit oder auch nur eines größeren Teiles unseres katholischen Volkes geschehen würde. Denn ob gern oder ungern bleibt sich gleich, wir leben nun einmal im Zeitalter des konstitutionellen Staates, wo Parlamente und ihre Beschlüsse, wenn auch nicht ganz, so doch zu einem großen Teil so viel bedeuten, als ehedem des Herrschers Wille

für das Wohl und Wehe des Volkes Da ist es schon Pflicht für uns, das gewährte Recht der Anteilnahme an der Gesetzgebung gehörig auszuüben. Und wenn es auch noch fort und fort ideal veranlagte Geister gibt, die den bösen Ultramontanen zum Trotz immer wieder den Unterschied zwischen religiösem und politischem Katholizismus betonen und lebhaft bedauern, daß insbesondere der Klerus mit gewisser Vorliebe in der stauberfüllten politischen Arena verweile, so vermag allerdings diese beiläufig sehr alte Klage unseren Lippen nur ein fröhliches Lächeln zu entlocken. Müssen wir Katholiken im deutschen Vaterlande aber damit rechnen, daß es fast einzig und allein von uns abhängt und abhängen wird, ob wir die heutige, in schwerem Ringen erkämpfte Position im öffentlichen Leben auch auf die Dauer zu halten im Stande sein werden, so bedingt dies für uns nicht allein große Wachsamkeit und rege Tätigkeit in der Gegenwart, sondern auch Vorsorge, und zwar rechtzeitige Vorsorge für die ferne Zukunft. Vielleicht ist da doch eine gewisse Besorgnis nicht unberechtigt, es möchten die Söhne und Enkel der treuen Gefolgschaft der Zentrumspartei, die die schweren Zeiten der kirchenpolitischen Kämpfe nicht durchkostet, den Ernst auch der heutigen Zeit nicht genugsam würdigen und auf den Lorbeeren der Väter behaglich ausruhen. Dazu reißt der Tod in die Reihen der alten verdienten Parlamentarier mehr und mehr fühlbare Lücken, die doch immer wieder mit jüngeren Kräften besetzt werden müssen, und neue Ideen und Probleme, neue Aufgaben auf fast allen Gebieten verlangen aufmerksame Beachtung und fleißiges Studium. Das rapide Wachstum der Sozialdemokratie endlich erfordert zur Zeit der Wahlen gerade in den größeren Städten einen umfangreichen Apparat von Vertrauensmännern, die zu einer wirklich erfolgreichen Tätigkeit neben opferwilliger Hingabe an die gute Sache auch wenigstens ein gewisses Maß von Kenntnissen über die von der Partei geleistete parlamentarische Arbeit besitzen müssen.

Zweifellos war es da ein glücklicher Gedanke, der im Jahre 1895 in Essen eine Anzahl für die Zentrumssache begeisterter junger Männer sich zu einer politischen Jugendvereinigung, dem ersten „Windhorstbunde", zusammenschließen ließ, um so durch Organisation und Schulung der jungen Kräfte im Dienste der Partei den Bestand der letzteren auch für die späte Zukunft zu gewährleisten. Wie alles Gute, brach sich auch diese Idee in kurzer Zeit ebenfalls anderorts Bahn, und so hat sich das damals gelegte unscheinbare Samenkorn bereits zu einem immerhin ganz ansehnlichen Baume, dem Verbande der Windthorstbunde Deutschlands, welchem 91 Bunde mit ca. 7000 Mitgliedern angehören, entwickelt. Einträchtig scharen sich da zusammen um das lorbeerumkränzte Zentrumsbanner Angehörige aller Stände und Berufe, verschieden zwar in der Bildung, wie überhaupt in dem, was den äußeren Menschen angeht, aber einig immerdar im treuen Festhalten, in der mutvollen Verteidigung unserer hohen Ideale im öffentlichen Leben. Hier, in den einzelnen Bunden, in kleinem Kreise, kaum beachtet von der Oeffentlichkeit, vollzieht sich die stille Arbeit der Aufklärung und Schulung des jungen Nachwuchses der Partei, hier sollen einstige tatkräftige Agitatoren für die letztere nach und nach herangebildet werden. Eine Aufgabe, deren Wichtigkeit sicherlich kein einsichtiger Parteigenosse verkennen wird! Und wer wollte es leugnen, wie wohltuend und befruchtend eben der freie Meinungsaustausch zwischen Vertretern verschiedener Bevölkerungsklassen und Interessengruppen wirkt, wie praktisch und nutzbringend es z. B. für den jungen Referendar oder Assessor ist, in dieser oder jener Frage das vielleicht ungeschminkte Urteil eines Arbeiters zu hören, welch letzterer hinwiederum gerne bereit ist, von fach- und sachkundiger Seite die Begründung mancher ihm unverständlichen Rechtsauffassung entgegenzunehmen. Gerade unsere akademisch gebildeten Kreise sollten dem Windthorstbunde minder gleichgültig als vielfach bisher

gegenüberstehen und sich ebenso wenig mit der Rolle eines blos zahlenden Mitgliedes begnügen; denn auch im politischen Leben hat das Dichterwort Geltung: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! und der Kampf gegen die katholischen Studentenkorporationen mag gerade für die gebildeten Katholiken gewissermaßen als warnendes Wetterzeichen dienen.

Eingeordnet in den Rahmen der Parteiorganisation, untergeordnet unter die Parteidisziplin, wie es ihr Programm streng von ihnen verlangt, haben die Bunde und ihre Mitglieder insbesondere gelegentlich der Wahlen schon ein gutes Stück Arbeit an Agitation und insbesondere an der am allerwenigsten zu unterschätzenden Kleinarbeit geleistet; hervorragende Führer haben ihnen in dieser Hinsicht das beste Zeugnis ausgestellt; wem dies nicht genügen sollte, den mag die Tatsache eines Besseren belehren, daß man auf gegnerischer Seite sich beeilt hat, ebenfalls Jugendvereine ins Leben zu rufen, allerdings mit einem Erfolge, wie man ihn wohl kaum erwartet haben mochte.

Soviel aber dürfte heute für jeden unbefangenen Beobachter ziemlich feststehen: die Gründung von Windthorstbunden und die tatkräftige Unterstützung derselben von Partei wegen bedeutet eine Stärkung der Zentrumspartei, nicht nur für die Jetztzeit, sondern auch für eine vielleicht ungleich schwierigere Zukunft. Mögen daher diese Zeilen dazu mithelfen, diese schöne Idee in immer weitere Kreise hineinzutragen, wo sie bisher — wie anscheinend in einem größeren deutschen Bundesstaate! — noch nicht die rechte Würdigung gefunden, damit unter diesem Panier die gesamte tatenfrohe Jungmannschaft des Zentrums sich zu ernstem Tun und Streben zusammenfinde, zu Nutz und Frommen unserer alten, doch ewig jungen Ideale, unserer alten guten Sache!

LVI.

Ueber John Henry Newman.[1]

Es war ein guter Wurf, in die Sammlung „La pensée chrétienne“ als einen der ersten Bände die Geistestat des größten Traktarianers J. H. Kardinal Newman einzureihen. Newman, den man noch vor Jahrzehnten einen theologischen Minimisten gescholten hat, gehört zu jenen, die dem Christentum im verklungenen Jahrhundert große, unvergängliche Gedankenwerte abgewonnen und die geistige und religiöse Kultur um mehr als einen Schritt zu einer Aufwärtsbewegung gebracht haben. Die Sammlung „La pensée chrétienne“ will das Geisteswerk der großen christlichen Denker in Auszügen, die alles Wesentliche enthalten sollen, weiten Kreisen bekannt machen. Daß demjenigen, der in England im 19. Jahrhundert der Religionsphilosoph ersten Ranges geworden ist, in einer solchen Sammlung ein Platz angewiesen werden muß, ist selbstverständlich. Wer weiß, was er uns modernen Menschen zu sagen hat, der findet es sogar notwendig. Newman gehört der Zukunft. Er selbst hat sich mehr als einmal auf sie berufen müssen. „Wer hätte es gedacht,“ meint Brémond, „daß der Zeitgedanke von Newmans Essay einstens die gründlichste Antwort auf die rationalistischen Einwürfe geben sollte?“ Sabatier habe es gewußt, denn ihm sei besonders im „Esquisse d'une philosophie de l'esprit“ Newman im Wege gewesen. —

---

1) Newman: „Le développement du Dogme chrétien par Henri Brémond“. 3. Auflage.

Brémond war der geeignete Mann, alles das, was Newman in Bezug auf die Entwicklung des Dogmas geschrieben hat, zu sammeln und in einen Band zu verdichten. Er selbst ist ein begeisterter Jünger und Verehrer Newmans und hat über Newman schon einige vortreffliche Aufsätze veröffentlicht; seine Schriften „L'Inquiétude religieuse“ und „Ames religieuses“ haben allseitig verdiente Anerkennung gefunden. Frankreich hat überhaupt dem Großen von Oxford und der ganzen großartigen Oxfordbewegung das denkbar regste Interesse entgegengebracht. Brunetière, Fonsegrise, Dimnet, de la Barre haben sich der einen oder andern Seite seines Werkes zugewandt. Uns Deutschen, denen Newman aus tiefen Gründen näher gelegen sein sollte, ist er fast fremd. Außer vereinzelten Aufsätzen besitzen wir erst seit jüngster Zeit eine Biographie über ihn von Lady Blennerhassett, allerdings die erste deutsche Biographie, die aber durch ihre genaue und alles umfassende Literaturkenntnis von allen französischen Schriften dieser Art vorteilhaft absticht und von dem Vorwurfe, den Paul Bourget gegen alle Arbeiten dieser Art erhebt — faute de préparation —, nicht im mindesten getroffen wird. Es wäre darum jenen, die zu Brémonds „Newman“ greifen wollen und vorher mit Newman sich nicht beschäftigt haben, die Lektüre der Biographie Lady Blennerhassetts oder der des Engländers William Barry zu raten. Brémond hat dem Essay on development nur eine karge Einleitung vorangehen lassen; zur Vervollkommnung hätte wohl eine kurze Biographie Newmans vorangehen dürfen, da der Verfasser ja selbst gesteht, man verstehe Newmans geistige Tat nicht, ohne sein Leben zu kennen. Newmans religiöser Entwicklungsgang bietet auch so viel des Interessanten, daß er wohl mit einigen Worten hätte gestreift werden müssen. Die Sammlung „La pensée chrétienne“ will ja nicht nur Texte, sondern auch einleitende Arbeiten bieten; doch Brémond mochte gedacht haben, Newman, der große Newman sage so vieles und so großes, daß es nur Anmaßung scheine, wenn der gewöhnliche Mensch mit der Glosse käme. Was aber die Anordnung des Stoffes betrifft, so verdient Brémond nur Lob. Was für den Traktarianer Interesse bot, uns aber teilnahmslos läßt, hat er natürlich weggelassen und nur jene Darlegungen Newmans

aufgenommen, die einerseits für einen Gedankengang maßgebend sind, andererseits den religiösen Spannungen der modernen Geister Antwort geben. Mit jeder Seite tritt die grandiose Auffassung Newmans von der Entwicklung der christlichen Lehre in helleres Licht; man staunt über eine Originalität, denn 10 Jahre vor Darwin hat er den Gedanken der Entwicklung aufgenommen, nicht als ob in der Praxis nicht schon viele seine Ansichten vorher adoptiert hätten, aber er gab diesem Gedanken die theoretische Form.

Welche Perspektiven eröffnet nicht dieser einzige Passus Newmans demjenigen, der sich den Harnack und H. St. Chamberlain gegenübergestellt sieht: „Die Gedankenwelt des christlichen Glaubens ist die Ausdehnung und das Ergebnis einiger, wie gelegentlich von galiläischen Fischern ausgesprochener Worte. .... Die Vernunft hat sich den Glauben nicht allein unterworfen, sondern sie hat ihm gedient; sie hat seine Dokumente erläutert; ungelehrte Bauern hat sie in Philosophen und Theologen verwandelt und aus den Worten einen Inhalt und Sinn gezogen, über den ihre unmittelbaren Zuhörer sich erstaunt hätten. Es ist viel befremdender, in dem hl. Johannes einen Theologen zu finden als im hl. Petrus einen Fürsten. Es ist dies ein dem Evangelium eigentümliches Merkmal und ein Zeichen seiner Göttlichkeit. Seine unausgeführten Sätze, seine sprachliche Fülle sind einer Entwicklung fähig. .... Welcher Philosoph hätte der Nachwelt Worte überliefert, die einem Talente verglichen werden könnten, mit dem so viel gewonnen würde, einer Weise, die so ausgebeutet werden könnte? Das ist es gerade, was die Häresie unterscheidet; ihre Dogmen sind steril; sie hat keine Theologie; je mehr etwas Häresie ist, um so weniger Theologie steckt darin. Gebt das preis, was die katholische Theologie hoch hält, was bleibt dann noch? Die Polemik, Erklärungen und Protestationen ... Ihre Entwicklung ist keine, denn sie besteht nur in Wortschwall. ..."
Und man stellte auch ganz genaue und feste Kriterien für eine legitime Entwicklung auf, denn sonst könnte manche Korruption mit dem Schilde der Entwicklung sich brüsten. Einheit des Typus, Kontinuität der Prinzipien, Assimilationsfähigkeit, ein Moment, das selbst Harnack am Katholizismus anerkennt,

Antizipation der späteren, reiferen Form (early anticipation), logische Folgerichtigkeit, das Vermögen, Zusätze zu erhalten, endlich ununterbrochene Zeitenfolge sind die Kriterien, die er mit vielen Belegen ausführt und die nicht nur ein Denkmal eines tiefen Genius sind, sondern auch unvergängliche Kleinodien englischer Prosa. Man begreift es, wenn Gladstone von einem Werke Newmans meinte, es sei das Werk eines Intellektes, der scharf wie ein Diamant sei. Wir haben Brémonds Extrait nicht lesen können, ohne aufs neue von den Lichtblicken des einsamen Kardinals von Birmingham ergriffen zu werden, und wer Newmans Meinungen nicht teilt, der wird wenigstens nicht umhin können, in ihm den Meister englischer Prosa zu bewundern; alle aber werden von Newmans grandiosem Ideenfluge begeistert und hingerissen, und wenn das die toten Buchstaben vermögen, wie muß erst Newman auf der Kanzel zu Oxford hingerissen haben? Er mußte sprechen wie einer, der Gewalt hat.

Hoffentlich wird auch bald auf deutscher Seite der Versuch gemacht, Newmans geistiges Vermächtnis in guter und nur das Bleibende und Wesentliche enthaltender Uebersetzung mit den einmal notwendigen Noten herauszugeben, und so weiten Kreisen die Größe seiner christlichen und katholischen Weltauffassung lebendig zum Bewußtsein zu bringen.

Ed. K.

LVII.

Aus Schopenhauers Korrespondenz.

Von Johannes Mayrhofer S. J.

I.

Mancher wird es wohl kleinlich finden, daß man in neuerer Zeit dem Briefwechsel eines berühmt gewordenen Mannes mit so erstaunlichem Eifer nachspürt, daß man vor den größten Mühen, den lästigsten Schreibereien, den schwierigsten Nachforschungen nicht zurückschreckt, um die Gesamtkorrespondenz des betreffenden möglichst lückenfrei und zuverlässig der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Freilich hat sich der löbliche Eifer bei solchen Gelegenheiten wohl schon auf eine falsche Bahn verirrt, so daß man schließlich jede nichtssagende Bemerkung, jedes wertlose Billet behandelt, als wäre es ein unschätzbares Heiligtum, daß man sogar eine fehlerhafte „Orthographie" mit rührender Gewissenhaftigkeit nachdruckt und sich verpflichtet glaubt, eine „leider" durchgeschlüpfte Verbesserung in einer eigenen Fußnote zu entschuldigen. Doch läßt sich nicht leugnen, daß eine mit Akribie besorgte Briefsammlung oft unschätzbare Beiträge zur Charakteristik liefert, also eine unentbehrliche Ergänzung wird zu dem anderweitig gebotenen Material.

Arthur Schopenhauer, mit dem wir uns im folgenden etwas näher beschäftigen wollen, hat sich in seinen Schriften

gewiß nicht besonders verstellt, sondern seinen Gefühlen und Gesinnungen freien Lauf gestattet, gerade wie es ihm paßte. Auch fehlte es ihm nicht an Geschicklichkeit, seine Gedanken in das Gewand der Sprache zu kleiden, oder wie er es selbst von sich rühmte: „Mein Kniff ist, das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbeigeführt hat, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten, abstrakten Reflexion zu übergießen und es dadurch erstarrt aufzubewahren. Also ein sehr hoher Grad von Besonnenheit.“ [1]) Ja, fügen wir es nur gleich bei, er verstand es auch, einer gründlich faulen Sache, die er sich einmal in den Kopf gesetzt, durch die Macht der Sprache, den Ton der unantastbaren Ueberzeugung und allerlei Kraftsprüche den Weg zum Herzen des Lesers zu ebnen und so unerfahrene, urteilslose Menschen in die gröbsten Irrtümer zu verstricken.

Ob nun die Resultate seines Denkens oder, genauer gesprochen, seiner Kunst — er selbst hat sie als solche bezeichnet, und in der Tat kann sein System wohl den Namen einer phantasievollen Dichtung, nicht aber den der echten Wissenschaft beanspruchen —, ob also die Resultate des Philosophen sich in seinem Leben gespiegelt oder mit demselben in Widerspruch gestanden, zur Entscheidung dieser Frage liefern die genauen und ausführlichen Berichte, die uns seine Erlebnisse im großen und ganzen wie auch die kleinsten Einzelheiten seiner Tagesordnung berichten, die gewünschten Angaben.

Aber immerhin würde unsere Kenntnis des Menschen Schopenhauer etwas zu wünschen übrig lassen, wenn nicht die Briefe, welche wir von seiner Hand besitzen, uns einen tiefen Blick in sein Inneres, in die Neigungen und Erregungen, die Freuden und Leiden seines Herzens erlaubten.

---

1) Aus dem Manuskriptenbuch „Cogitata“ (angefangen 1830) in: Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Von Lindner und Frauenstädt. S. 284.

Nicht alle Teile seiner Korrespondenz sind in dieser Hinsicht besonders wertvoll, gewiß nicht, aber einzelne, zumal die Briefe an seinen „Apostel" Frauenstädt, mit denen wir uns in erster Linie befassen wollen, sind dafür um so schätzbarer.[1])

Tritt Schopenhauer auch stets in seinen Werken als eingefleischter, grimmiger Atheist auf, hier spricht er sich bei Gelegenheit noch deutlicher aus über die Art und Weise der Kriegführung, die man den Zeitverhältnissen entsprechend im Kampfe gegen den Gottesglauben zu wählen habe. Ist er auch immer und überall der erbittertste Feind jener „Professorenphilosophie der Philosophieprofessoren", die da „von der Philosophie" leben, statt „für sie" zu leben, wie er das natürlich tut, ist ihm in seinen Werken keine Entwicklung, keine Darlegung zu gut, um sie nicht, wenn es ihm gerade einfällt, durch die wütendste Polemik und eine maßlose Schimpferei zu unterbrechen, so hindert ihn im vertraulichen, brieflichen Verkehr mit dem treuesten Verkünder seines Ruhmes natürlich erst recht nichts daran, die Gegner — reden wir einmal in seinem eigenen Stil — gehörig „herunterzuhunzen".

---

1) Schopenhauers Briefe sind u. a. abgedruckt in: W. Gwinner Schopenhauers Leben. Leipzig, Brockhaus 1878. — Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Verteidigung von E. O. Lindner und Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke von J. Frauenstädt. Berlin, Hayn. 1863. — David Ascher, Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn. Berlin, Duncker. 1871. — Ed. Grisebach, Edita und Inedita Schopenhaueriana. Eine Schopenhauer-Bibliographie, sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauers. Leipzig, Brockhaus. 1888. — Briefwechsel zwischen A. Schopenhauer und Joh. Aug. Becker. Herausg. von Joh K. Becker. Leipzig, Brockhaus. 1883. — L. Schemann, Schopenhauer-Briefe. Sammlung, meist ungedruckter oder schwer zugänglicher Briefe von, an und über Schopenhauer. Leipzig, Brockhaus. 1893. — K. Bähr, Gespräche und Briefwechsel mit A. Schopenhauer. Aus dem Nachlaß hrsg. von L. Schemann. Leipzig 1894.

Kann er in seinen Werken gar nicht genug Worte finden, um das „Genie" zu preisen — worunter er in erster Linie sich selbst versteht —, die himmelweite, unüberbrückbare Kluft zu schildern, die den Genialen von dem gewöhnlichen „bigodischen Geschlecht", der „Fabrikware der Natur", dem geistig unbedeutenden Menschen trennen soll, so zeigt er in seinen Briefen die andere Seite des Bildes, nämlich wann und wo er dieses „Kröten- und Ottern-Gezücht" — wie er sich sehr liebenswürdig in seinen Reisebuch-Aufzeichnungen ausdrückt — doch einmal gebrauchen kann und was erforderlich ist, um in den Augen dieses Halbgottes Gnade zu finden.

Die Briefe Schopenhauers oder genauer ein Teil derselben, solche, wo er zwanglos und frisch von der Leber weg seine Gedanken und Gefühle äußert, sind also für die Beurteilung des Philosophen sehr wichtig. Man könnte sich blos wundern, daß seine eifrigsten „Apostel" und Anhänger kein Bedenken getragen, den oftmals recht erbitterten Gegnern ihres Lehrers und Propheten diese schneidigen Waffen gegen ihn in die Hände zu liefern. Die Herausgeber haben sich in ihrem Vorgehen wohl zu rechtfertigen gesucht; es ist hier nicht unsere Sache, die Stichhaltigkeit ihrer Argumentation zu prüfen. Wir wollen überdies gerne zugeben, daß wirklich böswillige Leser manches verdrehen und den Charakter des Philosophen schwärzer zeichnen können, als er es verdient, was jedenfalls kein ehrenhaftes Vorgehen ist, und daß der objektive Beurteiler auch schöne, ansprechende Züge in diesen Dokumenten findet. Schemann hat z. B. sicherlich recht, wenn er in manchen Briefen eine „liebenswürdige Jovialität"[1]) entdeckt, und gewiß ist derjenige in einem großen Irrtum befangen, der sich den „Vater des modernen Pessimismus" blos denken kann als jenen grämlichen Alten mit der durchfurchten Stirn, den zusammengekniffenen Lippen und den

1) Schemann, Schopenhauerbriefe S. 19.

Augen voll Wehmut, Unwille und Enttäuschung, wie er uns etwa auf Schäfers Photographie entgegentritt, gleich als hätte er soeben die furchtbaren Worte seiner Parerga geschrieben: „Die Welt ist eben die Hölle, und die Menschen sind einerseits die gequälten Seelen und andererseits die Teufel darin.“ [1])

Ebenso könnte man einen löblichen Zug darin finden, daß er so regen Anteil an dem Wohlergehen des Freundes nimmt, ihm sogar nach bestem Wissen und Können Ratschläge erteilt zur Vertreibung des Zahnwehs und für die Gesunderhaltung der Augen. Freilich waren die Augen des schreibseligen „Evangelisten“ auch ihm selbst unentbehrlich als conditio sine qua non für die philosophische Reklame; und das „Besprechen“ des Fiebers, wozu jener die geeignete Person bei „jungen oder alten“ Weibern in Berlin erfragen soll, [2]) gefällt dem Leser auch gerade nicht, besonders wenn er nicht in Schopenhauers Schule gelernt hat, Unglaube und Aberglaube in höherer „Metaphysik“ zu vereinigen.

Doch mag man auch die guten Charakterzüge voll und ganz anerkennen, es sind sicher nicht blos „die gehässigen und bornierten Gegner Schopenhauers“, die „aus diesen Briefen Stoff zu Anschwärzungen“ ziehen, und man kann Frauenstädt nicht so einfachhin recht geben, wenn er kühn erklärt: „Den Einsichtigen und Unbefangenen wird Schopenhauer aufs neue aus denselben nicht blos als ein Charakter entgegentreten, sondern auch als ein sittlicher Charakter.“ [3]) Es wird uns ein Leichtes sein, dies im folgenden näher zu erweisen, obschon wir uns an die gedruckten Briefe halten müssen, aus denen „zur Veröffentlichung Ungeeignetes“ gestrichen worden, [4]) also vielleicht auch solches, was gerade

1) Sämtl. Werke. (Herausg. v. Frauenstädt.) 2. A. VI. Bd. S. 322.
2) Brief an Frauenstädt vom 6. Nov. 1854.
3) Lindner und Frauenstädt, Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. S. 474. 4) Ebda. S. 473.

„gehässigen und bornierten Gegnern“ und ebenso ruhig denkenden Kritikern als ein Zeugnis gegen den Frankfurter Philosophen und seinen „sittlichen Charakter“ erschienen wäre.

Wir werden uns etwa auf das letzte Dezennium seines Lebens beschränken, also auf jene Periode, da er plötzlich durch die unermüdliche Reklame einiger Anhänger aus seinem bisherigen Dunkel hervorgezogen wurde und nun in raschem Siegeszuge immer weitere Kreise für sich eroberte, freilich nur, um in kurzem, wenngleich erst nach seinem Tode, von anderen „Modephilosophen“ überschrien zu werden, als nämlich Eduard von Hartmann ihn übertrumpfte mit einer Weltvernichtung auf allgemeinen Beschluß, und als Friedrich Nietzsche kam, der ihn nicht einmal als echten Pessimisten gelten lassen will.

Die übrige Korrespondenz ist sicher auch ganz interessant; wer z. B. Schopenhauer in seiner fabelhaften Aengstlichkeit kennen lernen will, der muß einmal sein Verhalten dem Verleger Brockhaus gegenüber betrachten. Diesem machte er es so bunt, daß der geplagte Buchhändler schließlich den brieflichen Verkehr mit ihm einstellte, da er in dem Philosophen einen „wahren Kettenhund“ entdeckt hatte.[1]) Wer sich einmal zu seinem Erstaunen näher mit der Schlauheit bekannt machen will, die der große Welt- und Lebensverächter in finanziellen Dingen entwickeln konnte, der muß die Briefe lesen, welche sich auf den Bankerott jenes Danziger Handelshauses beziehen, bei dem er eine beträchtliche Summe gegen Solawechsel stehen hatte; der muß verfolgen, mit welch einer verblüffenden Geschäftsmäßigkeit der abstrakte Denker auf seine gefährdeten Moneten lossteuerte und eins nach dem andern in Sicherheit brachte. Doch so lehrreich das alles sein mag, um nicht zu weitläufig zu werden, wollen wir uns im folgenden an die oben abgesteckten Grenzen halten.

---

1) Gwinner, Schopenhauers Leben. S. 178.

II.

Schopenhauer ist ein vollendeter Atheist. Die Welt gilt ihm nicht als Schöpfung eines allmächtigen und allgütigen Gottes; es ist nur eine phänomenale Schaum- und Traumwelt, welcher, grund- und ziellos, als „Ding an sich" ein ganz unqualifizierbarer „Wille" zu Grunde liegt, der da in zahllosen Objektivationsstufen in die Erscheinung tritt, ein strebender, suchender, hungernder, nie befriedigter und darum ewig unseliger Wille, der nur dadurch von all seinem Elend befreit und erlöst werden kann, daß er verneint und aufgehoben wird, daß er das Nirwana erlangt.

Die Lehre von der Verneinung des Willens ist nun aber, wie auch so manches andere im Schopenhauerschen System, den ärgsten Einwürfen ausgesetzt, und die Anhänger des Philosophen haben sich oft genug den Kopf zerbrochen, wie sie dieselbe mit seinen übrigen Lehren in Einklang bringen könnten. Mehr als einer hat sich schriftlich an ihn gewandt, um Aufschluß zu erhalten,[1]) und Schopenhauer ließ sich auch wohl zu einer Antwort herbei, er disputierte sogar, aber zu einer befriedigenden Aufklärung konnte es aus naheliegenden Gründen schließlich doch nicht kommen.[2]) Das genierte den großen Denker übrigens wenig; er stieß dann eben wieder einmal an der Kerkerwand unseres Bewußtseins an, wie er dies schon in seiner „Epiphilosophie" für alle

---

1) Becker in seinen ersten Briefen, Briefwechsel zwischen A. Schopenhauer u. J. A. Becker. Erste Abteilung. — Schemann, Schopenhauerbriefe, v. Doß an Schopenhauer, den 13. Juli 1852, S. 241 ff.: Schopenhauer an zwei Schüler der Militärakademie zu Weißkirchen den 1. Sept. 1860, S. 406 ff.

2) Am 22. Juli 1852 schreibt er an v. Doß: „Die philosophischen Fragen und Bedenken, die Sie beunruhigen, sind solche, wie sie jedem denkenden Menschen, der sich in meine Philosophie hineinstudiert hat, aufsteigen müssen. Glauben Sie, daß, wenn ich Antworten darauf hätte, ich solche zurückhalten würde?" Schemann a. a. O. S. 246.

neugierigen Frager festgelegt, und wer gar zu viel vom „Ding an sich“ wissen wollte und so den Meister in die Klemme brachte, der wurde mit freundlichen Scherzen darauf aufmerksam gemacht, daß er sich „transzendenten Vorwitz“ zu Schulden kommen lasse.

Es ist unsagbar traurig, zu beobachten, wie denkende Menschen, ein Adam Ludwig von Doß, ein Becker und andere über die Schopenhauersche Weisheit gegrübelt, und wie sie schließlich doch eine genügende Belehrung nicht erhalten konnten. Es erging ihnen wie Goethes Freunden nach der Vollendung des „Faust“, als das traurige Resultat lautete: „Aufschluß erwarten Sie nicht!“ — und das in den fundamentalsten Fragen, wo es sich um Sein oder Nichtsein, Glück und Seligkeit oder endloses Weh und Unglück handeln mußte. Und da nahmen sie dann wohl vorlieb mit der kläglichen, widerspruchsvollen Doktrin des Meisters, in dem Glauben, daß er doch das Seinige getan, um ihr „metaphysisches Bedürfnis“ zu befriedigen und die Welt zu erklären. Und inzwischen stand die Sonne des Christentums und seiner Philosophie hoch am Himmel, erleuchtend und erwärmend, leuchtete aber nicht für diese Blinden, die da in trauriger Genügsamkeit sich an die Phantastik einer „Welt als Wille und Vorstellung“ anklammerten, gleich als wäre das die höchste Offenbarung aller Wahrheit. Es ist ein schmerzliches Bild, wie diese Leute in tiefster Ergebenheit und durchdrungen von Bewunderung und Verehrung vor den größten Absurditäten ihres philosophischen Heroen den männlichen Nacken beugen. Klingt es z. B. nicht wie Ironie, wenn Becker seinen verspäteten Dank für die Zusendung der „Parerga“ damit entschuldigt, er habe „ganz vergessen, daß das Werk nicht, gleich der Welt die sich darin spiegelt, ohne Urheber ist, sondern einen Autor hat, welcher zu Frankfurt a. M. Schöne Aussicht Nr. 30 wohnt“.[1]) Und

1) Becker, Briefwechsel 2c. S. 63. 6. Jan. 1852.

doch soll das nicht Ironie sein, sondern nur eine Reminiszenz aus des Meisters Lehren, bei dieser Gelegenheit von dem dankbaren Schüler aufs Tapet gebracht. Also das Schopenhauersche Buch hat einen Urheber, die Welt, die doch jedenfalls mehr das Gepräge eines schöpferischen und ordnenden Geistes trägt als alle Bände des Frankfurter Pessimisten zusammengenommen, die hat keinen Urheber; der Meister hat es gesagt, ergo.

Wir sprachen davon, daß Schopenhauer sich wohl herabließ, so einen armen Philosophen, der sich mit seinen Lehren nicht auseinandersetzen konnte, eine kleine Nachhilfe zu gewähren, soweit es nämlich — ihm selbst gelingen wollte, doch stelle man sich diese Bereitwilligkeit nur ja nicht zu groß vor. Wenn es ihm nicht paßte, erinnerte er sich etwa daran, daß es auch Menschen gibt, die nur disputieren, um des Disputierens willen,[1]) und da schwieg er dann eben. Oder der Betreffende war ihm überhaupt nicht gut genug zu einem philosophischen Kampfe. So macht er Frauenstädt über den Herrn v. Quandt, der brieflich gegen ihn polemisiert, die Mitteilung: „Habe ihm geschrieben, er solle nur den zweiten Band lesen, da würde sichs schon geben — denn ein Mann wie Becker ist er nicht, mit dem ich mich in eine Kontroverse einließ“.[2]) Das ist sehr instruktiv für alle, die etwa, mühselig und beladen, einen solchen Denker um Aufklärung in den wichtigsten Lebensfragen ersuchen möchten; er kann sie ihnen nicht geben, und wenn er sich einbildet, es zu können, so wird er es vielleicht doch nicht tun, und mag er auch das „Mitleid“ zum „Fundament der Moral stempeln;[3]) denn Männer wie Schopenhauer lieben es nicht, neue Gedanken an Privatkorrespondenzen zu verschwenden.[4])

1) Becker, Briefwechsel S. 43.

2) Brief v. 2. März 1849. Lindner-Frauenstädt S. 489.

3) Wie Schopenhauer dies wirklich probiert in den „Grundproblemen der Ethik“.

4) Brief an Bahnsen v. 22. Dez. 1856. Schemann S. 347.

Die erste Vorbedingung für eine philosophische Erörterung war übrigens ein genügendes Quantum von Bescheidenheit auf Seiten des zweifelnden Fragestellers. Wenn nämlich Schopenhauer auch für seine eigene Person diese edle Eigenschaft gründlich haßte und verabscheute, ja, mit wahrem Behagen den bekannten Goetheschen Ausspruch dahin umkehrte, daß die allzu großen Freunde der Bescheidenheit zuverlässig Lumpe seien, so erging es doch demjenigen schlecht, der da allzu frisch und frei und wohlgemut dem philosophischen Sultan mit seinen Zweifeln und Syllogismen auf den Leib rückte und nicht demütiglich genug die Antworten des Gewaltigen als genügend anerkennen wollte. Das erfuhr Julius Frauenstädt, der ihm doch die unschätzbarsten Dienste geleistet und sich die Finger krumm geschrieben hatte im Interesse seiner Philosophie. Dieser hatte ebenfalls das Schopenhauersche System im Punkte der Willensverneinung angegriffen und die Antwort des Meisters nicht gelten lassen, vielmehr mit einem abermaligen aut-aut sein Dilemma zur erneuten Kanonade aufgefahren. Da aber eröffnete der Philosoph die Schleusen seiner Beredsamkeit und rüffelte den Unglücklichen ab, daß ihm Hören und Sehen verging, weil er von all seinen schönen Belehrungen „gar keine Notiz genommen, um nur ungestört fortfahren zu können in jener wahren Begeisterung von Absurdität". Es wird ihm vorgeworfen, daß er vor dem „Judengott" hergehe, „wie König David vor der Bundeslade" und „tanzend aut aut!" singe. Und weiterhin heißt es: „Wollen Sie Ihre Skepsis vors Publikum bringen, um zu zeigen, daß Sie meine Philosophie gepriesen haben, ohne sie zu verstehen, so kann ich Ihnen dieses so wenig verwehren, wie anraten. Nur mir kommen Sie nicht mehr damit; ich bin es müde, mich über Mißverständnisse und Mißdeutungen zu ärgern und den Augiasstall auszumisten, kann meine edle Zeit besser anwenden, sende daher Ihre Kommentarien ungelesen zurück und bitte ernstlich, mich mit allen ferneren

Skrupeln und Bedenken ganz zu verschonen." [1]) Die erwähnten „Kommentarien" bestanden in den Einwänden gegen Schopenhauers Philosophie, die sich Frauenstädt schon fünf Jahre früher schriftlich zusammengestellt und jetzt dem Meister unter dem verhängnisvollen Titel „Anti-Schopenhauer" zugeschickt hatte. In einem der nächsten Briefe erklärt sich der gekränkte Meister darüber noch folgendermaßen: „Nachdem ich . . . Ihnen in mehreren 2 Bogen-Briefen ein Bedenken nach dem andern mit Mühe und Schweiß gelöst, hatte ich Ihnen geschrieben, daß Sie mir das Leben sauer machen, und jetzt der Sache genug sei. Das hält Sie aber nicht ab, mir noch einen Brief voll unerhörter Zweifel, Anfechtungen, ja Drohungen zu schreiben, falls ich den Sachen nicht genügte; sondern Sie legen noch ein ganzes Heft 5 Jahr alter Skrupel und Einwürfe bei, aus dem mir sogleich ‚Anti-Schopenhauer' entgegenstarrt. Ich habe wohl ergründet und gelehrt, was ein Heiliger sei, aber ich habe nie gesagt, daß ich einer wäre. Daher habe ich zwar noch die letzten Skrupel beantwortet, aber das Heft intakt zurückexpediert; — wie Sie das nicht anders erwarten konnten." [2]) Bei einer andern Gelegenheit ließ es der „Apostel" wieder einmal an der gewünschten Bescheidenheit fehlen; er warf dem Meister seine Heftigkeit vor, „die ihn mitunter hindere, richtig zu lesen, was dasteht." [3]) Da wurde zur Strafe die Korrespondenz für drei Jahre einfach abgebrochen, und Schopenhauer hüllte sich dem „Erz-Evangelisten" gegenüber in das tiefste Schweigen.

Daß der Philosoph in dem oben genannten Briefe so verächtlich von dem „Judengott" redet, darf uns nicht wundern; er ist eben ein erbitterter Feind des Gottesglaubens, und was seine philosophischen (oder genauer un-

---

1) Brief v. 21. Aug. 1852. Lindner-Frauenstädt S. 553 ff.
2) Brief v. 22. Sept. 1852. Lindner-Frauenstädt S. 560 f.
3) Ebda. S. 712.

philosophischen) Angriffe nicht zu leisten vermögen, das ersetzt er durch Spott und Ingrimm. Tief verletzend ist es für ein christliches Gemüt, wenn man in den Briefen wiederholt dem Ausdruck „der alte Jude“ begegnet,[1]) wenn Schopenhauer jubelt, sobald er wahrzunehmen glaubt, daß „die Aktien des alten Juden sinken“,[2]) wenn er von Gott redet als von einem übelriechenden „Kadaver“, der in der modernen Philosophie (nämlich den verfehlten und haltlosen Argumentationen Kants) seinen Tod gefunden,[3]) wenn er sich in seiner blasphemischen Raserei sogar aufs Versemachen wirft, als reiche die Prosa nicht mehr aus, um seine Verbohrtheit genügend wiederzuspiegeln.[4])

Wenn sich Schopenhauer in seinen Briefen an Frauenstädt dergestalt gehen läßt, so wußte er wohl, daß er keinen Anstoß damit erregte, denn der „Apostel“ war ja auch ein waschechter Atheist und in seinem Auftreten vor dem Publikum womöglich noch kecker als der Philosoph selbst. Wenigstens schreibt ihm dieser mit Bezug auf seine Arbeit „Ueber das wahre Verhältnis der Vernunft zur Offenbarung“: „Erstaunt bin ich über die Kühnheit, mit der Sie gegen den Theismus sich aussprechen. Was ich nur angedeutet, allenfalls die Prämissen dazu gegeben habe, sprechen Sie geradezu aus. An und für sich habe ich nichts dawider:

1) Z. B. in den Briefen v. 17. August 1855, 16. Oktober 1855 und 28. Juni 1856.

2) Brief von 28. Juni 1856. Lindner-Frauenstädt S. 692. Wenn übrigens die „Aktien“ Gottes auch beim Volke, beim Pöbel, bei der „souveränen Kanaille“ sinken und man anfängt zu revolutionieren und in der Nähe der begüterten Philosophie Schüsse krachen, da leiht der Denker unaufgefordert dem rekognoszierenden Offizier seinen „großen doppelten Operngucker“, um so auch etwas mitzuhelfen gegen „das Pack hinter der Barrikade“. (An Frauenstädt 2. März 1849. Daselbst S. 491.) Und doch, wer verpflichtet das Volk, wenn es keinen Gott gibt, der dem Philosophen in gleicher Weise gebietet wie dem ärmsten Proletarier?

3) Brief vom 2. Aug. 1852. A. a. O. S. 556. 4) Ebenda.

aber ich fürchte, daß es Ihnen bei den Leuten schaden kann. Ich halte es gern mit dem Fortiter in re, suaviter in modo. Und Sed quid opus teneras mordaci vader vero auriculas? Indessen ist wahr, daß man von allen Seiten jetzt täglich dreister wird und mit dem lieben Gott immer weniger Umstände macht." [1]) Als Frauenstädt sich dann ein paar Jahre später wieder „Ueber Theismus und Atheismus" hatte vernehmen lassen, worauf das Leipziger Kriminalamt die betreffenden Artikel konfiszierte und der Verleger Brockhaus in Anklagestand versetzt wurde, erinnerte Schopenhauer wieder an seinen bewährten Rat. „Ich hoffe, daß die fatale Leipziger Inquisitionsgeschichte keine weiteren Folgen gehabt hat: Sie sehen aber jetzt, wie sehr ich Recht hatte, Ihnen das Moderato und suaviter in modo zu empfehlen." [2]) Als dann die Zeitung meldete, daß Brockhaus „3 Monat brummen" solle, benutzte der Altmeister noch einmal die Gelegenheit zu der Mahnung: „Dem sanctissimo officio inquisitionis soll man hübsch aus dem Wege gehn, in welcher Kleidung es auch auftrete." „Hätten Sie doch", schreibt er, „auf meine Warnungsstimme gehört, von der Sie ja gewußt, daß sie nicht etwa aus Parteilichkeit entsprang für den . . ." (folgt eine neue Gotteslästerung). [3])

Das also ist die Schopenhauerische Weisheit, krasser Atheismus, in etwa eingedämmt und gezügelt durch die Rücksicht auf Publikum und Polizei, und diese beiden Faktoren legten ihm ja schließlich auch keine allzu beengenden Fesseln an. „O, die Pflichten gegen sich selbst werden sehr vernachlässigt!" ruft er aus; „was soll es denn erst mit den Pflichten gegen andere und gar gegen Gott werden! — Von letzteren kenne schon ich z. B. nur noch eine: die Pflicht

1) Brief v. 5. Januar 1848. A. a. O. S. 483.
2) Brief v. 11. März 1852. A. a. O. S. 535.
3) 12. Oktober 1852. S. 568.

der Höflichkeit",[1]) und mit dieser war es eben auch elend bestellt. Was soll man dem gegenüber dazu sagen, wenn am 14. Oktober 1854 Professor Körber im Elisabeth-Gymnasium zu Breslau in einer Rede erklärte: „Die Schule, welche sich die durch 40 Jahre hindurch verschmähte Philosophie Arthur Schopenhauers in der allerneuesten Zeit zu bilden scheint, dürfte, das darf gehofft werden, nach erfolgter Modifizierung des Schopenhauerschen Standpunktes sich das bleibende Verdienst erwerben, den Gottbegriff des echten, wahren Christentums . . . zu retten und zu erlösen aus den Banden einer ihn bis dahin vielfach zersetzt oder verneint habenden Weltweisheit"?[2]) Und Adam v. Doß schreibt an Schopenhauer: „Inzwischen wuchtet es auf meinem Herzen mit der süßen und doch zugleich schmerzlichen Last einer Religion und erkenne ich in Ihnen nicht etwa blos einen hochgelehrten Philosophen, sondern auch einen Reformator des immer mehr sich verflachenden Christentums, so daß Sie den Ehrentitel des allerchristlichsten Philosophen, als welchen ich Sie eben besungen habe, vollkommen verdienen."[3]) Schopenhauer, der freche Gottesleugner und Gotteslästerer Schopenhauer als der allerchristlichste Philosoph!

Viel richtiger hätte v. Doß seinen Meister den „höchst buddhistischen Philosophen" nennen können, denn für Buddha und seine Sache hegte er ja besonders zarte Sympathien. „Wir Buddhaisten", so hatte er schon früher in einem Briefe gesagt;[4]) indische Mythologie nennt er „die Lehre unserer allerheiligsten Religion"[5]), und eine besondere Zierde seines Zimmers ist die Statue des „Siegreich Vollendeten", die ihm der Geh. Regierungsrat Crüger in Paris aufgetrieben.

1) 15. Oktober 1853. Daselbst S. 593.
2) Schemann, Schopenhauer-Briefe, S. 456.
3) 19. Februar 1856; Schemann S. 282. Das erwähnte Gedicht erschien im „Frankfurter Konversationsblatt."
4) An v. Doß, 11. Mai 1852. Schemann S. 241.
5) An Frauenstädt, 2. Jan. 1852. Lindner-Frauenstädt S. 531.

„Vom schwarzen uralten Ueberzug gereinigt, glänzt sie wie Gold, auf einer Konsole in meinem Zimmer: war ein längst gehegter Wunsch. Hat alle kanonischen Zeichen: da sitzt sie, — zur Hausandacht.“ [1]) Dieser Buddha macht ihm überhaupt viele Freude. „Er ist völlig ächt“, schreibt er an Frauenstädt, „und ganz orthodox dargestellt: ich vermute, daß er aus der großen Gießerei in Tibet ist; aber schon alt. Kriegt eine Konsole in der Ecke meines Wohnzimmers: da werden die Besucher, die ohnehin meist mit heiligem Schauder und konsiderablen Manschetten eintreten, gleich merken, wo sie sind, in diesen heiligen Hallen. Käme doch der Herr Pastor Kalb aus Sachsenhausen, der von der Kanzel gekeucht hat, „daß gar der Buddhaismus eingeführt werde in christlichen Landen“.[2]) „Mein Buddha wird jetzt“, so meldet er in einem andern Briefe,[3]) „galvanisch vergoldet und wird herrlich glänzen auf seiner Konsole in der Ecke. Die Birmanen, laut Times, haben soeben eine ganze Pagode vergoldet: da darf ich nicht zurückbleiben. Noch ein Buddha ist hier: im Besitz eines reichen Engländers. Habe dahin gewallfahrtet, mein Satu zu sagen. . . . Meiner ist mir lieber: ist echt, tibetanisch, jener unterscheidet sich ganz allein durch eine flache Nase und kurze, feistere Gliedmaßen — chinesisch! Meiner ist mager und langarmig: sonst tout craché. Das orthodoxe berühmte, sanfte Lächeln des Mundes haben beide, exakt! Die Stellung, Kleidung, Frisur, Lotos, ganz dasselbe! Herr Pastor Kalb! sehn Sie hieher! Hum, Mani, Pladma, Oum!“ Da thront denn der „Siegreich-Vollendete“ in der Ecke des Zimmers und gibt jedem, der es wünscht oder nicht wünscht, den Segen, wenigstens in den Briefen des Philosophen. „Der neu vergoldete Buddha“, schreibt er an seinen ‚Apostel‘, „glänzt auf seiner Konsole und erteilt Ihnen seinen Segen.“ [4])

1) Brief an Grimm, 19. Mai 1856. Schemann S. 345.
2) An Frauenstädt, 7. April 1856. Lindner-Frauenstädt S. 684.
3) An denselben, 6. Juni 1856. A. a. O. S. 690.
4) An denselben, 11. Juli 1856. A. a. O. S. 697.

— „Im Winkel meines Zimmers", berichtet er an v. Doß, „sitzt auf einer Konsole ein ächter, wenigstens 100 J. alter, tibetanischer Buddha von Bronce und von mir neu vergoldet, 1 Fuß hoch. Er erteilt Ihnen seinen Segen, der meine herzlichen Wünsche für Ihr Wohlergehn begleitet." [1]) Einen Extrasegen bekommt natürlich der Geh. Rat Crüger. „Der Buddha winkt von seiner Konsole herab und erteilt Ihnen seinen Segen; weil Sie ihn gerettet haben aus mehr als hundertjähriger Gefangenschaft, in Händen der Ungläubigen, und ihn dahin gebracht, wo Verehrung und Vergoldung seiner wartete." [2])

Das ist Arthur Schopenhauer, ein arger Revolutionär gegen das Christentum, von dem er eine ganz verschrobene Vorstellung hat, und ein entschiedener Freund des Prinzen von Kapilavastu, dessen trostlose Lehre ihm als die vortrefflichste Religion auf Erden gilt.[3]) Kein Wunder, der Buddhismus paßt eben sehr gut zu seinem eigenen pessimistischen Gedankenbau; in Einseitigkeit und Vorurteil befangen, sieht er dann nur seine wirklichen und vermeintlichen Vorzüge, hat keinen Blick für seine bodenlose Verkehrtheit und renomiert obendrein mit der unermeßlichen Zahl der Anhänger, wobei er freilich gar nicht genügend die so wesentlich verschiedenen Anschauungen auseinanderhält, die man alle unter der gemeinsamen Flagge Buddhas segeln läßt.[4])

(Fortsetzung folgt.)

1) An v. Doß, 19. März 1857. Schemann S. 297.

2) An Geh. R. Krieger in Merseburg, 29. November 1856. Schemann S. 365.

3) Parerga und Paralipomena. II. Sämtl. Werke. (Frauenstädt, 2. A.) S. 241.

4) Ueber den Buddhismus s. d. gleichnamigen Artikel in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon 2. A. II. Bd. 1403 ff; ferner Buddha, Ein Kulturbild des Ostens, von Dahlmann; sodann die betreffenden Artikel und Abschnitte in den Ergänzungsheften 32, 41 und 62 zu den „Stimmen aus Maria-Laach", sowie in Bd. 31, 32, 33, 42, 53 ꝛc. derselben Zeitschrift. Vergl. auch oben Seite 244 ff.

LVIII.

Ein Blick auf die IX. internationale Kunstausstellung in München.

Von Max Fürst.

Die mannigfachen Erscheinungsformen der bildenden Kunst, sowie die hierin in der modernen Zeit sich ergebenden widerstreitenden Elemente friedlich unter ein Dach gebracht zu sehen, bietet immer ein interessantes Schaustück. Zeigen schon lokale oder nationale Ausstellungen oft sehr fühlbare Gegensätze, so ist dieses bei internationalen Vorführungen umsomehr der Fall, und will man Regungen und Schwenkungen, Vor- und Rückschritte an der sensibelsten Kulturtätigkeit, als welche uns ja die Kunst gelten muß, näher kennen und würdigen lernen, so bietet eine internationale Ausstellung hierzu wohl die beste Gelegenheit. In dieser Anschauung betreten wir auch diesesmal den Münchener Glaspalast, um die dort erhaltenen Eindrücke hier in Kürze niederzulegen.[1])

So laut und schroff wie in den letzteren Expositionen treten uns die ringenden und kämpfenden Künstlerkräfte heute freilich nicht mehr entgegen. Die unheimlichsten Wolken-

1) Ueber frühere Ausstellungen siehe „Histor.-polit. Blätter" Band 110, 120, 128.

schatten, die grellsten Kunstblitze zeigte wohl der Glaspalast in den Jahren 1888 und 1892. Seitdem ist ein gewisses Abflauen, ja mehrfach sogar eine Klärung ersichtlich; speziell in der deutschen Kunst sind der tollen Experimente weniger geworden, so daß die frühere Sorge, wir hätten einen permanenten Hexensabbath im künstlerischen Schaffen zu erwarten, zurückgedrängt erscheint. Daß junge Kräfte zu allen Zeiten gerne die Väter außer Kurs setzen wollen, daß sie möglichst eigene Sportpfade suchen, wird nie vollends aufhören; aber doch müssen wir gestehen, daß selbst solch jugendliche Gruppen, wozu vor allem die Münchener „Scholle“ gehört, in ihren Experimenten uns viel gesünder und daher sympathischer erscheinen, als jene Kunststürmer, die in den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts sich breit zu machen wußten. Der künstlerische, farbenprächtige frohe Uebermut, der mehrfach dieser „Scholle“ entsprießt, wird immerhin durch ein sehr ernstes Streben in Schach gehalten; Bilder, wie sie die Maler Fritz Erler, A. Münzer, R. Weise u. a. bieten, zeigen ein überaus tiefes Verständnis für die Geheimnisse der Farbe. Im Hinblick auf diese Vorzüge wird man manches Ungelenke, vielleicht auch Abstoßende übersehen dürfen, von dem diese jugendliche Gruppe sich noch nicht vollends frei zu halten vermochte. In der Hebung des Kolorites, des rein Malerischen, liegt ja an sich das Hauptverdienst der neueren Kunst. Man lag lange genug im Banne jener unwahren und innerlich poesielosen Schönfärbung, welche durch die klassizistische Periode gefördert worden war. Die Cornelianische Malergruppe, welche um die geistige Hebung der Kunst große Verdienste sich erwarb, ließ das übernommene Kolorit ohne jede Reform; aber auch der durch Karl Piloty und Makart eingeführte farbige Theaterrealismus in der Malerei bedeutete keine eigentliche Besserung. Dank der mannigfachen, freilich nicht selten auch fehlschlagenden Versuche neuerer Maler, die sorglich dem Freilichtstudium sich

zuwandten, ist es gelungen, die wirklichen Zauber der Farbenwelt in einer Weise wieder zu erschließen, die in ihren besten Resultaten an die großen farbigen Erfolge der Venetianer und Niederländer in der Renaissancezeit gemahnen. In diesem jüngsten Uebergangszustande zur neueren Malerei hat man uns allerdings eine zeitlang violette Wiesen und Felder, grüne Menschen und Tiere gezeigt, um schließlich doch aus diesen Uebertreibungen natürlicher Lichteffekte und Reflexe zu einer sinnigwahren Naturerfassung und Wiedergebung sich durchzuringen. Manche Maler haben freilich diesen Wandlungsprozeß nicht glücklich durchzumachen vermocht, denn noch huschen durch unsere Ausstellungen da und dort die bunten Irrlichter jener gährfeuchten „Frühlingsnacht", die jedoch im großen und ganzen von dem vielbefürchteten, versengenden „Reif" verschont geblieben ist.

Dennoch hat die Neuzeit gewisse Verluste gebracht. Wenn wir den Gewinn der heutigen Malerei hervorheben, so dürfen wir anderseits die Nachteile nicht ignorieren, die sie, wenn auch nicht ausschließlich infolge der Entwickelung des malerischen Prinzips, sondern teilweise auch aus anderen Gründen erlitten hat: Es ist das auffällige Zurücktreten der Historienmalerei und damit der monumentalen Malerei überhaupt. Zugegeben, daß diese nun fast ganz verschwundene Kunstsparte in ihren Ausklängen nicht immer Vollwertiges bot, so hielt sie doch zunächst den großen, ernsten Grundsatz aufrecht, daß die Kunst auch eine erzieherische Aufgabe und Bedeutung habe, was freilich heute vollständig in Abrede gestellt wird. Man macht sich in den wegwerfendsten Ausdrücken lustig über diese gewesene „anspruchsvolle" Malerei, die in ihren Erzeugnissen so viel Raum beanspruchte, ohne daß man beachtet, wie hierbei eigentlich nur Rollen getauscht worden sind, denn jetzt zeigt man nicht selten genrehafte Dinge: eine „Leonhardifahrt", eine „Wäscherei", oder wie in der gegenwärtigen Ausstellung der Schweizer Charles Giron es tut, ein „Schwingfest" (eine Art „Hosenlupfen")

in Formaten, in denen früher allenfalls der Untergang von Troja oder die Schlacht bei Salamis zur Darstellung gebracht wurde. Sinn und Verständnis für historische und monumentale Malerei scheint bei der jetzigen Generation vielfach völlig verschwunden; sonst wären gewisse Darlegungen neuerer Kunstliteraten geradezu unmöglich. Lasen wir doch unlängst u. a. in dem von Richard Muther herausgegebenen Werke „Die Kunst",[1]) daß die Namen Peter Cornelius und W. Kaulbach „nur noch Rauch und Schall für uns seien"; „daß Cornelius in der deutschen Kunst wie ein Fremdling dasteht", dessen Berufung durch König Ludwig I. „ein schwerer Mißgriff" gewesen sei, „der allerdings aus dem Zeitcharakter heraus, der ganz unter dem Einfluß Winkelmanns stand, verständlich ist". — Auch wir sind so human, die „Mißgriffe" moderner Kunstschriftsteller aus dem Zeitcharakter heraus zu erklären; aber es gehört immerhin ein sehr hoher Grad von Selbstbeherrschung dazu, um nicht in helles Lachen auszubrechen, wenn man zu den sonstigen Sottisen noch folgende Knallbombe gegen Cornelius geschleudert sieht: „So war das ganze Leben dieses verirrten Hauptes einer Kunstepoche eine große Stillosigkeit". — Sind denn die Schreiber derartiger Sätze wirklich unfähig, zu begreifen oder nur zu ahnen, daß eben jede Kultur- und Kunstperiode ihre eigenartigen Aufgaben hat, daß Verdienst neben Verdienst sehr gut bestehen und auch gewürdigt werden kann? Gerade Moritz von Schwind, zu dessen besonderen Ehren diese Herabsetzungen des Meisters Cornelius erfolgten, würde solch einseitige Lobredner, wie sie die gelehrige Leibgarde des Kunsthistorikers Muther vor allem aufweist, sehr energisch abzuschütteln wissen.[2])

---

1) Band XXXIX. „Moritz v. Schwind" von Otto Grautoff. S. 4, 5 u. 9.

2) Glücklicherweise fehlt es nicht an hervorragenden Gelehrten, welche die Kunst unter den höchsten Gesichtspunkten zu werten und die Gebrechen der neueren Kunsttheorien klar zu bezeichnen vermögen.

Wir haben solche Details nur angeführt, um auch den Mindereingeweihten erklärlich zu machen, warum heute den meisten jugendlichen Kunstbeflissenen ein förmliches Gruseln kömmt, wenn sie von der fossilen Historienmalerei und ihren bedauernswerten Vertretern, die gewissermaßen ein Art kunstgeschichtlicher Saurier darstellen, reden hören. Um in solche Anschauungen Wandel zu bringen, wird noch ein verstärkteres ernstes Erfassen der Kunstaufgaben sich nötig erweisen, als zur Zeit im allgemeinen wahrzunehmen ist. Man muß zunächst zufrieden sein, wenn der Born historischen Sinnes nicht vollständig versiegt, wenn uns in vereinzelten Schöpfungen immerhin noch angedeutet wird, welch hoher Wert einer gründlich erfaßten Geschichtsmalerei innewohnt. — Das einzige, in größerem Format gehaltene, durch koloristische Vorzüge ganz besonders ausgezeichnete Geschichtsbild „Nach der Schlacht bei Narwa“ bot in der schwedischen Abteilung Gustav v. Cederström. Mehr noch als dieses Gemälde erfreute uns aber in der Ausstellung der Münchener Kunstgenossenschaft, die an sich hervorragendes Können auszeichnet, ein räumlich minder auffälliges Bild: „Vor dem roten Turm zu München“, das Hermann Lindenschmit gemalt hat. In ergreifender Art sind die auf der Torbrücke im Schnee liegenden Toten und Verwundeten des bayerischen Oberlandes vorgeführt, die in der Weihnacht des Jahres 1705 ihrer Fürsten- und Heimatsliebe zum Opfer fielen. Nur eine Figur steht im Winterfroste da aufrecht: es ist ein in seinen zerfetzten roten Mantel eingehüllter Pandur, der mit unheimlich stumpfsinniger Miene bei den Gefallenen nächtliche Wache hält.[1])

So hat Henry Thode erst kürzlich (am 10. Juli zu Heidelberg) in einem beachtenswerten Vortrag die Verflachung und die Trivialitäten der modernen Kunst scharf unter die Lupe genommen.

1) Daß dieses künstlerisch hervorragende und ob seines Gegenstandes so ergreifende Bild vor den Augen der Ankaufskommission für die k. bayer. Staatssammlung keine Gnade gefunden, werden mit uns sicherlich viele kunstsinnige Bayern ernstlich bedauern

Wie ernster faßte Geschichtsbilder in der Ausstellung nur vereinsamt sich zeigen, so sind auch religiöse Gemälde spärlich vertreten; überdies sind unter den hieherbezüglichen Gaben die meisten so geartet, daß sie nicht volle Befriedigung gewähren. Die noch andauernden Gährungsprozesse in der modernen Kunst erschweren es ungemein, eine Basis zu finden, auf der ein glückliches Blühen und Gedeihen der religiösen Kunst ermöglicht ist. Trügt unsere Wahrnehmung nicht, so ist immerhin die frühere Sucht, religiöse Sujets in trivialer oder doch in plebejischer Weise zu bieten, stark im Abflauen begriffen. Als anziehendes Madonnengemälde kann der „Morgenstern" des Spaniers Saenz y Saenz gelten; auch K. Schleibner (München) hat eine anmutige Maria mit dem schlafenden Kinde zur Darstellung gebracht. Trotz gediegener künstlerischer Durchbildung wird der „Schmerz der M. Magdalena", den der Franzose Lefebvre vorführt, den Beschauer nicht zu warmem Mitfühlen führen; schon der kalte Ton des Bildes hemmt die gewollte Wirkung. Auf allzu realistischen und doch wieder zu theatralischen Bahnen bewegt sich das Bild der jüdischen Zimmermannsfamilie, das aus Turin der Maler G. Grosso als „heilige Familie" einsandte; einige andere Maler, so vor allem M. Kuschel, täten überhaupt gut, religiöse Themate völlig unberührt zu lassen. Eine sehr seltsame Mischung von moderner und archaistischer Kunstweise, die etwas schemenhafte Gestalten ergibt, zeigen Legendengemälde des Malers Fritz Kunz (München), denen jedoch ein poetisches Empfinden, so besonders in dem Bilde „An Fra Angelico", nicht abgesprochen werden kann.

Poesie — es braucht nicht immer eine heiter lächelnde zu sein — ist allzeit die wichtigste Potenz der Kunst. Heute hat dieselbe vor allem das Gebiet der Genre- und ganz besonders jenes der Landschaftsmalerei zum Heim sich erkoren, in einer so hervorragenden Weise, daß wohl keine vorausgegangene Zeit hierin solch leuchtende Erfolge auf-

zuweisen hat. An dieser Errungenschaft nehmen alle Künstlergruppen der europäischen Kulturländer fast gleichen Anteil. Deutsche und österreichische Landschafter wie August Fink, Karl Böhme, Otto Sinding, G. Schönleber, J. Millroider und Oskar Frenzel; belgische und holländische Meister wie Van Soest, F. Arntzenius und M. Tholen; schwedische Landschaftsmaler, wie Gottfried Kallstenius u. a. haben wahre Perlen ihrer Kunst dargeboten. Hin und wieder gehen freilich auch auf diesem Gebiete einige Künstler sehr eigenartige und nicht allseits zusagende Sonderwege; gewisse technische Schrullen, wie sie besonders in der farbigen Punktiermethode und außerdem noch in einer scheinbaren Streusandmalerei sich kundgeben, sind wahrlich nicht geeignet, die sonstigen Vorzüge derart behandelter Werke ins erwünschte richtige Licht zu rücken.

Neben den Genre- und Landschaftsbildern fallen im Glaspalaste zahlreiche eminente Werke der Porträtkunst ins Auge. Zu den herrlichsten Bildern dieser Gattung dürften die Werke des Münchener Malers Simon Glücklich zählen; aber auch die Wiener Künstler Ed. Lebiedzki und P. Iwanowits haben leuchtende Juwelen der Bildnismalerei zu reichen vermocht. Die Porträtmalerei beansprucht übrigens nicht nur im Glaspalaste, sondern auch in der separaten Ausstellung der Werke Franz v. Lenbachs († 6. Mai 1904) das warme Interesse aller Künstler und Kunstfreunde. Wird doch Lenbach stets den bedeutendsten Bildnismalern aller Zeiten beigezählt werden müssen, denn wenn auch sein Schaffen vielfach sehr ungleichwertig erscheint und mehrere Bildnisse seiner letzteren Zeit durch einen kreidig manirierten Ton, zu dem bei etlichen Frauenporträts auch noch etwas grisettenhaftes Mienenspiel tritt, ein Zurückgehen von seiner vollen Schaffenshöhe andeuten, so ergibt sich dennoch eine imposante Zahl hervorragender Leistungen, unter denen manche hinsichtlich ihrer künstlerischen Eigenart den Porträtwerken Tizians, andere jenen Rembrandts angeschlossen

werden dürfen. Lenbach hatte das außergewöhnliche Glück, die berühmtesten Personen seiner Zeitepoche in Bildnissen wiedergeben zu können. Die Gemälde des Altreichskanzlers Bismarck, die Lenbach mit tiefgehendstem Verständnisse zu geben vermochte, sichern dem Künstler allein schon einen unvergänglichen und geschichtlichen Namen. Weil dem so ist, wird es gestattet sein, der künstlerischen und persönlichen Erscheinung Lenbachs auch hier einige Worte zu widmen, die allerdings nicht in dem schrankenlosen Lobe sich ergehen können, das in oft dithyrambischen Ausbrüchen schon bei Lebzeiten, ganz besonders aber beim Ableben des Künstlers in der Tagespresse und zumteil auch in Zeitschriften sich kundgegeben hat.

Hochbegabt, mit bewundernswerter Willenskraft ausgerüstet, hat der im Jahre 1836 im oberbayerischen Landstädtchen Schrobenhausen geborene F. Lenbach seine Künstlerlaufbahn betreten. Gar bald erkannte er, daß das Porträtfach sein geeignetstes Arbeitsfeld sei, denn er hat schon im frühen Mannesalter allen anderen künstlerischen Versuchen entsagt, um das eine Gebiet dafür voll und ganz zu beherrschen. Und selbst hierin hat er sich gewisse Schranken gezogen, indem er nicht in der Weise anderer großer Berufsvorgänger die gleichmäßige Ausbildung aller Teile eines Bildnisses erstrebte, sondern fast ausschließlich nur dem Antlitze des zu Porträtierenden seinen ungewöhnlich scharfen, bis ins Innere dringenden Blick zuwandte. Die weitgehende Vernachlässigung aller Nebendinge im Bildnis, selbst jene der Hände, ist bei Lenbach eine absichtliche. Das eigentliche Repräsentationsporträt, wie es Van Dyck und — um auch neuere Maler zu nennen — Angeli und Fritz August Kaulbach bieten, läßt Lenbach vielfach außer Acht. Seine überragende Meisterschaft konzentriert sich ausschließlich in Wiedergabe und Vergeistigung der Gesichtszüge in einer Weise, daß sich ohne Uebertreibung sagen läßt, er habe den Meisten, die er bildlich wiedergab, die Seele ins Gesicht gemalt. Man

beachte nur die Porträts von Döllinger, Gladstone, Mommsen, Paul Heyse u. a., um Lenbachs Kunst und Beobachtungsschärfe voll würdigen zu können. Die zu Ehren des geschiedenen Meisters gebotene Ausstellung ward freilich höchst unglücklich arrangiert; anstatt den Entwicklungsgang möglichst übersichtlich zu bieten, hat man all die Bilder kunterbunt durcheinandergehängt, so daß nur der mit Lenbachs Schaffen näher Vertraute sich zurechtfinden kann. Viele seiner bedeutendsten Bilder sind überhaupt nicht beigezogen worden — dennoch ward genug geboten, um den Künstler hochschätzen und bewundern zu lernen. Einen tiefen Eindruck mag auf viele Beschauer das letzte Bildnis Kaiser Wilhelms I. ausüben, dessen fast wehmütige Gesichtszüge erkennen lassen, wie schwer es dem erlauchten Greise geworden, nicht müde sein zu dürfen. Auch die merkwürdig einfache und doch so wirkungsvolle Kreidezeichnung des toten Kanzlers Bismarck wird dem deutschen Volke allzeit als ein überaus wertvolles künstlerisches und historisches Kleinod gelten müssen.

In der Begeisterung für den großen Künstler Lenbach haben, wie bereits angedeutet, viele Verehrer auch um seine sonstigen persönlichen Eigenschaften einen strahlenden Nimbus gezogen, den ein kommender Kunsthistoriker, der die Aufgabe hat, Lenbachs Charakterbild nach allen Seiten zu schildern, freilich nur mit gewisser Reserve wird beachten dürfen. Geschichtliche Personen sollen allzeit wahr, ohne Haß, ohne Gunst gezeichnet werden, und wie man Michelangelos Charakterhärten, Tizians und Rembrandts Charakterschwächen aus der kunstgeschichtlichen Literatur kennen lernen kann, so wird sicherlich auch die Nachwelt die Persönlichkeit Lenbachs nicht in geschminkten Farben sehen wollen. Des Künstlers innige Heimatsliebe, sein Wohltätigkeitssinn, die tatkräftige Teilnahme an den mannigfachen Geschicken seiner Jugend- und Kunstfreunde, seine nicht selten den Nagel auf den Kopf treffenden, allerdings meist mit gewisser bajuwarischer Kraftfärbung gegebenen Urteile in Kunstsachen werden stets als

rühmliche Lichtpunkte seines Wesens zu betonen sein. Aber dem Lichte stehen auch Schatten gegenüber: Von der Sucht, möglichst alles an seinen Ruhmeswagen spannen zu wollen, kann der gefeierte Künstler nicht freigesprochen werden. Die harten Worte, die er im späteren Leben über den größten Wohltäter seiner Jugendzeit, den Grafen Schack, fallen ließ, deuten genügend an, daß das allzu mächtige Selbstgefühl den Künstler und Menschen Lenbach vor bedauerlicher Einseitigkeit und schiefgefaßter Ueberhebung nicht schützte; auch die stark bramarbasierenden Schilderungen seines Auftretens im Vatikan gelegentlich der Porträtierung Leos XIII. lassen eine wahrhafte Noblesse vermissen. Kraftvollen Menschen soll es ja bekanntlich doppelt schwer fallen, sich selbst zu meistern — auch dem Meister Franz v. Lenbach ist solches häufig nicht gelungen. Daß Ehedissidien zum Austritte aus der katholischen Kirche und in letzter Konsequenz zu seinem zivilen Begräbnisse auf dem Münchener-Moosacher Friedhofe führten, ist von seinen wahren Freunden besonders tiefschmerzlich bedauert worden. — Als am 1. Juni d. J. Prinzregent Luitpold von Bayern die Lenbachsche Sonderausstellung feierlich eröffnete, sprach er in dem Satze: „Mit Wehmut erfüllt mich die Erinnerung an den Meister Franz v. Lenbach", sicherlich gar vielen Verehrern und weitaus den meisten der Landsleute des berühmten bayerischen Künstlers aus der Seele.

Kehren wir wieder in die Räume des Glaspalastes zurück, um die Darbietungen der einzelnen Gruppen und Nationen zu beachten. Es ist schon angedeutet worden, daß die Münchener Künstlergenossenschaft, wie auch die Vertreter anderer deutscher Kunststädte sehr achtungsgebietend sich zeigen. Viele dieser Maler gehen sorglich auf bewährten Bahnen, andere aber suchen mutig und nicht ohne Geschick mit dem Neueren zu paktieren. Sehr große Gegensätze und auch Wertunterschiede bietet die Sezession. Es will uns scheinen, daß mancher, allerdings nicht immer von den

Höhen des Parnasses, sondern häufig mehr aus Treibhäusern und gewissen Redaktionsstuben bezogener Lorbeer merklich zu gilben beginnt. F. Stucks Wiederholung seines „Orest und die Erinnyen" wird kaum als verbesserte Auflage gelten können. Sein Können ist wohl an sich mehr dem völlig dekorativen Elemente gewachsen, wie weitere zwei Bilder dartun. Geradezu unbegreiflich ist uns die Begeisterung, die einzelne Kunstfreunde für die Arbeiten des Malers Hierl-Deronco zur Schau tragen; es liegt eine gar eigenartige Mischung von orientalischem und westländischem Parfüm in dessen räumlich meist sehr anspruchsvollen Leistungen — gesunde Luft vermögen wir hier nicht zu atmen. Solches gelingt viel besser, wenn wir Gemälde vor uns haben, wie Ludwig Zumbusch ein solches in dem entzückenden Kinderbilde „Johanna" — eine Perle der Ausstellung — dargeboten. Daß im Lager der Sezessionisten hervorragende Koloristen stehen, beweisen die Werke von Heinrich Knirr, A. Köster und nicht zuletzt die eminenten Tierstücke von J. Junghanns und H. Hayek; einen wahrhaft großen Zug kündet vor allem die Tätigkeit des Malers Christ. Speier (Stuttgart), dessen „Reiter mit Hund" etwas von der künstlerischen Kraft verrät, die einst den Bildhauer Verrocchio erfüllte, als er seinen berühmten Reiter Colleoni schuf. — Die Kronländer Oesterreichs zeigen in ihrer künstlerischen Vertretung naturgemäß mancherlei Abstufungen; von einheitlichem Wesen ist selbst dort, wo Böhmen und Ungarn enge und ausschließlich unter sich sind, wenig oder nichts zu merken. Die heterogensten Elemente aber beherbergen die deutschen Gruppen; tolles Zeug und auch wertvoll Modernes mischt sich im jungen Wiener „Hagenbund" wunderlich zusammen. Bekanntlich zerklüften sich die deutschen Künstler in Wien neuestens wieder in Extragrüppchen — ein treues, aber trübes Spiegelbild der sonstigen Zustände im ehrwürdigen Ostreiche!

Hat uns die antike Kunst einmal eine sogenannte

Cyklopenarchitektur gebracht, so scheinen die Schweizer unter Führung Ferd. Hodlers darauf bedacht, uns mit einer wahrhaften Cyklopenmalerei zu beschenken. So ungeschlacht und reckenhaft sind Stift und Pinsel wohl seit prähistorischen Zeiten noch nie geführt worden, als in der Abteilung der eidgenössischen Kantone an etlichen Werken wahrzunehmen ist. Hodler selbst gibt in einem farbigen Karton: „Rückzug von Marignan“, Landsknechtgestalten, in denen wohl das Typische dieser rohen, rauhen Gesellen des Mittelalters getroffen, aber bereits zum Zerrbild verarbeitet erscheint. Mehr Disziplin, als hin und wieder Landsknechte gehabt haben, soll sich doch ein moderner Künstler bei seinem Schaffen auferlegen! Für Hodler würde solches einen Gewinn bedeuten, welcher das in seinen Werken immerhin schlummernde Stilgefühl noch zur ungetrübten Entfaltung führen könnte. — Ob die grasgrünen Farben, die ein anderer Schweizer, C. Amiet, in seiner „Pracht des Abends“ selbst auf Mädchengesichtern liebt, einen Hoffnungsstrahl zulassen, daß man mit solcher Malerei nicht doch schließlich in die Nacht hineintappt, getrauen wir uns nicht zu entscheiden. Als reinster Formen- und Farben-Ulk aber erscheint uns A. Weltis kleiner „Ehestandsfries“, der durchgehends an die Malarbeit mahnt, in der hin und wieder Zimmerleute und Dorfmaler der Kunst huldigen. Immerhin haben die jetzt tonangebenden Schweizerkünstler etliche glückliche Partner, die — allerdings mehr unter internationalem Schliff — prächtige Leistungen bieten. Hoffentlich gönnt man Werken von M. Balmer, F. Franzoni und F. Burger auch fernerhin noch das Bürgerrecht in der freien schweizerischen Heimat.

Einen überaus günstigen und einheitlichen Eindruck machen die zahlreichen Werke der belgischen, ganz besonders aber jene der holländischen Maler. Letztere hat ja stets ein gemäßigt konservativer Zug beherrscht; sie mischen ihrer ererbten Kunst wohl manches Neuere bei, wissen

dasselbe aber vollständig ihrem Grundwesen zu amalgamieren. Wohl nirgends anders kann von einer unentwegten, ruhigen und harmonischen Weiterentwicklung geredet werden wie bei den Holländern. Nach außergewöhnlichen Sujets und Bildformaten greifen sie nicht gerne; ihre Tätigkeit erstreckt sich in erster Linie auf eine Kunst, die Wohnräume anziehend und behaglich zu machen weiß. Aus eben diesem Grunde finden auch Radierungen, Lithographien und sonstige Schwarz-Weißkunsterzeugnisse bei ihnen sorgfältigste Pflege. Auf allen Gebieten hat Holland hervorragende Meister, die nicht nur in der engeren Heimat, sondern überall die besten Erfolge sich zu sichern vermögen. Mehr als die Holländer greifen die Belgier nach großen Kunstmotiven; sie sind geistiger Spekulation gern zugetan, was ja in ihrer Plastik besonders zutage tritt. Unter den ausgestellten Gemälden findet sich von A. Levèque (Brüssel) ein in fahltönigen Farben gehaltenes, figurenreiches Werk: „Die Parze", das nicht nur in zeichnerischer Hinsicht, sondern auch wegen seiner Gedanken-Wucht und -Fülle, die mehrfach an die Ideenkreise Dantes und Michelangelos anklingt, von hoher Bedeutung sich erweist.

Interessant und anregend zeigen sich auch die künstlerischen Leistungen aus Dänemark und Schweden. Gerade bei den Dänen, die im allgemeinen sehr anspruchslos sich bieten, werden die hohen Vorzüge vieler Gemälde erst bei genauem Betrachten kund. Scheinbar Prosaisches und Alltägliches ist bei näherem Zusehen hier oft von tiefer, eigenartiger Poesie durchhaucht, wie z. B. C. Wentorfs „Armenhaus", dessen Insassen auf den Bänken vor der Türe des warmen Sonnenlichtes sich erfreuen, bis sie einst der nahe Kirchhof aufnimmt, über dessen kleine Mauer hinweg einige Alte nach den stillen Gräbern schauen. Im großen und ganzen kennt die nordische Kunst keine Absonderung von jener des sonstigen Europa; nur die von schwedischen Malern häufig und prachtvoll gegebenen Winterlandschaften

lassen die Heimat, die Gebiete des rauhen Nordens, erkennen. Wie hohe Breitengrade aber dennoch ein warmes und leuchtendes Kolorit ermöglichen, tun überzeugend Bilder kund, wie solche u. a. J. Akesson und A. Schultzberg zu malen verstehen. Auch tüchtige Porträtisten fehlen dem Norden nicht; Bernhard und Karl Oestermann reihen sich den besten Bildnißmalern anderer Länder rühmlich an.

Daß die Engländer nimmer so reichlich vertreten sich zeigen wie in früheren Ausstellungen, ist bedauerlich. Hoffentlich grollen uns die lieben Vettern überm Kanal schließlich nicht auch noch ob unseres Strebens auf dem Kunstgebiete! Die königl. bayerische Regierung mag schon an ein gänzliches Streiken englischer Aussteller gedacht haben, da sie aus der bescheidenen Sammlung gleich drei Bilder: zwei Landschaften und ein nach Gainsborrough'schen Rezepten mittelmäßig gemaltes Porträt für den Staatsankauf auswählte. Einen bestimmten Charakter wird man den englischen Gemälden nie absprechen können; ihr gedämpfter, oft fahlfarbiger Grundton in den Landschaftsbildern, der ja manchmal sogar an die Nebel der britischen Inseln mahnt, hat hin und wieder auf andere Maler, die zu sehr im Reichtum ihres Farbenkastens schwelgen, eine gute sänftigende Wirkung ausgeübt. Als ein weiterer, sehr edler Vorzug der Kunst Englands hat sich außerdem bisher eine gewisse Strenge gezeigt, die es verabscheut, die Kunst in den Sklavendienst grober Sinnlichkeit zu stellen. Gerade diese Strenge verdiente auf der anderen Kanalseite, in Frankreich und auch in Deutschland, gründliche Beachtung und Aneignung!

Frankreich — vielmehr Paris — ist auf unserer Ausstellung ebenfalls nicht überreich vertreten. Daß Einfluß und Führung, welche die französische Malerei früher weithin innehatte, heute nicht mehr bestehen, ist augenfällig. Die Werke der älteren Maler tragen immer noch die charakteristische Eleganz an sich; die Leistungen der jüngeren fallen aber oft gänzlich aus dieser Rolle. Eine vermittelnde Gruppe

fehlt glücklicherweise nicht, und bei dieser sind denn auch die schönsten und fesselndsten Arbeiten zu finden. Hierzu zählt eine „Schnitterin" von F. Debat-Ponsan, eine Mutter mit ihrem Knaben (als „Madonna" gedacht) von A. Mercie, ein feintöniges und doch farbiges Offiziersporträt von J. Weerts; als tüchtige Künstler erweisen sich ferner E. Tournès, G. Guignard und Edgard Maxence, dessen Allegorie „Edelweiß" als eine mystische Mischung französischer mit früherer Düsseldorfscher Kunstart uns erscheinen will. Zu den besten heutigen Koloristen dürfte J. M. Avy zählen, der in seinem helltönigen Gemälde „Gouter" die schwierigsten Farbenprobleme in meisterhafter Weise zu lösen vermochte. Hierbei hält er auch in der Form eine Noblesse und Grazie bei, die sonst nicht zu den Eigenarten der modernen Maler gehört; unsere jungdeutschen Koloristen, so wacker sie sich auch zeigen, stehen diesem salonfähigen französischen Künstler wahrlich wie schwerfällige ungelenke Bären gegenüber. Ein französisches Bild — es hängt zwar schon in der Ausstellung etwas tief — müssen wir hier im Interesse der Kunst und des anständigen Empfindens noch tiefer hängen: Es ist das buntgemalte Werk „Adam und Eva" von Jean Veber. Eine verhältnismäßig hübsch geformte Eva gibt dem in gräulich menschlichtierischer Form auf allen Vieren kauernden Adam den Apfel. Biblische Erzählungen in solcher Weise zu behandeln, ist an sich frivol und für einen Künstler ein nichtswürdiges Tun. Der Pithekanthropus alalos, den Gabriel Max einmal zu Ehren Professors Haeckel malte, war doch ein richtiger Affe und in keinerlei Beziehung zu einem religionsgeschichtlichen Vorgange gebracht, aber das Geschöpf, das Herr J. Veber ersonnen, um es in biblischer Szene zu bieten, ist rohester Hohn gegen die Religion — außerdem noch eine Infamie gegen Menschheit und Tierreich zugleich.

So glücklich wie in früheren Jahren, haben auch die Spanier diesesmal nicht ausgestellt. Von etlichen Werken

abgesehen, zeigen sie aber dennoch eine sehr kräftige, farbenfreudige Malerei, die als Heimatskunst im vollsten Sinne gelten kann, da sie im allgemeinen dem nivellierenden Hauche auswärtiger Einflüsse zu widerstehen vermag. Solchen Spanierstolz müssen auch wir lieben, denn nur die Bekundungen volkstümlicher Eigenart können frischpulsierendes Leben und reizenden Wechsel im Kunstgebiete erzeugen. Gerade unsere großen Ausstellungen würden eine ermüdende Monotonie zeigen, wenn diese letzten Reste eines nationalen Schaffens völlig zu Verlust gingen. Daß man von Volkselementen, wie sie in Amerika zusammengesetzt sind, keine selbständige Kunst erwarten kann, ist ja ohnehin erklärlich. Bei aller Talententfaltung, bei immenser Geschicklichkeit zeigen sich hier doch vorerst immer nur deutsche, französische und englische Kunstreflexe. Auch das kleine Rumänien, welches in einem eigenen kleinen Saale seine Gaben darbietet, kennt keine Eigenart. Hierin sind nur noch die Italiener besonders hervorragend. In ihrer Malerei, die reger Entwicklung sich erfreut, zeigt sich trotz mancher, oft etwas zu kühner Experimente doch ein scharfer Zug der Zusammengehörigkeit und Selbständigkeit. Dabei sind die Fortschritte, welche die italienische Malerei zunächst in koloristischer Hinsicht genommen hat, wirklich außerordentliche. L. Cavaleri, E. Mazzetti, A. Rizzi, G. Balestrini zählen zu den besten Malern der Gegenwart. Vor allem spiegelt sich der hohe Aufschwung der Landschaftsmalerei, wobei den verschiedensten Naturstimmungen ein scharf beachtendes, feinfühliges Auge entgegengebracht wird. Segantinische Einwirkungen sind freilich hin und wieder sehr merklich; daß letztere nicht selten auch auf die technische Behandlung sich erstrecken, möchten wir allerdings nicht gutheißen. Wir nehmen an, daß die üble Mode, in gereifelter Strichmanier zu malen, wie der Mailänder E. Fornara u. a. es lieben, doch nur als vorübergehende Erscheinung zu erachten ist.

Wie in den letzteren Dezennien auch die Produktivität

der italienischen Künstler gewachsen ist, läßt sich aus der zahlreichen Beteiligung folgern, welche dieselben an den allenorts stattfindenden Ausstellungen nehmen. In diesem raschen Produzieren liegt aber für alle Künstler ebenso eine Gefahr, wie in den allzu häufig gehaltenen Kunstausstellungen. Eine Zersplitterung der künstlerischen Werte und Kräfte macht sich durch letztere bereits etzt schon merklich fühlbar. Geht es in dieser Weise fort, dann ist das kraftvolle, zielbewußte Auftreten von Künstlergruppen sehr erschwert, wenn nicht schließlich unmöglich gemacht. Bietet jede Großstadt in kurzen Zwischenräumen und noch dazu gleichzeitig eine Kunstausstellung, so muß viel Mittelgut, ja auch manches Wertlose sich einstellen, um hier und dort Räume mit Bildern anfüllen zu können. Bei solcher Jagd gewinnen Kunst, Künstler und Kunstfreunde nicht mehr dasjenige, worauf sie Anspruch erheben. Zunächst verfällt die Herstellung von Kunstwerken einem Tempo, das sich allenfalls für Fabrikerzeugnisse schicken mag; die Kunstausstellungen selbst sinken aber schließlich auf eine Linie herab, die an jene erinnert, welche die bereits vielfach verpönten früheren ortsüblichen Jahrmärkte eingenommen haben.

Wenden wir uns den Werken der Bildhauerei im Glaspalaste zu, so ist wahrzunehmen, daß der seit Längerem schon vorhandene schwermütige, ja pessimistische Zug in der modernen Plastik nicht nur anhält, sondern in mehrfachen Erscheinungen sogar eine Steigerung aufweist, die hin und wieder ans Krankhafte streift. In einigen Gebilden wird von dieser Neigung sogar die Form ergriffen, wie ein Werk des in Paris schaffenden R. Niederhausern, „Die Musen", erkennen läßt. Geradezu unheimlich äußert dieser mystisch düstere Hang sich in einer Schöpfung des Belgiers van Biesbroeck. Zu einem Grabmalmotiv verwendet dieser eine Frau in übergroßen Formen, die als Mutter Erde den kleingestalteten Leichnam eines Mannes in ihrem Schoße eingehüllt trägt. Da die Figur des Toten christusartige

artige Gesichtszüge aufweist, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die bekannte Darstellungsweise der Pietà dem Künstler eine gewisse Anregung gab. Aber schon durch das Mißverhältnis seiner zwei Figuren ist dem Ganzen der Stempel der Absurdität aufgedrückt, welcher das ästhetische Empfinden schwer verletzt. Der Beschauer derartiger Werke ist nahe daran von Herzpressungen ergriffen zu werden, wie sie tatsächlich eine Männerstatue von V. Jarl (Kopenhagen) zum Ausdruck bringt. Wo die Formen keine Ankränkelung zeigen, sondern ein eminentes künstlerisches Können den modernen Tiefsinn zu personifizieren sucht, wie es der Belgier E. Rombaux in der Gruppe „Satanstöchter" tut, ergibt sich eine ähnlich ernste Wirkung, wie sie die Rätselwesen hervorrufen, mit denen einst Michelangelo in Florenz die berühmten Mediceer Sarkophage belastete.

Kampf, Ringen, Ermatten und trostloses Erliegen ist zumeist der Grundton, den die hervorragenderen Gebilde der heutigen Plastik, soweit diese nicht von staatlichen und privaten Aufträgen lebt, erklingen lassen. Da sind „Schicksal" und „Tod" von dem ernsten Bildner Franz Metzner; dort in einer figurenreichen Gypsskizze „Mühsal" von James Vibert, ferner „Adam und Eva beim Tode Abels", eine Gruppe, aus der uns wahrhaft der Jammer der Menschheit entgegenstöhnt, von Karl Bonnesen. Selbst die wenigen Werke der Ausstellung, die religiösen Charakter tragen, reihen sich dem gewaltigen Ernste ein, aber dennoch wissen gerade die besten unter ihnen einen tröstenden, versöhnenden Hauch in all das Gewoge körperlichen und geistigen Menschenelends hineinzutragen. Der Mann der Schmerzen selbst, der unter der Bezeichnung „Unsere Erlösung" von dem Münchener Bildhauer Valentin Kraus nach Art alter Darstellungen, die man volkstümlich mit „Unseres Herrn Rast" benennt, in Marmor vorgeführt ist, dünkt uns eine meisterhafte Schöpfung, deren Erwerbung durch den bayerischen Staat

allseitigen Beifall verdient. Würdig ist auch Balth. Schmitts „Pietà"; hingegen müssen wir die Darstellung des Gekreuzigten, wie sie Vilim Amort (Prag) geboten hat, aus mehrfachen Gründen entschieden ablehnen.

Die Wiedergabe menschlicher Schönheit und Kraft bot den Plastikern allzeit ein besonders lohnendes Gebiet. Dieser Kraft lenkt die heutige Plastik mit Vorliebe ihr Augenmerk zu; doch ist es nicht so sehr die Kraft des Athleten und Ringers, wie sie wohl auch diesesmal der Bildhauer Hugo Siegwart (München) in kühnentwickelter Gruppe vorführte, sondern es ist mehr die kulturell wirkende Kraft der Arbeit, das geordnete Schaffen des Arbeiters, dem die heutige Kunst ernsteste Beachtung zuwendet. Diese Kraft des Arbeiters, wie sie zunächst in der industriellen Tätigkeit sich zeigt, findet nicht selten eine künstlerische Verkörperung, in der gewissermaßen die Probleme reflektieren, unter denen gegenwärtig die geistige und soziale Welt erzittert. Solch zielbewußtes Verwerten des arbeitenden und sich mühenden Menschen ist hauptsächlich durch den Belgier Konstantin Meunier († 4. April 1905) in die Plastik eingeführt worden, ähnlich wie es vordem schon durch den Franzosen Gustav Courbet in der Malerei geschehen ist. Auch die in der Ausstellung gezeigte schlichte Bronzestatue Meuniers: „Hafenarbeiter in Antwerpen" deutet das Machtgefühl des Arbeiters, sowie die hehre Bedeutung, ja die Majestät der Arbeit in kenntlichster Weise an. Es gehört ein tiefer männlicher Ernst und ein außerordentliches Können dazu, so einfache Formen, wie sie das Gewand der Arbeiter bietet, derart zu behandeln und zu verwerten, um die Träger dieses Gewandes künstlerisch als wahrhaft imposante und auch hoheitsvolle Gestalten erscheinen zu lassen. Daß durch derartige Leistungen die früher meist mehr aristokratisch sich gerierende Kunst heute dem Interesse und dem Empfinden des Volkes im demokratischen Sinne um vieles näher gebracht worden ist, steht außer

Zweifel. Solange die Künstler Maß zu halten wissen, um nicht einer verbitterten und verbitternden Tendenzkunst zu verfallen, wird der Beachter, welcher der Kunst etwas mehr als nur eine angenehm unterhaltende Tätigkeitsform zuerkennt, ihren ernsten Werken stets mit Achtung und Teilnahme begegnen müssen. Nichts wirkt auf die Dauer unsympathischer als eine oberflächliche, leichtfertige Kunst. Seit Langem ist die Plastik nicht mehr auf so ernstem Boden gestanden wie heute. In der Barock-Rokokozeit meist kokett, wenn nicht gar frivol, hat sie zumeist der Verherrlichung der weltlichen Großen — wie man ja in Frankreich sah, förmlich der Vergötterung derselben — gedient. Im Zeitabschnitte, in welchem Canova wirkte, waren die Werke der Plastik trotz manch errungener Vorzüge süßlich und kalt -- alles eher als eine dem Volke nahestehende Kunst. Thorwaldsen und seine Anhänger hielten sich in erster Linie an den Kanon des Schönen; wir bewundern die Schöpfungen dieser Meister, aber unser Inneres bleibt von fröstelnden Eindrücken nicht frei. Plastiker, die, Pygmalion gleich, dem Steine Leben, Fühlen von unserem Fühlen einzuhauchen vermögen, hat erst die neuere Zeit wieder gebracht. Freilich pochen die Pulse dieser neuen Kunst oft noch zu ungestüm, manchmal sogar fieberhaft, aber bei dem ernsten Streben, das wir rings wahrnehmen, bei dem wohlgeschulten Können, dem wir so vielfach begegnen, ist zu erwarten, daß uns — ohne die immergültigen allgemeinen Grundgesetze gesprengt zu sehen — eine Kunst erwächst, die als voller, wahrhaftiger Zeitausdruck sich darstellt, die nicht einer Kaste, einer bevorzugten Gesellschaftsgruppe, sondern allen gleich nahegerückt und faßlich sich zeigt, wie solches doch schon im klassischen Altertum, dann in den Zeiten der Gothik und der Frührenaissance der Fall gewesen ist.

Haben wir bisher der Plastik größeren Stiles gedacht, so darf bei Besichtigung der Ausstellung nicht unbeachtet

bleiben, daß auch die Kleinplastik, die naturgemäß auf meist harmlosen Gebieten sich bewegt, Vorzügliches darbietet. Vor allem die der Tierwelt entlehnten Motive zeigen eine Naturbeobachtung, eine technische Vollendung, die Staunen erregt Eine schwedische Künstlerin, M. Ameen-Sparre, bot verschiedene Pferdedarstellungen. die nicht leicht besser zu geben sein dürften. Auch in Medaillen und Plaketten werden meisterhafte Leistungen erreicht. Daß die Porträtplastik ebenfalls bester Pflege sich erfreut, beweisen Büsten in Marmor, Bronze und Gyps, wie sie H. Pagels (Charlottenburg), Heinrich Ueberbacher (München) und besonders italienische Plastiker zu geben wissen. Sehr gerne zieht der Besucher der Ausstellung die wenigen heiteren Gebilde, die sich finden, in Betracht; überaus köstlich ist unter diesen der jugendliche Faun: „Ein lust'ger Musikante marschierte einst am Nil", von Ferd. Liebermann; auch die Gruppe der geängstigten „Sieben Schwaben", das einzige Werk der Holzplastik im Glaspalaste, von Hans Sautter, sagt, daß gesunder Humor noch nicht vollends erstorben ist.

Wenn man die Summe der im Glaspalast vereinten künstlerischen Arbeiten überblickt, so wird das Mißfällige weit übertönt von dem vielen Guten und Schönen, das hier aufgespeichert sich zeigt. Wer sich zudem noch vertieft in das Streben, Sorgen und Ringen, welches die Erzeugung jedes besseren Kunstwerkes mit sich bringt, der wird sicherlich hohe Achtung und warme Anteilnahme all denen nicht versagen, die unter oft dürftigen, schmerzlichen Lebensverhältnissen der Kunst ihr volles Wollen und Können weihen. Gar oft wird über Kunsterzeugnisse in Bausch und Bogen ein hartes, vernichtendes Urteil gefällt; man ahnt meist nicht, wie oberflächlich und ungerecht hierbei zu Werke gegangen wird. Wo ernstes Streben und eine hohe sittliche Auffassung der Kunst sich kundgibt, sei es auch in formal und technisch nicht immer befriedigenden Darbietungen, da

soll man doppelt vorsichtig und milde sein, um eine Blüte — und erschiene sie zunächst noch so kümmerlich — nicht durch den versengenden Reif eines herzlos kalten Urteiles zu ertöten. Begegnen wir aber schon von vorneherein einer Mißachtung der wahren Aufgaben der Kunst, dann gibt es wahrlich keinen Grund, die Pfeile ernster, gerechter Kritik im Köcher zurückzuhalten. Es wird zur Pflicht, entgegenzutreten, wenn eine Himmelsgabe in den Schmutz, in die „Gosse" geschleift wird. Wo immer die Kunst auf ihren Höhen stand und steht — wir haben hier nicht ausschließlich die bildenden Künste im Auge —, da erscheint sie uns als etwas Geheimnis- und Weihevolles, als ein Lichtstrahl aus höherer Welt, der mit unserer Seele Fühlung sucht. Die Daseinsbedingungen der Kunst, sowie ihr innerstes Wesen lassen sich unter rein materialistischen Gesichtspunkten so wenig befriedigend erklären als die Erscheinungen der Tugend und des sittlichen Heroismus. Es ist daher auch erklärlich, daß die edelsten Werke der Kunst mit religiösem Empfinden zusammenklingen, daß die würdigste Form des sichtlichen Gottesdienstes der Kunst sich bedient, um Dank und Lobpreis dem Ewigen, dem Urquell aller Wahrheit und Schönheit, darzubringen.

Ueberaus treffend hat über solche Eigenschaft und Bedeutung der Kunst sich einst Wilhelm Jordan geäußert: [1])

Der Gottesdienst ist ohne Kunst
Ein Himmel ohne Gestirne,
Und Kunst ist ohne Gottesdienst
Eine hübsche käufliche Dirne.

Letzteres zu sein, ist gewiß nicht rühmlich! Leider haben schon zu allen Zeiten pflichtvergessene Künstler die keusche Muse zur Dirne herabgewürdigt und im Hange zum Gemeinen und Rohsinnlichen sich selbst schamlos an Trebern-

---

1) Siehe Beilage zur „Allg. Zeitung" Nr. 32 vom 8. Febr. 1899.

trögen gemästet, anstatt — dem ursprünglich hohen Berufe gemäß — edlerer und würdigerer Nahrung nachzugehen. Daß die Kunst ihres idealen Ranges nicht entkleidet werde, darüber haben allzeit die echten Künstler und die wahren Freunde des Schönen sorgsam zu wachen. Die Formen der Kunst mögen sich wandeln, wie sie im Laufe der Kulturgeschichte ja schon mehrmals sich gewandelt haben. Es gehört zu den unveräußerlichen Rechten einer entwicklungsfähigen Kultur, veraltete Kunstformen auszuscheiden und neue zu bilden, wenn letztere besser geeignet sind, als allgemein verständliche Sprache zu gelten. Aber über dem Wandelbaren steht ein Unwandelbares: der reine, unentweihte Geist der Kunst, der mit seinem Hauche das menschliche Gemüt berührt und veredelt. Diesen Geist dürfen die Vertreter der Kunst niemals ignorieren. Was die größten Meister aller Zeiten, von Phidias bis Raphael und Michelangelo, was im 19. Jahrhundert ein Cornelius, ein Moritz von Schwind fest- und hochgehalten, das werden auch die Künstler des 20. und der folgenden Jahrhunderte hoch- und festhalten müssen, wollen sie als treue, gewissenhafte Hüter und Pfleger eines der edelsten Erdengüter sich erweisen, das der Menschheit vom gütigen Schöpfer des Alls verliehen worden ist.

LIX.

Der heutige Kampf um die Schule, mit besonderer Berücksichtigung Preußens.

(Schluß.)

5. Die Sozialisten und die Schule.

Wenden wir uns nun dem letzten Gegner der kirchlichen Schulautorität, den Sozialisten zu, die in unserer Frage einmal ausnahmsweise den Ansichten der Regierungen entgegenkommen, freilich nur deshalb, weil der Feldzug gegen die Religion, vorab die Katholiken, gerichtet ist. So verlangt das Gothaer Programm: „Allgemeine und gleiche Volkserziehung durch den Staat“ und das Erfurter Programm, denselben Gedanken nur weiter ausführend: „Weltlichkeit der Schule; obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschulen.“ Dabei versteht man unter letzteren nach den Resolutionen des Londoner internationalen Sozialistenkongresses von 1896 und besonders nach den Ausführungen Douais in seinem Werke „Kindergarten und Volksschule“ ein vollständiges Erziehungs- und Unterrichtssystem, vom Kindergarten bis zur Universität, in dem alle ohne Ausnahme mit jedweden Mitteln der Kunst, Wissenschaft und Sittlichkeit zu wahren Menschen ausgebildet werden sollen. Sobald die Kinder der Mutterbrust entwöhnt sind, sollen sie diese allgemeine, staatliche Erziehungsanstalt, in der sie

auch ihre volle Verpflegung finden, besuchen, und zwar bis zum Minimalalter von 16 oder gar 18 Jahren. Daß diese Schulen den Ansprüchen der Kirche auch nicht im mindesten Rechnung tragen, versteht sich eigentlich von selbst, da sie ja schon die ursprünglichsten und natürlichsten Erziehungsrechte, nämlich die der Eltern mißachten; übrigens gesteht man das auch mit anerkennenswerter Offenheit ein: „Die allgemeine und gleiche Erziehung durch den Staat schließt selbstverständlich die Trennung der Kirche von der Schule mit ein", besagt das Protokoll des Parteitags zu Halle, und die ‚Neue Zeit' äußert sich in Heft 22 des Jahrganges 1891/92: „Nur der ethische Materialismus des Philistertums kann sich sträuben, die unabweisbare Folgerung zu ziehen; der konfessionelle Religionsunterricht kann nicht Grundlage der Volkserziehung sein: also müssen wir die Trennung des Religionsunterrichtes und der gesellschaftlichen Volkserziehung durchsetzen und der Erziehung als Grundlage und Endziel die größten geistigen Güter der Menschheit — Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst und Dichtung — geben." Ja, die Sozialisten gestehen sogar, daß gerade der Grund, weshalb sie keine Freiheit der Erziehung zulassen, darin besteht, weil sonst die Kirche sich der Erziehung bemächtigen werde. So schreibt Bebel in seinen Glossen zur wahren Gestalt des Christentums: „Die Erziehung muß ausschließlich Staatssache sein; kein Zögling darf von Staats oder Gemeinde wegen in religiösen Dingen Unterricht genießen. Gibt der Staat nicht blos die Freiheit der Gewissen zu, was er soll und muß, sondern auch die Freiheit der Erziehung, wie dies in Nordamerika der Fall ist, so ist die notwendige Folge, daß die Kirche sich der Erziehung bemächtigt und ihren unheilvollen Einfluß ausübt, wie sich das tatsächlich in den Vereinigten Staaten Nordamerikas herausgestellt hat." [1])

---

1) Für diese und ähnliche Zitate siehe Dr. Engelbert Käser: „Der Sozialdemokrat hat's Wort", Freiburg, Herder. 2. Auflage.

Diese abgestandenen Redensarten der Sozialdemokraten über die Beziehungen zwischen Kirche und Schule und dem Religionsunterricht werden immer wieder von neuem aufgewärmt: wir erinnern nur an den vom Genossen Welker aus Wiesbaden dem Dresdener Parteitag vorgelegten Antrag, vor allem aber an die Tiraden auf der dritten Konferenz sozialistischer Frauen, die dem Bremer Parteitag parallel ging, wobei es bezeichnend ist, daß der Bericht des Vorwärts hierüber gerade hinter den ältesten Ladenhütern materialistischer Weltanschauung Beifall verzeichnen kann. „Hinaus mit der Religion aus der Schule!" dekretierte Frau Klara Zetkin. „Die Religion hat in der Schule nichts zu suchen, nichts aus ethischen, nichts aus pädagogischen Gründen. Dem ganzen Religionsunterricht ist das Brandmal aufgedrückt, daß er nicht die Aufgabe hat, religiöses Empfinden zu fördern, sondern die Religion ausnützt, um die wirtschaftliche Sklaverei der arbeitenden Klassen aufrecht zu erhalten. Der Religionsunterricht vergiftet unsere Volksschule. Kein Gegenstand steht so sehr im Widerspruch mit den elementaren Forderungen der Pädagogik. Ethischer Unterricht ist auch ohne Verquickung mit dem Religionsunterricht möglich." Damit aber diese Ideen auch in der Oeffentlichkeit mehr zur Geltung kämen, bedurfte es einer umfassenden Agitation, die denn auch in der Oktobernummer der sozialistischen Monatshefte durch zwei Artikel aus der Feder von Dr. Leo Arons und von Hugo Lindemann angeregt wurden; in letzterem heißt es unter anderem: „Der (auf dem Kompromiß beruhende) Gesetzentwurf ist fertig. Es ist also durchaus keine Zeit zu verlieren, will man den Widerstand gegen den Schulkompromiß unterstützen und mit organisieren helfen. Nur durch eine Volksbewegung kann der Entwurf zum Scheitern gebracht werden." Der hier vorgeschlagenen Organisation des Widerstandes sollte der im Dezember zu Berlin versammelte Preußentag der Sozialisten dienen, auf dem Referent Dr. Arons folgende Resolution vorlegte: „Die

Volksschule ist unter der Herrschaft der kapitalistischen Gesellschaft zu einer Anstalt entwickelt worden, deren vornehmste Aufgabe ist, die bestehende Klassenherrschaft zu erhalten und die vorhandenen staatlichen und gesellschaftlichen Autoritäten zu stützen. Um diesen Einfluß in höherem Grade zu erreichen, ist die Schule dem Einfluß und der Herrschaft der Kirche unterworfen, ist der Geistliche zum Vormund des Lehrers eingesetzt worden. . . . Das Schulkompromiß ist ein Verrat an den bisherigen Kulturerrungenschaften, ein Akt namenloser Feigheit einer sich liberal nennenden Bourgeoisie, die damit die Volksschule endgültig zur Dienerin der Kirche herabwürdigen will. Der Parteitag der Sozialdemokraten in Preußen fordert von diesem Gesichtspunkt aus . . . als Mindestmaß zur Hebung des Volksschulwesens: Die Trennung der Schule von der Kirche, d. h. die gänzliche Beseitigung des Einflusses der Geistlichkeit in der Schule und der Ausscheidung jedes religiösen Unterrichts aus dem Lehrstoff der Schule. . . . Der Parteitag fordert die Parteigenossen auf, im Sinne der vorstehenden Forderungen die Agitation für eine Umgestaltung des Volksschulwesens in Preußen mit größtem Nachdruck zu betreiben." [1]) Und noch jüngst (am 4. Juli 1905) konnte man in der sozialdemokratischen „Fränkischen Tagespost" von Nürnberg die Aufforderung lesen: „Meldet eure Kinder zur Simultanschule an; denn die Konfessionsschulen sind die Pflanzstätten der religiösen Intoleranz."

6. Die kirchliche Autorität und die Schule.

Doch wenden wir uns ab von diesem Bilde, welches in allen seinen Zügen von Abneigung gegen die katholische Kirche, gegen das Christentum, ja vom Hasse gegen jede

1) Siehe die Berichte der Tagesliteratur, besonders Histor.-polit. Blätter, Bd. 135, S. 140 ff. „Die Schulfrage auf dem Parteitage der Sozialdemokraten Preußens".

positive Religion gezeichnet ist, und sehen wir einmal zu, ob denn niemand die Rechte der Kirche, beziehungsweise bei den heutigen Zeitverhältnissen, der in einem Staate geduldeten Religionen über die Leitung der Schulen anerkennt. Da begegnet uns sogleich als erster Kämpe die oberste Autorität unserer hl. Kirche. Denn Leo XIII. äußerte sich im Januar 1887 in einer Unterredung mit dem Bischofe von Louisiana in Nordamerika folgendermaßen über die Schulfrage: „Die Schulstube ist das Schlachtfeld, auf dem entschieden werden muß, ob die Gesellschaft ihren christlichen Charakter bewahren soll. Innerhalb der menschlichen Gesellschaft im ganzen kann das Christentum zwar nicht aussterben: denn Jesus Christus hat verheißen, er werde immer mit seiner Kirche sein. Allein, wenn ein besonderer Teil derselben katholische Schulen zu gründen und aufrecht zu erhalten versäumt, so hat das zur Folge, daß er vom Christentum abfällt. Darum ist die Schulfrage für das Christentum in jedem besonderen Teile der menschlichen Gesellschaft eine Frage auf Leben und Tod." Diesem Zeugnis aus päpstlichem Munde ließen sich viele ähnliche anreihen. Um nur noch eins zu erwähnen, so ermahnt er in der Enzyklika Sapientiae christianae vom 10. Januar 1890 die Eltern, sie müßten alles aufbieten, jede ungerechte Einmischung auf dem Gebiete der Erziehung zurückzuweisen, und fährt dann fort: „Namentlich müssen die Eltern ihre Kinder von jenen Schulen fernhalten, wo sie Gefahr laufen könnten, das Gift der Gottlosigkeit einzuschlürfen. Wenn es sich um die christliche Erziehung der Jugend handelt, kann keine Mühe und Arbeit zu groß sein. Aller Bewunderung würdig sind darum in verschiedenen Ländern jene zahlreichen Katholiken, die mit großen Kosten und mit noch größerer Standhaftigkeit eigene Schulen zum Unterricht der Kinder errichtet haben. Dieses großartige Beispiel müssen wir nachahmen, wo immer die Zeitverhältnisse es verlangen". Sollten diese Worte noch jemandem an Klarheit zu wünschen übrig lassen, so macht jedenfalls die

Verurteilung der Sätze 45, 47 und 48 im Syllabus vom 8. Dezember 1864 jeden Zweifel schwinden: 45. „Die ganze Leitung der öffentlichen Schulen, in denen die Jugend eines christlichen Staates erzogen wird, . . . kann und muß der Staatsgewalt zugewiesen werden, und zwar so, daß keiner anderen Auktorität irgend ein Recht, sich . . . einzumischen, zuerkannt werden kann". 47. „Die beste Staatseinrichtung erfordert, daß die Volksschulen, die den Kindern aller Volksklassen zugänglich sind, und überhaupt die öffentlichen Anstalten, die für den höheren wissenschaftlichen Unterricht und die Erziehung der Jugend bestimmt sind, aller Auktorität, aller Leitung und allem Einfluß der Kirche enthoben und vollständig unter die Leitung der bürgerlichen und politischen Auktorität gestellt werden, nach dem Ermessen der Regierungen, und nach Maßgabe der herrschenden Zeitmeinungen". 48. „Katholische Männer können jene Art von Jugendbildung billigen, die von dem katholischen Glauben und der Auktorität der Kirche ganz absieht und welche die Kenntnis der natürlichen Wissenschaften und Zwecke des irdischen sozialen Lebens ausschließlich oder doch als Hauptziel im Auge hat".[1]) Ganz entsprechend diesen Anordnungen des obersten Hirten haben dann auch die katholischen Bischöfe Preußens zu dem Falkschen Schulgesetz vom 11. März 1873 entschieden Stellung genommen; schon zwei Tage nach dessen Annahme im Abgeordnetenhause schrieben sie in einer Immediateingabe an den König: „Die Bischöfe erkennen in diesem Gesetzentwurfe eine schwere Beeinträchtigung und Schädigung der katholischen Kirche, weil derselbe die dieser Kirche nach den unwandelbaren Grundsätzen des Christentums sowohl, als auch nach geschichtlicher Entwicklung, auf Grund von Staatsverträgen, nach Observanz und durch die Verfassung gebührende Mitwirkung am Unterricht und der Erziehung in den Schulen

1) Siehe die Ausgabe des Syllabus von Pustet mit den entsprechenden Hinweisen und Erläuterungen.

durch das ausschließlich dem Staate beigelegte Aufsichtsrecht der Kirche entzieht, weil er ferner die Befugnis zur Beaufsichtigung und Leitung des Religionsunterrichts in den Schulen in Frage stellt, weil derselbe den christlichen und konfessionellen Charakter der Schule gefährdet und das zur gedeihlichen Entwicklung des Volksschulwesens unerläßliche einheitliche Zusammenwirken der Kirche und des Staates unmöglich macht und eben dadurch die wesentlichen und höchsten Interessen des Staates, der Kirche und der Eltern beeinträchtigt".[1]) Und als trotzdem jener Gesetzentwurf sanktioniert wurde, gaben die Bischöfe ihrer Ansicht in noch schärferer Weise Ausdruck in einer Erklärung an das königliche Staatsministerium.

7. Die Pädagogen und die Schule.

Dies möge von autoritativ kirchlicher Seite genügen, damit man nicht gegen uns den Vorwurf erhebe, wir wollten lediglich durch Häufung von Zitaten, die doch nur aus einer Quelle stammten, der Partei der konfessionellen Schule das Gleichgewicht, beziehungsweise das Uebergewicht über die Gegner verschaffen. Doch auch andere gewiß unverdächtige Autoritäten sind derselben Ansicht. So schrieb noch 1902 der protestantische Professor Dr. Rein aus Jena (Pädagogik in systematischer Darstellung, Bd. 1, S. 505): „Hat die geschichtliche Entwickelung uns die Wahrheit nahegelegt, daß die verwickelte Bildungsarbeit eines Volkes nur unter freier Mitarbeit der dabei interessierten Verbände gedeihen kann, so erwächst daraus die Aufgabe, nachzuweisen, wie die Ansprüche der verschiedenen Faktoren, die an dem Erziehungswesen ein natürliches Interesse haben, gegeneinander abzuwägen und vorurteilsfrei miteinander zu verbinden sind. Es heißt den Knoten nicht entwirren, sondern ihn einfach

1) Cathrein S. J., Kirche u. Volksschule. Freiburg, Herder. 2. Aufl.

durchhauen, wenn ohne weiteres die Staatsgewalt auf den Thron gehoben und die Berechtigung der anderen Faktoren, an der Entwickelung des Schulwesens selbsttätig mitzuwirken, zurückgewiesen wird. Es kann dies nur geschehen unter Schädigung der Erziehungsinteressen selbst, die immer, wie alle geistigen Bewegungen, umso besser gedeihen, je mehr die hierfür tätigen Verbände sich an ihrer Förderung beteiligen können. Das natürlichste Anrecht besitzt ohne Zweifel die Familie; dann kommen die Gemeinde, die Kirche und der Staat in Betracht. Zwischen den drei ersten Faktoren und dem Staat hat die Schulverfassung das rechte Verhältnis herzustellen, insofern sie den natürlichen Interessen jeder einzelnen Sphäre Veranlassung zum Hervortreten und hinlänglich freien Spielraum gewährt. Jede Verfassung, die den natürlichen Interessen nicht Rechnung trägt, wird Keime zu fortwährenden Streitigkeiten in sich tragen und niemals die Wärme eines wachsenden, gesunde Früchte zeitigenden Organismus bewahren."[1]) Noch kürzer und präziser sind die Worte, welche der bedeutende englische Staatsmann Lord Salisbury in einem Wahlmanifest aussprach: „Ich verlange, daß alle Konfessionen die Jugend nach ihrem Glaubensbekenntnis erziehen dürfen und nicht nach dem schmählichen System einer gewissen allgemeinen religiösen Erziehung, das in manchen Schulen üblich ist." Und es ist ein erfreuliches Zeichen, daß er mit dieser Forderung bei seinen protestantischen Glaubensgenossen der verschiedensten Bekenntnisse, solange sie nur noch tiefreligiös sind, mächtigen Wiederhall gefunden hat. So kommt es denn z. B., daß sich nicht allein ein Deutscher Verein für die Erhaltung der evangelischen Volksschule gebildet hat, der wacker für konfessionelle Schulen eintritt — besonders durch sein Organ: Monatliche Mitteilungen — sondern auch die Konferenzen der evangelischen Lehrer sprachen sich vielfach in diesem Sinne aus. Ja selbst die israelitischen

1) Siehe das Zitat aus demselben Autor oben S. 71.

Lehrer wollen im Kampfe für die konfessionelle Schule nicht zurückstehen, wie die Resolution ihrer Versammlung aus Rheinland und Westfalen vom Jahre 1884 bezeugt: „Die Erhaltung der jüdischen Elementarschule, beziehungsweise die Errichtung einer solchen ist unsere Aufgabe, weil in ihr der Lehrer seinen erziehlichen Einfluß am ehesten geltend machen kann, um das jüdisch-religiöse Gefühl zu wecken und zu beleben, sowie der um sich greifenden Gleichgültigkeit gegen die Religion mit Erfolg entgegenzutreten." Daß endlich die katholische Lehrerschaft im Anschluß an die großen katholischen Pädagogen wie Professor Dr. Otto Willmann[1]) usw. in ihrer großen Mehrheit denselben Standpunkt vertritt, braucht kaum erwähnt zu werden: man verfolge nur die Berichte über ihre Vereinsversammlungen, wie z. B. der Lehrer des Oberschlesischen Grenzgaues zu Sagan am 4. Oktober 1904, der katholischen deutschen Lehrerinnen zu München-Gladbach am 15. Juni 1905 und der zur selben Zeit in Remagen am Rhein tagenden katholischen Lehrer Rheinlands, welch letztere eine bereits 1904 gefaßte, ausführlich begründete Resolution wiederholten, um dadurch desto kräftiger ihre Meinung vor aller Welt kund zu tun: „Die Mitgliederversammlung des katholischen Lehrerverbandes, Provinz Rheinland, erklärt sich unbedingt für die konfessionelle Schule, und zwar in Erwägung, daß a) es ein natürliches, vom Staate gesetzlich gewährtes Recht der Eltern und eine durch die Religion gebotene Pflicht ist, ihre Kinder in ihrer Religion, d. i. Konfession zu erziehen, die Volksschule aber die wesentlichste Erziehungsanstalt für jedes Kind des Volkes ist; b) die Simultanschule aus pädagogischen Gründen abgelehnt werden muß, weil zwischen Eltern, Schülern und Lehrern die Einheit der Welt- und Lebensanschauung und damit auch die Einheitlichkeit des sittlichen Bildungsstoffes, des höchsten für den letzten Zweck der Schule, fehlt und daher die Bildung

---

1) Siehe z. B. seine Didaktik als Bildungslehre, II. Seite 501 ff.

des sittlichen Charakters vernachlässigt werden muß; c) die Simultanschule aus religiösen Gründen zu verwerfen ist, weil sie die religiöse Ueberzeugung gefährdet und zur Gleichgültigkeit gegen jede positive Religion führt, auch das Einleben in die praktische Betätigung des religiösen Lebens erschwert; d) die Simultanschule dem friedlichen Zusammenleben der Konfessionen nicht dient."

8. Die Konservativen und die Schule.

Kommen wir auch zum Schlusse dieses Punktes wieder auf die spezielle Lage in Preußen zu sprechen, so finden wir die konfessionelle Schule und mit ihr die geistliche Schulaufsicht prinzipiell von den politischen Parteien der Konservativen, des Zentrums und der Polen vertreten. Bezüglich der Freikonservativen ist es schwer zu beurteilen, was ihre prinzipielle Ansicht ist; doch scheint es, daß sie zwar die Konfessionsschule wünschen, aber die geistliche Schulaufsicht ablehnen, wie das aus den Parlamentsverhandlungen der letzten Jahre und ihrem Organ, der Post, sich schließen läßt. Was die Konservativen angeht, so ergibt sich ihre Auffassung zweifellos aus den Landtagssitzungen und ihrer Presse. So wollte die am 19. April 1899 im Parlament verhandelte konservative Interpellation über die Schulunterhaltungsfrage einen Entwurf, der zugleich den konfessionellen Charakter der Volksschule sowie die Rechte der Eltern und Gemeinden aufrecht erhält und sichert, und der Abgeordnete v. Heydebrand sagte in der Erläuterung zu dieser Forderung: „Man darf nicht unterlassen, den konfessionellen Charakter der Volksschule zu sichern, sonst wäre der Minister in der Ordnung der konfessionellen Verhältnisse einfach allmächtig. Manche Wünsche kann man, damit der Notstand beseitigt werde, zurücktreten lassen, aber unser Gewissen und unsere religiöse Ueberzeugung werden wir ja nicht preisgeben können und nicht preisgeben dürfen." Derselbe erklärte am 14. März 1901: „Es herrscht nur eine

Stimme im ganzen Lande; wir wollen eine konfessionelle Schule haben, eine andere Schule brauchen wir nicht und wollen wir nicht." Und wiederum meldeten sie sich zum Wort am 13. März 1903, wo der Abg. Graf Limburg Stirum proklamierte, sie hielten am konfessionellen Charakter der Volksschule fest und verlangten, denselben im Schulunterhaltungsgesetze nicht in Frage gestellt zu sehen.[1]) Dieselbe Auffassung tritt uns, wie gesagt, auch aus der konservativen Presse entgegen. Man sehe nur z. B., wie sie den Kurator der Universität Bonn, Freiherrn Dr. v. Rottenburg, abfertigt wegen der bekannten Rede, die er auf dem Rektoratsessen im November 1903 hielt. Damals schrieb unter anderem die Deutsche Tageszeitung: „Die Freiheit der Wissenschaft hat mit der Frage der konfessionellen Schule nichts zu tun. Sie zu verquicken, verrät eine Unklugheit Wer von der Segensmacht des Christentums überzeugt ist, der muß dafür eintreten, daß das Christentum Kern und Stern des gesamten Unterrichts werde. Das ist nur in einer christlichen Volksschule möglich. Da nun aber das Christentum sich geschichtlich in den Konfessionen entwickelt hat, ist eine christliche Erziehung ohne konfessionelle Eigenart undenkbar. Auf diese Weise kommt man zu der logischen Forderung, überall konfessionelle Volksschulen zu errichten, wo sie möglich sind."

9. Das Zentrum und die Schule.

Den Standpunkt des Zentrums näher darzulegen, ist beinahe überflüssig. Deßhalb können wir die diesbezüglichen Reden seiner Vertreter im Parlament, besonders des bewährten Konsistorialrates Dr. Porsch, füglich übergehen, übergehen auf die bedeutsame und von der gegnerischen Presse sattsam gewürdigte Rede des Reichs- und Landtagsabgeordneten Dr. Bachem, worin er vor einer Zentrums-

---

1) Siehe Kultusminister Dr. Studt und die Beschwerden der Katholiken Preußens.

wählerversammlung zu Berlin im September 1904 die Prinzipien des Zentrums in dieser Frage auseinandersetzte. Dafür wollen wir zum Schluß eine Korrespondenz hier anfügen, die sich in mehreren Zentrumsblättern findet und jedenfalls kurz und klar die von dieser Fraktion vertretenen Ansichten zusammenfaßt: „Das katholische Prinzip ist das Prinzip der Autorität. Diese aber ist Jesus Christus und die von ihm gestiftete Kirche. Daraus ergibt sich aber die rein konfessionelle Schule und die Aufsicht durch die Kirche. Ueber den Betrieb der religiösen Fächer und den christlichen Geist der Schule können nur Geistliche die Aufsicht führen, über die anderen Fächer, sowie über das Technische nur solche Laien, welchen die kirchliche Oberbehörde Vertrauen schenken kann. Nach katholischer Lehre muß also die Kirche unbedingt ein Mitwirkungsrecht bei der Anstellung der Aufsichtspersonen über die Schule haben. Da aber der Kirche jedes wirksame Mitbestimmungsrecht genommen ist, da die Volksschule als reine Staatsanstalt betrachtet wird, so bleibt kein anderer Ausweg, als die Aufsicht aus staatlichem Auftrag in die Hände von Geistlichen zu legen. Da aber auch dieses Prinzip teilweise durchbrochen ist, so muß das katholische Volk dafür sorgen, daß es nicht weiter so, geht und daß der frühere Rechtsboden nach und nach wieder erobert wird. Darum muß zunächst unbedingt an der geistlichen Ortsschulaufsicht festgehalten werden. Immerhin muß aber die Kirche darnach streben, daß ihre Priester mehr als Leitungs- und Schulaufsichtsbeamte angestellt werden. Wie wir gesehen haben, hat man auf dem Schulgebiete vielfach den katholischen Rechtsboden verlassen, und es muß daher gerettet werden, was noch zu retten ist. Es muß praktische Politik getrieben werden. Die katholischen Männer müssen sich mit den gläubig protestantischen, das Zentrum mit den Konservativen zu einem Kompromiß verbinden, für welchen von seiten der Katholiken folgende Grundsätze aufgestellt werden müssen:

1. Die Schule muß immer und überall konfessionell sein, was durch Gesetz festzulegen ist. Sollte dies aber nicht zu erreichen sein, so muß wenigstens der augenblickliche Zustand gesetzlich sanktioniert werden. Die Simultanschule darf nur bei zwingenden Gründen als Ausnahme gelten und muß Einrichtungen treffen, daß der konfessionelle Religionsunterricht voll und ganz erteilt wird.

2. Die Schulaufsicht darf der Kirche nicht weiter aus den Händen gewunden werden. Vor allem muß die Ortsschulaufsicht bestehen und in den Händen der Geistlichen bleiben. Geistliche sind mehr als bisher in der Kreisschulaufsicht zu verwenden.

3. Besonders entschieden muß dem neuesten Bestreben entgegengetreten werden, das zwar die konfessionelle Schule zugesteht, aber simultane Lehrerbildung und Schulaufsicht verlangt.

Dem Erreichbaren zustimmen, heißt hierin keineswegs das Prinzip aufgeben. An diesem werden und müssen wir festhalten."

Das wäre also die heutige Lage auf der Walstatt des Schulkampfes, besonders in Preußen. Der Kampf ist ernst und wird zumal von der Gegenpartei vielfach mit wahrer Erbitterung geführt. Doch brauchen wir nicht zu verzagen, da wir ja eine gute Sache vertreten, und was speziell Preußen angeht, so ist die Konfessionsschule durch die Mehrheitsparteien des Zentrums und der Konservativen, die bekanntlich im Parlament zusammen über 240 Mann stellen, auf alle Fälle gesichert. Sollten daher auch die Liberalen, was aber ausgeschlossen erscheint, vom Schulkompromiß zurücktreten, so steht die Sache immer noch gut, ja vielleicht ließe sich dann sogar durch ein anderes Kompromiß zwischen Zentrum und Konservativen noch mehr erreichen, wie z. B. die gesetzliche Regelung der geistlichen Schulaufsicht.

Rom. Dr. H. Laufen.

LX.

England und Tibet.[1])

Die Russen haben bekanntlich durch ihre unkluge Einmischung in tibetanische Angelegenheiten und infolge der Intriguen des mongolischen Lamas Darjieff dem ehrgeizigen Generalgouverneur von Indien längst erwünschten Anlaß gegeben, sich den Zugang zu den Märkten Tibets zu erzwingen, und der zum Frieden geneigten englischen Regierung die Erlaubnis zu entreißen, eine Gesandtschaft nach Tibet zu organisieren. Dank einem Zusammentreffen von günstigen Umständen war diese kriegerische Mission von 1903–04 von einem außerordentlichen Erfolg begleitet. Die Engländer stießen nicht nur auf verhältnismäßig geringen Widerstand (die wenigen Kämpfe kosteten ihnen geringe Opfer), sondern verstanden es auch, einen Teil der Eingebornen für sich zu gewinnen dadurch, daß sie sich als Befreier des Volkes von dem Joch des Dalai Lama ausspielten. Was unter den Kriegern Tibets besonders guten Eindruck machte, war der Umstand, daß die Engländer nicht nur die Besiegten am Leben ließen, sondern für die Verwundeten Sorge trugen wie für die eigenen Soldaten, endlich, daß sie auch die Gefangenen nach Unterzeichnung der Friedensbedingungen mit einigen Rupies beschenkten und in die Heimat ziehen

1) Vgl. Band 134 S. 685 ff.

ließen. Die höheren Stände teilen natürlich diese Gesinnung nicht, weil sie den Krieg als einen ungerechten bezeichnen und fürchten, die Engländer möchten Tibet geradeso aussaugen wie Indien. Vor der Hand steht das kaum zu befürchten. Indien und Tibet erwachsen aus der Eröffnung der Handelswege größere Vorteile als den Engländern. Tibet, das so dünn bevölkert ist, kann nur gewinnen durch die Einwanderung der auf einer höheren Bildungsstufe stehenden Hindus; in dem Austausch seines Goldes und Silbers, seiner trefflichen Holzarten und Fische für indischen Tee, der besser und wohlfeiler ist als der chinesische, für indische Fabrikate, z. B. Decken, Baumwollenzeuge ziehen beide Länder gleich große Vorteile. Die in Tibet herrschende Form des Buddhismus, der Lamaismus, verträgt sich viel besser mit dem Brahmismus als irgend eine andere Religion. Von Birma und China wurde der Buddhismus in Tibet eingeführt und hat zur Verweichlichung und Entnervung des kriegerischen Bergvolkes wesentlich beigetragen; hoffen wir, daß zugleich mit den indischen Kaufleuten und Kolonisten christliche Missionäre den Zugang zu dem Lande finden werden, das ihnen bisher verschlossen war. Waren die Engländer formell im Unrecht, weil sie das Verbot des Handels der Inder mit den Tibetanern als Kriegsfall betrachteten, so kann man sich doch nur freuen, daß es den Intriguen der Russen nicht gelungen ist, in Tibet festen Fuß zu fassen. Daß der Einfluß der Lamas ein verderblicher gewesen, daß die Verehrung des Dalai ganz erschreckliche Formen angenommen habe, brauchen wir hier nicht zu beweisen. Es genügt, daran zu erinnern, daß Waddell, „Lasha and its Misteries with a Record of the Expedition of 1903-04“ berichtet, wie die Abfälle von den Nägeln des Dalai, die Haare und andere Dinge als Gegenstände der Verehrung für die Gläubigen verschickt werden. Während die Fremden dem Dalai göttliche Ehren erweisen, intriguiert die nächste Umgebung beständig gegen sein Leben. Der

regierende Dalai ist in der Regel ein Kind oder ein Unmündiger und wird, sobald er zu den Jahren der Unterscheidung kommt und selbständig eingreifen will, aus dem Wege geschafft. Seit Jahrhunderten haben Zwietracht und die Leidenschaften der sich bekämpfenden Parteien jeglichen materiellen und geistigen Fortschritt unmöglich gemacht.

Im 6. Jahrhundert nach Christus zeichneten sich die Tibetaner durch ihren kriegerischen Sinn und ihre Tapferkeit aus, und machten von Zeit zu Zeit siegreiche Einfälle in die Nachbarländer Birma und China. Ihr König Srongstan Gampoje zwang die Herrscher von Birma und China, ihm je eine Prinzessin zur Frau zu geben. Beide Prinzessinnen waren eifrige Buddhistinnen und bewogen den Gatten zum Uebertritt und zur Einladung von indischen Missionären, die trotz des Widerstandes des Adels viele Proselyten machten. Diese Missionäre führten das Sanskritalphabet ein und fixierten die bis dahin ungeschriebene Sprache des Landes.

Dank ihrer Verschmitztheit gelang es den Priestern, dem Adel alle seine Vorrechte zu entwinden und einen der Ihrigen den Sakya Lamasery auf den Thron zu setzen. Dieser wurde von dem chinesischen Kaiser Khublai Khan in seiner Würde bestätigt 1252 und erhielt das Recht, den Kaiser von China zu krönen. Die rotkappigen Sakya behaupteten ihre Herrschaft etwa 400 Jahre, bis sie durch den Tataren Gushi Khan gestürzt wurden. Der von letzterem Erwählte hieß Gyatsho, machte Lhasa zu seiner Residenz und ließ sich durch den Mandschu-Kaiser in Peking bestätigen. Er maßte sich göttlichen Ursprung an und wollte sich als eine Wiedergeburt des Srongstan Gampoje betrachtet wissen. Die Macht des Dalai war sehr häufig eine nominelle; statt seiner herrschten die chinesischen Gesandten (Ambans). Dem Einflusse der letzteren ist es zuzuschreiben, daß die Europäer von Tibet ausgeschlossen wurden. In dem ausgezeichneten Buche Waddells, dem die 300 zumteil farbigen Illustrationen zur besonderen Zierde gereichen, finden sich ausführliche Be-

richte über die Geschichte Tibets und die Europäer, welche Lhasa besuchten, ferner über die erfolglosen Bemühungen der Engländer, Handelsbeziehungen anzuknüpfen. In Tibet neigte man sich zu Rußland hin und hoffte daselbst Hilfe gegen England zu finden. Seit dem Kriege von 1888 hatte die Regierung die Grenzen Tibets durch Spione sorgfältig bewachen lassen und die durch Eingeborene an den Dalai übersandten Briefe des Lord Curzon, des Gouverneurs von Indien, zurückgewiesen unter dem Vorwande, daß der Dalai mit keinem Souverän korrespondiere. Diese Antwort betrachtete Curzon als eine Beleidigung, da er in Erfahrung gebracht hatte, daß der Dalai an den russischen Kaiser geschrieben und um dessen Schutz nachgesucht hatte. Dorjieff, ein Buddhist und russischer Untertan, der neben der Rolle eines religiösen auch die des politischen Agenten spielte, ließ kein Mittel unversucht, um ein engeres Bündnis zwischen Tibet und Rußland zustande zu bringen. Weil die russischen Diplomaten zu viele Eisen im Feuer hatten und sich unbesonnenerweise in den Krieg mit Japan stürzten, konnten sie dem Dalai keine Hilfe bieten, taten aber auch nichts, um denselben zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nicht nur die Russenfreunde, sondern auch manche Engländer schalten Curzon einen Schwarzseher und suchten darzutun, daß ein Angriff Tibets oder eine Entsendung größerer Heerhaufen durch China nach Tibet ein Ding der Unmöglichkeit sei. Dagegen spricht aber die Tatsache, daß Tibet von China aus erobert wurde.

Im Juli 1903 wurde eine Kommission ernannt, die in Khamba Yong auf tibetanischem Gebiete mit den tibetanischen Gesandten zusammentreffen und die strittigen Punkte regeln sollte. Der Dalai ließ die Engländer 4 Monate lang warten, und schickte endlich einen Unterhändler, der einer so niedrigen Klasse angehörte, daß der Oberst Younghusband denselben gar nicht vorließ. Der Dalai hoffte, daß die Engländer diese Beschimpfung sich gefallen lassen würden,

und versäumte, die zur Verteidigung Tibets notwendigen Maßregeln zu treffen. Die Engländer, welche von dem Raja von Nepal gewarnt worden waren, den der Dalai aufgefordert hatte, das englische Lager anzugreifen, hatten indessen die nötigen Vorkehrungen zu einem Feldzug in das Innere Tibets getroffen. Die Gesandtschaft erhielt den Befehl, sich nach Gyantse zu begeben, das 130 Meilen von der britischen Grenze und 145 von Lhasa entfernt lag. Während das Chumbi-Tal von britischen Truppen besetzt wurde und bestimmt war, die Kommunikation zu erleichtern, sollte das bewaffnete Gefolge, wenn es nötig wäre, sich mit Gewalt den Weg nach Gyantse bahnen. Die Aufgabe, welche das kleine englische Heer zu lösen hatte, war sehr schwierig. Mit ungefähr 3000 Mann durch ein feindliches Gebirgsland zu marschieren, so viele Engpässe zu passieren, in denen eine Handvoll von Soldaten die feindliche Kolonne stundenlang aufhalten konnte, die Verbindung mit der Hunderte von Meilen entfernten Operationsbasis aufrecht zu erhalten, und das kleine Heer mit Lebensmitteln und Munition zu versorgen, war ein sehr gewagtes Unternehmen, das nur deshalb gelang, weil kühne Zuversicht mit großer Klugheit und Umsicht gepaart war und die äußeren Umstände für die Engländer günstig lagen. Weder die Spione des Dalai, noch die Tibetaner, durch deren Gebiet die englischen Truppen zogen, warnten den Dalai, der dieselben noch an der Grenze wähnte, als sie bereits in Gyantse standen. Da der Befehlshaber General Macdonald auf strenge Mannszucht hielt, da die Truppen für alles zahlten, legten die Bewohner alle Scheu ab und eröffneten überall Bazare, in denen sie die Erzeugnisse des Landes feilboten. Weit entfernt, die englische Kolonne zu belästigen, das Gepäck zu plündern, die Zugtiere wegzutreiben, leisteten sie dem fremden Heer den größten Vorschub. Die Liebe zum Geld überwog die Abneigung gegen die Fremden; manche hatten während ihres ganzen Lebens nie so viel Geld in Händen gehabt, wie

gerade jetzt. Das fabelhafte Glück der Engländer bei Erstürmung der feindlichen Pässe, die von einheimischen Kriegern verteidigt wurden, ihre geringen Verluste in den Gefechten, verglichen mit den Tausenden tapferer Tibetaner, die von dem englischen Geschütz niedergestreckt wurden; ihre Zähigkeit in Verteidigung ihres Lagers in Gyantse gegen eine überwältigende Uebermacht jagte den Eingeborenen Furcht und Entsetzen ein. Die Lamas hatten den Kriegern durch Amulette, Segnungen und ihre Gebete einen wirksamen Schutz gegen die feindlichen Kugeln zugesagt. Groß waren daher der Unmut und die Klagen der Verwundeten und der Verwandten der Gefallenen. Die Begeisterung für den Krieg gegen den furchtbaren Feind, der sich so milde gegen die Besiegten gezeigt hatte, nahm sichtlich ab. Man kann kühn behaupten, daß die englischen Truppen ihren endgültigen Sieg ebensowohl ihrer Humanität als ihrer Tapferkeit verdankten. Macdonald hatte aus dem indischen Heer die besten Truppen und die besten Offiziere ausgewählt und wieder einmal den Beweis geliefert, daß ein kleines, gut diszipliniertes Heer in vielen Fällen einem größeren vorzuziehen ist. Während des ganzen Feldzuges ward eigentlich nur ein schwerer Fehler begangen: die Entblößung des Lagers von Gyantse und die Entsendung einer starken Kolonne nach Kharo, die ohne die heldenmütige Ausdauer der wenigen Hunderte von Soldaten und das fabelhafte Glück, das die englischen Waffen begünstigte, sehr schlimme Folgen hätte haben können. Der Umstand, daß die Scharte durch die Eroberung des Forts Yong ausgewetzt und der Marsch nach Lhasa trotz der schlechten Jahreszeit fortgesetzt wurde, erhöhte nur noch das Prestige der Engländer und die Furcht der abergläubischen Tibetaner, die den Frieden um jeden Preis der, wie es schien, nutzlosen Fortsetzung des Krieges vorzogen. Der chinesische Amban, welcher bisher den Dalai in seinem Widerstand bestärkt hatte, war einer der Ersten, der General Macdonald in seinem Lager besuchte.

Der Dalai blieb verstockt und flüchtete aus Lhasa, nachdem er den Führer der gelben Sekte zum Regenten bestellt hatte.

Die Wahl des ehemaligen Vorstehers des alten Klosters von Gahldän, durch das die große Reform des 15. Jahrhunderts eingeführt wurde, kann als eine glückliche bezeichnet werden. Derselbe zählt nicht zu den auf wunderbare Weise wiedergeborenen Lamas, hat sich vielmehr durch seine Klugheit und den Ruf seiner Wissenschaft zu den höchsten Aemtern emporgeschwungen und besitzt weit größere Weltkenntnis und Geschmeidigkeit als die übrigen Lamas. In seiner Friedensliebe, seinem Abschen gegen Grausamkeit und Blutvergießen bewährt er sich als echter Schüler Buddhas. Der Eifer und das Geschick, mit dem er den Grundsätzen Buddhas Geltung zu verschaffen suchte, gelang es, die kriegerischen Lamas umzustimmen und den Frieden mit England anzubahnen. Da die Chinesen den Dalai abgesetzt, weil er sich weigerte, nach Tibet zurückzukehren, wird der Regent Tim Ripoche, das ist sein Name, voraussichtlich am Ruder bleiben.

Aus der Unterredung desselben mit dem englischen Stabsarzt Waddell, dessem Werke wir die neuesten und besten Aufschlüsse über Tibet verdanken, wollen wir einige Auszüge geben (l. c. 406—11). Nachdem sich die beiden einige Zeit lang über religiöse Gegenstände unterhalten hatten, wobei der Regent sich nicht wenig über die gründlichen Kenntnisse seines Gastes wunderte, beugte er sich über den Tisch und fragte, indem er den Doktor mit forschendem Blick betrachtete: „Sind Sie Buddhist oder nicht?“ Waddell erwiderte, er sei kein Buddhist, wohl aber der Bekenner einer Religion, die vieles mit dem Buddhismus gemein habe. Der Regent fragte nun neugierig, ob die heiligen Bücher seiner Religion, d. h. des Christentums des Buddha Erwähnung täten. Als Waddell dies verneinte, zugleich aber sich bemühte, die Geistesverwandtschaft zwischen den beiden Religionsstiftern hervorzuheben, fühlte sich der Regent enttäuscht. Anstatt zu be-

tonen, daß für jeden, der die natürlichen Tugenden übe und der Stimme seines Gewissens folge, ein Platz im Evangelium sei, legte Waddell besonderes Gewicht auf die den Christen und Buddhisten gemeinsamen ethischen Grundsätze und bot seinem Gegner die Gelegenheit zum Nachweis, daß bei den Engländern Theorie und Praxis ganz verschieden seien. Es war überaus naiv, daß Waddell so viel Aufhebens von der christlichen Liebe machte, die Sprüche Christi zitierte: „Liebe deine Feinde, tue Gutes, denen, die dich hassen und verfolgen"; „Du sollst den Nächsten lieben, wie dich selbst" und auf die Aehnlichkeit des Ausdrucks im Dekalog und in den buddhistischen Büchern hinwies. Er provozierte die Antwort des Regenten: „Die Engländer haben gar keine Religion, ich weiß es, ich sehe es an ihren Gesichtern, ich erkenne es aus ihren Handlungen. Sie haben harte Herzen; sie sind darauf abgerichtet, fremdes Leben zu nehmen, sie fechten wie Riesen und Titanen, welche selbst gegen die Götter ankämpfen". Waddell mußte zugeben, daß die kriegerische Expedition nach Tibet nicht eben ein Beweis und Prüfstein des praktischen Christentums sei, und hob hervor, daß seine Landsleute neben den kriegerischen noch andere Eigenschaften besäßen. Der Regent entgegnete: „Ihr alle seid kriegerisch, selbst die, welche keine Soldaten sind; ihr seid alle gleich, vielleicht mit Ausnahme der Doktoren, von deren menschenfreundlichen Bemühungen ich viel gehört habe. Alle Uebrigen besitzen nicht einen Funken Religion". Der Doktor suchte den Regenten eines Besseren zu belehren und wies auf die vielen und schönen von den Engländern erbauten und unterhaltenen Kirchen und Schulen, auf den in denselben gehaltenen Religionsunterricht und die Predigten hin; er machte ferner auf die frommen Bücher aufmerksam, die ganze Bibliotheken füllten, ohne irgend welchen Eindruck auf seinen Gegner zu machen. Wozu sind alle diese Bücher geschrieben, wenn sie nicht gelesen werden? Wofür werden Predigten gehalten, wenn ihre Grundsätze praktisch nicht durchgeführt werden?

Die von Waddell vorgetragene Rechtfertigungslehre erregte seine besondere Verwunderung; er konnte sich eine Sühne der Sünde, die durch das Opfer Christi ohne die menschliche Mitwirkung vollzogen werde, gar nicht denken, und wollte von der Heiligen Schrift, die solche Lehren vortrage, nichts hören. Theologie ist offenbar nicht das Forte Waddells, der weder in dem vorliegenden noch in einem 1896 veröffentlichten Buche eine Darstellung der Lehre der Lamas versucht hat. Er nennt dieselbe einen entarteten Buddhismus, tadelt den Ahnenkult, die abergläubische Furcht vor den Dämonen und scheint stillschweigend vorauszusetzen, daß ähnliche Verirrungen und Auswüchse bei anderen buddhistischen Nationen sich nicht finden. In allem, was er gesehen und erlebt, verdient er Glauben, dagegen sind seine Schlüsse mit großer Vorsicht aufzunehmen. Er ist zu sehr in den protestantischen Vorurteilen befangen, daß die Einsamkeit, ein Büßerleben, lange Gebete mit Tugend und Vollkommenheit unvereinbar seien und zu Heuchelei und geheimem Stolz führen.

Die katholischen Missionäre finden gerade im Buddhismus viele Anknüpfungspunkte, und manche asketische Grundsätze, die als Grundlage für den christlichen Oberbau benützt werden können. Hoffentlich werden sie sich vor den Fehlern der protestantischen Missionäre hüten, die durch die maßlosen Angriffe auf die Landesreligion und die Lamas Propaganda zu machen suchen. Die Heiden und neubekehrten Christen werden den Unterschied zwischen einem seeleneifrigen Missionär, der ein Leben der Entsagung führt, von den Tugenden, die er übt, den Opfern, die er bringt, kein Aufhebens macht, von selbst erkennen. Ein Hinweis hierauf kann leicht als Werkgerechtigkeit und Heuchelei ausgelegt werden. Die wahre Religion wird gefördert, Christus wird verherrlicht, wenn man die guten Eigenschaften der Gegner anerkennt. Gerade dieser Sympathie, dieser Gabe des Anempfindens, des Sichhineinversetzens in fremde Ideen und Anschauungen verdanken die großen Missionäre ihre Erfolge.

LXI.

Verschärfung der ungarischen Krise.

Aus Oesterreich.

Wien, 9. Oktober.

Der Kampf zwischen Parlament und Krone, der in Ungarn alsbald nach der Niederlage der liberalen Partei in den Wahlen für das Abgeordnetenhaus begonnen hatte, war im Sommer schließlich durch die Annahme der Demission des Kabinetts Tisza und Ernennung des früheren Landesverteidigungsministers Freiherrn Fejerváry zum Ministerpräsidenten in eine neue Phase getreten. Als sich die nur mit großen Schwierigkeiten zustande gekommene neue Regierung, die lediglich die schwere Aufgabe erfüllen sollte, durch Verhandlungen mit der koalierten Opposition die Annahme eines für den Monarchen annehmbaren Regierungsprogrammes für letztere herbeizuführen, dem Abgeordnetenhause vorstellte, beantwortete dieses die Ernennung mit einem unverblümten Mißtrauensvotum und weigerte sich, mit einem unparlamentarischen Ministerium in Verhandlung zu treten. Kaum hätte dagegen irgend jemand erwartet, daß sich dieser Mißtrauenskundgebung auch das Magnatenhaus anschließen würde. Als es dennoch geschah, gab das Kabinett alsbald seine Demission, die jedoch nicht angenommen wurde. Die Koalition bezeichnete das sofort als Verfassungsbruch und organisierte im ganzen Lande den passiven Widerstand gegen das nunmehr unparlamentarische und darum nach magyarischer

Auffassung ungesetzliche Ministerium. Der überwiegende Teil der Komitats- und städtischen Munizipien verweigerte nicht blos die Einhebung der nichtvotierten Steuern und Einberufung der nichtvotierten Rekruten, sondern beschloß, selbst freiwillig gezahlte Steuern nicht an die Staatskassen abzuliefern und freiwillig sich meldende Rekruten nicht abzustellen. Den Regierungsverordnungen, welche diese Beschlüsse annullierten, wurde von den Munizipien der Gehorsam verweigert. Gleichzeitig leiteten die oppositionellen Kreise eine dahingehende Bewegung ein, die Komitats- und städtischen Beamten, die vom Ministerium wegen Ausführung dieser Auflehnungsbeschlüsse etwa gemaßregelt werden sollten, durch freiwillig aufgebrachte Beiträge materiell schadlos zu halten. Und tatsächlich wurden von wohlhabenden „Patrioten" zum Teil recht namhafte Summen für diesen Zweck zur Verfügung gestellt.

Trotz dieser Herausforderung erklärte das Kabinett Fejerváry, das nach den Mißtrauenskundgebungen der beiden Häuser des Reichstages die Sitzungen von der Krone bis 15. September hatte vertagen lassen, am Buchstaben der Gesetze festhalten zu wollen und unterließ jede Repressivmaßregel gegen die renitenten Behörden und deren Organe.

Dafür war sein Bestreben darauf gerichtet, die irregeleitete öffentliche Meinung der Koalition abwendig zu machen oder sie mindestens zu spalten, um in der Bevölkerung einen Rückhalt gegen die zugkräftigen oppositionellen Schlagworte zu gewinnen. Und diesem Zwecke diente die Proklamierung des allgemeinen geheimen Wahlrechts, durch dessen Einführung sich einesteils eine wesentlich andere Zusammensetzung des derzeit eine reine Klassenvertretung darstellenden Abgeordnetenhauses ergeben mußte, andernteils den einseitig herrschenden nationalen, d. h. eine noch ausschließlichere und noch drückendere Herrschaft des Magyarentums im Lande und eine ähnliche Geltung auch in der gemeinsamen Armee anstrebenden Aspirationen wichtige wirt-

schaftliche und soziale Probleme und Forderungen der Gesamtbevölkerung an die Seite oder selbst gegenübergestellt werden sollten.

Daß eine Reform des Wahlrechtes unabweislich sei, war schon längst von allen Parteien anerkannt, das Ministerium Tisza hatte eine solche in Aussicht gestellt, die Unabhängigkeitspartei und Bánffys Neue Partei hatten das allgemeine Wahlrecht in ihr Programm aufgenommen und zum Teil diesem Umstande durften sie die von ihnen selbst im tatsächlichen Umfange kaum erwarteten Wahlsiege zuschreiben. Freilich hatte Baron Desider Bánffy, dem die Pflege des extremsten Chauvinismus zu einer nicht für möglich gehaltenen Wiederauferstehung von einem geradezu schmählichen politischen Tode verholfen hatte, alsbald erklärt, für Gewährung des allgemeinen Wahlrechts nur an alle der magyarischen Staatssprache in Wort und Schrift kundigen majorenen Staatsbürger eintreten zu wollen. Als nun der Minister des Innern, Kristoffy, die Absicht äußerte, den von chauvinistischer Seite nur als mächtiges Magyarisierungsmittel in Aussicht genommenen Bildungszensus in der Weise festzustellen, daß jeder des Lesens und Schreibens in seiner Muttersprache Kundige das Wahlrecht erhalten solle, wurde von der Koalition ein großes Geschrei über Preisgebung der Interessen des Magyarentums, über Gefährdung des Ausbaues des einheitlichen magyarischen Nationalstaates erhoben. Unter dieser Flagge konnten nun alle Gegner des allgemeinen Wahlrechts ihre zum Teil ja gewiß berechtigten Bedenken wirksam in einflußreichen Kreisen zur Geltung bringen. Und es gelang ihnen, an maßgebendster Stelle ernste Besorgnisse über unbeabsichtigte sonstige Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts in Ungarn selbst und über dessen Rückwirkungen auf die österreichischen Verhältnisse wachzurufen. Ein Hauptbedenken war wohl die Erwägung, daß die vom Ministerium Fejerváry geplante, von den breiten Schichten der Bevölkerung und insbesondere

auch von den bisher der freien Aeußerung ihres Willens bei den Wahlen fast ganz beraubten nichtmagyarischen Nationalitäten mit Begeisterung aufgenommene Wahlreform von dem Klassen- und Rassenparlament auf gesetzlichem Wege nicht zu erlangen sein würde, obwohl aus dem zur Beurteilung der Wirkung einer Wahlreform gesammelten Daten nachweisbar keine Benachteiligung der magyarischen Suprematie sich ergab. Der Chauvinismus, der sich übrigens ebenso im liberalen wie im Koalitionslager gegen Kristoffys Wahlreformprinzip alsbald zum Worte meldete, fürchtet sich im Grunde genommen weit mehr noch als vor dem allgemeinen vor dem geheimen Wahlrecht.

Als nun Kaiser Franz Joseph der Vorlage dieser grundstürzenden Reform seine Genehmigung versagte und dem Ministerium Fejerváry die deshalb erbetene Demission gewährte, durfte er hoffen, durch die Beseitigung des von der Koalition perhorreszierten und boykottierten Kabinetts die Oppositionsparteien zur Nachgiebigkeit in der Hauptstreitfrage der aus Rücksicht für die Einheitlichkeit der gemeinsamen Armee undiskutierbaren magyarischen Kommandosprache zu bestimmen, da die Geneigtheit zu einem Kompromiß in privaten Aeußerungen verschiedener parlamentarischer Führer zu erkennen gegeben und auch in ihren journalistischen Organen angedeutet worden war. Und anstatt zu neuen Verhandlungen mit dem Exekutivkomitee der koalierten Opposition wieder einen „homo regius“ zu entsenden, oder einen „homo publicus“ anzuhören, beschloß der Herrscher, die Führer der vier Oppositionsparteien, der Unabhängigkeitspartei, der Volkspartei, der Neuen Partei und der Dissidentengruppe, Franz Kossuth, den Grafen Aladár Zichy, Baron Desider Bánffy und Graf Julius Andrássy direkt in die Wiener Hofburg einzuladen. Auf den Wunsch Kossuths bequemte sich der Monarch dazu, dieser Liste der Eingeladenen auch noch den Namen des

Grafen Albert Apponyi anzufügen, obwohl seinem Uebertritt zur Unabhängigkeitspartei und seinem früheren wankelmütigen, unzuverlässigen und zweideutigen parlamentarischen Verhalten die gefährliche Wendung der ungarischen Krise in erster Reihe zuzuschreiben ist.

Die Nachricht von der Berufung der fünf maßgebendsten oppositionellen Parlamentarier war Wasser auf die Mühle des magyarischen Sanguinismus. Man glaubte den Widerstand der Krone gegen die auf die unbedingte Vorherrschaft der magyarischen Rasse in der ganzen Monarchie abzielenden nationalen Aspirationen endlich insoweit gebrochen zu haben, daß sie wenigstens prinzipiell, etwa mit einem Anfang bei den ohnehin rein magyarischen 16 Husarenregimentern, die magyarische Kommandosprache konzedieren werde. In eingehenden Konferenzen wurde der Standpunkt, den die Wortführer der Nation — denn als Bevollmächtigter derselben tritt die Koalition auf — dem Könige gegenüber einnehmen sollten, festgelegt, alle Kunstgriffe der Kapazitäten wurden in Bereitschaft gesetzt.

Aber der radikale Flügel der Unabhängigkeitspartei, die siegreich gebliebene Obstruktionsgruppe, gab ihnen sofort gebundene Marschroute mit Ihr Organ „Független Magyarország“ schrieb drei Tage vor der Audienz:

„Die Führer mögen sich nicht fürchten. Einheitlich und geschlossen umstehen wir sie, solange sie uns vorwärts führen. . . . Mit unserer Faust würden wir diejenigen niederschlagen, die ihre Prinzipien verleugnen sollten. Und auch die Führer sind nur Führer, solange sie eine Gefolgschaft haben. Auf prinzipielle Erklärungen gehen wir nicht aus. Weder von der Regierung noch vom Kaiser verlangen oder erwarten wir solche. Wir haben es längst gesagt: Wir sind auch nach dem X. Gesetzartikel v. J. 1790 unabhängig, grundsätzlich ist die ungarische Armee im XII. Gesetzartikel v. J. 1867 enthalten. Diesen hat die Nation votiert, der König sanktioniert. Jede weitere prinzipielle Erklärung ist überflüssig oder blödsinnig

oder Betrug, Sand in die Augen der Menge Wir wollen die Wirklichkeit der Tatsachen auf der ganzen Linie, auf wirtschaftlichem, militärischem, nationalem, sozialem Gebiet. ... Darum gibt es nur eine Lösung: wenn der Kaiser von Oesterreich auf die Gesamtreichsträume verzichtet und alle aus seiner Eigenschaft als König von Ungarn fließenden Folgerungen zieht, alle seine Verpflichtungen erfüllt Auf Grund der lebendigen Gesetze, auf Grund des unabänderlichen Volkswillens, auf Grund seiner besseren Einsicht, auf Grund der zwingenden Gewalt der Verhältnisse. Einerlei warum. Aber es muß sein. Und wenn alles zusammenstürzen müßte. Darum muß ein Systemwechsel auf der ganzen Linie kommen. Die Zeit der Scheinkonzessionen ist vorüber. Die Möglichkeit der Täuschung ist vorüber. Wir stehen auf der Grundlage des Volkswillens, wir streben nach der geschichtlichen Unabhängigkeit, nach nationalem Gedeihen, nach Volkswohlstand. Wir fordern die Annahme dieser Politik im Interesse des Thrones und des Vaterlandes! Auf Grund derselben fordern wir die Betrauung mit der Regierung Leistet Seine Majestät dieser Forderung Folge, so tut er Großes zu Gunsten unseres Vaterlandes und seines Thrones. Kann er nicht Folge leisten, so soll er auf den Thron verzichten! Konnte sein Onkel es zu seinen Gunsten tun, so kann auch er es zu Gunsten der Nation tun. Denn ernennt er kein Ministerium aus der Majorität, so nehmen wir Vertagungsreskripte auf Grund unseres gesetzlichen Rechtes nicht mehr an. Auf Grund des X. Gesetzartikels v. J. 1867 bleiben wir vom 10. Oktober an beisammen und werden über das Schicksal unseres Vaterlandes beschließen!"

Das war die Ankündigung eines revolutionären Nationalkonventes. Die Wirkung dieser Ausführungen des Abgeordneten Zoltán Lengyel und zahlreicher ähnlicher revolutionärer Ergüsse auf das Herrscherhaus mußte noch durch das Erscheinen der Zeysig'schen Broschüre verstärkt werden, in der das Haus Hohenzollern direkt aufgefordert wird, die österreichischen Länder zu annektieren und ein selbständiges großungarisches Reich zu begründen. Und kurz vor dem

Erscheinen der fünf Vertreter des Magyarentums vor ihrem König hatten sich gegen einen derselben, gegen den kulturkämpferischen Baron Bánffy, die Indizien gewaltig gehäuft, daß er der Inspirator der auf die Verschüchterung des Hauses Habsburg berechneten, auf die Unterwerfung unter die Diktate der Koalition abzielenden hochverräterischen Drohungen sei.

Der Empfang der sich an der Schwelle ihres Sieges wähnenden Delegation des Exekutivkomitees fiel nun ganz anders aus, als seine Mitglieder und Gesinnungsgenossen geglaubt hatten. Der König legte ihnen in fünf Punkten formuliert die Bedingungen vor, unter denen er trotz allem, was geschehen war, ein Ministerium aus den Reihen der koalierten Parlamentsmajorität zu ernennen bereit sein würde, — ein seltenes Beispiel konstitutioneller Selbstverleugnung! — und wies auf das Leiden und Elend hin, das sie durch ihre Weigerung über ihr Volk und Vaterland heraufbeschwören würden. Betreffs ihrer Antwort wies er sie an den Grafen Goluchowski.

Als die über das kategorische, jede Verhandlung oder Kapitulation ausschließende Auftreten des Monarchen verblüfften Oppositionsführer dem Minister des Aeußern lediglich mitteilten, daß sie nur mit einem ungarischen Staatsbürger als Vertrauensmann des Königs verkehren könnten, trug der Herrscher diesem formalen Wunsche dadurch Rechnung, daß er den Oberhofmarschall Grafen Cziraky mit Entgegennahme der Antwort betraute. Sie lautete kurz gefaßt dahin, daß es der Koalition moralisch unmöglich sei, unter den dem Abgeordneten Kossuth auf einem Zettel überreichten Bedingungen ein Kabinett aus ihren Reihen zu bilden.

Sofort tobte ein Sturm der Entrüstung durch das ganze Magyarentum. Die fünf Punkte wurden als verfassungswidrig, die Behandlung der zur Audienz berufenen Parlamentarier als Beleidigung der Nation bezeichnet. Sogar

„Az Ujság", das Organ des Grafen Tisza, erklärte entschieden:

„Von der Annahme oder Nichtannahme einzelner Punkte des Programmes kann nicht die Rede sein. Konstitutionellerweise darf das ganze Programm nicht zur Kenntnis genommen, sondern muß ohne weitere Prüfung abgewiesen werden. Auch davon kann nicht die Rede sein, daß in dieser Angelegenheit der Unterschied zwischen dem allgemein eingenommenen nationalen Standpunkt und dem Standpunkt der Koalition hervorgehoben werde. Heute sind diese beiden in ihrer negativen Richtung Eins. Denn es läßt sich kein magyarischer politischer Faktor denken, der das Programm des Königs annehmen könnte. Der Standpunkt des Königs ist der des Trotzes. Die Koalition hat sich dem einen Extrem ergeben, die Krone dem andern. Eine Annäherung muß erfolgen, und zwar muß damit die Krone beginnen, denn ihre extreme Stellungnahme hat von den in der Krise bisher begangenen Fehlern die weittragendsten Konsequenzen."

Damit war also die vollständige Solidarität des Magyarentums, wenn auch mit dem Hinweis auf einen Ausgleich durch die Nachgiebigkeit des Monarchen zum Ausdruck gebracht. Und diesen Standpunkt nahm auch eine Resolution der liberalen Partei ein, durch welche ein wenig von dem durch die Presse entfachten patriotisch-revolutionärem Sturmwind der Koalition aus den Segeln genommen werden soll.

Weit schärfer äußerten sich begreiflicher Weise die vom Ernste der königlichen Worte betroffenen Parteiführer selbst und ihre Organe, wobei die von jeher beliebte Trennung der Person des Königs von Ungarn von der des Kaisers von Oesterreich eine große Rolle spielt. So schrieb „Budapesti Hirlap":

„Die von Seiner Majestät dem Könige zur Lösung der Krise nach Wien gerufenen ungarischen Herren hat nicht der König, sondern der Kaiser von Oesterreich empfangen, hat ihnen

ein Ultimatum übergeben und sie an einen fremden Herrn, den Grafen Goluchowski, gewiesen. Und wenn die furchtbare Prophezeiung sich erfüllt, mit der vielleicht zum erstenmal, seitdem die Welt besteht, ein Fürst sein eigenes Volk bedroht hat, daß aus den für unsere konstitutionellen Rechte und Freiheiten geführten Kämpfen wirklich unaussprechliches Leiden und Elend über uns hereinbricht, und unser König das nicht durch einen großherzigen Entschluß von uns abwendet, so werden wir aus unserem unaussprechlichen Leide und Elend Gott und die nationalen Märtyrer anrufen, um deren Erbe der Kampf geführt wird."

Das Bewußtsein, daß gewichtige sachliche Bedenken, die Unzulässigkeit einer Zweiteilung der Armee, die Rücksicht auf die Wünsche der übrigen Völker der Monarchie dem gemeinsamen Herrscher die Erfüllung der einseitigen Forderungen eines Fünftels ihrer Bevölkerung unmöglich machen, ist dem magyarischen Subjektivismus nicht beizubringen. In seinnm Organe „Magyarorszäg z. B. fragte Kossuth ganz naiv:

„Warum sollte der König von Ungarn unaussprechliches Leiden und Elend über Ungarn und sein Volk bringen? Das Land und sein Volk" — d. h. lediglich das Magyarentum — „haben doch nichts anderes getan, als daß sie innerhalb des Rahmens der Gesetze, auf die in den Gesetzen nicht bloß bezeichnete, sondern betreffs der nicht votierten Steuern direkt vorgeschriebene Weise sein gesetzliches" — d. h. in das Gesetz hineininterpretiertes — „Recht zur Geltung bringen wollen, die Bedingung der Votierung der Rekruten, den Gebrauch der magyarischen Sprache in der ungarischen, mit ungarischem Geld und Blut" — doch zur Hälfte von Nichtmagyaren — „aufrechterhaltenen Armee festzustellen."

Kossuth, als der Führer der Unabhängigkeitspartei und Obmann des Exekutivkomitees der Koalition, will aber doch nicht alle Brücken zwischen der Opposition und dem Monarchen abbrechen, und schrieb darum anschließend an das Vorstehende:

„Wir dürfen keinen Augenblick Kenntnis davon nehmen,

daß unsere Feinde" — das sind nämlich die Oesterreicher, die sich nicht in das magyarische Joch zwingen lassen wollen — „den gesalbten Träger der Krone des hl. Stephan mit einer so beängstigenden Aeußerung direkt der Nation gegenüber-gestellt haben. Wenn der König in dieser Weise zu uns als konstitutionellen Leuten spricht, so spricht nicht er, sondern jemand, der Ungarn und dessen Volke dafür verantwortlich ist. Wir wissen nicht, wer dieser Jemand ist. Dieser unbekannte und treulose Ratgeber weiß nicht, daß nicht vom Standpunkte der Koalition die Rede ist, sondern von einer großen und tiefen nationalen Leidenschaft. Unsere Verfassung und unsere Gesetze sind in Gefahr und zur Verteidigung derselben schart sich schon die ganze Nation" — d. h. das Magyarentum — zusammen."

In der Tat ist es einer maßlosen Hetze gelungen, die herrschende Rasse in Ungarn in eine offen revolutionäre Stimmung zu versetzen. In welcher Weise dies geschieht, zeigt der Leitartikel des Obstruktionistenorganes „Független Magyarorszäg". Es heißt darin u. a.:

„Alle Wünsche, Sorgen und Hoffnungen der Nation hingen an den Lippen des Königs und suchten mit zurückgehaltenem Atem ein erlösendes Wort des ersehnten Friedens" — d h. die unbedingte Kapitulation vor der Forderung der magyarischen Kommandosprache — „abzulesen. Die Ruhe, das Wohl, das Glück einer treuen, zu jedem Opfer bereiten großherzigen Nation" — die von der Weltgeschichte wohl anders charakterisiert wird — „hing von diesem einzigen Worte ab. Heute sieht das ganze Land, daß der Lohn seines heiligsten Vertrauens die peinlichste Enttäuschung ist. Die Nation hat ein Wort des Königs erwartet und hat einen Befehl des Kaisers bekommen. Sie hat auf freundliche Annäherung gehofft und schroffe Ab-weisung erfahren, Frieden gewünscht und eine harte Kriegs-erklärung erzielt Sie hat sich nach schaffender Arbeit gesehnt und wird mit den Schreckgespenstern zerstörenden Elends be-droht. Habt ihr nicht gehört oder nicht verstanden, daß der Nation unerbittlicher Krieg angekündigt worden ist? Wer sich

jetzt versteckt oder noch weiter gegen uns" — nämlich die koalierten Oppositionsparteien — „Spießgesellen wirbt, ist ein feiger Deserteur oder ein Verräter, schlechter noch als der Vatermörder, und schließt sich aus dem Körper der Nation aus. Der Kaiser befiehlt, — denn der konstitutionelle König von Ungarn kann so etwas nicht sagen — daß unsere Sprache aus dem Kommando und Dienst „unserer" Armee verbannt sein und bleiben soll. Der Kaiser von Oesterreich hat der magyarischen Nation nichts zu befehlen und die magyarische Nation gehorcht dem Kaiser von Oesterreich nicht. Was haben wir mit unserer Mäßigung und Selbstverleugnung erreicht? Der Kaiser hat an den Säbel geschlagen, wie in Chlopy. Ist das die Antwort auf die konstitutionelle Adresse des ungarischen Parlaments? Die Führer der Majorität wurden zum Rapport befohlen und der oberste Kommandant verlas ihnen den Tagesbefehl. Und dann hatten sie abzutreten. Man wollte also die Nation erniedrigen! Man hat uns mit einer nägelbesetzten Peitsche geschlagen. Wir leugnen es nicht: die Wunde schmerzt. Die aber geglaubt haben, daß wir uns den Peitschenhieben beugen werden, wie der kuschende Hund, erwartet das Schicksal bitterer Enttäuschung. Umsonst bedroht uns unser guter König mit Leiden und Elend. Er möge bedenken, daß wir davor niemals erschrocken sind. Die Habsburger haben im Blute unserer Vorfahren gewatet und konnten sie doch nicht zertreten. Auch die Erinnerungen der eigenen Jugend des Kaisers sind mit Galgen, Kugel, Kerker, mit dem Jammer von Witwen und Waisen in dunkle Trauer verflochten. Die Gerechtigkeit der Geschichte wird über den Entschluß richten, der lieber den Fluch unaussprechlichen Leidens und Elends über die Nation kommen läßt, als daß er durch Zurückgabe ihrer konfiszierten natürlichsten Rechte" — (die magyarische Kommandosprache hat sie nie besessen!) — „sie mit den Segnungen des Friedens beglücken will."

In diesem Tone wird die öffentliche Meinung des Magyarentums im überwiegenden Teile der Presse bearbeitet. Wie sollte da nicht der passive Widerstand, die Nichtbezahlung

der Steuern und die Nichterfüllung der Militärdienstpflicht als Minimum patriotischer Pflichterfüllung erscheinen? Nur die Nichtmagyaren sind so verbohrt, den Unterschied zwischen Kaiser und König nicht begreifen zu wollen und so unpatriotisch, sowohl Steuer zu bezahlen, als sich zum Militärdienst zu melden.

Die offene Auflehnung gegen die Herrschergewalt sucht sich in den Mantel der strengsten Gesetzlichkeit zu hüllen, und die Oppositionsführer tun alles „mit der schuldigen Ehrfurcht vor dem Könige". Im Wesen läuft aber ihr Bestreben darauf hinaus, ihn ganz vom Reichstage abhängig zu machen und ihn dadurch auch als Kaiser von Oesterreich vollständig in den Dienst der magyarischen Rasseninteressen zu stellen.

Der Versuch der Koalition, in der Hauptstadt eine wirksame Demonstration für ihre Führer und gegen die Haltung der Krone zu veranstalten, ist allerdings an dem entschlossenen Widerstande der Sozialdemokratie gescheitert, die eine Kundgebung zugunsten der wortbrüchig gewordenen Oppositionsparteien nicht dulden zu wollen erklärte, solange diese sich nicht für das in dem Wahlprogramm versprochene allgemeine Wahlrecht einsetzen. Gleichzeitig mit dem von der chauvinistischen Bürgerschaft und Studentenschaft geplanten Fackelzug wollten die Sozialdemokraten einen Gegendemonstrationsumzug halten. Da das zu einem in seinen Folgen unabsehbaren Zusammenstoß geführt hätte, konnte der Oberstadthauptmann nicht umhin, beide Demonstrationen zu untersagen. Einen Ersatz haben sich indes „die Patrioten" durch eine großartige Feier des 6. Oktober, des Tages der Hinrichtung der dreizehn Arader Märtyrer und des ersten konstitutionellen Ministerpräsidenten Grafen Ludwig Batthyányi, leisten können. Diese nur indirekte Demonstration gegen die Krone haben als einen Akt der Pietät die von den Chauvinisten als vaterlandslose Lumpen gebrandmarkten Sozialdemokraten nicht gestört. Die alljährlich in zahlreichen

Städten Ungarns begangene Trauerfeier hat diesmal in der Bekränzung der Mausoleen Batthyánys und Ludwig Kossuths kulminiert. Der dynastie- und österreichfeindliche Gehalt der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden kann nicht leicht mehr überboten werden.

Als Kriterium der politischen Lage ist indeß von größerer Wichtigkeit die am 3. Oktober stattgehabte Konferenz „aller für die Verteidigung der Verfassung eintretenden Parteien", die zunächst den fünf vom Könige gekränkten Parlamentariern eine Genugtuung bieten sollte, dann aber auch als Ersatz für eine Aktion im Abgeordnetenhause zu dienen bestimmt war, falls durch die abermalige Vertagung am 10. Oktober eine solchen unmöglich geworden wäre. Denn der Vorschlag des radikalen Abgeordneten Lengyel Zoltán, trotz eines königlichen Vertagungsreskriptes sich als Nationalversammlung in Permanenz zu erklären, mußte an der Besonnenheit der erfahreneren und ihrer Verantwortung bewußten Politiker denn doch Schiffbruch leiden. In der einstimmig von etwa 244 Abgeordneten beschlossenen Antwort auf die fünf Punkte des Königs wurde zunächst die Erklärung, daß in der Frage der Armeesprache weitere Konzessionen ausgeschlossen sind, für verfassungswidrig erklärt, die in Aussicht genommene Beiziehung außerungarischer Faktoren bei einer etwaigen Revision des 1867er Ausgleichs als Angriff auf die Grundprinzipien der Verfassung und der Garantien der Unabhängigkeit bezeichnet, und gegen die fortgesetzte Vertagung des Abgeordnetenhauses, als des für die Lösung der Krise und für die Verteidigung der Verfassung allein zuständigen Forums, protestiert. Schließlich wurde von der Krone die Beantwortung der Adresse durch ein verantwortliches Ministerium gefordert und gegen Maßnahmen, die auf Vereitlung der Verfassung und Verhinderung der Tätigkeit der Abgeordneten gerichtet werden sollten, im Vorhinein feierlich Protest eingelegt und der entschlossene Widerstand der ganzen Nation dagegen angekündigt.

Wie sich die Dinge nun weiter entwickeln werden, kann niemand sagen. Am Tage des Zusammentrittes des Abgeordnetenhauses wußte man nicht, ob das Ministerium Fejerváry neuerdings ernannt werden wird. Noch hat sich der Monarch nicht entschließen können, das einzige Mittel zu ergreifen, das die Koalition sprengen, beziehungsweise bei auszuschreibenden Wahlen in die Minorität bringen könnte, nämlich dem allgemeinen Wahlrecht zuzustimmen. Gegen dasselbe ist nun auch Graf Stefan Tisza in drei Artikeln des ‚Ujság' vom Standpunkt der Wahrung der magyarischen Suprematie in die Schranken getreten und hat sich damit der Koalition genähert, aber einen Teil der liberalen Partei vor den Kopf gestoßen. Minister des Innern Kristoffy widerlegte seinerseits die geäußerten Bedenken einem Korrespondenten der ‚Neuen Freien Presse'. Läßt der Monarch das Ministerium Fejerváry fallen, so bekommt er unter den in der Wiener Hofburg mitgeteilten, sehr richtigen, in Oesterreich mit größter Befriedigung begrüßten fünf Punkten keine Regierung. Mußte sich doch Fejervary als ausersehener Kabinetschef zweiundvierzig Körbe holen, ehe sich die Männer für die Uebernahme der übrigen Portefeuilles zusammenfanden. Läßt sich Kaiser Franz Joseph auf neue Verhandlungen mit der Koalition ein, wobei er einen Teil des ihren Führern mitgeteilten Programmes zurücknimmt, so versetzt er seiner schwankenden Autorität einen nicht wieder gut zu machenden, die Demütigung nach dem Armeebefehl von Chlopy noch überbietenden Schlag, ohne selbst bei augenblicklichem Erfolg die geringste Garantie gegen die Aufstellung neuer magyarischer Forderungen in kürzester Zeit und somit gegen eine Wiederholung der seit mehr als drei Jahren alle Verhältnisse der Monarchie erschütternden Krise zu gewinnen. Daß nach den Lehren der letzten Jahrzehnte eine abermalige Nachgiebigkeit in Oesterreich überaus böses Blut machen würde, ist zweifellos.

Nach dem in die Gestalt eines Beschlußantrages ge-

kleideten Proteste, den Graf Julius Andrássy in der am 10. Oktober abgehaltenen Sitzung des Abgeordnetenhauses im Namen der koalierten Mehrheit gegen die Vertagung, gegen die Deklaration des Königs vom 23. September und gegen die Regierung des Kabinets Fejerváry erhob, wäre Nachgiebigkeit eine doppelt verhängnisvolle Schwäche. Denn die Erklärung Andrássys, daß die Opposition dem nationalen Willen treu bleibe, die passive Resistenz der Munizipien billige und das Verlangen, daß der Monarch seine schlechten Ratgeber entlasse, bedeutet eine offene Auflehnung gegen das konstitutionelle Prinzip. Es handelt sich um eine reine Machtfrage zwischen dem Herrscher und der Koalition.

Das Magyarentum glaubt seines Sieges sicher zu sein. Die Koalition hat zwar aus formellen Gründen darauf verzichtet, den Antrag der Versetzung des Ministeriums Fejerváry in den Anklagezustand schon diesmal im Abgeordnetenhause einzubringen, allein die oppositionellen Magnaten sind bereits eifrig an der Arbeit, die Annahme der lediglich vertagten Klage selbst gegen den Willen des Magnatenhauspräsidenten, Grafen Albin Csáky, zu sichern, und eine Verurteilung herbeizuführen, die mit einer Abweisung der Politik Kaiser Franz Josefs in der Armeefrage auch von Seiten des konservierenden Faktors der Legislative gleichbedeutend wäre.

Die dualistische Monarchie kracht somit in allen Fugen. Nur durch unerschütterliche klare Entschließungen und eiserne Konsequenz in der Durchführung derselben kann großes politisches und wirtschaftliches Unheil abgewendet werden, das jeder Kundige drohend heraufziehen sieht und dessen Wirkungen sich nicht auf die beiden Staaten der Habsburgischen Monarchie, beziehungsweise auf deren Völker beschränken, sondern auch in ihren internationalen Beziehungen, insbesondere zu dem verbündeten Deutschen Reiche, sehr fühlbar werden würden.

LXII.

Eine hessische Kirchengeschichte.[1])

Ungeachtet der Beschwerden des Alters mit rastlosem Eifer in der Verwaltung der bischöflichen Kurie und als Herausgeber des ‚Katholik‘, einer der ältesten und verdientesten theologischen Zeitschriften Deutschlands, für die Interessen der Kirche und die hohen Ziele der Gottesgelahrtheit seine Tätigkeit entfaltend, findet Domdekan Raich in Mainz außerdem noch Muße, persönlich an der Entwicklung der katholischen Literatur sich zu beteiligen. Allerdings ist die Herausgabe der „Geschichte der katholischen Kirche in Hessen von Johann Baptist Rady“ ein Werk der Pietät, welches dem Freunde die Notwendigkeit auferlegte, die vornehmlichsten Züge desselben unberührt zu lassen und nur unscheinbar kleine Aenderungen vorzunehmen. Aber dennoch ist die gelehrte Welt auch so dem Herausgeber zu tiefem Danke verbunden, wenn sich gemäß der Vorrede sein Verdienst darauf beschränkt, „daß ich für möglichst korrekten Druck besorgt war und das ganze Werk mit einer Inhaltsübersicht, einem Orts-, Personen- und Sachregister versehen habe“ (VI).

Der Verfasser, geboren 1830 in Mainz, trat 1851 in das vom Bischof v. Ketteler 1851 daselbst eröffnete Seminar

---

1) Geschichte der katholischen Kirche in Hessen vom heil. Bonifatius bis zu deren Aufhebung durch Philipp den Großmütigen (722—1526). Von Johann Bapt. Rady, herausgegeben von Dr. Joh. Mich. Raich, Domdekan in Mainz. Mainz 1904. Mainzer Verlagsanstalt u. Druckerei. 8°. XI, 834 S. ℳ 9,50, geb. ℳ 12,50.

nebst theologischer Lehranstalt. Durchgehends in der Seelsorge beschäftigt, fand er anfangs zu Darmstadt unter dem Pfarrer und Oberstudienrat Lüft reiche Gelegenheit, sich mit der Pädagogik und der Organisation des Schulwesens genauer bekannt zu machen. Nachmals zur Verwaltung des Pfarramtes berufen, fand Rady hinlänglich Muße, seiner Neigung zu kirchengeschichtlichen Studien zu fröhnen, und zwar im Sinne seines Mitschülers und Freundes, des anfangs November 1903 verewigten Bischofs Heinrich Brück von Mainz. Was der Pfarrer von Oettstadt in ländlicher Einsamkeit über den Gang der Kirchengeschichte im Hessenlande mit großem Fleiße, außerordentlicher Kenntnis der Literatur und feinem Sinn für die Erscheinungen des kirchlichen Lebens gedacht und niedergeschrieben, hat Domdekan Raich sorgsam zusammengetragen und nunmehr der Oeffentlichkeit übergeben.

In fünf Büchern wird der reiche Stoff abgehandelt. 1. Gründung und Entwicklung bis zum 10. Jahrhundert. 2. Die Kirche in Hessen zur Zeit der Grafen und Herren 900—1130. 3. Die Kirche zur Zeit der Landgrafen von Hessen 1262—1526. 4. Die hessischen Archidiakonate. 5. Uebertritt des Landgrafen Philipp des Großmütigen zum Protestantismus. Diesen reichen Stoff hat der Verfasser zu einem farbenreichen Bilde ausgestaltet, das sich nicht etwa blos auf die kirchengeschichtlichen Ereignisse im engeren Sinne des Wortes beschränkt. Mit Recht wurde auf die vorchristliche Zeit, soweit sie aus dem Dunkel vorgeschichtlicher Perioden emportaucht, in den Kreis der Betrachtung gezogen. Und die nämliche Bemerkung gilt von den politischen Vorgängen, die gerade hier, wo die Mainzer Erzbischöfe, die mit der Kanzlerwürde des alten deutschen Reiches bekleidet waren, in Betracht kommen, mit besonders starkem Nachdrucke sich geltend machten. Kaum bedarf die Tatsache der Erwähnung, daß der Verfasser den Kulturverhältnissen eingehende Beachtung geschenkt hat. Denn wenn irgend eine deutsche Landschaft, dann erscheint das Hessenland vorzugsweise als ein Herd der höheren Bildung, an der viele Geschlechter gezehrt haben. Gerade in dieser Beziehung ist besonders lehrreich das sechste Kapitel des ersten Buches mit den anmutenden Schilderungen über des großen heiligen

Bonifatius Schüler Lullus und die Klöster jener Tage: Hersfeld, Fulda, Lorsch.

Was den Apostel der Deutschen betrifft, dessen Andenken 1855 im Dom von Mainz mit so viel Teilnahme und Glanz begangen wurde, so läßt man immer wieder mit reiner Freude das Bild seines Lebens am Geiste vorüberziehen, wie bekannt auch die einzelnen Tatsachen sein mögen. Daß dem literaturkundigen Verfasser das Werk des Kardinals Bartolini ‚Di san Zaccaria Papa' mit seinen reichen Notizen über die Stellung des hl. Bonifatius zum apostolischen Stuhl entgangen, war uns auffallend (vgl. diese Zeitschrift Bd. 84 S. 173 ff.).

Auch für die Periode des nun anhebenden Lehenwesens, in welcher die Kaiser zur Niederhaltung mächtiger Vasallen in den Bischöfen ein Gegengewicht, und zwar nicht immer zum Vorteil der Kirche, schufen, gilt das kurze, aber inhaltsvolle Wort des Verfassers: „Alles, was in jener Zeit für unser Volk geschah, ist von der Kirche ausgegangen" (148). Darstellungen der allgemeinen Kirchengeschichte können hier unmöglich Detailschilderungen liefern. Das ist Sache der Einzelforschung, wie Rady eine solche von seltener Bedeutung geliefert hat. Die namentliche Anführung der Klöster und die Beeinflussung der Kultur, Wissenschaft und Askese durch dieselben läßt uns den nie versiegenden Jungbrunnen erkennen, der in der Kirche ununterbrochen hervorquillt. Selbstverständlich spiegeln sich die Züge der allgemeinen Kirchengeschichte mit Bezug auf die Blüte und das Sinken der Orden, den Betrieb der kirchlichen Wissenschaft, die Abwechslung der Baustile und die Wärme und das Schwinden des religiösen Lebens hier in beschränktem Kreise treu wieder. Gestalten, wie die der heiligen Elisabeth von Thüringen, welche durch ihren Liebreiz anziehen, oder Konrads von Marburg, der gemischte Gefühle beim Beschauer hinterläßt, hat der Verfasser wahrheitsgetreu, zugleich unter Abweisung protestantischer Angriffe gezeichnet.

Gegen den Ausgang des Mittelalters sehen wir die mainzer Kurfürsten eine sehr rege synodale Tätigkeit entfalten. Ueberhaupt besitzt die Arbeit zu ihrem Vorteil einen starken kanonistischen Zug, der uns einen tiefen Blick in die Bedürfnisse, wie in die Schäden der Kirche tun läßt. Von großer

Bedeutung ist die fachmännische Beschreibung der hessischen Archidiakonate und Dekanate. Je näher die Zeiten der Glaubensspaltung herannahen, um so kräftiger mußten die Oberhirten einschreiten, wenngleich Mißbräuche, die zu einer Abkehr von der alten Kirche hätten drängen können, nicht zu entdecken sind.

Wie in den übrigen Landschaften Deutschlands, so ist nach Ausweis der geschichtlichen Tatsachen auch in Hessen der Protestantismus das Ergebnis nicht frei gewonnener Ueberzeugung, sondern der Anwendung von brutaler Gewalt. Nachdem Rady noch einen letzten trauernden Rückblick auf den scheidenden Glanz der hessischen Kirche geworfen (429—450), schildert er die Meintat Philipps von Hessen, welcher von seiner sprichwörtlichen „Großmut" herostratische Denkmale in der Vernichtung der katholischen Kirche seines angestammten Landes hinterlassen hat. Der Leser sei für dieses Trauerspiel auf das lesenswerte Buch selbst verwiesen. Man darf der Hoffnung Ausdruck leihen, es möchten ähnliche verdienstvolle Arbeiten für die übrigen Teile Deutschlands entstehen.

Ob vom verdienstvollen Herausgeber Domdekan Raich in Mainz mit berechneter Absicht gewählt oder nicht, so ist der Zeitpunkt, in welchem diese hessische Kirchengeschichte ans Licht getreten, höchst bedeutungsvoll. Am 12. November 1904 hat der protestantische Teil der Bevölkerung des Großherzogtums Hessen und der Provinz Hessen die Feier des 400. Geburtstages des Landgrafen Philipp des Großmütigen festlich begangen. In richtiger Erkenntnis der großen geschichtlichen Tatsachen sind die Katholiken diesen Veranstaltungen ferne geblieben. Wollte jemand ihnen daraus einen Vorwurf machen, dann dürfen sie kühn den Tadler auf Radys treffliche Leistung verweisen. α. β.

LXIII.

Die Emanzipation der Katholiken in Nürnberg.

Von Kreisarchivar Dr. Gg. Schrötter, Nürnberg.

Die Einführung der Lehre Luthers in Nürnberg vollzog sich ohne viel Lärm. Auf kirchlicher Seite waren unzweifelhafte Mißstände vorhanden, deren Beseitigung man von dem Wittenberger Reformator erhoffte. Sein Auftreten fand darum von seiten des Rates und eines großen Teiles der Bevölkerung Beifall und Zustimmung, seine Lehre ein williges Ohr. An einzelnen ärgerlichen Vorkommnissen fehlte es freilich auch in Nürnberg nicht. Die Nonnen des St. Katharinen- und St. Klaraklosters leisteten unter der Führung der überzeugungstreuen Charitas Pirkheimer energischen Widerstand und die Maßnahmen des Rates, ihren Widerstand zu brechen, erregten unliebsames Aufsehen, wie sie auch die besten Geister der Stadt, einen Albrecht Dürer und Willibald Pirkheimer abstießen. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts jedoch war ganz Nürnberg, abgesehen von den Angehörigen des Deutschherrenordens, der Lehre Luthers zugetan. Auch diesem strebte man mancherlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen, die er nicht ruhig hinnehmen konnte. Auf dem Bundestage zu Ulm (2. Februar 1529) erlangte er, nachdem er gegen die Eingriffe der Stadt in die freie Religionsübung beim schwäbischen Bunde geklagt hatte, ein obsiegendes Urteil.

Die Streitigkeiten kirchlicher und kirchenpolitischer Natur zwischen dem Orden und der Stadt nahmen, gewiß zum Schaden beider Teile, kein Ende mehr. Der katholische Gottesdienst blieb auf die St. Elisabethkapelle im alten Spitale beschränkt und selbst da wurde er vom Rate eingeengt, indem die protestantischen Vikare an der St. Jakobskirche seit 1533 in den Morgenstunden darin gottesdienstliche Funktionen vornehmen durften. In den Jahren 1600 und 1601 hatte der Orden die St. Elisabethkapelle renovieren lassen und zwei Ordensgeistliche von Bamberg hatten sich „unterstanden", darinnen Messe zu lesen. Der Rat ließ die Verbrecher verhaften und aus der Stadt weisen. Der erst beim Reichskammergericht, dann beim Reichshofrat anhängig gemachte Prozeß wurde am 22. Oktober 1630 zu Gunsten des Ordens entschieden, „daß Herr Kläger und dessen Orden berührtes exercitium der katholischen Religion im Deutschen besagten Haus und obberührten beiden denselbigen zugehörigen Kirchen St. Elisabeth und St. Jakob einzuführen" befugt seien und daß „die katholischen Bürger und Inwohner das katholische exercitium in Besuchung solcher Kapelle und Kirche zu St. Elisabeth und St. Jakob" „ungeirrt, ungehindert und unbegwältigt üben" dürfen. Es war die Zeit, wo die kaiserliche Macht in Deutschland auf einem Höhepunkte stand, wie er später niemals mehr erreicht wurde. Dem Rate war die durch das Urteil geschaffene Rechtslage unerträglich; er versuchte es mit Protesten und Petitionen, allein neue kaiserliche Erlasse wiesen sie entschieden zurück.

Die günstige Lage des Ordens in Nürnberg dauerte nicht lange. Das Erscheinen des Schwedenkönigs Gustav Adolph, der den lutherischen Glaubensgenossen Hilfe brachte und in Deutschland zur Verwirklichung seines Ideales, des dominium maris Baltici, Eroberungen zu machen im Auge hatte, veränderte innerhalb kürzester Zeit die vorteilhafte Situation der katholischen Religionspartei im Reiche. Mit der Besiegung Tillys bei Leipzig-Breitenfeld stand Gustav

Adolph ganz Mittel- und Norddeutschland offen. Nürnberg säumte nicht, um die Gunst des Königs zu werben; es erbat sich, um der katholischen Religionsübung in der Stadt ein Ende zu machen, die Zuweisung des Deutschordensbesitzes. In Ansehung der bisherigen Ergebenheit und der durch die kaiserlichen Kriegsvölker erlittenen Schäden schenkte Gustav Adolph der Stadt „das in ihrer Stadt belegene Deutsche Haus samt dessen Pertinenzen und Eingehörungen, soviel wir davon ratione juris belli zu suchen" haben.

Der Rat richtete im Deutschordenshause eine Pfarrwohnung und ein Schulhaus ein; in der Kapelle der heil. Elisabeth wurde ausschließlich evangelischer Gottesdienst abgehalten.

Kaum drei Jahre erfreute sich die Stadt des Besitzes. Die für den Kaiser siegreiche Schlacht bei Nördlingen brach das schwedische Uebergewicht im Reiche. Mit beschämendem Edelmut schrieb der Deutschordensmeister Johann Caspar am 8. September 1634 an die Stadt und gab den selbstlosen Rat, „daß Ihr um Eurer und der Eurigen selbsteigenen Konservation und Wohlfahrt willen die erzherzogliche österreichische Milde unverlängt amplektiren und zu Erlangung derer so hoch gewünschten Ruhe und vorigen Wohlstands mehrhöchsternannter Kgl. Majestät (Ferdinand III.) gewisse Abgeordnete entgegenschicken möget".

Die politische Vorsicht forderte von Nürnberg gebieterisch ein Einlenken; in kluger Würdigung der veränderten Lage machte die Stadt am 24. Juni 1635 Frieden mit dem Kaiser, durch welchen sie den Deutschordensbesitz im Stande vom 12. November 1627 zurückgeben mußte.

In den Jahren 1635—1649 ist in der St. Elisabethkapelle kein protestantischer Gottesdienst abgehalten worden.

Die endgiltige Ausgleichung aller strittigen Punkte erfolgte erst nach Abschluß des westfälischen Friedens; sie wurde durch beiderseitiges Entgegenkommen ermöglicht und erleichtert. In dem Vertrage, der am 19. März 1649 ab-

geschlossen wurde, spricht sich das tiefe Friedensbedürfnis aus, das allenthalben in ganz Deutschland vorhanden war: 1. Ein Kaplan der St. Jakobskirche darf täglich auf dem St. Thomasaltar in der St. Elisabethkapelle einen viertelstündigen evangelischen Gottesdienst halten. 2. Der katholische Gottesdienst findet „ruhiglich“ in der St. Elisabethkapelle und den Oratorien des Hospitals statt, jedoch nur durch des Ordens „verpflichtete Priester oder Kapläne“. 3. Werden alle anderen unklaren Besitzverhältnisse geordnet und beiderseits „gute friedliche Nachbarschaft“ angelobt.

Wegen der Ausübung der actus parochiales, die dem Deutschordenspriester von seiten Nürnbergs nicht zugestanden werden wollten, war 1665 ein neuer Vertrag notwendig geworden. Die beiden Verträge von 1649 und 1665 bilden die rechtliche Grundlage des Verhältnisses von Stadt und Orden bis zum Jahre 1780, wo eine den Bedürfnissen entsprechende Neuregelung für eine kurze Spanne Zeit erfolgte. Am 2. Mai 1780 kam der neue Vergleich zustande zwischen dem Administrator des Deutschordens Karl Alexander und dem Komtur von Franken, Freiherrn von und zu Lehrbach einerseits, der Stadt Nürnberg andererseits, der eine zeitgemäßere Ordnung der Verhältnisse der Katholiken Nürnbergs brachte. Allein auch hier wurde bestimmt, daß der „Teutsch-Ordenspriester und Praeses des katholischen Religions Exercitii“ Taufen von Kindern der Katholiken, wenn diese nicht zufällig adelig waren, nicht zum kaiserlichen Postpersonal oder zu den Angehörigen des Ordens selbst zählten, nicht vornehmen dürfe. Und eigens wurde darauf hingewiesen, daß der Deutschorden sich nie einfallen lasse, „auf ein oder die andere Art eine Parochie zu errichten oder einzuführen“, und daß es dabei „zu allen künftigen und ewigen Zeiten sein unabänderliches Verbleiben haben und behalten solle“.

Nach der Schätzung des Landkomturs Lehrbach betrug die Zahl derer, „welche den Gottesdienst in der Kommende-

kapelle besuchen", über 2000. Darunter sind nicht bloß die katholischen Bewohner Nürnbergs verstanden, sondern auch die Katholiken der ganzen Umgegend begriffen.

Bis zur Jahrhundertwende hatte das katholische Element in Nürnberg eine weitere Zunahme erfahren. Ein kleineres Kontingent dazu stellten die französischen Emigranten, welche in der Stadt wie überall in Deutschland nach dem Ausbruch der Revolution in Frankreich eine Zuflucht gefunden hatten. Ein größeres Kontingent stellte der Handel mit Italien, welcher katholische Handelsleute (Matti, Brenbano-Cimaroli, Tonolla, Gabrieli u. a.) in die Stadt zog. Sie waren lediglich als Schutzverwandte aufgenommen, die nach dem geltenden Nürnberger Rechte im Vergleich mit den Bürgern benachteiligt waren:

a) durch ihre Ausschließung von Aemtern und Ehrenstellen, überhaupt von den politischen Vorzügen des reichsstädtischen Aktivbürgers,
b) durch die Verordnung, daß sie keine eigenen Häuser besitzen sollten,
c) durch die Beschränkung auf gewisse Handelszweige, namentlich durch Untersagung des Speditionsgeschäftes,
d) durch die Verbindlichkeit, von ihren Handelsgütern den pro Cento-Zoll zu bezahlen, der auf eins vom Hundert, jedoch mit beträchtlichem Agio festgesetzt war und mit der Beträchtlichkeit des Gegenstandes stieg, so daß er von 1000 Gulden Wert mehr als 20 Gulden betrug.

Auf der andern Seite standen sie gegen die Bürger dadurch im Vorteil, daß sie keine Vermögenssteuer, sondern bloß ein Schutzgeld entrichteten, welches so niedrig bemessen war, daß es kaum den 20. Teil desjenigen, was sie als Bürger an Vermögenssteuer wahrscheinlich hätten entrichten müssen, ausmachte. Die Höhe des Schutzgeldes war sich fast immer gleich geblieben.

Das Bürgerrecht wurde keinem „Römischen Konfessionsverwandten" gewährt. Man war in dieser Beziehung von

den engherzigsten Anschauungen befangen, an protestantischen Orten nicht minder als an katholischen. Konfessionelle Toleranz, wie sie mit verschwindenden Ausnahmen heutzutage überall geübt wird, kannte man damals kaum. Die Macht der Ueberlieferung und der Voreingenommenheit war zu stark, als daß die Menschen selbst des aufgeklärten, sonst so freigeistigen 18. Jahrhunderts sich von ihr hätten frei machen können. Konfessionelle Duldung kannte und übte man im protestantischen Nürnberg nicht mehr als im katholischen München.

Im Jahre 1800 ordnete der Rat an (23. Januar), „die Frage, ob es für hiesige Stadt vorteilhaft sei, den Katholiken das hiesige Bürgerrecht angedeihen zu lassen oder nicht, in nähere Untersuchung zu nehmen, von den einschlagenden löblichen Behörden sich darüber berichtlich äußern zu lassen und hierauf in der Sache mit Rat zu handeln". Die Herren Vorsteher des Handelsamtes erklärten sich für die Verleihung des Bürgerrechtes an die Katholiken, die Herren Prediger, welche von dem Kirchen- und Vormundamt zur Aeußerung aufgefordert worden waren, dagegen. Die Theologen haben nach ihrer Aussage „den oberherrlich erhaltenen Auftrag gemeinschaftlich und reiflich erwogen" und erstatteten „der großen Wichtigkeit der Sache und ihrem Gewissen gemäß" ihr Gutachten. „Den Schein einer Parteilichkeit oder widriger Gesinnung gegen die katholische Kirchenpartei" wollten sie von sich abwälzen und schickten darum ihrem Gutachten Ausführungen über die Toleranz überhaupt voraus.

„Bekanntermaßen gibt es eine bürgerliche und kirchliche Toleranz. Jene besteht darin, wenn Tolerierten vergönnt ist, unter den Mitgliedern des Staates zu leben, sich zu nähren, Eigentum zu besitzen und ihren Gottesdienst nach ihren Prinzipien zu halten. Diese, daß sie ihre Versammlungshäuser, ihre Lehrer, ihre gewöhnlichen Feierlichkeiten und Zusammenkünfte nach Gutbefinden anordnen und haben.

Jene bürgerliche und kirchliche Toleranz genießen die Katholiken bereits längst schon im hiesigen Staate, nur mit einigen wenigen Einschränkungen, z. B. daß sie nicht in eigenem Namen Häuser besitzen können, wiewohl man weiß, daß sie ihnen gehören, daß sie außer der kaiserlichen Reichspost nicht taufen, nicht kopulieren und beerdigen, keine öffentlichen Umzüge halten und das Venerabile nicht öffentlich zu den Kranken tragen.

Solches und dergleichen ist nun aber zu einer vollkommenen Gewissensfreiheit nicht nötig. Es kann auch keine Kirchenpartei etwas mehr fordern, nachdem der westfälische Friede den Zustand jedes Standes nach dem Normaljahr entschieden hat. Da also die Toleranz hier bereits alle Ausdehnung, ja weit mehr hat, als sich die Protestanten in mehreren katholischen Ländern erfreuen können, ja sogar die Katholiken in Ansehung der Kirche, der Glocken usw. schon größere Begünstigungen als selbst die Reformierten genießen, so kann davon in der vorgelegten Frage die Rede nicht sein.

Sie muß sich also darauf beziehen, ob die Katholiken in Zukunft in allem den protestantischen Bürgern ganz gleich gehalten werden sollen, so daß sie alle Bürgerrechte in gleichem Maße erlangen, an allen Ehrenstellen im Staate, großen und kleinen, selbst die höheren nicht ausgenommen, und an den Rechten der Kollegien und Zünfte Anteil nehmen, daß sie alle Religionshandlungen auch öffentlich ausüben, die Parochialrechte, die selbst unsere Nebenkirchen nicht haben, uneingeschränkt exerzieren und öffentliche Umgänge, so wie es in katholischen Landen üblich ist, halten.

Diese Ausdehnung geht also vollkommen so weit, daß die Stadt, in der bisher seit dem Friedensschluß die lutherische Religion die herrschende gewesen, nun dieses Vorrecht aufgeben und in Rücksicht aller bürgerlichen Rechte zu einer Paritätsstadt, wenn nicht sogleich, doch allmählich werden müßte. Eine Veränderung, die den ganzen Zustand der Obrigkeit, der Geistlichen und der Bürger zugleich abändern, andere Verhältnisse geben und folglich etwas ganz anderes als die Toleranz, die wir selbst billigen, üben und empfehlen, sein würde.

Ob also dies dem Staate vorteilhaft sei, fragt sich nunmehr.

Unter dem Staate kann zweierlei, das Aerarium und die gesamte Bürgerschaft, verstanden werden. In dem ersten Sinne scheint es nun weniger für unser Collegium zu gehören; weil aber die Frage es nicht bestimmt hat, so erlauben wir uns, auch darüber unsere Meinung zu sagen.

Einmal also: Ist es dem Aerario vorteilhaft? Dies scheint nun freilich beim ersten Anblick erwartet werden zu dürfen. Man könnte glauben, daß die Vermehrung der Gewerbe mehr Bürger, mehr Umlauf der Gelder, mehr Vermögensabgabe zur Folge haben würde. Nun hat zwar die Erfahrung gelehrt, daß alle die großen Freiheiten, die bereits hier Katholiken genießen und ihre wenigen Abgaben keine große Anzahl von begüterten Katholiken herbeigezogen habe; wohl aber könnte es sein, daß eine solche Gleichstellung der bürgerlichen Rechte nach dem Eifer dieser Kirche den Erfolg hätte, mehrere herbeizuziehen. Allein es würden denn doch nicht lauter begüterte und reiche Katholiken, sondern auch mittelmäßige und arme hier einziehen, und also der Gewinn nicht so reichlich ausfallen, als man sich schmeichelte, vielmehr dadurch wieder vermindert werden, daß dann sicher die Zahl der evangelischen Kontribuenten dagegen in der Folge abnehmen würde. Wenn es aber auch wäre, so fragte sich doch noch, ob denn dieser Vorteil nicht durch die Nachteile der Sache weit überwogen würde?

Also zweitens: Ist es für die Bürgerschaft vorteilhaft? Wenn Katholiken die vollen bürgerlichen Rechte erhielten, so ist leicht einzusehen, daß sie in der Folge auch Aemter und Ehrenvorzüge prätendieren und also dadurch die evangelischen Bürger davon verdrängen würden. Dieses würde besonders der Fall sein, wenn einmal Katholiken in so ansehnlichen Würden stünden, wo sie über andere Stellen mitzuentscheiden hätten. Sie würden, da sie nun dazu berechtigt wären, die Häuser wegkaufen, die Gewerbe an sich ziehen, und da ja die Erwerbsquellen nicht unerschöpflich sind, da die Anzahl gewisser Nahrungs- und Gewerbsarten eingeschränkt ist, und überhaupt die allzugroße Anhäufung der Arbeiter von einerlei Gewerbe die ganze Zunft zu ruinieren pflegt, durch ihre Vermehrung die evangelischen Einwohner verdrängen. Die Reichen würden

sowohl bei der Kaufmannschaft als in anderen Ständen nur auf ihre Glaubensgenossen sehen und diese einzuschieben und mit Arbeit und Verdienst zu versehen suchen und dadurch den Verdienst anderer schmälern. Die Konsumtionsvermehrung würde auch nur die Lebensmittel noch mehr verteuern. Auch würde es in den Innungen nicht wenig Streit setzen, wenn diese Katholische nicht aufnehmen und diese doch arbeiten wollten. Das würde also die Folge haben, daß, so viele sich Katholische einfänden, so viele Evangelische, die sich nun bei Ueberhäufung der Mitkonkurrenten nicht mehr nähren könnten, dafür ihr Brot auswärts suchen müßten.

Es ließe sich zwar sagen, man könnte ihnen das Bürgerrecht nur unter gewissen Einschränkungen erteilen. Das würde aber wohl nichts helfen, weil sie doch bald aus dem rechtlichen Grunde, daß sie die Onera mittrügen, auch alle Emolumenta fordern würden, da es auch nicht leicht an scheinbaren Gründen fehlen würde, diese Einschränkungen in Anspruch zu nehmen und zu überschreiten, und der minder mächtige Stand ohnehin nicht imstande wäre, sich Prätensionen, die von übermächtigen Protektoren gemacht würden, mehr zu widersetzen. Das scheint auch die Meinung nicht zu sein, die diese Frage veranlaßte.

Ueberdies möchte noch sehr zu beherzigen sein, daß Katholiken nach ihrer Religionsverfassung einem fremden Episcopo unterworfen sind, der in ecclesiasticis alle Anordnungen trifft und dem, wenn er etwas den Evangelischen Nachteiliges einführen will, alsdann ein hochlöblicher Magistrat, der ja nicht wie ein Monarch in seinem Staate handeln und durch seine Macht zu weit getriebene Anmaßung mit Erfolg abtreiben kann, dieses nicht abzuwehren, noch seine evangelischen Bürger dagegen zu beschützen imstande sein, sondern sich genötigt sehen wird, in solchen Fällen seine Zuflucht zu dem höchsten protestantischen Gerichtshof zu nehmen, wodurch also fort und fort kostspielige Rekurse ad corpus Evangelicorum nötig gemacht werden würden. Sodann daß, da unsere Stadt von jeher schon eine Stadt war, in der blos Evangelische alle Bürgerrechte genossen, es in der Tat eine Einschränkung der solange besessenen Rechte derselben ist, wenn sie selbige in Zukunft mit Katholiken teilen sollten,

daß also zu einer so wichtigen Veränderung unumgänglich notwendig wäre, die Stimmen der ganzen Bürgerschaft zu sammeln und ihre Gesinnung darüber zu vernehmen. Wir vermögen auch nicht die durch die Erfahrung bestätigte Bemerkung zu unterdrücken, daß in solchen Städten, wo eine solche Parität herrscht, der Kollisionen und Unannehmlichkeiten soviel sind, daß sicher in jeder der evangelische Teil wünscht, daß es anders sein möchte, und es daher gewiß unverantwortlich wäre, wenn wir, die wir bisher dieses Vorzuges genossen und durch die glückliche Religionsverfassung unseres Staates aller solcher Klagen, Einschränkungen und kostspieliger Streitigkeiten und Rekurse überhoben waren, diese Vorteile so rasch, voreilig und ohne Hinsicht auf die weitaussehenden Folgen bloß eines zu hoffenden Lucri wegen aufgeben und einen Schritt wagen würden, den wir in der Folge nach wahrgenommener Schädlichkeit nicht wieder zurücktun könnten. Ueberdies würde dieses unser Beispiel für andere evangelische Reichsstädte manche unangenehme Folgen haben, manche zudringliche Aufforderungen an sie zu dem nämlichen Schritte veranlassen, und uns dadurch viele, schwer abzulehnende Vorwürfe von ihnen zuziehen. Und endlich wäre wohl ein solcher Schritt, der dem westfälischen Friedensschluß und dem Normaljahr, nach dem unsere Stadt eine evangelische sein und bleiben muß, ganz zuwider ist, viel zu wichtig, als daß er nicht bei dem Corpore Evangelicorum sollte angezeigt und dessen Gutachten darüber eingeholt werden, zumal, da ohnehin unserer evangelischen Bürgerschaft, wenn sie sich bei einer solchen wichtigen Veränderung nicht beruhigen könnte oder wollte, auf alle Weise unbenommen bleiben müßte, sich in dieser Sache zur Maintenierung ihrer bisher besessenen evangelischen Rechte und Freiheiten dahin zu wenden und erforderlichen Falls zu dieser Protektion ihre Zuflucht zu nehmen.

Wenn wir demnach von der einen Seite den noch nicht so ganz gewissen großen Vorteil des Aerarii oder, wenn er auch wirklich zu erwarten sein sollte, von der andern dagegen die großen Nachteile für die evangelische Bürgerschaft, die Einschränkungen ihrer bisher allein besessenen Rechte, die daraus zu besorgenden Streitigkeiten in Familien und Zünften, die wahrscheinliche Verminderung der protestantischen Bewohner,

und das gefährliche Beispiel, das wir ganz gegen die Sitte unserer für den Protestantismus so mächtig streitenden Vorfahren geben, die große Verantwortung, der man sich dadurch vor dem ganzen protestantischen Deutschland und vorzüglich bei den Nachkommen, die die Last dieser Neuerung erst recht fühlen würden, nebst so manchem andern, was wir nicht genauer bezeichnen wollen, bedenken, so können wir bei aller Toleranz und Liebe, die wir unsern katholischen Mitbrüdern gerne erweisen,, nach unserm Gewissen und nach den Pflichten, die wir unserer Obrigkeit und unseren protestantischen Mitbürgern schuldig sind, nicht anders urteilen, als daß wir es dem Staate höchst nachteilig halten, solchen Vorschlägen, die zwar, wie wir nicht zweifeln wollen, aus guter Meinung herrühren, aber über der Hoffnung, dem Staate Vorteile zu verschaffen, die Rechte der Kirche, die Vorteile der Bürgerschaft und die überwiegend nachteiligen Folgen dieser Neuerung ganz aus den Augen verlieren, Gehör zu geben, und daher so dringend als herzlich bitten müssen, die höchst wichtigen Gründe, die gegen die Erteilung des Bürgerrechtes an Katholische streiten, in die reifste und gewissenhafteste Ueberlegung zu ziehen, und der Stärke derselben gemäß die Sache in dem gegenwärtigen Zustande zu lassen.

Wir wenigstens wollen, wenn ja wider unser devotes Bitten und zuverlässiges Erwarten alle diese Vorstellungen nutzlos bleiben sollten, an allen den traurigen Folgen, die wir davon an dem Beispiele benachbarter Länder nur zu wahrscheinlich vorhersehen, unschuldig sein und es uns zu dem Ende vorbehalten, unsere Vorstellungen zur Rechtfertigung unseres Betragens vor dem Corpore Evangelicorum und vor unseren protestantischen Mitbrüdern in und außer Deutschland dem öffentlichen Druck zu übergeben. Womit wir uns sämtlich zu fernerem hohen Wohlwollen gehorsamst empfehlen.

Nürnberg, den 20. März 1800.

D. Christian Gottfried Junge, Antist. primar. et Sebald.

Georg Ernst Waldau, Ant. ad d. Laurent.

M. Martin Kohlmann, Pred. bei St. Jakob.

M. Johann Jak. Baier, Ant. ad Spir. S.

Gottfried Christoph Ranner, Ant. Egyd.

Das Gutachten fand den ungeteilten Beifall des Kirchen- und Vormundamtes; es gab der Wirkung der Worte der Prediger noch Nachdruck durch den Beisatz, „daß es für den hiesigen Staat weder vorteilhaft noch rätlich sei, den Katholiken das hiesige Bürgerrecht angedeihen zu lassen. Unterzogene Behörde ist mit dem Inhalt dieses Berichts ganz einverstanden, glaubt daher auch nicht nötig zu haben, mehrere Gründe, als in demselben bereits liegen, dagegen aufstellen zu dürfen, weil der Nachteil, welcher für den hiesigen Staat und die Bürgerschaft daraus erwachsen würde, schon viel zu einleuchtend ist, als daß man erst nötig haben sollten, denselben in ein noch helleres Licht zu setzen" (25. März 1800).

Die Meinung der Prediger, sowie des Kirchen- und Vormundamtes „bestimmte auch den Rat, nach dem damit konformen Gutachten der Herren Referenten in Kommissionsangelegenheiten die Sache ganz auf sich beruhen zu lassen".

In den folgenden Jahren ruhte die Angelegenheit tatsächlich, andere wichtigere Dinge traten in den Vordergrund: es galt die durch den 2. Koalitionskrieg geführte Selbständigkeit der Reichsstadt gegen begehrliche Nachbarn sicherzustellen. Im Frieden von Lunéville (9. Februar 1801) und im Reichsdeputationshauptschluß von Regensburg (25. Februar 1803) wurde sie noch gerettet mit dem Beisatz, daß es ihr überlassen werde, mit ihren Nachbarn sich wegen ihres strittigen Gebietes zu vergleichen. Die Anstrengungen nach dieser Richtung in Paris, München und Berlin hatten nicht den mindesten Erfolg. Nürnberg wurde in den Untergang des hl. Römischen Reiches deutscher Nation hineingezogen, durch die Rheinbundsakte vom 12. Juli 1807 wurde es Bayern zugeteilt.

Schon vorher, Ende des Jahres 1805, stand die Frage, ob den Katholiken das Bürgerrecht gewährt werden solle, wieder zur Diskussion.

Die Finanzverhältnisse Nürnbergs waren seit einem halben Jahrhundert die denkbar traurigsten. Aeußere und innere Gründe hatten den Verfall herbeigeführt. Nur durch

kaiserliche Moratorien ist der sonst unvermeidliche Staatsbankrott hinangehalten worden. Seit 1797 weilte der deutschorden'sche Hof- und Regierungsrat Philipp Ernst Gemming als kaiserlicher Subdelegat in Nürnberg zur Untersuchung und Ordnung der in totaler Verwirrung befindlichen Finanzen. Dieser, aus Wilhermsdorf stammend und selbst Katholik, regte die Frage der Bürgerrechtserteilung an die Katholiken in erster Linie als Finanzmaßregel an, dann aber auch wohl aus Gerechtigkeitsgefühl gegen seine „schutzverwandten" Glaubensgenossen. Auf seine Veranlassung faßte die „hochpreisliche Subdelegationskommission" den Beschluß, diesen Gegenstand erneuter Erwägung zu unterziehen, Konsulent A. Kohlhard wurde mit der gutachtlichen Behandlung betraut. Er äußerte sich dazu also:

„Ohne Zweifel kann die Regierung eines Staates, wenn sie eine wesentliche Staatseinrichtung aufheben oder abändern will, dazu nur durch einen doppelten Beweggrund bestimmt werden, nämlich wenn entweder die bisherige Einrichtung geradezu einen Nachteil für den Staat mit sich führt, oder wenn sich von der neuen Anordnung ein merklicher Gewinn für denselben hoffen läßt.

Daß die in der bisherigen Verfassung gegründete Ausschließung der Katholiken von dem Bürgerrecht der hiesigen Stadt nachteilig gewesen sein sollte, ließe sich einzig und allein nur insoferne behaupten, wenn man annehmen will, daß außerdem mehrere zum Teil reiche oder bemittelte katholische Ausländer sich dahier ansässig gemacht haben würden. Vermehrung der Einwohner also und konsequenter auch der Staatseinkünfte wäre der eigentliche Vorteil, welcher der Stadt durch Aufhebung jener bisherigen Verfassung erwachsen könnte. Allein es fragt sich:

a) Ob sich der vorausgesetzte Vorteil auch wirklich zu versprechen sein möchte, und

b) ob eine Vermehrung der hiesigen Einwohner der Stadt wirklich zum Vorteil gereichen würde?

Ad a) scheinen mir außer andern hauptsächlich zwei Umstände die obige Voraussetzung zweifelhaft zu machen. Einmal nämlich ist es bekannt, daß die hiesigen Schutzverwandten in manchen Rücksichten melioris conditionis als die Bürger selbst sind. Da nun den Katholiken bisher schon der Weg nicht verschlossen war, sich als Schutzverwandte dahier ansässig zu machen, so ist es kaum wahrscheinlich, daß das Bürgerrecht eine größere Lockspeise für sie abgeben sollte. Auf der andern Seite aber ist es eben auch bekannt, daß die hiesige Stadt sich in Rücksicht der bürgerlichen Anlagen vor den meisten deutschen Provinzen und Städten auszeichnet. Solange also keine Verminderung der Abgaben sich bewirken läßt, möchte wohl schwerlich zu hoffen sein, daß bemittelte katholische Ausländer (und an unbemittelten könnte der Stadt wohl wenig gelegen sein) den hiesigen Aufenthalt anderen Orten vorziehen dürften.

Gesetzt aber, es ließe sich sicher annehmen, daß bloß die Ausschließung vom Bürgerrecht katholische Ausländer abgehalten hätte, sich dahier niederzulassen, so scheint es mir

ad b) nicht minder zweifelhaft, ob eine bedeutende Vermehrung der Einwohner der hiesigen Stadt zum Vorteil gereichen möchte? Allerdings ist es in einem großen selbständigen Staat eine der ersten Regierungspflichten, auf beständige Vermehrung der Volkszahl bedacht zu sein. Was aber bei großen Staaten Regel ist, ist nicht immer auf kleinere, durch ihre Lage und politischen Verhältnisse beschränkte Reichslande und namentlich auf Reichsstädte anwendbar. Im Gegenteil glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß in solchen kleineren Staaten die Sorge für Vergrößerung der Population der Sorge für Nahrung und Unterhalt der Bürger notwendig untergeordnet sei und die Regierung eines solchen Staates seine Einwohner nur in dem Maße zu vermehren suchen müsse, als sie darin Nahrung und Unterhalt finden können.

Die hiesige Reichsstadt ist eine Handelsstadt, deren Flor und Aufnahme vorzüglich auf der Erweiterung ihres Handels und auf dem Wohlstand ihrer Handelsleute und Professionisten beruht. Bekannt ist es, daß diese beiden Klassen von Einwohnern schon seit langer Zeit über Abnahme des Handels und ihrer Nahrungen klagen und daß die Ursache davon teils in den fortwährenden See-

kriegen, teils in den immer weiter gehenden lästigen Handelsbeschränkungen der größeren europäischen Staaten, also in zwei nicht zu beseitigenden Uebeln liegt. Eine Vermehrung der Handwerker kann daher gewiß nur insoweit beabsichtigt und gewünscht werden, als dadurch neue dahier nicht bisher schon bestandene Gewerbszweige in die Stadt gebracht würden. Und ungefähr ebenso verhält sichs, wie mich dünkt, mit dem Kaufmannsstande. Wenn der Ausländer, der sich als Kaufmann dahier zu etablieren gedenkt, nicht schon eigene Handelsverbindungen mit hieher bringt, oder sich dergleichen durch Genie oder Vermögen zu bahnen imstande ist, was nur sehr selten der Fall sein dürfte, so ist er, um sich fortzubringen, genötigt, sich in die Handelsverbindungen seiner älteren Mitbürger einzuschleichen und diesen zum Teil ihren Gewinn zu entziehen; ja um diesen Zweck zu erreichen, sich mit weniger Profit als diese zu begnügen und dadurch vielleicht sich und andere zu ruinieren, besonders da seit einigen Jahren ohnehin mehrere Individua als sonsten sich dem Kaufmannsstande widmen und es daher diesem Stande ohnehin nicht an stetem Zuwachs, besonders auch von Ausländern, fehlt.

Wahr ist es zwar, daß der Staat, je mehr Einwohner er hat, je mehr also die Konsumtion sich vergrößert, nicht nur um so viel mehr an Einkünften gewinnt, sondern daß auch die Bedürfnisse derselben wieder andern Bürgern Nahrung verschaffen. Wenn aber ein Staat mehr Einwohner zählt, als sich nebeneinander gemächlich ernähren können, wenn die neuen Bürger, um sich fortzubringen, die ältern ruinieren, oder um ihren Wohlstand bringen, so verliert ein solcher Staat das, was er auf der einen Seite gewinnt, auf der andern Seite gewiß wieder gedoppelt; des Einflusses, welchen eine übermäßige Volksmenge auf die Teuerung der Lebensmittel und Bedürfnisse hat, nicht einmal zu gedenken.

Zwar scheint diesen Bemerkungen entgegenzustehen, daß die Herren Marktvorsteher selbst nach ihrem bei den beiliegenden Akten befindlichen Bericht die Aufnahme katholischer Bürger nicht für nachteilig halten. Allein die Meinung der Herren Marktvorsteher scheint sich doch wohl nur auf solche Individua zu beziehen, deren Aufnahme für die Stadt besonders vorteilhaft

sein würde. Und auf diese sind freilich die vorstehenden Bemerkungen nicht anwendbar. Nur aber glaube ich, daß es um solcher gewiß nur sehr selten sich findenden einzelnen Individuen willen nicht ratsam ist, die Regel selbst aufzuheben und den Katholiken durchaus Anspruch auf das Bürgerrecht wie den Evangelischen einzuräumen.

Wenn hingegen in einzelnen Fällen bei Bewerbungen besonders vermöglicher Katholiken und nützlicher Fabrikanten eine Ausnahme gemacht und selbige per modum dispensationis zum Bürgerrecht zugelassen werden wollten, so würde ich meines Orts dabei nicht nur nicht die mindeste Bedenklichkeit, sondern solches vielmehr selbst ratsam und ersprießlich finden. Denn einesteils würden dergleichen Fälle ohnehin nur sehr selten und daher die Zahl der katholischen Einwohner niemals bedeutend sein, auf der andern Seite aber auch die Erteilung des Bürgerrechtes nicht eben die Verstattung eines öffentlichen Religionsexercitii zur Folge haben, somit aber die in dem Bericht der Herren Prediger geäußerten Bedenklichkeiten um so mehr hinwegfallen. Das Beispiel von Frankfurt benimmt diesen Bedenklichkeiten ohnehin sehr vieles und die Streitigkeiten, welche die Religionsverschiedenheit in anderen vermischten Orten und Staaten veranlaßt haben, können meines Erachtens um deswillen hieher nicht zur Folge gezogen werden, weil diese Beispiele entweder in ganz paritätischen oder solchen Staaten, wo die Regierung selbst katholisch war, sich ereignet haben. Ich unterstelle indessen alles bisher Angeführte höherer und reiferer Einsicht und erlaube mir dabei nur noch eine Bemerkung, welche hier vielleicht nicht am unrechten Orte stehen dürfte.

Die jährlichen Bürgerlisten müssen ergeben, daß sich die Zahl der neuen Bürger und Schutzverwandten jährlich über . . . beläuft und daß dagegen nur wenige ihr Bürgerrecht resignieren. Man nehme von Jahr zu Jahr nur einen Zuwachs von dreißig Individuen und ihre Generationen, so müßte die hiesige Population mit jedem Jahre steigen, was gleichwohl nicht der Fall zu sein scheint. Wenn nicht etwa in der größeren Mortalität der Grund davon liegen sollte, so wüßte ich mir keinen anderen zu denken, als daß jährlich ebensoviel Einwohner gänzlich verarmen. Auf jeden Fall aber halte ich dieses Problem

einer näheren Untersuchung nicht unwürdig, was wohl meines Erachtens nicht sehr schwer fallen und vielleicht zu einem nützlichen Resultat führen dürfte". (4. Januar 1806.)

In diesem Gutachten macht sich ein merkbarer Fortschritt geltend, das Eis des absoluten Ausschlusses war geschmolzen. Irgendwelchen äußeren Erfolg hatte freilich die von Kahlhard stark verklausulierte Befürwortung der Aufnahme der Katholiken ins Bürgerrecht nicht; denn, wie schon hervorgehoben, die politische Entwicklung der folgenden Monate ließ für derartige Erörterungen keinen Raum. In Fluß kam die Sache erst wieder, als Nürnberg dem Königreich Bayern einverleibt worden war, und dieses am 15. September 1806 Zivilbesitz davon ergriffen hatte.

Generallandeskommissär Graf Thürheim hatte den Landesdirektionsrat Freiherrn von Lochner nach Nürnberg geschickt, um sich in alle Zweige der Staatsverfassung und Verwaltung Einblick zu verschaffen. Lochner (vergl. dessen Charakteristik in den Memoiren des bekannten Karl Heinrich Ritter von Lang II, 82) ging mit ruhiger Ueberlegung und eindringendem Scharfblick an die Augiasarbeit; er entfaltete eine staunenswerte Sachkenntnis und bewunderungswürdige Energie, in die seit langem zerrütteten, von der kaiserlichen Subdelegationskommission keineswegs gebesserten Verhältnisse der unter ihrem oligarchischen Regiment gänzlich herabgekommenen Reichsstadt Ordnung und System zu bringen und sie dem bayerischen Verwaltungskörper einzugliedern. Die aus seiner Feder stammenden Berichte über bestehende und zu schaffende Zustände in Nürnberg sind Meisterwerke scharfer Beobachtung und trefflicher Darstellung. Unterm 12. März 1807 hat er dem Generallandeskommissariat in Franken zu Ansbach die „Resultate mehrerer sowohl in der Stadt Nürnberg als in denen Nürnbergschen Pflegämtern angestellten Recherchen" vorgelegt. Darin verbreitete er sich auch über die kirchlichen Verhältnisse.

„Die herrschende Religion in hiesiger Stadt war seit der Zeit der Reformation die evangelisch-lutherische. — Die katholische und reformirte Religion waren der bisherigen Verfassung nach nur geduldet und die Katholiken auch in ihren bürgerlichen Verhältnissen vieler wesentlicher Vorteile beraubt, welche den evangelisch-lutherischen Einwohnern der Stadt zugestanden waren, worunter ich nur die anführe, daß der katholische Einwohner weder das Bürger- noch Meisterrecht hier erlangen konnte. Daß diese bisherigen Einrichtungen nach dem Allerhöchst bekannt gemachten Religionsedikte (Kurfürstliche Entschließung vom 10. November 1800 und Edikt vom 10. Januar 1803) nicht mehr statthaben können, unterliegt wohl keinem Zweifel und ich habe in einzelnen vorgekommenen Fällen den Magistrat auf die Beobachtung desselben als Norm seines Benehmens verwiesen. Die katholischen gottesdienstlichen Verrichtungen wurden von den Geistlichen in der vormaligen Deutschordenskommende bis jetzt besorgt. Die Geistlichen durften dem Kranken ihrer Religion sowohl in der Stadt als an allen Orten, welche auf eine Stunde im Umkreise der Stadt lagen, die Sakramente administrieren, wurden auch oft an weiter entlegene Orte gerufen. Unter die Orte, welche von den katholischen Geistlichen besucht werden durften, gehörten: Ammerndorf, Altenfurth, Buch, Bruck, Cadolzburg, Tennenlohe, Erlenstegen, Bach, Fürth, Farrnbach, Fischbach, Feucht, Gebersdorf, Heroldsberg, Katzwang, Kornburg, Kraftshof, Mühlhof, Oberburg, Regelsbach, Rückersdorf, Roßtal, Röthenbach, Schwabach, Seigendorf, Tambach, Wendelstein und Zirndorf.

Von diesen Orten wurde auch der katholische Gottesdienst hier an den Sonn- und Feiertagen fleißig besucht. Die Zahl der katholischen Einwohner in hiesiger Stadt beläuft sich gegen 500, jener auf dem Lande gegen 2000. Die Zahl der katholischen Geistlichen in hiesiger Stadt war nach den mit dem Deutschorden eingegangenen Rezessen auf 3 festgesetzt, wovon der erste das Prädikat Präses führt, die anderen Kapläne heißen. Ein Pfarrfond existiert nicht. Alle Auslagen, welche die katholische Religionsübung verursacht, wurden seit den Zeiten der Reformation von dem Deutschen Orden bestritten. Zur Ausübung des katholischen Gottesdienstes war den Katholiken

bis jetzt die Kirche im ehemaligen Karthäuserkloster eingeräumt. Ob nun hier eine katholische Pfarrei für die Folge errichtet werden soll, wird sich vorzüglich erst dadurch entscheiden, welche Einteilungen mit denen Orten getroffen werden, auf welche sich bisher von hieraus die pfarrliche Fürsorge erstreckte und ob solche nicht anderen katholischen Pfarreien zugeteilt werden. Dieses aber glaube ich dem k. Generallandkommissariat jetzt schon begutachten zu dürfen, daß man der katholischen Kirchengemeinde eine andere Kirche zu ihren gottesdienstlichen Uebungen anweise, da die Lage der Kirche an dem äußersten Ende der Stadt sehr entfernt, der Platz in derselben beschränkt ist, und die Gebäude des ehemaligen Karthäuserklosters ohnehin, wenn das k. Generallandkommissariat die weiter unten folgenden Vorschläge gnädigst genehmigen sollte, eine andere Bestimmung erhalten werden, wo alsdann die Kirche zweckmäßiger verwendet werden könnte, und ich würde daher zu dem katholischen Gottesdienst die Marienkirche auf dem Markt in untertänigsten Vorschlag bringen. Ihre Lage mitten in der Stadt auf dem Markte, die innere Form derselben, wo noch die gewöhnliche Einrichtung der katholischen Kirchen beibehalten ist, der bedeutende Raum derselben, und da sie bis jetzt zu keiner protestantischen Pfarrkirche bestimmt war, möchte für diesen untertänigsten Vorschlag das Wort reden".

Im Jahre 1806 wurden von der bayerischen Regierung auch die Deutschordensbesitzungen in Nürnberg säkularisiert. Die unvollendete Deutschordenskirche ging damit in den Besitz des bayerischen Staates über; sie ist, wenn sie auch Ende des 19. Jahrhunderts für den Gottesdienst notdürftig hergerichtet wurde, bis 1903 unausgebaut geblieben.

Am 1. Oktober 1809 wurde nach dem Antrage Lochners der katholischen Kirchengemeinde die Frauenkirche am Markt abgetreten. Sie ist in den folgenden Jahren restauriert worden und ward am 4. Juli 1816 in Benützung genommen. Der am 1. Mai 1805 als Präses nach Nürnberg berufene Johann Ulrich Kugel aus Ellingen wurde bei der Gründung der ersten katholischen Stadtpfarrei am 1. Mai 1810 der

erste katholische Stadtpfarrer. Er starb als solcher nach verdienstvollem Wirken am 12. November 1831.

Wir schließen diese Bilder, mehr Schatten- als Lichtbilder, aus der letzten Zeit der reichsstädtischen Selbständigkeit Nürnbergs und der Entstehung von Neubayern, in welcher sich die Emanzipation der Katholiken und Protestanten vollzogen hat. Das alte Nürnbergsche Staatswesen war nicht mehr imstande gewesen, die Fessel des überkommenen Vorurteils zu sprengen. Der moderne Staat, vor dem es nicht mehr Katholiken, Protestanten usw. gibt, sondern lediglich Staatsbürger, hat sie abgeschüttelt. „Gleichwie die damaligen Landesfürsten nach dem Geiste ihrer Zeit gemäß des ihnen zustehenden Reformationsrechtes über fremde Religionsverwandte den Religionsbann auszusprechen berechtigt waren, ebenso kann bei veränderten Verhältnissen und nach den nunmehr geläuterten Begriffen über Toleranz und ihre wohltätigen Folgen uns das Recht nicht widersprochen werden, auch in Ansehung fremder Religionsverwandten günstigere Verfügungen zu treffen“ (Max Joseph 1800 an die landständischen Ausschüsse). Und gleichmäßig gegen alle Religionsverwandte wurden diese Grundsätze zur Anwendung gebracht, wobei es freilich vielfach an Härten und Mißgriffen, die der Uebereilung, der Unkenntnis und manchmal auch dem Starrsinn und Uebelwollen entsprangen, nicht fehlte. An den Magistrat zu Schweinfurt, welcher eine von der Regierung den Katholiken provisorisch eingeräumte Kirche zurückverlangte, erging am 2. August 1803 ein scharfer Verweis wegen der „kleinlichen intoleranten Richtung“, welche „den Vorständen einer auf Bildung und Kultur Anspruch machenden Stadt wenig Ehre bringt“.

Wer will leugnen, daß aus der staatsbürgerlichen Gleichstellung aller Konfessionen ein ungleich besserer und würdigerer Zustand hervorgegangen ist, als er durch die praktische Ausführung des Grundsatzes „Cuius regio eius et religio“ geschaffen worden war?

LXIV.

Aus Schopenhauers Korrespondenz.

Von Johannes Mayrhofer S. J.

III.

Wenn der Mensch keinen Gott hat, macht er sich einen. Auch Schopenhauer mußte einen Gott haben. Er schwärmte für das „Genie", er war ein stets getreuer Bewunderer „Goethes des Göttlichen" [1]) und des „erstaunlichen" Kant. Aber das eigentliche Zentrum des Universums war ihm weder Goethe noch Kant, sondern seine eigene Persönlichkeit. Er war der philosophus philosophorum, die Kulmination des menschlichen Geistes; er wagte von sich die Behauptung: „Ich habe den Schleier der Wahrheit tiefer gelüftet, als irgend ein Sterblicher vor mir." [2]) Er bildete sich ein, man könne über ihn wohl in der Breite, aber nicht in der Tiefe hinaus. [3]) Er will Paragraphen geschrieben haben, „die man als vom heiligen Geiste eingegeben ansehen könnte". [4])

Diese krankhafte Selbstvergötterung mußte natürlich auch seine Briefe infizieren. Das Wörtchen „Ich", mit dem

---

1) So titulierte er den Dichter im Fremdenbuch zu Vorhagen (1811). Grisebach, Edita und Inedita, S. 40 f. Zit. Schemann, a. a. O. S. 533.

2) In seinen Manuskripten. Lindner-Frauenstädt S. 377.

3) Ebda. S. 155.

4) Ebda. Aus dem Manuskriptenbuch „Senilia".

er sie des öfteren beginnt, ist nicht blos der Anfang, sondern im Grunde auch die Mitte und das Ende derselben, so der eigentliche Kern des Ganzen. Es geht ihm mit seiner eigenen unvergleichlichen Person ähnlich wie der Minna von Barnhelm mit ihrem Bräutigam. „Weißt du, warum ich eigentlich diese Anmerkung so gut finde?" sagt einmal das Fräulein. „Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim." Und die Kammerjungfer erwidert ihr mit boshafter Trockenheit: „Was hätte bei Ihnen nicht auch Beziehung auf ihn?" (Akt II, 1.) Gerade so bei Schopenhauer. Was ihn betrifft, ist ihm heilig und ehrwürdig, was sonst noch in seinen Mitteilungen aufs Tapet gebracht wird, erhält seinen Wert in erster Linie davon, welche Stellung es ihm gegenüber einnimmt. Ein zweiter Narcissus schaut er beständig in den Quell, der ihm sein eigenes Bild entgegenspiegelt, und verzehrt sich in Liebe zu seinem teuren „Ich".

Wir brauchen dies zunächst gar nicht in einem sehr übertragenen Sinne zu nehmen, denn auch sein Gesicht gefiel ihm gar nicht übel, wenigstens die „intellektuelle" Partie desselben.[1]) Mit rührender Sorgfalt sah er darauf, wie die Künstler ihn darstellten; denn da er angefangen, berühmt zu werden, interessierte man sich eben auch in weiteren Kreisen für sein Aussehen, und er mußte schon etliche Stunden geduldig dasitzen, um sich abkonterfeien zu lassen; das konnte ja seiner Sache nur dienen. „Diese Woche werde ich abermals in Oel gemalt, von einem Maler Hammel, für den Geh. Regierungsrat Crüger aus Preußen. Wenn es die Leute bezahlen, muß ich schon dazu sitzen: gehört zu meiner Mission."[2]) Leider wurde ihm die Freude

1) Er bekannte Frauenstädt gegenüber, „daß, so sehr ihm auch seine intelektuelle Physiognomie gefalle, so wenig gefalle ihm doch seine moralische .... Jene ließ er in Aug' und Stirn, diese in der untern Partie des Gesichts um Mund und Kinn ihren Sitz haben". Lindner-Frauenst. S. 280.

2) An Grimm, 11. Mai 1856. Schemann S. 345.

an seinen Bildern mehr als einmal bedeutend vergällt. „Göbel, unser bester Porträtmaler, von vielem Talent, hat soeben mein Porträt vollendet, gewiß sehr ähnlich und nicht geschmeichelt; aber ich sehe keine Spur von Geist und ächtem Ausdruck: ein alter Drache ist's. Göbel ist superlativer Realist." [1]) Schopenhauer hatte einen feinen Blick dafür, wie man ihn abbildete. „Die Photographen stellen mich viel zu alt dar: am selben Tage wurde ein Daguerrotyp gemacht, auf dem ich 20 Jahre jünger aussehe. Derselbe gibt meine Stirn und Nase in höchster, vielleicht nie wieder erreichbarer Vollkommenheit wieder: ist unschätzbar." [2]) Beachtenswert ist übrigens in diesem photographisch-malerischen Idyll, daß nach Schopenhauers Behauptung der „Realist" welcher „sehr ähnlich" darstellt und nicht „schmeichelt", den Philosophen ohne „Spur von Geist und ächtem Ausdruck" als „alten Drachen" vorführt, und daß Freund Dorguth, der ihn noch nie gesehen, beim Anblick seines Bildnisses ausrufen soll: „Das ist entweder Schopenhauer oder der Teufel." [3]) Dieses ist der Ausdruck pessimistischen Selbstgefühls, jenes dagegen — unfreiwilliger Humor.

Die Bilder Schopenhauers geben übrigens dem guten Philosophen, auch nachdem sie bereits ihren Eigentümer gefunden, noch Material zum Briefschreiben. Die Wichtigkeit der Sache verdient es ja wohl. „Sie werden doch wohl eine Wallfahrt zum Heiligenbilde bei Kormann gemacht haben", schreibt er an den getreuen Jünger zu Berlin, „und mir melden, ob es Wunder tut." [4]) Ein derartiges Wunder meldet er selbst von einem andern Bildnis an seinen Freund v. Doß. Beckers Studierzimmer ist durch eine Explosion zertrümmert „und alle Bilder von den Wänden fort-

---

1) An Bähr, 26. Febr 1859. A. a. O. S. 376.

2) An Frauenstädt, 6. Aug. 1852. Lindner-Frauenstädt S. 551.

3) An denselben, 12. September 1852. Ebda. S. 563.

4) An denselben, 12. Juli 1852. Daselbst S. 546.

geschleudert", weiß er zu erzählen, „nur mein Daguerrotyp ist unbeschädigt ganz allein hängen geblieben, à la Jungfrau Maria in solchen Fällen".[1])

Wichtiger indeß als die Darstellungen seines Gesichtes waren für den Philosophen diejenigen seiner Gedanken, seiner gesunden wie auch seiner verkehrten und verschrobenen Einfälle, in der Gestalt, welche diese in seinen einzelnen Werken, von der „Vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" bis zu den „Parerga und Paralipomena" angenommen. Das Schicksal seiner Bücher und damit seiner Philosophie und zugleich seine eigene Unsterblichkeit im Andenken bei der Mit- und Nachwelt, das war's, was ihm nicht aus dem Sinne kam. Wie heilig ihm seine Sachen waren, läßt sich wohl kaum besser ausdrücken als in jenen Worten, die er nicht gerade lange vor seinem Tode niederschrieb: „Meinen Fluch über jeden, der bei künftigen Drucken meiner Werke irgend etwas daran wissentlich ändert sei es eine Periode oder auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Buchstabe, ein Interpunktionszeichen."[2])

Lange, Jahrzehnte hindurch war er recht unbeachtet geblieben. Der eigenartige Charakter seines Systems, die Triumphe der Hegelschen Denkungsart, die Vernachlässigung, welche ihm in den „zünftigen", tonangebenden Kreisen zuteil wurde, das alles wirkte zusammen, um ihn bei Seite zu schieben und ihn in seiner Frankfurter Einsamkeit den Augen des größeren Publikums zu entziehen. Doch die Zeiten änderten sich. Es kam für ihn der Augenblick, von dem Kuno Fischer sagt: „Die Stunde seiner Audienz hat geschlagen",[3]) nämlich seiner Audienz beim Zeitgeist. Man wird aufmerksam, man las ihn, manche machten Reklame,

---

1) An v. Doß, 14. März 1858. Schemann a. a. O. S. 312 f.

2) Nach Grisebachs Gesamtausgabe der Werke Schopenhauers zitiert bei Fischer, Gesch. d. neuern Philosophie. (Neue Gesamtausgabe.) VIII. S. 139.

3) Fischer, a. a. O S. 97.

viele schwärmten für seine Sachen, andere kritisierten und befehdeten ihn. Damit war sein Herzenswunsch erfüllt, er war bekannt und berühmt. „Indessen war er heißhungerig geworden und konnte von der ambrosischen Kost nicht genug haben, er verschlang Weihrauch und Lorbeer wie Salat.“ [1]) Doch sehen wir uns diese Periode wiederum etwas näher an in seinen Briefen.

Schopenhauer erfuhr an sich die Wahrheit des Ausspruches: „Bei keiner Ware sind Makler und Agenten so notwendig als beim literarischen Ruhm.“ [2]) Und er wußte die Dienste seiner Getreuen, er wußte die „Trompete“ Dorguths und die „Posaune“ Frauenstädts [3]) gar nicht zu würdigen. Er freute sich, in Lindner und Frauenstädt „solche Evangelisten“ [4]) gefunden zu haben, nannte den einen „Doctor indefatigabilis“ [5]) und den andern sogar „hochwürdiger Erz-Evangelist“. [6]) Sehr leid tat es ihm, wenn ein zu schriftstellerischer Tätigkeit veranlagter Anhänger zur Förderung seiner Sache durch Artikel oder Broschüren nichts beitragen wollte und alle guten Anregungen nicht imstande waren, die „hartnäckige Buchdruckerschwärzescheu“ zu beseitigen und den „stummen Apostel“ in einen „verkündenden Evangelisten“ [7]) zu verwandeln.

Den „Evangelisten“ sah er übrigens gebührend auf die Finger, damit nur keiner auf Abwege gerate und sich gegen die gewünschte Orthodoxie versündige. Frauenstädt erhält verschiedentlich seine Belehrungen; einmal hat er dies, dann wieder jenes nicht gut gemacht. Schopenhauer konnte selbst strenge mit ihm ins Gericht gehen. „Sie gelten jetzt als

1) Ebda. S. 135.
2) Kreiten, Allerlei Weisheit. S. 202.
3) An Frauenstädt, 12. April 1851. Lindner-Frauenstädt S. 511.
4) An denselben 5. Oktober 1854. A. a. O. S. 630.
5) An Lindner, 26. Juni 1853. Ebda. S. 112.
6) An Frauenstädt, 28. Juni 1854. A. a. O. S. 597.
7) An Becker, 5. Mai 1852 u. 8. März 1854. Briefwechsel S. 71 u. 92.

mein erster Schüler, mein Haupt-Evangelist, — und werden einst Ruhm davon ernten: aber irrlichtelieren Sie nicht hin und her!

„Geh er nur grad, ins Teufels Namen,
Sonst blas' ich ihm sein Flackerleben aus."

Ich will, daß Sie mir Ehre machen, und nicht das Gegenteil: möge es nie dahin kommen, daß ich sagen müßte, was Voltaire dem Spinoza in den Mund legt: j'ai de plats écoliers et de mauvais critiques! Also schwören Sie ab dem Teufel, d. i. der materialistischen Moral oder der Toleranz gegen eine solche, und lassen Sie es bei dem Einen lapsus bewenden. Toll genug, daß ich hier, gegen Sie, auf der Seite der Görres'schen Blätter im gelben Umschlag stehn muß:[1]) — dahin haben Sie es gebracht."[2]) Frauenstädt sollte eben „nie aus dem Charakter fallen, dem eines treuen Evangelisten. Toleranz ist keine Apostel-Tugend und darf es nicht sein."[3]) Wie unentbehrlich ihm andererseits dieser Frauenstädt war, das hatte er ihm selbst schon früher einmal ganz offen ausgesprochen. „Das ist mir nicht lieb, mein werter Freund, daß Sie denken können, ich wäre imstande, so ohne Anlaß mit Ihnen zu maulen: da kennen Sie mich schlecht. Sie stehn bei mir sehr hoch angeschrieben, als der eifrigste und tätigste Vorkämpfer meiner Philosophie, als der Metrodorus dieses Epikuros."[4]) Sehr lieb ist dem Philosophen auch, wenn seine Anhänger untereinander in einem freundschaftlichen Verhältnisse stehen nnd sich bei Gelegenheit einen Besuch abstatten. „Dieses Sichbesuchen der

1) Die „Historisch-politischen Blätter".

2) An Frauenstädt, 31. Oktober 1856. Lindner-Frauenstädt S. 709. Frauenstädt erklärte darauf, seine Worte seien falsch verstanden, und machte dem Meister Vorwürfe, worauf die Korrespondenz für ziemlich lange Zeit (bis 1859) abgebrochen wurde.

3) An denselben, 15. Juli 1855. Daselbst S. 654.

4) An denselben, 26. Sept. 1851. Daselbst S. 515 f.

Apostel gefällt mir sehr: es hat etwas Ernstes und Grandioses: ‚wo zwei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen'." [1])

Schopenhauer richtete indes seine Aufmerksamkeit keineswegs bloß auf das, was seine Freunde von ihm sagten; nein, jede Zeile, wo er erwähnt, mochte der Schreiber ihn nun loben oder angreifen, war ihm überaus interessant und wissenswert. Die „Apostel" konnten sich deshalb recht angenehm machen, wenn sie in einem Lesezimmer oder sonstwo in alten oder neuen Zeitschriften irgend einen Artikel ausgruben, wo der Name „Arthur Schopenhauer" Berücksichtigung gefunden. „Er konnte nie genug darüber hören", sagt Kuno Fischer mit Recht; „Mein Jammer ist, daß ich nicht die Hälfte erfahre von dem, was über mich geschrieben wird. Daher bitte ich Sie, mir stets mitzuteilen, was Ihnen vorkommt". So drängt er den neuen Apostel (David Asher) wie den alten. Noch wenige Monate vor seinem Tode schreibt er: „das Eine, was mir nottut, sind Notizen über mich!" [2]) Ja, sie taten ihm not; denn, wenn er nicht erfuhr, was er wissen wollte, so konnte seine Gemütsruhe das Gleichgewicht verlieren, was doch immer unangenehm ist. „Da soll die philosophische Fakultät zu Leipzig als Preisfrage aufgestellt haben, ‚eine Darlegung und Kritik der Prinzipien der Schopenhauerschen Philosophie'. . . . Wird doch wohl keine Ente sein? Das wäre schade. So eine Preisfrage muß doch gedruckt und in extenso dastehen irgendwo; — wohl gar auf einem Zettel für die Studenten. Erlösen Sie mich von der Plage der Neugier. . . . Das Plausibelste scheint . . , daß das Ding eine Mine ist, mich aufzusprengen. Schaffen Sie mir Licht, Licht, Licht!" [3]) „Mich beunruhigt",

1) An denselben, 12. September 1852. Daselbst S. 563.

2) An Asher, 2. Juli 1858 und 1. April 1860. Zitiert bei Fischer, a. a. O. S. 107.

3) An Frauenstädt, 31. Januar 1856. Lindner-Frauenstädt S. 672 f.

schreibt er an Frauenstädt, „daß ich aus Anzeigen ersehen habe, daß das neueste Stück Westminster review, in seinen contemporary litt. einen Artikel Theology and philosophy hat, und die British Quarterly review, Januar-Stück, gleich vorn einen Artikel „on the philosophy of Kant“: Wenn Sie doch wollten im Königl. Lesezimmer ein wenig hineingucken, ob etwas über mich darin vorkommt!“ [1]) „Melancholisch möchte ich werden, wenn ich sehe, wie zufällig alle solche Sachen zu meiner Kunde gelangen, und bedenke, wie vieles sein mag, das ich nicht erfahre“. [2]) Lieber will er die Nachrichten zum Ueberfluß von verschiedenen Seiten hören, als sich der Gefahr aussetzen, gar nichts darüber zu vernehmen. So dankt er einmal v. Doß für ein Blatt der Münchener Abendzeitung und bemerkt darauf: „Dieses hatte mir schon im Januar Lindner aus Berlin gesandt. Doch werden Sie mich stets verbinden, wenn Sie, was Ihnen der Art vorkommt, mir ohne weiteres unter Kreuzkouvert schicken wollen. Ich kriege ja nicht die Hälfte zu sehen von dem, was über mich gedruckt wird“. [3]) Treffend hat Fischer diese Seite von Schopenhauers Charakter beleuchtet. „Da war kein litterarischer Winkel verborgen, kein Skribler unbedeutend genug: die Lobsprüche, woher sie auch kamen, sollten fleißig ausgespäht und pünktlich bei Heller und Pfennig abgeliefert werden, damit er sie einkassiere. Man lese nur seine Briefe an die Apostel, denen er es zur wichtigsten Pflicht machte, was auch nur über ihn gedruckt wäre, auszukundschaften und in unfrankierten Briefen an die Zentralstelle einzusenden. Er war wirklich wie die Kinder: er konnte Gold und Katzengold nicht unterscheiden!“ [4])

Ebenso erging es ihm bei allen übrigen Zeichen der

---

1) An denselben, 30. Dez. 1854. Daselbst S. 636.
2) An denselben, 29. Juni 1855. Daselbst S. 652.
3) Brief v. 1. März 1860. Schemann, S. 324.
4) Fischer, a. a. O. S. 135.

Verehrung und Ergebenheit, wie sie ihm in den letzten Lebensjahren von verschiedenen Seiten entgegengebracht wurden. Jeder Bewunderer, der mit „konsiderablen Manschetten“ vor ihm erschien, wurde huldvoll empfangen, es sei denn einer der widerwärtigen Philosophieprofessoren, der ihm im litterarischen Treffen feindlich entgegengetreten. „Heute vor acht Tagen meldete sich Professor Weiße aus Leipzig bei mir . . . . und er wurde nicht vorgelassen“. Der Unglückliche hat sich nämlich an dem unsterblichen Philosophen versündigt, „und dann kommt er jetzt, seine Neugier zu befriedigen, oder gar Kameradschaft mit mir zu machen: — quos ego! — “[1]) Im übrigen kommt es auf die Beschaffenheit des Verehrers nicht so genau an. Derselbe Schopenhauer, der so verächtlich aus seiner „solitude of kings“ herabsehen kann auf das „Kröten- und Otterngezücht“,[2]) das da scheinbar als seinesgleichen auf Erden herumkriecht, er ist ganz beglückt, wenn ein Kommis, ein Bierbrauer oder sonst ein Dilettant ihm seine Verehrung zuwendet.[3]) Und da wird dann getreulich vom „Hauptquartier“ aus nach Berlin berichtet, wer sich neuerdings für ihn begeistert, für ihn geschwärmt und ihm gehuldigt. Seine Verehrer kommen hier wie anderswo beinahe in Verlegenheit, wie sie den Eindruck seiner kolossalen Selbstliebe abschwächen sollen. „Was haben wir von seiner Eitelkeit alles zu hören bekommen“, sagt Schemann; „und gewiß, er selbst hat etwas davon gefühlt, als er — aus eigenem, individuellem wie aus allgemein menschlichem Erleben — es niederschrieb, daß sie die letzterlöschende aller Regungen des Willens sei. Aber muß man darum durchaus streng über ihn zu Gericht sitzen, und etwas von kindischer Eitelkeit da finden wollen, wo es so leicht wäre, sich sein Gebahren mit der kindlichen Freude zu erklären,

1) An Frauenstädt, 23. Sept. 1855. Lindner-Frauenstädt S. 662.

2) Aus seinem Reisebuch, von der ersten italienischen Reise (1818/19). Daselbst S. 345.

3) An denselben, 10. Juni 1852. Daselbst S. 538.

welche emsig geschäftig ist, während eines Viertels der Zeit all das an Ruhm und Ehren einzuheimsen, was sonst auf andere — oft wie unverdient — lebenslang herabregnet? Es ist wahr, wer es nur hören will, dem plaudert er von seiner Büste, seinen Bildern vor oder zählt er seine Geburtstags-huldigungen auf: Wer aber, der jemals seine schönen Ausführungen über die Verwandtschaft des Genies mit dem Kinde gelesen, würde nicht gerade durch diese Wahllosigkeit seiner Anrede an das Geplauder des Kindes erinnert, das seine Freude über ein neues Christkind auch vor niemandem bei sich behalten kann?“ [1]) Na ja! jede comparatio claudicat; ein eitles kleines Mädchen, das mit seiner neuen Puppe herumtanzt, und der Philosoph, welcher die Eitelkeit und Erbärmlichkeit der irdischen Güter sonst gar nicht schwarz und düster genug darstellen kann, das ist doch noch zweierlei; Schemann fühlt sich denn auch gedrängt, in einer Anmerkung zuzugeben, daß diese „Anlage im Alter zu einer gründlichen Schwäche ausgeartet ist“, und beweist seinen guten Willen, die Fehler des Philosophen nicht zu leugnen, durch das Geständnis, daß er „mehrfach solche Ergießungen greisenhafter Eitelkeit durch Auslassungen unterbrochen habe, wenn wir ohnedies oft Gehörtes schlechthin wörtlich wieder zu hören bekommen hätten“. „Möge mir daraus einen Vorwurf machen, wer will“, fügt er hinzu, „ich werde ihn zu tragen wissen“.[2]) Nun, wir wollen ihm das nicht weiter anrechnen, wenn wir auch eine gewisse Komik darin erblicken, daß man einerseits im Streben nach einer „diplomatisch getreuen Wiedergabe“, es für ein Verbrechen hält, ein verkehrtes ß in ein ss zu verwandeln oder „an falsch geschriebene Eigennamen u. dergl. das mindeste zu ändern“ [3]) und dann wieder

1) Schopenhauer-Briefe. Einleitung S. 22 f.

2) Ebda. S. 23. Anmerkung.

3) Ebda. S. 12 und Vorrede S. XII. Anmerkung.

ganze Stellen unterdrückt, die dem unsterblichen Meister zu weiterer Blamage verhelfen könnten.

Um indes unserem Philosophen kein Unrecht zu tun, wollen wir es gerne eingestehen, daß ein guter Teil der Schopenhauerschen Eitelkeit und Aufgeblasenheit seinen oft so lächerlichen Bewunderern aufs Konto zu schreiben ist.

Einen schmerzlichen Eindruck müssen zunächst die Briefe des Herrn v. Doß hervorrufen. Eine solche Hingabe, ein solcher Eifer, verschwendet an die Verkehrtheiten des modernen Buddha! Nach eigenem Geständnis ist der junge Mann schon früher mit dem Glauben seiner Jugend zerfallen; der Gedanke z. B. an die Lehre von einer unglücklichen Ewigkeit von den Qualen der Hölle ist ihm zuwider, und selbst „der kahlste Atheismus“ gefällt ihm besser, (armer Mensch! Die Hölle ist darum noch nicht beseitigt, daß wir nichts von ihr wissen wollen!). So „half“ er sich denn „mit einem interimistischen Bekenntnis zum Pantheismus“, obwohl ihm „dabei nie recht wohl zumute war“.[1]) Da hat er Schopenhauer kennen gelernt und sich diesem voll und ganz ergeben, obgleich der Meister seine Fragen und Zweifel schließlich doch nicht beantworten konnte. Er verliert sich in seinen Ideen, er schwärmt für sie, er macht Propaganda für sie, soweit ihm dies möglich, obschon er sich nur für einen philosophischen „Dilettanten“ hält,[2]) worin er ohne Zweifel recht hat; jedenfalls sind die Widersprüche und Ungereimtheiten in Schopenhauers Lehre nicht imstande, ihn an dieser irre zu machen und aus dem Zauberbann des Frankfurter Philosophen loszureißen. Dieser nannte ihn seinen „Apostel Johannes“[3]) und wußte schon 1849 von ihm zu erzählen: „Sein Eifer ist unbeschreiblich und hat mir viel Freude ge-

---

1) Schreiben vom April 1852. Schemann S. 230.

2) 2. September 1853. Daselbst S. 263.

3) An Frauenstädt, 14. März 1855. Lindner u. Frauenstädt, S. 643.

macht. . . . Ich sage Ihnen, ein Fanatikus!„[1]) Es ist schade um all die Kraft und all dem Eifer, die so traurig im Interesse eines elenden Atheismus verpufft wurden! Hätte dieser junge Mann, der mit so manchen trefflichen Anlagen ausgerüstet war, doch besser die Lehre des Christentums erfaßt und dann im Dienste der Wahrheit dieselbe Tätigkeit entwickelt!

Wenn man hierauf Julius Bahnsens Briefe an Schopenhauer liest, so erhält man neue Zeugnisse für die Verirrungen des menschlichen Geistes. Der gute Doktor strömt darin seine dankbaren Gefühle für den Meister aus und berichtet von den Arbeiten seiner Propaganda, die er ihm „als ein kleines Opfer auf dem Altare des Dankes hinbreiten" könne,[2]) — und damit wird man noch obendrein in so gedrehten und zugleich bandwurmartig langen, daher atemraubenden Perioden gemartert. Selbst der Doktortitel (und noch vieles andere) schützt vor Torheit nicht. „Auch in dem Sinne kann ich sagen, Ihre Weisheit durch Erleben haben erlernen zu wollen, daß ich sie als Ariadnefaden ergriffen in des Lebens labyrinthischen Gängen, deren dunkle Verwicklungen, in die mich die jüngste Vergangenheit hineinführte, ohne sie mir vollends unentwirrbar geblieben wären; und ich denke: solches ist der Weisheit letzter Schluß".[3]) Wie sich der Ertrinkende bisweilen an einen Strohhalm klammern kann!

Angenehmer berühren die Briefe des schon oben erwähnten Geheimen Rats R. Crüger. Da herrscht ein ungemein freundlicher, gemütlicher Ton, aber der Schreiber ist nicht so stumpf, in Schopenhauer die Inkarnation aller Weisheit und aller Philosophie zu vergöttern, und erklärt ihm ge-

1) An denselben 9. Dezember 1849. S. 494.

2) 20. Februar 1857. Schemann S. 349. Aehnlich 21. Februar 1858. Daselbst S. 355.

3) 21. Februar 1858. Daselbst S. 356.

legentlich geradezu: „Wenn Sie mir nur die Möglichkeit zugeben, daß man noch von anderen Ausgangspunkten ausgehen kann und dann mit gleicher Schärfe und Konsequenz des Denkens zu versöhnenderen Resultaten gelangen mag, so bin ich völlig, nicht mit Ihnen — dessen bedarf es nicht —, aber doch mit Ihrer Weltanschauung ausgesöhnt, und es bleibt mir im Interesse Ihrer liebenswürdigen Individualität nur das Bedauern, daß Ihr Lebensschicksal Ihnen nicht einen andern Standpunkt zu Ihrer Weltbetrachtung gewährte.“ [1]) Das ist auch nicht ganz korrekt gesprochen, aber es nimmt sich doch diese ruhige Selbständigkeit gegenüber der albernen Schwärmerei und Schopenhauermanie, wie sie uns anderswo entgegengrinst, schon aus wie eine Oase in der Wüste.

Doch jetzt vernehmen wir einiges Dahingehörige aus den eigenen Briefen des Philosophen an Frauenstädt, den „Erz-Evangelisten“.

Da hat sich einer die erste Auflage seines Hauptwerkes bestellt „wegen der in der 2ten weggelassenen Stellen: ein erfreulicher Zug von Fanatismus!“ [2]) Der Mitteilung würdig erscheint ihm ebenfalls, daß Noacks Neffe, ein Student, neulich sein Stammbuch gebracht, „damit ich als der Erste mich hineinschriebe“. [3]) Weigelt, deutschkatholischer Pfarrer in Hamburg, hat Vorlesungen über neuere Philosophie gehalten und sich als Enthusiasten für seine Sache gezeigt. „Dies sind die Erstlingsfrüchte der neuen Gemeinde in Hamburg. Sie werden wohl noch irgend ein Mal Anlaß erhalten, ein apostolisches Sendschreiben an diese Thessalonicher ergehen zu lassen.“ [4]) „An ihm [Weigelt] hoffe ich einen tätigen und gehörig fanatischen Evangelisten zu gewinnen, ja mehr als das, da er, wie Paulus zu Athen, viva voce meine Lehre

1) 21. November 1856. Daselbst S. 363 f.

2) An Frauenstädt, 30. März 1853. Lindner-Frauenstädt S. 583.

3) Ebda.

4) An denselben, 14. März 1854. Ebda. S. 605.

den Heiden verkündigt. Sie wissen, daß ich schon längst meine Freude an diesen Thessalonichern habe."[1]) „Eine Gesellschaft junger Maler, von einem Heidelberger Studenten infiziert, hält abends Vorträge und Disputationen über meine Philosophie, und gewisse Damen machen sich ihrerseits auch viel damit zu schaffen. Ergo (nebst den vielen Offizieren) wird meine Philosophie ein großes Publikum kriegen, nicht bloß auf den Schulen, den hohen wie den niedern: — geht ins Volk."[2]) „Mein Bild [Oelgemälde von Lunteschütz] ist fertig und verkauft. Wiesike hat sich zu rechter Zeit eingefunden und hat es von der Staffelei weggekauft für 250 fl. — Das Unerhörteste aber ist, daß er mir und dem Maler sehr ernsthaft gesagt hat, er wolle für dieses Bild ein eigenes Haus bauen, darin es hängen soll! — Das wäre dann die erste mir errichtete Kapelle. Recitativo: ‚Ja, ja! Sarastro herrschet hier.‘ Und Anno 2100?"[3]) „Gestern besuchte mich ein Kreisrichter V. aus M., durch Dorguth proselytiert, erst 28 Jahr alt, voll Eifer für den Herrn und sein Evangelium."[4]) „v. Hornstein, junger Komponist, bezeugt mir übertriebene Ehrfurcht, z. B. steht vom Tisch auf, draußen

---

1) An denselben, 22. Mai 1854. Daselbst S. 616.

2) An denselben, 2. Mai 1855. Daselbst S. 646.

3) An dens. 17. Aug. 1855. Das. S. 658. — Ueber diesen seltsamen Kauz, den Gutsbesitzer Wiesike, sei noch mitgeteilt: Die letzten Jahrzehnte seines Lebens widmete er diesen drei Dingen: „der Schöpfung eines Parkes, der Homöopathie und der Philosophie Schopenhauers: „Wiesike ruht auf einem Begräbnisplatze seines Parkes, den er für sich, seine ihm im Tode vorangegangene Gattin und eine alte treue Dienerin lange vorher sich hergerichtet hatte. Ursprünglich hatten die Büsten von Aeschylos, Bach, Kant Hahnemann, Schopenhauer seine Ruhestätte schmücken sollen später aber entschied er sich dafür, die Gestalten der Hygieia und Psyche als die verkörperten Schutzgeister seines Erdenwallens auch im Grabe über sich walten zu lassen." Schemann a. a. O. S. 447 f.

4) An Frauenstädt, im gleichen Briefe.

denjenigen Favorit-Kellner zu suchen, den ich eben requiriere".[1]) Ein Jurist aus Tübingen hat mehrmals mit dem Philosophen getafelt. „Sagt mir viel Schmeichelhaftes über meine persönliche Erscheinung, die imposant sein soll: aber ein alter Engländer, der nichts von mir weiß, sagte mir kürzlich dasselbe."[2]) Scheidler in Jena hat hoch von ihm geredet und ihn „den Scharfsinnigsten der Scharfsinnigen" genannt. „Ich finde, daß der Mann sich passend auszudrücken weiß."[3]) „Wenn ich jetzt zurücksehe und überblicke alle gedruckten, brieflichen, mündlichen Huldigungen, und den Enthusiasmus und Fanatismus, da sage ich: ‚Der Nil ist bei Kairo!' und schlage allen Lumpen ein Schnippchen!"[4]) „Habe Ihnen unter Kreuzkouvert das Konversationsblatt mit dem Gedicht [des v. Doß] auf meinen Geburtstag geschickt, damit Sie sehn, wie man mich verherrlicht."[5]) „Ein schöner, sehr großer junger Mann" ist zum Besuch gekommen. „Beim Abschied — küßte er mir die Hand! worüber ich vor Schreck laut aufschrie."[6]) „Auch dieser R. küßte mir beim Abschied die Hand, — eine Cärimonie, an die ich mich nicht gewöhnen kann: muß wohl zu meiner kaiserlichen Würde gehören."[7]) „Einliegend ein Gedicht und 3 Briefe. . . . Der Brief des Frauenzimmers, die sich nicht unterschrieben hat, ist von vieler Bedeutung, als Symptom. Bedenke ich nämlich, welche tiefe Wirkung und Enthusiasmus meine Philosophie in Ungelehrten, Geschäftsleuten und gar noch Weibern hervor-

1) An denselben 7. Sept. 1855. A. a. O. S. 660.
2) Ebda.
3) An denselben 23. Dezember 1855. Ebda. S. 671.
4) An denselben 3. November 1855. Daselbst S. 667. Der „Nil bei Kairo" muß ziemlich oft herhalten, auch in andern Briefen.
5) An denselben 1. März 1856. Daselbst S. 678.
6) An denselben 29. Juni 1855. Daselbst S. 652.
7) An denselben 28. März 1856. Daselbst S. 682 f. Die „kaiserliche Würde" Anspielung auf eine Aeußerung, die Rosenkranz in der „Deutschen Wochenschrift" getan hatte.

gebracht hat, und wie vieles der Art wir nicht erfahren; so kommen mir über die Rolle, die solche 1900 spielen wird, Gedanken, die ich schriftlich nicht einmal Ihnen mitteilen mag: Sie können sie auf eigene Hand haben." [1]) [Nun, seine kühnen Erwartungen für das Jahr 1900 sind denn doch arg ins Wasser gefallen. Die Welt hat bereits an neuen interessanten Albernheiten das Nötige vorgesetzt bekommen um nicht mehr so sehr auf Schopenhauers phantasievolle Spekulation angewiesen zu sein.] Die tollsten Lobeshymnen, die übertriebensten Ausdrücke gefallen ihm „am besten". „Aus G.s einliegendem Brief ersehn Sie, wie er zum kompleten Evangelisten wird. Am besten gefällt mir, daß er sagt: ‚Schopenhauer hat nie eine unbedeutende Zeile geschrieben.'" [2]) In einem andern Briefe nennt der Meister sich selbst den „konsequentesten und einheitlichsten aller Philosophen", [3]) da sich nämlich jemand herausgenommen, ihm Widersprüche nachweisen zu wollen. Da muß ihm doch auch jedenfalls ganz anders der Herr de Wilde gefallen, „der, früher in Preußen angestellt, ein wütiger Fanatiker für mich war, bis er 85 Jahre alt, mit meinem Namen auf der Zunge, gestorben ist". [4]) Das Denken dieses wackeren Mannes wird wohl ähnlich in die Tiefe gegangen sein, wie das des Herrn von Quandt, der trotz allerlei polemischer Anwandlungen gegen Schopenhauers Lehre sich doch dazu verstieg, ihm einen „langen Brief voll Enthusiasmus" zu schreiben und darin die Behauptung zu wagen: „Der Weg, welchen Sie vom Realen zum Idealen gefunden haben, ist eine größere Entdeckung, als die, welche von den Portugiesen gemacht wurde, daß man über das Weltmeer von Europa

1) An denselben, 13. Mai 1856. Daselbst S. 685.
2) An denselben, 28. Juni 1856. Daselbst S. 693.
3) An denselben, 11. Juli 1856. Daselbst S. 696.
4) An denselben, 11. Juli 1856. Daselbst S. 697.

nach Indien gelangt",[1]) ein Ausspruch, der Sebastian Brunner veranlaßt, in seiner „Kniffologie und Pfiffologie des Weltweisen Schopenhauer"[2]) diesem „philosophischen Honigtiegel" einen eigenen Kantus zu widmen, der mit den derben, aber nicht unbegründeten Worten anhebt:

„Ist diesem Herrn von Quandt
Nicht auch das Hirn verbrannt?"

Doch die angeführten Stellen mögen genügen; das Bild, welches sich vor uns entrollt, ist zu widerwärtig, um noch länger dabei zu verweilen.

Erwähnt sei bloß noch der Einfluß, den dieser Umschwung in den äußeren Verhältnissen, diese maßlose Bewunderung und Vergötterung von Seiten seiner fanatischen Anhänger in dem Pessimismus des Philosophen herbeiführte. Früher hatte er erklärt, daß diese Welt so elend und erbärmlich sei wie nur möglich, daß das Leben etwas, das besser nicht wäre, daß man die Welt, statt sie mit den Pantheisten Gott zu nennen, doch lieber mit dem Teufel identifizieren solle. Jetzt aber, wo man ihm so viel Ehre erwies, wo er nicht mehr auf die „zukünftigen Scharen"[3]) zu warten hatte, wo vielmehr seine „Zelebrität wächst wie eine Feuersbrunst",[4]) da fühlte er sich ungemein wohl in dieser schlechtesten der Welten und verspürte sehr wenig Lust zur Willensverneinung und Eingehen ins Nirwana, worüber

1) An denselben, 2. März 1849. Daselbst S. 489. Der Brief v. Quandts vom 19. Januar 1849 bei Schemann, S. 216 ff. Dieser brave Landwirt machte später noch weitere philosophische Betrachtungen, so am Epheu, an seinen Kartoffeln und an den Fichten. (Brief vom 12. Januar 1857, Schemann S. 368 ff.) Er entdeckte z. B. in den Pflanzen „einen Willen und ein Wissen, wenn ich letzteres auch nur ein Ahnen nennen möchte: Gott bewahre uns vor solchen philosophischen Landwirten!

2) S. 244 f.

3) An Frauenstädt, 5. Januar 1848. Lindner-Frauenstädt S. 477.

4) An Becker, 3. August 1854. Briefwechsel S. 109.

er einst so viel geschrieben. „Eheu, fugaces, Posthume, Posthume, labuntur anni!“ [1]) seufzte er bereits 1851 mit dem alten Horaz. Als er aber seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert und bei dieser Gelegenheit sieben artige Glückwunschbriefe eingelaufen, der oben bereits genannte Wiesike aber ihm „einen mächtigen silbernen Pokal, 1½ Fuß hoch, eine Art Kommunionkelch“, gesandt, mit seinem Namen und einer schmeichelhaften Inschrift verziert, da war es sein Trost und seine Hoffnung, daß die Weisheit der alten Inder ihm noch ein paar Jahrzehnte in Aussicht stellte für sein Verweilen in dieser phänomenalen, leidensvollen Welt. Er schrieb an Becker: „Daß das Alte Testament an zwei Stellen sagt 70—80 Jahre, würde mich wenig scheren; aber Herodot sagt dasselbe, auch an zwei Stellen: Dies hat mehr auf sich. Allein der heilige Upanishad sagt an zwei Stellen: 100 Jahre ist des Menschen Leben; und Mr. Flourens, de la longévité, berechnet es auch so. Das ist ein Trost“.[2]) Uebrigens sollte dieser Trost keine drei Jahre mehr dauern, der 21. September 1860 war sein Todestag.

„Das Einhorn läßt sich gut mit Bäumen fangen,
Der Leu im Netz, der Elefant in Gruben,
Der Bär mit Spiegeln und der Mensch — durch Schmeichler!“

(Shakespeare.)

(Schluß folgt.)

---

1) An denselben, 17. Januar 1851. Daselbst S. 61.
2) An denselben, 1. März 1858. Daselbst S. 144.

LXV.

Adalbert Stifter.

Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstage.

Am 23. Oktober wurde in Oberplan zum Gedächtnis an den 100. Geburtstag Adalbert Stifters der Grundstein zu dessen Denkmal, das nach dem Entwurfe des Bildhauers Wilfert ausgeführt wird, gelegt. Oberplan ist des Dichters Geburtsort, am Fuße des Böhmerwaldes, den der Gefeierte so herrlich geschildert hat, gelegen, und die sinnige Ehrung des „Dichters des Böhmerwaldes“ in seiner engeren Heimat ist gewiß ein anerkennenswertes Werk der Pietät. Ein geradezu selbstverständliches! Stifter ist unbestritten der bedeutendste Dichter Deutschböhmens; er ist nicht nur ein Dichter Deutschböhmens, sondern der ganzen deutschen Nation geworden, insbesondere da er jetzt in seinen hochbedeutsamen Nachwirkungen und seiner Stellung in der Gesamtentwicklung des deutschen Geisteslebens erkannt wird.

Als Adalbert Stifter im Jahre 1840 mit seiner ersten „Studie“, dem „Condor“, in die Oeffentlichkeit trat, war seine Beurteilung eine zwiespältige. Die Sturmschwalben der politischen Dichtung hatten damals zu kreisen begonnen, der brutale Nationalismus in der Modeliteratur hatte die sanfte Tochter der Genien, die Romantik, verdrängt, und wer nicht mit dem großen Strome schwamm, der galt als Eindringling. Und hier hatte man ein Stück echter Romantik, freilich mit dem bodenständigen Erdgeruch der Heimatkunst;

so dichtete Stifter weiter, trotzdem er mit seiner Muse abseits von der großen Heerstraße stand, während einer Krise literarischen Lebens in Oesterreich, in der ihn bereits Eichendorff als denjenigen erkannte, der den abgerissenen Faden der österreichischen Dichtung mit der schönen Vergangenheit verband. Aug. Sauer, der gelehrte Herausgeber der Stifterschen Werke, erkennt sein „ruhiges, klares, entschiedenes Wort als das beste, was bisher über Stifter geschrieben worden ist“. Eichendorff (Histor.-polit. Blätter 1846, XVII, 438 ff.) erblickt in Stifters Poesie eine tröstliche Erscheinung, ein Unterpfand der Zukunft inmitten einer Dichtkunst, die nichts weiter mehr war als von Haß und Hoffart berauschte Rhetorik. Er erkennt weiter, daß Stifter die Aeußerlichkeiten der Romantik, das „mittelalterliche Rüstzeug“, beiseite geworfen und nur deren reine Gesinnung bewahrt hat. Seine Novellen, schreibt er, „können und wollen sämtlich ihre romantische Abkunft nicht verleugnen, aber es ist eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt ... und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich glücklich herübergerettet hat. Nicht eine Spur von moderner Zerrissenheit, von selbstgefälliger Frivolität oder moralisch experimentierender Selbstquälerei ist in dieser gesunden Poesie“. ... „Die schlanke, jugendlich-frische Erscheinung der Stifterschen Dichtungen“ vermeidet jede Tendenz und wirkt „einzig durch die stille, allmächtige Gewalt der Wahrheit und unbefleckte Schönheit, durch jene religiös begeisterte Anschauung und Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge, wo aller Zwiespalt verschwindet und Moral, Schönheit, Tugend und Poesie eins werden“. Dieses lapidare Urteil steht wie ein Felsblock da und hatte auch seine weitere Geltung, als nach dem Tode des Dichters (28. Januar 1868) und schon in der Zeit seines Lebensabends ein seichter Liberalismus auf politischem, ein nackter

Naturalismus in den Kunstbegriffen ungenügsam und ungenügend, unduldsam und voll Eigendünkel auf alles Reine, Unbefangene mit Verachtung blickte. Stifter konnte nicht beiseite gesetzt werden, da die stille Gemeinde seiner Verehrer allenthalben blühte, aber er wurde außer Mode gesetzt; erst seitdem seine Schriften frei wurden (1898) und in die breite Masse des Volkes drangen, ist die Erkenntnis seines Wertes eine vollkommene geworden; er ist für eine Epoche der Oede in Oesterreich eines der wichtigsten Glieder der Entwicklung des deutschen Geisteslebens gewesen. Schon 1872 hat ein geistreicher Kritiker, Emil Kuh, in seinem Buche „Zwei Dichter Oesterreichs, Grillparzer und Adalbert Stifter" dies klar ausgesprochen, damals mit wenig Erfolg. Auch er ist sich darüber klar, daß Stifter aus einer schwülen Dunstschichte, in der sich das zeitgenössische Geistesleben Oesterreichs befand, scharf umrissen emporragt. Es ist nicht Zufall, so führt er aus, daß der Dichter von zarter Jugend an bis in sein spätes Alter für den Großmeister der deutschen Poesie, Goethe, eine rührende Verehrung bewahrt hat. Stifter baut gerne Luftschlösser und stattet sie mit all dem aus, was er für das höchste Lebensglück erachtet. Ein solches Eldorado schildert er in den „Feldblumen" unterm 25. April 1834: „Sommerabends, wenn ich für die Blumen das Fenster öffnete, daß ein Luftbad hereinströme, säße ich im zweiten Zimmer, nähme auf ein Stündchen Vater Goethe zur Hand oder schriebe. . . ." Wie damals, als er in der Vollkraft seiner Jahre den ersten Band seiner Studien abfaßte, gilt ihm Goethe auch in späteren Tagen als die Inkarnation dichterischer Gottheit. Am 22. Mai 1865 schreibt er aus Karlsbad, bereits ergriffen von dem tückischen Siechtum, das ihn bis an sein Lebensende nicht mehr verlassen sollte: „Ich gehe hier den geweihten, goldenen Spuren eines der größten Männer nach, die je gelebt haben, den Spuren Goethes. Ich fühle mich zu ihm wie mit einem Zauber hingezogen, denn seine Worte stehen wie ein Berg da! . . ." Es war

enge geistige Verwandtschaft, die ihn gerade so wie Grillparzer an denjenigen wies, der das antike Schönheitsideal in die deutsche Erde verpflanzt hatte, während er in der spezifisch österreichischen Dichterwelt der vormärzlichen Zeit, die entweder im Banne veralteter Regierungskunst wenig Licht und Luft hatte oder ganz in Polemik schwelgte und einen wahren Hexensabbath feierte, keine „Wahlverwandtschaften“ entdecken konnte. Sonst entwickelt sich seine Eigenart selbständig, ohne viel Vorbilder. Wohl ließ er Shakespeare auf sich wirken, den er eifrigst während seiner Universitätsjahre in Wien las. A. R. Hein hat in seinem Prachtwerke „Stifters Leben und Werke“ (Prag 1904) gerade den Jugendjahren des Dichters besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Aus einer vorgefundenen gewissenhaften Aufzeichnung desselben teilt er über den ratenweisen Ankauf des armen Studenten von damals mit: „König Johann, gekauft am 29. Juli 1831; König Lear, 30. März 1833; Romeo und Julie, 11. Dez. 1833; Hamlet, Prinz von Dänemark, 15. Dez. 1833; Ausgabe 1 fl. 28 kr. K.-M. . . .“ Noch in später Zeit, da er den „Nachsommer“ schrieb, schildert er den gewaltigen Eindruck der Aufführung des „König Lear“, die er im Wiener Burgtheater als Jüngling gesehen hatte. Auch Jean Pauls farbenreiche Darstellung, den er nach Berichten seiner Biographen im Jahre 1835, also in einer Zeit, da er bereits seine „Studien“ vorbereitete, mit Eifer las, mag ihm als Muster gedient haben, doch erweist schon die Art, wie er dessen Weitschweifigkeiten mied, daß er nur teilweise von ihm beeinflußt war. Hein teilt eine sonst nicht gedruckte Erzählung Stifters, die erste, die wir kennen, mit: „Julius“ (1827). Während Hein selbe als von Jean Paul abhängig zu kennzeichnen versucht, bezieht sie Sauer auf eine Tiecksche Novelle „Der Geheimnisvolle“ (Stifters ges. Werke I. Einl. S. XXXIII). Es wäre müßig, hierüber zu streiten; es steht fest, daß Stifter vermöge seiner geistigen Eigenart und der ihn umgebenden Verhältnisse so einzig für seine Zeit dasteht, wie dies von Eichendorff

so klar schon bei den ersten Schritten in die Oeffentlichkeit, die der Dichter tat, gekennzeichnet wurde. Es mag ja auch seine Richtigkeit haben, daß in einzelnen Fällen ihm ein Objekt vorschwebte, das er für einen bestimmten Fall, seinem Ideenkreise angepaßt, anwendete; so macht Sauer es wahrscheinlich (Stifters ges. Werke I. Einl. S. XLVI), daß die seit den Zwanzigerjahren des 19. Jahrh. so verbreiteten Lederstrumpferzählungen Coopers auf Stifters „Hochwald" Einfluß gehabt hätten. Aber auch hier steht der Dichter, indem er eine selbsterfundene Geschichte in echtem, historischem Kostüm mitten in seinen Böhmerwald stellt, durchaus auf autochthonem Boden. Strenge Ursprünglichkeit, auf dem Volkstum der Heimat und auf kraftvoller, durch die Umgebung ungeschwächter Eigenart begründet, das ist dasjenige, wodurch unser Dichter unbewußt eine markante Erscheinung seiner Zeit geworden ist.

Da ihn die Verhältnisse des öffentlichen und geistigen Lebens seiner Zeit eher abstoßen als anziehen konnten, ergriff er die Flucht in das ewig junge Reich der Natur, in dem er ja als Sohn des Böhmerwaldes so eigentlich zuhause war. Die Versenkung in ihre unerschöpflichen Herrlichkeiten konnte für ihn als klassisch geläuterter Ausgangspunkt in seinem Ringen nach idealer Weltanschauung gelten. Wie Goethe schreitet auch er betrachtend und sinnend durch den Garten Gottes und schüttelt reife Früchte von den Bäumen. Mit objektiver Klarheit, mit dem Auge des Künstlers, das mehr sieht als das Auge des gewöhnlichen Sterblichen und in diesem erst den Sinn viel zu sehen weckt, betrachtet er die schöne Gotteswelt. Freilich war der Gesichtskreis Goethes, der auf des Lebens Höhen wandelte, ein weiterer als der Stifters, dessen Lebenswege sich in verhältnismäßig bescheidenen Grenzen hielten. Aber innerhalb dieser suchte er ehrlich und fand, was er suchte.

Stifter war denn auch in seinem Dichten, das in jedem einzelnen Falle von dem, was er beim Anblick des Objektes

seiner Dichtung empfand, abhängig war, voll und ganz das Kind seiner Verhältnisse und so sind seine Werke, „Bekenntnisse der eigenen Konfession" wie bei Goethe, auch die beste Quelle für seine Biographen gewesen. Seine Lebensverhältnisse machen seine Dichtung und Gesinnung erst völlig verständlich. Eines Leinewebers Sohn, war er 23. Oktober 1805 in Oberplan geboren worden. Schon in den zartesten Kinderjahren zeigte er eine seltene Empfänglichkeit für Natureindrücke und regen Sinn für Ereignisse in der nächsten Umgebung und seine Mutter und Großmutter, „eine lebendige Chronik und Dichtung", gaben der Anlage des Knaben durch Märchenerzählungen reichliche Nahrung. Nachdem er von dem wackeren Lehrer des Ortes, Joseph Jenne, in den elementaren Kenntnissen unterrichtet worden war, kam er an das Gymnasium in Kremsmünster, wo insbesondere ein wohlwollender Professor, P. Placidus Hall, das außerordentliche Talent des Schülers erkannte. Dieser war nicht nur ein tüchtiger Student, sondern befaßte sich in freien Stunden gerne mit poetischen Versuchen, Musik und Aquarellmalerei; gerade die Liebhaberei auf dem letzteren Gebiete ist für seinen dichterischen Drang, das Gegenständliche in der Natur zu erfassen, bestimmend gewesen. 1826 fuhr er auf einem Floß nach Wien, um die Rechte zu studieren, aber bald verloren die nüchternen Gesetzbücher allen Reiz und das Interesse für die Literatur, der Besuch von Theatern, insbesondere des Burgtheaters, von Konzerten und der gesellige Umgang mit gleichgesinnten Schöngeistern ersetzte allmählich das trockene Berufsstudium. Dieses Streben, frei von den Fesseln der Alltäglichkeit seinen künstlerischen Neigungen nachhängen zu können, erklärt auch, warum er nach Vollendung seiner juridischen Studien sich um keine Beamtenstelle bewarb, sondern lieber als Privatlehrer, zuerst im Hause des Grafen Colloredo, seinen Unterhalt verdiente. Mit Eifer oblag er damals auch naturwissenschaftlichen Studien und die umfassenden Kenntnisse, die er sich auf

diesem Gebiete erwarb, ließen ihn vorübergehend die freilich nachmals enttäuschte Hoffnung schöpfen, eine Lehrkanzel an der Forstakademie in Mariabrunn zu erlangen. Trotz materieller Sorgen begannen nun mehrere genußreiche Jahre des Sammelns und Schaffens in einem lichtvollen Kreise von Menschen, die seine Vorzüge zu schätzen wußten. Seine begeisterte Gönnerin, Baronin Münk, hatte ihn mit der Fürstin Schwarzenberg, der Gemahlin des Feldmarschalls, bekannt gemacht, mit der er täglich vor der Tafel die Artikel der „Allgemeinen Zeitung" las und besprach; in ihrem Hause hatte er auch deren Vorleserin, die Dichterin Betty Paoli, im Hause der Baronin Pereira Zedlitz und Grillparzer, der damals schon gefeiert war, kennen gelernt. Dieser ermunterte den jugendlichen Dichter, seine Schöpfungen zu veröffentlichen. Zu dem entscheidenden Schritte in die Oeffentlichkeit bestimmte ihn 1840 Baronin Münk, die ihn veranlaßte, seine Studie, „Der Condor", in der „Wiener Zeitschrift" abdrucken zu lassen und der freundliche Beifall, den man der eigenartigen Erzählung zollte, bildete den Anstoß, daß auch andere „Studien" 1840—44 sowohl in derselben Zeitschrift als auch in anderen (Iris, Novellen-Almanach rc.) erschienen. 1844 wurden der erste und zweite Band der „Studien" gedruckt, 1847 der dritte und vierte, 1850 der fünfte und sechste Band, und so war aus dem versteckten Talente plötzlich ein offenbarer und offenbarender Priester der Dichtkunst geworden. Im Jahre 1848 war ihm der Wiener Boden zu heiß geworden und er war nach Linz übersiedelt. Er schrieb an seinen Verleger Heckenast damals: „Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit; beides ist jetzt leider gefährdet. Solange die Leidenschaft forthastet, bin ich stumm." Für das Sturmgeläute der zeitgenössischen Dichtung hatte er, der ja stets den lichten Seiten der Natur und Menschlichkeit zugekehrt war, durchaus keinen Sinn. „Ich bin mit denen," schreibt er weiter, „die Tagesfragen und Tagesempfindungen in die schöne Literatur mischen, ganz und gar nicht einverstanden, sondern meine,

daß das Schöne gar keinen anderen Zweck habe, als schön zu sein. Ich habe viele Jahre Staatswissenschaften getrieben und es wäre in der Tat seltsam, daß ein Mann, der Gefühle hat, ohne Partei zu nehmen bliebe. Nur ist er stark genug, nicht in das, wo er die Schönheit Gottes und der Welt darstellen will, seine Ansichten über den Zollverein einzumischen." In Linz trat nunmehr ein Wendepunkt in seinem Leben und Schaffen ein, indem er sich zu bestimmter Berufstätigkeit entschloß. 1850 wurde er zum Schulinspektor für Oberösterreich ernannt und er faßte sein Amt mit voller Ueberzeugung von der Wichtigkeit seiner Aufgabe an. Von ihm stammt das fliegende Wort: „Der Landschulmeister ist die wichtigste Person im Staate." Vielfach enttäuscht in seinem aufrichtigen Streben nach Reformen, empfand er seine Arbeit garzu bald als „Zwangsarbeit"; daher zog er, so oft er nur konnte, hinaus in die freie Natur, um sich zu verjüngen und zu erquicken; er suchte die Stätten seiner Kindheit auf, den Böhmerwald und den Bayerischen Wald, das Salzkammergut, 1857 Triest und das benachbarte venetianische Gebiet und so brach er vorübergehend die Fesseln der Arbeitsstube. Gerne floh er auch ins Zauberreich der Dichtung. „Bunte Steine" (1853), der Roman „Nachsommer" (1857) und der historische Roman „Witiko" (1865—67) rühren aus der Zeit des Linzer Aufenthaltes her. „Briefe", „Erzählungen", und „Vermischte Schriften", nach seinem Tode von Johann Aprent herausgegeben, vervollständigen das Bild des Geisteslebens des regsamen Dichters, der am 28. Januar 1868 die Augen zum ewigen Schlummer schloß. „Nachsommer" und „Witiko" zeigen allerdings alternde Züge, das erstere Werk durch vorwiegende Lehrhaftigkeit, das letztere durch aufdringlichen historischen Kostümzwang. Ohne Zweifel hat die Eintönigkeit der amtlichen Beschäftigung die Schwingen seiner Phantasie gelähmt.

Der Dichter schreibt unterm 22. September 1844 an seinen Bruder bei Gelegenheit der Uebersendung des ersten

Bandes der „Studien": „Denke, daß mein ganzes Herz und und alle meine Gesinnungen in dem Buche niedergelegt sind." Das kann mit Fug und Recht von all seinen Dichtungen gelten, sie sind wahre Bekenntnisse seiner Seele. Innige Wiedergabe von wahren Empfindungen, die getreue Wirkungen der ihn umgebenden Schönheiten der Natur darstellen, kennzeichnet den Genius des Dichters, und was er geschaffen, läßt sich jederzeit als Produkt seines eigenen, aufrichtigen Strebens nach sittlicher Vollendung, seiner tiefen und kindlichen Vergötterung der schönen Gotteswelt, seiner innigen Religiosität und nicht zum wenigsten seiner naturwissenschaftlichen und künstlerischen Kenntnisse der Außenwelt auffassen und begreifen. Mit hohem sittlichen Ernste betrachtet er das sich stets verjüngende Leben und gewinnt hieraus die Ueberzeugung von der Existenz eines menschen- und welterhaltenden Gesetzes. Die Natur wird ihm zum sichtbaren Symbol der allgewaltigen Gottheit und einer göttlichen Weltordnung und darum ist es nicht etwa dilettantische Schwärmerei, daß stets das landschaftliche Motiv in seinen Schöpfungen in den Vordergrund tritt. Reich an Herz und Gemüt lauscht er der Natur ihre Geheimnisse ab und analysiert und deutet die Reize der Seele, welche er mit schöpferischer Phantasie mit jenen in Gleichklang setzt. So ist es Stifters ureigenste Empfindung, die sein Waldmann Gregor in „Hochwald" von der Gegend zum Ausdruck bringt, wo der Dichter selbst den „Herzschlag des Waldes" verspürt hat, dort am Plöckensteiner See, in dessen dunkelm Spiegel das erste Denkmal desselben von steiler Höhe herniederblickt: „In allem ist hier Sinn und Empfindung, der Stein selbst lehnt sich an den Schwesterstein und hält ihn fest. Alles schiebt und drängt sich. Alles spricht, alles erzählt." Zu solcher Naturbeseelung genügen dem Dichter die gewöhnlichen Erscheinungen, selbst das Kleinste ist großartig und gerade dieses, weil es dem streng Gesetzmäßigen und Wirklichen im Leben entspricht, während das Außer-

gewöhnliche, Ueberwältigende eine Ausnahme von der Regel darstellt. Es steht diese Ueberzeugung, welcher der Dichter oft genug Ausdruck gibt, sicherlich mit dem Umstande im Zusammenhang, daß sich sein eigener Lebenslauf auf der Mittelstraße der Menschenschicksale abwickelt. Darum eben sucht er auch in der Natur nicht stürmisch aufgewühlte, zerstörende Effekte, nicht das brandende Meer der Leidenschaften auf, sondern das Ruhende, Stetige fesselt ihn und doppelt großartig erscheint ihm dieses, wenn es ein Unbedeutendes ist. Ausführlich begründet er diese seine Weltanschauung in der Einleitung zu „Bunte Steine", indem er betont, er bringe hier „allerlei Spielerei und Kram für junge Herzen", aber gerade in diesen Kleinigkeiten zeige sich die erhabene Gesetzmäßigkeit der Weltordnung. Mit einer an den sinnlichsten Realismus streifenden Genauigkeit untersucht er das Kleine in allen Fugen und Falten und bewundert es mit kindlicher Hingebung, allerdings mit Entfernung alles Störenden aus dem Bilde. Realist und Idealist zugleich, schaut er um sich, den Blick häufig nach dem heiteren, höchstens ab und zu durch leichtes Gewölk gedämpften Himmel gerichtet. In der Detailmalerei des Stillebens im Haushalte der Natur ist er im gewissen Sinne ein Vorläufer des modernen Realismus und selbst Modernste könnten aus den Musterschilderungen des Dichters, der als Maler vom Fach und als gründlicher wissenschaftlicher Kenner der Natur den Maßstab an dieselbe legt, manches lernen. Hein hat zum erstenmale, indem er alles beachtenswerte Material an Bildern und Zeichnungen Stifters zusammengestellt und zumteil reproduziert hat, in überzeugender und erschöpfender Weise den innigen Zusammenhang zwischen Stifter dem Maler und Stifter dem Dichter aufgezeigt. Stifter selbst führt sich so gerne als einen Wanderer in der Natur, der Skizzen zeichnet und malt, ein. Freilich stellt er nie unharmonische Einzelheiten zusammen; ein sanfter lyrischer Grundton klingt überall heraus, es wird uns die Natur im Feiertagskleide, übergossen

von dem milden Zauber des Friedens, vorgeführt, so schön, daß sie Gott nicht schöner hätte erschaffen können. Gerade dieser gewohnheitsmäßige Optimismus, diese künstlerische Verklärung einer bis ins Kleinste ausgemalten Wirklichkeit, verleiht den Schöpfungen Stifters einen ganz intimen Reiz.

In innigstem Verkehre und harmonischer Wechselwirkung mit dieser beseelten Natur stehen die Menschen, die Stifter in seine Gemälde als Staffage stellt, und die Stimmungen derselben, die mit der sie umgebenden Natur harmonieren, zaubern die Landschaft erst recht plastisch vor die Seele. Natürlich bewegen auch sie sich in dieser belebten Natur in demselben Mittelmaße wie diese, es sind keine Ausnahmsmenschen, keine gigantischen Erscheinungen, sondern Typen der gewöhnlichen Wirklichkeit, mit Kennerblick gemeißelt, allerdings gereinigt von allen gemeinen Zügen, Schattenbilder von genauen Umrissen. Sie stehen der Natur so passiv gegenüber wie Stifter selbst; nur ein Schleier des elegischen Schmerzes über die Schickungen, die ihnen widerfahren und geduldig ertragen werden, ohne Zorneslaut und Kampf, ist über ihr Handeln gebreitet. Ihre Stimmungen sind, wie die Naturbilder selbst, von stiller, bescheidener Wahrheit. So wurzeln diese Erzählungen in der hehren Einheit des Menschen mit der ihn umgebenden Natur, es sind nicht trockene Beschreibungen oder Schilderungen wie Thomsons „Jahreszeiten" und Hallers „Alpen", sondern der stimmungsvolle Hauch erhebender Naturandacht beseelt alles, sieht in allem ein Wunder Gottes. Die Starrheit der hintereinander vorgebrachten beschreibenden Merkmale löst sich in ein Nacheinander von psychologisch aufgerollten Zuständen; es werden somit nicht schlechthin die Merkmale nacheinander vor Augen geführt, sondern es ist die seelische Wirkung, die von jenen hervorgebracht wird, die Hauptsache. Von unserem Dichter wird nicht nur die Oberfläche der Gegenstände und Erscheinungen der Außenwelt erörtert, sondern es werden gleichsam von ihnen als Peripherie Radien nach dem Empfin-

dungszentrum des menschlichen Herzens gezogen und dieses erscheint als der eigentliche Mittelpunkt der Welt des einzelnen Individuums. Das ist die starke lyrische Grundlage aller Stifter'schen Dichtungen und Wilh. Kosch hat sicherlich recht, wenn er in seiner trefflichen, soeben erschienenen Monographie des Dichters, die diesen mehr psychologisch denn biographisch zu erhellen sucht und in geistreicher Weise nach seinem innersten Wesen erfaßt, die Behauptung aufstellt, der Meister des deutschen Liedes, Martin Greif, habe Stifters Poesie erst in die richtige Form, nämlich die edle gebundene Sprache der lyrischen Dichtung gebracht. Stifter ist eben auch originell in Hinsicht der Form des Ausdrucks. Er dichtet seine Lyrik in Prosa und zwar in so formvollendeter, wie sie in Oesterreich bis auf ihn noch nicht vorhanden war.

Wie Stifter die Erscheinungen der Natur fast naturwissenschaftlich geschildert hat, so hat er auch die Gefühle seiner Menschen allenthalben genau und klar abgegrenzt; nirgends bewegt er sich auch hier in dunklen, unfaßbaren oder überschwenglichen Höhen und Tiefen, nirgends begegnen wir einem Gluthauche der Empfindung oder wild bewegter Leidenschaft, die auf unberechenbare Folgen hinweist, wie dies in den phantastischen Träumen mancher Romantiker geschieht, welche nicht selten das Wunderbare in der Welt zum Magischen und Wunderlichen verzerren. Die klassische Ruhe der Alten lagert über allen Stimmungen und selbst, wo er Erregungen schildert, befleißt er sich zurückhaltender Resignation. Die Methode, die der Dichter durchschnittlich anwendet, ist einfacher Art. Natur und Menschenleben, denen er mit homerischer Objektivität gegenübertritt, werden ihm zum Mittel der Erkenntnis der dieselben lenkenden Gesetze, weßhalb ihm zunächst die Vertiefung in die Einzelheiten jener Gebiete zum obersten Zwecke wird; seine Muse schreitet schon hier in zarter lyrischer Hülle einher, weniger in pompösem, epischem oder dramatischem Faltenwurf. Aus der hingebenden Versenkung in Szenen der Natur und des Menschenlebens, die

eher durch ihre Armut als durch großartige Züge wirken, erhebt er sich dann gerne, indem wir den Uebergang kaum merken, zu den Höhen allgemeiner Lebensweisheit. Plötzlich weiten sich die Grenzen des engen Bildes aus und man sieht in verschwindender Ferne die letzten Dinge; überlegene metaphysische Betrachtung verbindet so das Kleinste mit dem All und jenes erscheint sonnenklar als ein Teil der von allmächtigen Gesetzen gelenkten Welt. Er sucht überall die resultierende Urkraft, die sich aus den zahlreichen Elementen der so mannigfach wirkenden Einzelheiten ergibt. Wie einfach gelangt er beispielsweise in seiner reizenden Studie „Die Mappe des Urgroßvaters" auf die Gedanken von der Nichtigkeit irdischer Dinge und dem einzigen festen Bestand allumfassender Liebe! Nachdem er den „Trödel", den er da vorfindet, die Kleider der Voreltern im „Zehrgaden", alte Truhen, Schnallen, Löffel, Knöpfe usw., die er in den versteckteſten Winkeln des Vaterhauses als Knabe angestaunt, beschrieben hat, bricht er in folgende rührende Betrachtung aus: „Es ist etwas Rührendes in diesen stummen, unklaren Erzählern der Geschichte eines solchen Hauses. Welches Wehe und welche Freude liegt doch in dieser ungelesenen Geschichte begraben und bleibt begraben! Das blondgelockte Kind und die neugeborene Fliege, die daneben im Sonnengolde spielt, sind die letzten Glieder einer langen, unbekannten Kette, aber auch die ersten einer vielleicht noch längeren, noch unbekannteren; und doch ist diese Reihe eine der Verwandschaft und Liebe, und wie einsam steht der einzelne mitten in dieser Reihe! Wenn ihm also ein erblassend Bild, eine Trümmer, ein Stäubchen von denen erzählt, die vor ihm gewesen, dann ist er viel weniger einsam. Und wie bedeutungslos ist diese Geschichte; sie geht nur zum Großvater und Urgroßvater zurück und erzählt oft nichts als Kindstaufen, Hochzeiten, Begräbnisse, Versorgung der Nachkommen; — aber welch ein unfaßbares Maß von Liebe und Schmerz liegt in dieser Bedeutungslosigkeit! In der andern,

45*

großen Geschichte vermag auch nicht mehr zu liegen, ja sie scheint sogar mir das entfärbte Gesamtbild, dieser kleinen, in welchem man die Liebe ausgelassen und das Blutvergießen aufgezeichnet hat. Allein der große, goldene Strom der Liebe, der in den Jahrtausenden bis zu uns herabgeronnen durch die unzähligen Mutterherzen, durch Bräute, Väter, Geschwister, Freunde ist die Regel, und seine Aufmerkung ward vergessen; das andere, der Haß, ist die Ausnahme und ist in tausend Büchern aufgeschrieben worden".

Dieser heitere, herzerquickende Optimismus ist dem Dichter selbst zeitlebens ein treuer Gefährte geblieben. Gerade seine Persönlichkeit, die mit seinen Schöpfungen in vollster Harmonie steht, macht seine Werke doppelt wertvoll. Was er schrieb, das kam vom Herzen, und darum findet es auch den Weg zum Herzen. Man glaubt ihm sicherlich, wenn er in den „Feldblumen" von sich sagt: „Ich hasse eigentlich niemanden auf Gottes weiter Erde". Leicht erkennt man in mehreren seine Charakterfiguren sein eigenes Ebenbild; diskret taucht er im Hintergrunde seiner Geschichten auf, indem er sich selbst für die Wahrheiten, die er entschleiert, einsetzt. Ohne Aufdringlichkeit, wie von selbst, lehrt er ja, ohne daß man merkt, daß die Wahrheit, die er so eifrig sucht, auch unser geistiges Eigentum wird. Damit hat er seinen edlen Endzweck, von dem er in einem Briefe an Heckenast unterm 29. Juli 1858 spricht, erreicht: „Nicht der Ruhm reizt mich, nicht der Gewinn, nicht die Eitelkeit, in guter Gesellschaft glänzen zu wollen; denn wie kurz ist das Menschenleben und im Grabe sind alle Flitter aus; sondern was mir als das Höchste, Herrlichste, Wünschenswerteste dieses Lebens erscheint, die Vernunftwürde des Menschen in seiner Sitte, in seiner Wissenschaft, in seiner Kunst soll dauern, soll geehrt werden und soll die reinste Herrschaft führen. Dies gründen zu helfen, dies auszubreiten, erscheint mir ein unsterbliches, ein glückliches Leben, und wenn mir Zeichen kommen, daß meine Worte bei solchen, die im Leben

wandeln, anklingen, oder daß andere durch mich einen Schritt weiter in diesem Leben geführt werden, freut es mich".

Stifters Werke sind in der Tat gerade in jüngster Zeit Gemeingut aller Deutschen geworden. Seine engeren Landsleute haben besorgt, daß seine „Sämtlichen Werke" von einer Gruppe deutscher Gelehrter, Dr. Aug. Sauer, Ad. Hauffen, Hans Weyde und Dr. Adolf Horcicka in 16 Bänden, von denen der erste, „Studien" (A. Sauer) bereits erschien, ediert werden. Die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" (Prag), die soeben einen Band ihrer Publikationen als Stifterfestschrift mit wertvollen Abhandlungen herausgab, ließ es sich schon seit längerer Zeit angelegen sein, im „Stifterarchiv" eine Zentralstelle für handschriftliche Schätze des Dichters zu schaffen, welche für die textkritische Bearbeitung reiches Material liefert. Unermüdlich ließ Prof. Dr. A. Sauer bereits seit Jahren im Prager germanistischen Seminar unter seiner bewährten Leitung Einzelheiten durch seine Schüler behandeln und manche schöne Arbeit ist bereits aus diesen Bestrebungen hervorgegangen, so die ebenso liebevolle als geistreiche Studie von W. Kosch über des Dichters Leben und Werke (Leipzig, C. F. Amelang, 1905). Eine umfassende Monographie, ein streng quellengemäßes Prachtwerk mit reichem Illustrationsmaterial hat A. R. Hein vorher abgefaßt (Prag, 1904. Verlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen). Eine Menge guter Stifterausgaben, auch Volks- und Schulausgaben, so die von Dr. K. Fuchs (Prag, Tempsky) wurden während der letzten sieben Jahre besorgt, seit Stifters Schriften frei sind. Bezeichnend ist, daß eine Reihe dieser Ausgaben von deutschen Verlegern hergestellt wurden, zuletzt eine Pracht-(Jubiläums-)Ausgabe der „Studien" von C. F. Amelang in Leipzig, eine splendide und wissenschaftlich vollkommene Ehrung zu des Dichters 100. Geburtstage.

Dr. K. Fuchs.



LXVI.

Eine Sumpfblüte.

Mit dem Titel „Memoiren Tamara von Hervay“ in hellen roten Buchstaben auf weißem Grunde ist gegenwärtig auch auf deutschen Bahnhöfen ein Buch zu finden, das zudem als Schmuck das Bild der Verfasserin auf dem Titelblatte trägt. „Das ist sie, wie sie leibt und lebt“, sagte zu mir auf einem rheinischen Bahnhofe ein Herr, der unter der Reiselektüre diese Novität vorfand, indem er auf das Titelbild deutete. Er hatte sie in Kamerun kennen gelernt. Ich meinerseits hielt mich in Steiermark auf, als dort der „Fall Hervay“ im Spätsommer und Herbst 1904 alle Gemüter aufregte. Die österreichischen Zeitungen aller Richtungen füllten ihre Spalten mit Berichten über diese Tragödie. So kam es, daß wir beide mit Interesse das Buch lasen und unsere Meinungen darüber austauschten. Ueber die Heldin, die „ihr Leben und Denken“ darin schildern will, waren wir völlig eins; sie war in Kamerun wie in Mürzzuschlag, bezw. in Leoben und Wien dieselbe gewesen. Unsere gegenseitigen Mitteilungen ergänzten sich nur. In deutschen Landen hat der Fall weniger Aufmerksamkeit erregt. Er dürfte jedoch für weitere Kreise ein bleibendes Interesse haben, weil er ein Licht auf die Zeit überhaupt und auf gewisse österreichische Verhältnisse insbesondere wirft. Von ihrem Standpunkte aus hat die Wiener Zeitschrift „Die

Fackel" in der Nummer vom 10. November 1904 die Verhandlung unter dem Titel „Der Hexenprozeß in Leoben" beleuchtet. Ebenfalls nach der Mitteilung der „Frau von Hervay" hat Hofrat Dr. Max Burckhard in dem Wiener Blatt „Die Zeit" unterm 23. Februar 1905 sein Befremden über den juristischen Verlauf der „Strafsache Hervay" geäußert. Nach dem „Wien, Januar 1905" datierten Vorwort will die Verfasserin ihre in Briefform gemachten Mitteilungen als „den Notschrei eines Weibes" aufgenommen wissen, „das den Mut hat, sich gegen die sogenannte Majestät des Gesetzes, gegen ungerecht erlittenen Schimpf mit ihrer letzten Kraft aufzulehnen". Allein der besonnene Leser wird durch diesen Notschrei kaum erschüttert oder gerührt werden. Dagegen dürfte er aus der „Seelenbeichte", wie die Verfasserin die schöngefärbten Mitteilungen aus ihrem Leben nennt, einen Notschrei der Sittlichkeit heraus hören, die in diesem Falle mißhandelt worden ist.

Es wäre gewiß unrecht, Elvira Leontine Bellachini — wie die Heldin des Trauerstückes richtig heißt — allein für das Geschehene verantwortlich zu machen. Die größere Schuld fällt sicher auf den unglücklichen Baron von Hervay, der durch seinen Selbstmord seine ganze Haltlosigkeit gezeigt hat. Seine sittliche Schwäche im Verein mit dem Mangel an Widerstandskraft des Pfarrers von Mürzzuschlag dürfen einer Versumpfung verglichen werden, aus der diese sonderbare Blüte weiblicher Tugend sich vollends entwickelt hat.

Als eine seltene übermenschliche Erscheinung sucht sich nämlich Tamara von Hervay in ihren Memoiren selbst zu malen. Die Farben hat sie dabei freilich etwas zu ungeschickt dick aufgetragen. Sie rühmt sich, als Baronin von Hervay ihrem Gemahl die Klassiker und Nietzsche vorgelesen zu haben. Auf die Frage, ob dieser ihr Mann, d. h. der letzte unter ihren fünf Männern, ihr geistig ebenbürtig gewesen sei, antwortet sie in ihrer Bescheidenheit: „Ich glaube, er war geistig nicht sehr begabt. Gelernt hatte er nichts, als ein

liebenswürdiger Mann zu sein und seine Amtsgeschäfte nach bestem Vermögen zu erledigen. Lebenserfahrungen konnte er sich bei seiner Erziehung nicht aneignen, ebensowenig Weltkenntnis, denn er hatte von der Welt nichts gesehen. Bei unseren herrlichen Wanderungen über Berg und Tal weckte ich andere Interessen in ihm. Dieses große Brachfeld zu bearbeiten, dünkte mich eine himmlisch schöne Aufgabe."

Direkt und indirekt schildert sie auf diese Weise den Bezirkshauptmann von Mürzzuschlag Baron von Hervay wiederholt als einen Mann von schwachem Kopfe und noch schwächerem Herzen. Daß sie, zumal nach der Lektüre von Nietzsche, einem solchen Schwächling gegenüber nicht als „Durchschnittsfrau" gelten will, ist selbstverständlich. Demgemäß hat sie auch die Uebermenschenmoral der großen Frau, womit sie sich über die gewöhnlichen sittlichen Begriffe von Ehe und Liebe hinwegsetzt. Im Bewußtsein ihrer Einzigkeit hält sie es auch nicht für nötig, den Leser über ihre Herkunft zu unterrichten. Ihrer Uebermenschlichkeit würde es Abbruch tun, wenn sie sich als die Tochter eines Taschenspielers in Berlin vorstellte. Es genügt ihr vielmehr, sich also einzuführen: „Die Welt denkt, ich sei eine verblühte Frau, der der einst farbenprächtige Staub von der Schmetterlingsnatur fortgeweht ist, die sich à tout prix eine sorgenlose Existenz schaffen wollte. Ich bin aber eine tiefernste Natur! Ein einziger Mensch nur kennt und versteht mich durch und durch: Herr Dr. Obermayer (ihr Verteidiger in Leoben). Hat er mich doch in der schwersten Zeit meines Lebens geradezu studiert." Sonst erfahren wir von ihrem Vorleben nur: „Ich habe von Kindheit an einen glühenden Wissensdurst gehabt, und diesen zu befriedigen, half mir meine kluge, hochintelligente Mutter."

Im Anschluß hieran erzählt sie auf 8 Seiten die Geschichte ihrer vier ersten Ehen. Der erste „schöne, stattliche Mann", den sie als Siebzehnjährige heiratete, entpuppte sich ihr als Säufer, Spieler und Wechselfälscher; ihm verhalf sie zur

Flucht nach Amerika. Der zweite gefiel ihr, weil er ein stattlicher Offizier war, „aber sie mußte sich später überzeugen, daß er eine gemeine Rolle spielte und sie mit einer Dirne betrog“. Sie ließ sich von ihm scheiden und wurde Krankenpflegerin. Sonderbar wird es jedem Leser vorkommen, daß sie in diesem neuen Berufe eine Reise durch Frankreich, Italien, Sizilien und Nordafrika machte, und dabei ihren dritten Mann kennen lernte. „Wenn der arme, kranke Mann flehentlich bat: ‚Ach Schwester, ob Sie nur Einen pflegen oder Viele, ist doch gleich; ich liebe Sie so grenzenlos, heiraten Sie mich!‘ — da konnte ich nicht Nein sagen. Es war ja so grenzenlose Menschenliebe in mir, ich wollte so leidenschaftlich gern einen Lebenszweck haben, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein.“ Aber nach der Trauung in Neapel entdeckte sie, daß der neue Mann schon mehreremal in Heilanstalten gewesen war; er war ein verschlossener, finsterer Charakter und entsetzlich nervös. Als er wieder in einer Anstalt untergebracht war, ging auch sie wieder in die Welt hinaus. „Ich machte weite Reisen“, erzählt sie, „ich wußte nicht, was ich mit dem Leben anfangen sollte. Ich sehnte mich so wahnsinnig nach Glück, nach einer Heimat, nach einem Wirkungskreise. Meine Einsamkeit wurde auch von meinen Studien nicht ausgefüllt, eine so temperamentvolle Frau, wie ich eine bin, sehnt sich nach dem Leben und seinen Freuden!“

Nachdem sie Indien durchreist hatte, wurde sie in Mentone mit ihrem vierten Manne bekannt. „Die Frauen nannten ihn einen ‚schönen Mann‘, aber ich konnte diesem verlebten Gesichte mit der gelben schlaffen Haut keinen Geschmack abgewinnen.“ Dennoch heiratete sie ihn, weil er klug und anregend zu plaudern und geistsprühende Briefe zu schreiben verstand. Sie weiß nicht, wie sie dazu kam, diesem Manne das Jawort zu geben, den sie in London am 7. Juni 1900 heiratete. „Die Sehnsucht nach dem Frieden in seinem weinumrankten Hause an der grünen Mosel“ wird dafür verantwortlich

gemacht. Aber „der ganze Mann war eine einzige große Lüge“. Trotzdem er sie erbarmungslos schlug, ging sie mit ihm nach Afrika und von dort brachte sie ihn nach Trier zurück. Der Antrag auf Lösung dieser Ehe wurde am 21. Juni 1902 eingebracht und während der Prozeß schwebte, ging Frau Maurin — so hieß sie nach ihrem vierten Manne — zur Erholung nach Mürzzuschlag. Der dortige Bezirkshauptman Franz von Hervay lernte sie kennen und glaubte bald, nicht ohne sie leben zu können. „Er, mein Franzi, war eine schwache Natur, die sich anlehnen mußte; ein ewiges Hin- und Herschwanken, ein unfertiger Charakter.“ „Hatte mein Franz ein Glas Wein getrunken, so wußte er nicht mehr, was er sprach.“ Den Mann, den sie so schildert, heiratete sie dennoch, ohne die Auflösung der vierten Ehe abzuwarten. Als „zwingenden Grund“ dafür nennt sie die Hilflosigkeit dieses Mannes. „In mir ist ein starker Zug zur Opferfreudigkeit, sie hat mir, bis ich die Liebe kennen lernte, diese ersetzt. Dieses schöne, starke Gefühl erfüllter Pflicht ist beinahe Glück.“

Aufrichtig führt sie sogleich als weiteren Grund für die fünfte Heirat „das Gefühl der eigenen Hilflosigkeit“ an. „Eine furchtbare heiße Sehnsucht nach Beschütztsein wallte in mir auf. Ich wollte ja auch geben; in mir ist alles so klar, so edel, kein auch noch so kleines Häßliche lebt in mir.“ — Zur Vervollständigung dieser Heiligsprechung mittelst der eigenen Feder sei noch die Ansicht der selbstbewußten Frau über Religion angeführt. „Ich bin eine fromme Christin, ein gläubiges Gemüt, aber keine Heuchlerin. Ich gehe in die Kirche, obgleich ich die Dogmen nicht liebe, ich bete heiß und inbrünstig — aber keine vorgeschriebenen Gebete. Meine Gebete kommen aus dem Herzen und die Quintessenz meiner Religion ist, ein anständiger Mensch zu sein und die christliche Nächstenliebe zu betätigen. Und stehe ich draußen in Gottes freier, herrlicher Natur, dann falten meine Hände sich unwillkürlich, ein heißes Dankgebet steigt zu Gott empor, ein

Dankgebet, daß er mich so Herrliches schauen läßt." Daß es mit ihrer Dogmatik schlecht bestellt ist, glauben wir ihr gern. Sie schildert den Weihnachtsabend, den sie mit ihrem putativen Manne in Mürzzuschlag erlebt hat, also: „Mein Franz hatte mir eine herrliche Tanne geschmückt und still, eng umschlossen genossen wir den feierlichen Augenblick. Einzelne Glockentöne der nahen Kirche drangen durch die reine Luft: „Christ ist erstanden!"

So arg steht es troß der „Los von Rom"-Männer in Mürzzuschlag doch noch nicht, daß dort am Weihnachtsabend die Auferstehung gefeiert wird.

Leider läßt sich nicht leugnen, daß diese Art von Religion, d. h. eine aus Gefühlsschwärmerei und Unwissenheit gemischte Herzenslimonade für gewisse Stunden, bei den sogen. Gebildeten Oesterreichs sehr häufig zu finden ist; völlige religiöse Gleichgiltigkeit und cynischer Unglaube wechselt damit ab. In Steiermark besonders ist diese sentimentale, kraftlose „Religiosität" eine Folge der Roseggerschen Werke, die auch unter dem Klerus ihre Verehrer haben. Zur Erbauung der protestantischen Kirche in Mürzzuschlag hat Rosegger eifrig mitgewirkt. In dieser Unwissenheit und Gleichgiltigkeit der Gebildeten Oesterreichs, nicht zuletzt in den Kreisen der k. k. Beamten, ist ein Hauptgrund der befremdenden Erscheinungen zu suchen, wie sie sich im Falle Hervay geoffenbart. Daß eine tüchtige katholische Presse nicht aufkommen kann, ist unter solchen Umständen leicht erklärlich.

Man braucht nun kein erfahrener Psychiater oder fachkundiger Psychologe zu sein, um in „Tamara von Hervay" eine sehr ausgeprägte Bestätigung des Shakespeareschen: „Schwachheit, dein Name ist Weib!" zu sehen. Etwas Außerordentliches ist in dieser Frau nicht zu entdecken. Ohne tiefe und ernste Bildung und religiösen Halt ist sie durch traurige Verhältnisse ganz ein Spielball ihrer Einbildung und ihrer Gefühle geworden. Zum Verständnis ihrer Schilderung

von der Gefängnishaft in Leoben braucht man nicht einmal bewußte Entstellungssucht oder Lügenhaftigkeit anzunehmen. Ihrer krankhaften erregten Phantasie sind die Dinge so vorgekommen, wie sie in Wirklichkeit nicht sind. Die vier Monate Kerker wegen Verbrechens der Bigamie, welche ihr die Verurteilung am 31. Oktober 1904 brachte, waren keine Ungerechtigkeit; die schließliche Begnadigung durch den Kaiser darf man ihr gönnen. Daß sie trotz der offenbaren Ungültigkeit ihrer letzten Ehe, die vom österreichischen Zivilgericht noch dazu ausgesprochen wurde, sich noch „Tamara von Hervay" nennt, entspricht ihrer ungewöhnlich großen weiblichen Eitelkeit. Viel schlimmer aber steht es um den Mann, der als österreichischer Beamter den Pfarrer von Mürzzuschlag drängte, die Trauung vorzunehmen, ehe die Scheidung der vorausgehenden vierten Ehe erfolgt war. Leider ist die Schilderung, welche die vielgereiste Bellachini von den österreichischen Beamten überhaupt gibt, nicht ganz unzutreffend. Eine Leichtlebigkeit, ein Mangel an religiös-sittlicher Bildung und männlicher Charakterstärke, wie sie an dem Baron von Hervay hervortritt, begegnet dem aufmerksamen Beobachter österreichischer Verhältnisse nicht selten. Wir verwahren uns selbstverständlich, dieses Urteil zu verallgemeinern, wie wir auch die Handlungsweise des Pfarrers von Mürzzuschlag nicht dem österreichischen Klerus überhaupt zumuten möchten. Ohne die nötigen Dokumente in den Händen zu haben, hat der Pfarrer die Trauung vollzogen, die ihm sein Gewissen nicht erlauben konnte. Bei der Prozeßverhandlung suchte er in echt josephinischer Weise sich zu rechtfertigen, indem er erklärte: er habe unter dem Nachdruck des Bezirkshauptmanns gehandelt, „der als Chef der politischen Behörde in gewisser Beziehung auch sein Vorgesetzter war und persönlich die volle Deckung des verlangten Aktes trug." Diese Schwäche erhielt ihre Krönung durch das feierliche, offenbar durch nichts gerechtfertigte Begräbnis,

das der Pfarrer nach dem Selbstmorde des Bezirkshauptmanns vornahm.

Die Schilderung, welche die Memoiren von dem Verhalten des Pfarrers bei dieser Sache geben, sind leider der Hauptsache nach zutreffend. Ob alle Details der unglaubwürdigen Berichterstatterin über den Pfarrer wahr sind, können wir nicht untersuchen.

Auch wenn dessen Handlungsweise ganz vereinzelt dastände, müßte man sich fragen, ob nicht die „Los von Rom-Bewegung“ in Oesterreich in der Möglichkeit eines solchen Vorkommnisses teilweise ihre Erklärung findet. Die laute Mißbilligung, welche unter dem Klerus in der Umgebung von Mürzzuschlag zu hören war, ist ja ein erfreuliches Zeichen. Erfreulicherweise hat auch der Pfarrer neuestens, wie ich höre, zur Wahrung der Standesehre Mürzzuschlag verlassen, um eine andere Pfarrei anzunehmen. . . An Disziplin und Standesbewußtsein fehlt es also im dortigen Klerus nicht.

Wenn der Klerus in den österreichischen Kronländern im allgemeinen die Achtung nicht genießt, die man bei den vielen ausgezeichneten Mitgliedern desselben erwarten könnte und die in der heutigen religiösen Bewegung durchaus notwendig ist, so kommt dies wohl nicht zuletzt von solchen Fällen nichtkonsequenter Haltung gegenüber sogen. Gebildeten her, die ihren christlichen und kirchlichen Pflichten seit langem untreu geworden sind. Wenn die Sumpfblüte von Mürzzuschlag mit ihrem Modergeruch in diesem Punkte abschreckend und aufweckend wirkt, dann haben auch die „Memoiren Tamara von Hemay“ etwas Gutes zur Folge gehabt.

München im September 1905. * * *

LVXII.

Streiflichter auf Berufungen an die Münchener Universität.

In seiner Gedächtnisrede auf Karl Adolf von Cornelius, gehalten am 12. November 1904 in der Akademie der Wissenschaften zu München, hat Professor Joh. Friedrich, bisher noch unbekannte interessante Einzelheiten über die Vorgänge mitgeteilt, die zur Berufung von Cornelius an die Münchener Universität geführt haben.

Schon im Februar 1845 hatte Cornelius' Oheim Brüggemann auf die frei werdende Geschichtsprofessur am K. Lyzeum Hosianum in Braunsberg hingewiesen, und der Neffe, der damals Oberlehrer in Koblenz war, hatte sich mit Freuden bereit erklärt, den Aufenthalt am Rhein mit der ersehnten akademischen Laufbahn zu vertauschen. „Zu der gleichen Zeit hatte aber auch Ranke", (der seinen Schüler schon als Zweiundzwanzigjährigen vom Seminar weg zum Nachfolger Pagencordts in Bonn vorgeschlagen), „wieder sein Auge auf Cornelius gerichtet, und das hing mit den Vorgängen am Königlich bayerischen Hofe zusammen. Dort hatte der Kronprinz Maximilian seit drei Jahren den außerordentlichen Berliner Prof. Dönniges, einen Schüler Rankes, der sich durch verschiedene historische und staatswissenschaftliche Werke einen Namen gemacht, in seine Nähe gezogen, um ihn bei seinen eigenen geschichtlichen und staatsökonomischen Arbeiten die Uebersicht zu erleichtern, für ihn und mit ihm zu arbeiten. Dieses Verhältnis wollte König

Ludwig I. nicht länger dulden. Ein Hilfsarbeiter vom katholischen Bekenntnis sollte an Dönniges' Stelle treten. Staatsrat Maurer, der im Auftrage des Kronprinzen die Sache in den Händen hatte, suchte in München, Ranke in Bonn und dem katholischen Preußen eifrig nach einem Ersatzmann, um endlich zu finden, Cornelius sei derjenige, der das meiste hoffen lasse, und damit eine Aktion einzufädeln, die für den Empfohlenen recht verdrießlich endete."

Nach einer Audienz beim Kronprinzen, die zu einer „halbstündigen Prüfung wird", aber für Cornelius günstig verlief, sah Staatsrat Maurer die Sache für gewiß an: der Kronprinz, der immer gern aufschiebe, werde sich noch einige Tage bedenken, dann von seinem Vater die Erlaubnis einholen. Es vergingen aber Oktober, November, Dezember, ohne daß Cornelius etwas aus München hörte. Cornelius erklärte sich die Zögerung durch das große Talent des Aufschiebens, das der Prinz auch schon vorher in derselben Angelegenheit bewährt, da zwischen seiner Erkundigung bei Ranke und der Beauftragung Maurers doch über ein halbes Jahr verflossen sei. „Daß die historisch-politische Partei etwas erfahren und sich dreingelegt hat, halte ich nicht für wahrscheinlich, obgleich Maurer einigermaßen bang davor zu sein schien". Auf seine Erklärung vom 7. Januar 1846, daß er nicht länger warten könne, da er seine Funktion in Braunsberg an Ostern übernehmen müsse, erhielt er endlich die umgehende Antwort: der Kronprinz habe sich noch nicht „definitiv entschlossen", woran Maurer den Rat knüpfte, den Umzug nach Braunsberg nicht zu scheuen und das Weitere abzuwarten. Noch am gleichen Tage schrieb Cornelius nach Berlin und erklärte sich ohne Vorbehalt für Braunsberg.

Am folgenden Tage aber traf ein neuer Brief Maurers ein, worin er im Auftrage fragt, wie lange Cornelius seine Vorbereitungen zu einem Umzuge nach Braunsberg noch aufschieben könne. Cornelius solle ihm darüber bald schreiben.

An diesem Briefe freut Cornelius zwar „die (ziemliche) Gewißheit, daß der Kronprinz noch ebenso gesinnt ist wie früher, und daß alles nur ein Aufschieben, nicht ein Wegschieben war . . . daß ich an Ostern von hier fort muß, weiß er. . . . Nun wozu denn die Fragen?"

Damit brechen Cornelius' Briefe auf einige Jahre und also auch die Mitteilungen über diesen Vorgang ab. Friedrich hält es für wahrscheinlich, daß ihm auch aus München nichts mehr zugegangen sei.

„Einiges Licht wirft nur noch ein, erst in diesem Jahre veröffentlichter Brief Rankes an Se. Majestät König Ludwig I. vom 1. Juni 1846 auf die Sache. Darin heißt es nämlich: Keiner der ins Auge gefaßten Katholiken habe sich geeignet gezeigt; „die meisten sind mehr Philologen, als daß sie sich staatswissenschaftliche Bildung verschafft hätten, andere stehen zu sehr in der politischen und trotz ihres katholischen Bekenntnisses in der religiösen Opposition, oder sie bieten in ihrem Charakter nicht die Sicherheit dar, die Vertrauen erweckte. Mit einem Worte, es hat sich niemand gefunden, der geeignet wäre".

Das Verschieben, meint Friedrich, wäre also doch ein Wegschieben gewesen, und setzt bei: „Nur können die von Ranke angeführten Gründe bei Cornelius nicht zutreffen, der weder in der politischen, noch trotz seines katholischen Bekenntnisses in der religiösen Opposition stand; sein Charakter aber war über jeden Tadel erhaben. Und wenn man jetzt plötzlich auf den Mangel an staatswissenschaftlicher Bildung ein besonderes Gewicht legt, so ist nur nicht begreiflich, warum dann Ranke und Maurer Cornelius nach München berufen lassen konnten, noch weniger aber, warum man ihn so lange hinhielt".

Zum Ueberfluß zeigte Ranke selbst im zweiten Teil seines Briefes, daß die von ihm angeführten Gründe den Ausschlag nicht gaben. Denn er schreibt weiter: „Ich zweifle nicht, es entspräche dem Prinzip besser, wenn ein gemäßigter Katholik von der Gesinnung des seligen Sailer in jener Weise Sr. königlichen Hoheit zur Seite stünde; da sich aber kein solcher findet, wäre nicht ein gemäßigter Protestant, der keine religiösen Kontroversen liebt, immer besser als ein ungläubiger oder fanatischer Katholik?"

Friedrich bemerkt hierzu: „Da sehen wir auf einmal auch König Ludwig I. tätig in die Verhandlung eingreifen. Er wollte einen Katholiken mit Sailerischem Geiste an der

Seite des Kronprinzen haben und das stimmt vollkommen mit seiner damals öfter ausgesprochenen Gesinnung".

Im Anschluß hieran hält es Friedrich für angezeigt, für Cornelius' Christentum eine Lanze zu brechen, der, wenn auch nicht Sailerischen Geistes, doch weder ungläubig noch fanatisch gewesen sei, vielmehr, wie sein Brief über die Trierer Rockfeier beweise, mit der Gläubigkeit ein scharfes Auge verbunden, den „Fanatismus" eines Reisach, Görres, Jarcke verurteilt und, weitergehend als König Ludwig selbst, auch das Abelsche Regiment verurteilt habe.

Demgegenüber ist an das zu erinnern, was Friedrich an anderer Stelle sagt, daß nämlich Cornelius in Koblenz sein kirchliches Gepräge empfangen habe im Hause seines Oheims, des Regierungs- und Prinzipalschulrates Brüggemann, der seine Erziehung leitete, selbst einst ein Schüler des Hermes und noch immer ein Freund seiner hervorragendsten Anhänger war. In den Konflikt, der sich aus der Beanstandung der Hermesschen Methode und Lehre ergab, wurde auch Cornelius' Oheim hineingezogen. Den Erzbischof Droste-Vischering zu Köln sah er in der Angelegenheit der gemischten Ehen keineswegs „als einen an, der das Recht ganz und unbedingt auf seiner Seite hat". Seine 1837 erfolgte Mission nach Rom „als katholischer Ratgeber" der preußischen Gesandtschaft „genügte, um ihm das Vertrauen der katholischen Bevölkerung am Rhein auf längere Zeit zu entziehen, und die Regierung hielt es für ratsam, ihn nicht mehr nach Koblenz zurückkehren zu lassen, sondern im Unterrichtsministerium zu verwenden".

Man braucht sich deshalb auch nicht zu wundern, wenn Cornelius später in der Philosophie Anton Günthers die wissenschaftliche Begründung des christlichen Prinzips erblickte, und das Verbot dieser Philosophie als „ein folgenschweres Ereignis" bezeichnete und daran ein „Glaubensbekenntnis" schloß, in dem es heißt: „Einmal muß es auf eine Aenderung der jetzigen faktischen, nicht rechtlichen, Kirchenverfassung hinausgehen. Generalkonzilien, Landessynoden, Bistumssynoden, Aenderung der Verfassung des Kardinalats, Teilnahme der Laien an nichtdogmatischen Dingen, Landeskirchen 2c. 2c."

Aus der Berufung zum Hilfsarbeiter des Kronprinzen



war also nichts geworden. Ein Grund des „Wegschiebens“ lag nach Friedrich im Kronprinzen selbst; und auch Ranke schließt bezeichnenderweise seinen Brief mit der Bitte an den König: „einen Akt des guten Herzens auszuüben und den Wiedereintritt Dönniges' in seine früheren Funktionen zu bewilligen.“ Ein Jahr später, im November 1847, kam in der Tat Dönniges, dessen Entlassung „das persönliche Verhältnis zwischen dem Fürsten und dem Gelehrten unberührt ließ“, als kronprinzlicher Bibliothekar nach München zurück.

Kaum war die Sammlung zur Geschichte der Wiedertäufer, welche die bisherige Ueberlieferung über den Haufen warf und die Geschichte der Wiedertäufer auf eine ganz neue Grundlage stellte, 1853 erschienen, suchte man Cornelius für verschiedene Universitäten zu gewinnen. Vor allem für die Münchener, da der Minister Zwehl schon an ihn, als er noch Privatdozent in Breslau war, schrieb. Es wäre das, wenn nicht doch ein Irrtum vorliegt, die Zeit, in der König Maximilian II. Ranke für die Universität München zu gewinnen suchte. Sollte Cornelius schon damals als katholischer Historiker neben Ranke oder andere protestantische Historiker treten? Seltsamerweise aber erhielt Cornelius das Schreiben des Ministers gar nicht und wurde erst später von diesem Vorgange unterrichtet.

„König Maximilian hatte den Hauptzweck, den er bei der der Berufung Rankes 1853 im Auge hatte: „Die Verpflanzung der neueren historischen Richtung in der Wissenschaft und die Begründung einer historischen Schule in Bayern, so wie sie bereits in Norddeutschland besteht“, nicht aufgegeben. Am 13. Februar 1854 erging ein königlicher Befehl an die Universität, Se. Majestät habe die Absicht, „an der Universität München einen neuen Lehrstuhl für die Geschichte zu errichten, für welchen eine entsprechende Lehrkraft gewonnen werden soll“. Fakultät und Senat haben dafür Vorschläge zu machen, bei der Auswahl der Vorzuschlagenden aber nach folgenden Grundsätzen zu verfahren: „Vor allem soll auf wirkliche Auszeichnung im Fache der Geschichte gesehen werden. Liegt diese vor, so entscheiden zunächst bayerische Abstammung und katholisches Bekenntnis. Erst dann, wenn eine entsprechende Lehrkraft mit

diesen beiden Eigenschaften nicht gefunden werden könnte, darf auf Ausländer und Protestanten das Augenmerk gerichtet werden". Friedrich bemerkt hierzu, daß sowohl in der Fakultät als im Senat unter den ausländischen Katholiken auch auf Cornelius hingewiesen wurde.

„Der König Maximilian verhandelte, wenn Giesebrechts Angabe richtig ist, wieder mit Ranke, und es wäre ihm beinahe gelungen, denselben nach München zu ziehen. Als Ranke dennoch ablehnte, sollte er wenigstens andere protestantische Historiker nennen". Ueber die weiteren Verhandlungen erklärt sich Friedrich nicht unterrichtet.

„Da bringt nach dem Tode des Professors der Philosophie und der Geschichte Joseph Andreas Buchner († 1854, Dez. 13.) die Erörterung der Frage, ob seine Professur wieder besetzt werden solle, eine neue Wendung in die Angelegenheit. Die Fakultät lehnt eine Wiederbesetzung ab; der Senat aber benützt die Gelegenheit, auf den an erster Stelle als Bayer und Katholik vorgeschlagenen, vom preußischen Ministerium für Bonn abgelehnten Wegele zurückzukommen und zu bemerken: statt seiner sei der a. o. Professor Dr. K. A. Cornelius in Breslau, ein talentvoller Mann, der sich bereits durch Herausgabe von Geschichtsquellen und mehreren Schriften über neuere Geschichte einen Namen gemacht hat, auch als Mitglied der National-versammlung in Frankfurt eine durchaus konservativ-politische Gesinnung bewährt hat, zum o. Professor in Bonn ernannt worden" (1855, Jan. 27.).

„Diese Umstände kamen dem Minister Zwehl gelegen. Die Gährung zwischen den sogen. Ultramontanen und Nativisten einerseits und den sogen. Berufenen anderseits war bereits groß; sie konnte durch die Berufung eines protestantischen Historikers zum vollen Ausbruch kommen. Vielleicht war es aber zu verhindern, wenn man zugleich einen katholischen Historiker beriefe. Der Vorschlag des Ministers — denn er schrieb sich die Initiative zu — gefiel König Maximilian, und Cornelius wird in Aussicht genommen. Ranke, über ihn befragt, stimmt eifrig zu. Es tritt auch Professor Dollmann in Bonn auf, um mit Cornelius die Unterhandlung zu führen. Dann wird es wieder still."

„Die Kämpfe in München ruhten aber unterdessen nicht,

Ringseis' Wahl zum Rector magnificus führte zu einer heftigen Preßfehde. . . . Sollte nun gar der wegen seiner Teilnahme am Trierer Reliquienstreit und seiner Gothaischen Gesinnung gehaßte Sybel, gegen dessen Berufung König Maximilian früher selbst Bedenken trug, als der neue Historiker kommen, so hieß dies Oel ins Feuer gießen. Der Minister erhält daher Befehl die Unterhandlungen mit Cornelius wieder aufzunehmen, und da Cornelius es dem Minister überließ, unter welchen Bedingungen man ihn berufen wolle, wurden die Verhandlungen rasch zu Ende geführt. . . . Die Ernennung, auf Ostern 1856 in Aussicht genommen, erfolgte doch erst am 11. August, zugleich mit der Sybels, vom 1. Oktober ab.

Cornelius siedelte nicht sogleich nach München über, sondern erbat sich für das Wintersemester 1856/57 den ihm versprochenen Urlaub, um die niederländischen Archive besuchen zu können. Doch sollte er sich vor Antritt des Urlaubs nach München zu einer Audienz begeben, deren Zweck war, daß König Maximilian ihn mahnen wollte, in der Wissenschaft objektiv zu sein und den Frieden zu halten. Er sprach von Fanatikern: Bayern sei ein paritätisches Land u. dgl. Cornelius' Bemerkung, die auch auf seinen mitberufenen Kollegen Sybel zutraf: „Jeder Mensch stehe in den Schranken einer Partei, und es könne nur eine mögliche Objektivität geben", nahm der König hin. Als Cornelius aber wegen des Friedens auf seine Haltung an zwei paritätischen Universitäten hinwies, antwortete der König rasch: „Das weiß ich; glauben Sie nur, sonst würde ich Sie nicht hergeholt haben." „In der deutschen Frage", fügte er hinzu, „dürfen Sie an der deutschen Einheit festhalten; aber meine Souveränität darf nicht in Frage kommen."

Als Cornelius 1857 nach München kam, war inzwischen dadurch ein für ihn ganz unleidlicher Zustand geschaffen worden, daß man nur Sybel mit der Vertretung „der neueren historischen Richtung der Wissenschaft" und der „Begründung einer historischen Schule in Bayern" beauftragt und zu diesem Zwecke ihm allein das historische Seminar (an dem laut Vereinbarung mit dem Minister Cornelius hätte teilnehmen sollen) und die geschichtlichen Prüfungen der Kandidaten des Gymnasiallehramts

überlassen hatte. Wie Friedrich aus Cornelius' Mund weiß, geschah es auch auf Sybels Betreiben, daß er bei der Wahl zum ordentlichen Mitglied der Akademie durchfiel, obwohl ihn die historische Klasse derselben auf Döllingers Vorschlag gewählt hatte.

Allmählich begannen die Gegensätze sich auszugleichen. König Maximilian ernannte 1858 Cornelius zum Mitglied der eben im Entstehen begriffenen Historischen Kommission und Sybel schlug ebenfalls eine versöhnlichere Saite an, indem er 1860 unter einfachem Hinweis auf Döllingers früheren Vorschlag Cornelius' Wahl in die Akademie beantragte. Das milderte auch sein Mißtrauen und ließ ihn wieder einige Hoffnung schöpfen. Er machte jetzt sogar den Versuch, in der Herbstsitzung der Historischen Kommission einige Unternehmungen, darunter die Herausgabe der Korrespondenz der bayerischen Fürsten von 1555—1650 vorzuschlagen und hatte die Genugtuung, daß sein Antrag von der Kommission einstimmig beschlossen wurde. Ranke nahm noch an dem gleichen Tage Audienz beim König, der, „für den Plan sehr eingenommen, die sofortige Inangriffnahme befahl und dafür einen Betrag von 1000—1500 Gulden für das Jahr 1860/61 einzustellen verfügte". „Verdrießlich war Cornelius nur, daß es Ranke so einzurichten wußte, daß er den Auftrag nicht allein bekam, sondern mit Löher, der sich anbot, und mit Sybel, den Ranke einsetzte, gemeinsam"; ja daß „Ranke sogar Sybel die Oberleitung geben wollte, was derselbe aber einsichtig genug war, abzulehnen".

„Sybels Wirksamkeit als Sekretär der Historischen Kommission, die er wesentlich organisiert hatte, sollte rasch enden. Denn bekanntlich war nicht ohne eigenes Verschulden seine Stellung seit 1860 erschüttert, und sah er sich daher veranlaßt, im Jahre 1861 einen Ruf nach Bonn anzunehmen. Aber da bewies Cornelius, wie gerecht er in seinem Urteil auch über einen Gegner sein konnte". Seine Befürchtungen bezüglich eines Nachfolgers von Sybel trafen übrigens nicht zu. „Giesebrecht trat zwar in die ganze Stellung seines Vorgängers ein, unterhielt jedoch stets freundliche Beziehungen zu dem Kollegen".

Stadler.

LXVIII.

Neue sozialwissenschaftliche Literatur.[1])

Das großangelegte Werk des berühmten Berliner Nationalökonomen Schmoller, das die allgemeine Volkswirtschaftslehre behandelt, ist zum Abschluß gekommen. Bezüglich des prinzipiellen Standpunktes des Werkes verweisen wir auf das bei Besprechung des ersten Bandes in den „Histor.-polit. Blättern" Gesagte.[2]) Schmoller gilt bekanntlich als Führer der sogen. historisch-ethischen Richtung der Nationalökonomie.

Den größten Teil dieses Bandes beansprucht die Darstellung des gesellschaftlichen Prozesses des Güterumlaufes und der Einkommensverteilung. In dieser Partie findet der Verfasser reichliche Gelegenheit, seine kultur- und wirtschaftsgeschichtlichen Kenntnisse in ein glänzendes Licht zu setzen. Von den äußerst primitiven Anfängen des Handels- und Marktverkehrs wird der Leser bis zur Neuzeit hinaufgeleitet, welche die gewaltigen Umwälzungen der Technik und damit des Verkehrs und Handels erlebt hat. Dabei wird auch der sittlichen Seite und der Rechts- und Verwaltungsordnung des Handelsverkehrs volle Beachtung geschenkt. Welch ein Unterschied zwischen dem primitiven Tausch-

1) Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre von Gustav Schmoller. Zweiter Teil. Erste bis sechste Auflage. gr. 8°. XII u. 719.

2) Vergl. Bd. 127 S. 685 ff.

verkehr und dem heutigen Groß- und Spekulationshandel. Daran schließt sich die Darlegung der wirtschaftlichen Konkurrenz; Schmoller, der prinzipiell ihr das Wort redet, unterläßt es nicht, auf die Mißstände derselben und ihre Bekämpfung hinzuweisen. Der Handel erfordert feste Maße und ein allgemeines Tauschmittel; daher wird eingehend (S. 60—100) das Maß-, Gewichts- und Münzwesen besprochen. Daran reiht sich naturgemäß die Untersuchung über Wert und Preis. Die Freude Schmollers an psychologischen Analysen tritt besonders in der feinen Untersuchung des Wertbegriffes zutage. Zunächst wird der Begriff des Wertes im allgemeinen zergliedert und das Entstehen der Wertvorstellungen klar gemacht. Sodann geht Schmoller zur Untersuchung des wirtschaftlichen Wertes über. Es scheint fast, als wolle Schmoller den Wert ganz ins rein subjektive Gebiet hinüberspielen, wenn er (S. 105) sagt: „Der Wert liegt nie in den Dingen selbst, sondern im Urteil der Menschen oder Menschengruppen, in den Beziehungen und Kulturverhältnissen, in denen sie stehen, aber er erscheint den Menschen stets so, als ob er in den Dingen liege, weil die objektive Ordnung der Natur und der Gesellschaft das Urteil im wesentlichen bestimmt“. Allerdings gibt der Verfasser wieder zu, daß die individuellen und subjektiven Werturteile m e i s t objektive Elemente in sich haben (S. 107). Aber es wäre doch zu wünschen, daß das objektive Moment im Wertbegriff mehr zur Geltung gekommen wäre. Freilich hat die starke Herausarbeitung der psychischen Seite, wie sie besonders in der Darlegung des Marktwertes geschieht, ihr großes Verdienst. An die Untersuchung des Wertes schließt sich die Erörterung über Vermögen, Kapital, Kredit und die Kreditorgane (Bankwesen) an. Ueberall ist besonders auf die historische Entwicklung wirtschaftlicher Zustände und Einrichtungen entsprechende Rücksicht genommen. Das gilt insbesondere auch von der Darstellung der Wuchertheorien. Eine klare festumrissene Bestimmung des Wesens des Wuchers läßt Schmoller jedoch vermissen (S. 198 ff.). Wenn er bei der Darstellung des Zinsverbotes behauptet, bei den Israeliten sei es ursprünglich blos verboten gewesen, von armen Brüdern Zins

zu nehmen, und erst später sei das in einer Zeit relativ hoher wirtschaftlicher Kultur auf alle Volksgenossen ausgedehnt worden (S. 199), so wird das wohl auf einem Irrtum beruhen. Schmoller sucht die Bedeutung des Kampfes der Kirche gegen den Wucher vollauf zu würdigen. Es sei „gründlich falsch, diese ganze Kirchenlehre darzustellen als einen groben Irrtum über das Wesen des Kapitals und des Kredites und als ein vergebliches Ankämpfen gegen die angeblichen Gesetze der Volkswirtschaft. So viel die Kirche dabei theoretisch und praktisch im einzelnen irrte, so wahr bleibt das Wort van Knies, die Aufnahme des Kampfes gehöre zum rühmlichsten, was über die Sinnesrichtung und Absicht von der Kirche des Mittelalters zu rühmen sei. Auch praktisch verfuhr sie nicht so einseitig, wie ihre liberalen Gegner oft meinen" (S. 200). Auch über staatliche Zinsmaxima bricht Schmoller keineswegs voreilig den Stab. Man müsse im Auge behalten, daß diese Ordnung des Kreditrechts einen weitgehenden Schutz der Aermeren gegen ungerechte Bedrücker bot (S. 201). Eingehend verweilt Schmoller bei den verschiedenen Theorien, die zur Begründung des Kapitalzinses aufgestellt worden sind. Ein reiches historisches Material ist in die Darstellung der Kreditorgane und ihre Entwicklung hineinverarbeitet. Daß im frühen Mittelalter die Klöster neben den weltlichen Grundherren als Gläubiger auftraten, ist gewiß; ob sie aber als Geldverleiher eine sonderliche Rolle gespielt haben (S. 218), ist doch fraglich, da bekanntermaßen die mittelalterlichen Grundherrn häufig an Geld starken Mangel litten.

Der Zusammenhang mit dem folgenden Abschnitt: Arbeiterverhältnis, Arbeitsrecht, Arbeitsvertrag und Arbeitslohn scheint ein nur lockerer zu sein, wie überhaupt streng systematische Gliederung in dem Werke etwas vermißt wird.

Nach einer knappen Darlegung der Entwicklung des freien Arbeiterstandes aus Sklaverei und Hörigkeit geht Schmoller auf die Analyse der verschiedenen Elemente des heutigen Arbeiterstandes ein (S. 265). Er erblickt mit Recht auch in der „Masse" der Arbeiter Unterschiede, Differenzierungen nach Einkommen, Alter usw. Er knüpft hieran die beachtenswerte

Mahnung: „Für alle jüngeren Arbeiter von 14—25 Jahren ist oder sollte der Arbeitsvertrag zugleich ein Erziehungsverhältnis sein; zumal für alle weiblichen unverheirateten Arbeiter in diesem Alter sind Schutzmaßregeln für Sittlichkeit und Gesundheit, für familienartige Unterkunft und Pflege nötig, wenn nicht die schlimmsten Folgen eintreten sollen.“ Die Geldlöhnung der Arbeiter und ihre Folgen schildert Schmoller im Vergleich zum Naturallohn doch in einem zu günstigen Licht (267). Der Verfasser verkennt nicht, daß das heutige Arbeitsverhältnis als ein Klassenkampf anzusehen ist; „aber es ist ein Kampf, der doch im ganzen innerhalb der großen Friedensordnung, welche Sitte, Recht und Moral aufgerichtet haben und welche von der Staatsgewalt verteidigt wird, sich vollzieht. Und wenn selbst bürgerliche Nationalökonomen von den Kämpfen um den Arbeitslohn oft versichern, die Macht entscheide allein, so meinen sie damit wohl nicht jede Art der Macht und der Gewalt, sondern mehr nur das jeweilige Uebergewicht der Machtelemente, wie sie innerhalb Moral, Sitte und Recht sich betätigen dürfen“ (S. 269). Die mancherlei Lücken, Unerträglichkeiten, welche der sogen. freie Arbeitsvertrag in sich schließt, hebt Schmoller scharf hervor. Er bezeichnet ihn als ein Eingeständnis, daß man zur Zeit nicht fähig sei, an Stelle der alten Ordnung gleich eine neue zu setzen (S. 271).

Interesse verdient hier vor allem die Untersuchung der tatsächlichen Lohnhöhe (S. 292 ff.), die auf Grund einer Vergleichung der Löhne vom 15. Jahrhundert mit der von heute angestellt wird. Im Anschluß an die englischen Lohntheoretiker werden die sozialistischen Lohntheorien behandelt (S. 302 ff.). Bei Besprechung der mancherlei sozialen Institutionen, die der wirtschaftlichen Hebung des Arbeiterstandes dienen, wird auch der Frage der Armenpflege Beachtung geschenkt. Das Verdienst des Christentums, am wirksamsten die Armenpflege gepredigt zu haben, wird anerkannt (S. 321). Später jedoch sei man hier auf Abwege gekommen. „Man lehrte so eindringlich wie möglich, daß der Christ durch Almosengeben den Himmel erkaufe, aber man hatte keinen Sinn für eine richtige gesellschaftliche Ordnung dieser Tätigkeit.“ Die planlose Armenunterstützung



sei schuld gewesen an der Vermehrung eines arbeitsscheuen Proletariats (S. 322). In dieser Verallgemeinerung liegt jedenfalls eine Uebertreibung, wenn man auch den Fortschritt in der Organisation und Planmäßigkeit der Armenunterstützung zugeben kann.

Einige wichtige Fragen behandelt noch das letzte (vierte) Buch des Bandes. Hier wird eine Untersuchung des volkswirtschaftlichen Lebens im ganzen gepflogen: Die Schwankungen und Krisen der Volkswirtschaft, die Klassenkämpfe, die wirtschaftlichen Beziehungen der Staaten untereinander, die Handelspolitik und endlich die wirtschaftliche und allgemeine Entwicklung der Menschheit und der einzelnen Völker. Schmoller betont hier mit Recht (S. 653), daß „wir uns bei diesen letzten Fragen unserer Wissenschaft am wenigsten auf einem gesicherten Boden befinden".

Wer Schmollers Schüler gewesen, merkt bei der Lektüre, wie das Werk aus der langen Lehrtätigkeit Schmollers herausgewachsen ist. Schon der äußere Erfolg zeigt, daß es von Bedeutung ist. Die Vorliebe Schmollers für langatmige Perioden und eine breitspurige Darstellung macht sich aber besonders in diesem Buch bemerkbar.

Dr. Walter-München.

LXIX.

Ein italienischer Reisebericht aus dem 16. Jahrhundert.[1]

Die einheitliche, gerechte, erfolgreiche Leitung der Geschäfte des österreichischen Instituts für geschichtliche Studien in der ewigen Stadt, verbunden mit der Fertigstellung des vierten Bandes der weltberühmten Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, den die wissenschaftlichen Kreise gegen Ende des Jahres 1905 zu erwarten haben, und der Wahrnehmung der Obliegenheiten einer Professur der Geschichte an der Universität Innsbruck — das sind allein schon Aemter, welche geeignet scheinen, die Schaffenskraft eines Mannes zu lähmen. Hofrat Professor Pastor leistet noch ein Erkleckliches über das hinaus. Bei seinen unermüdlichen Forschungen in den italienischen Archiven und Büchereien seine großen Ziele unverwandten Blickes im Auge behaltend, geht er an kleinen Funden, mögen sie nun unmittelbare Beziehungen zu seinem Hauptthema darbieten oder aber für die deutsche Heimat kulturgeschichtliches Interesse enthalten, keineswegs teilnahmslos vorüber.

---

1) Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. IV. Band 4. Heft: Die Reise des Kardinals Luigi d'Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien, 1517—1518, beschrieben von Antonio de Beatis. Als Beitrag zur Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters veröffentlicht und erläutert von Ludwig Pastor. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1905. 8°. XII u. 186. ℳ 3.50.

In die Reihe solcher Schriftstücke gehört die hier vorliegende „Reise des Kardinals Luigi d'Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien 1517-1518, beschrieben von Antonio de Beatis." Nach ihrer Form steht diese erstmals unternommene Ausgabe ganz auf der Höhe der Kritik der modernen geschichtlichen Forschung. Schon die Mitteilung des italienischen Originals (S. 91—180), welches Pastor in Neapel zu entdecken das Glück hatte, stellt eine manneswürdige Arbeit dar. Zur Ergänzung und Kritik desselben wurden noch zwei andere Handschriften verwertet, in den Fußnoten aber abweichende Lesarten und zahreiche ergänzende Bemerkungen beigefügt.

Dabei ließ der kenntnisreiche Herausgeber es nicht bewenden. Zu lebhaftem Danke müssen sich alle Kenner Italiens und Deutschlands im Zeitalter der Renaissance und der nie tief genug zu beklagenden Glaubensspaltung demselben verbunden erachten, hätte er ihnen nur den italienischen Text des Reiseberichtes vorgelegt. Bedeutend erhöht wird der Genuß dieser umfassenden, aber nicht minder eindringlichen und anschaulichen Schilderungen von Land und Leuten durch die prächtige Einleitung, mit welcher der Herausgeber den Leser zum Genuß des Reiseberichtes befähigt. Sie führt uns in das Rom der Renaissance-Päpste Innocenz VIII., Alexander VI., ferner des Rovere und des ersten Medici, mit ihren Licht- und vielleicht noch dunkleren Schattenseiten, die es auch erklären mögen, daß Luigi d'Aragona, noch nicht fünfundzwanzigjährig, 1496 bereits den Purpur empfing. Uebrigens macht das Bild, welches Pastor auf Grund umfassenden, nicht selten durchaus neuen Quellenmaterials vom Kardinal entwirft, den Eindruck eines seine Standespflichten treu erfüllenden und den Päpsten eifrig ergebenen Kirchenfürsten. Von seinem Benehmen läßt sich wenigstens auf eine allgemeine Sittenverderbnis des damaligen römischen Hofes kein Schluß ziehen. Eine Beteiligung des Kardinals an der Verschwörung des Kardinals Petrucci gegen das Leben Leos X. hat auch Pastor nur wahrscheinlich gemacht, aber nicht erwiesen. In diesem Verhalten des Kardinals wollen manche den Grund seiner Reise nach dem Norden 1517-1518 erblicken.

In geistvoller Weise hat Pastor der Beschreibung der Reise des Kardinals eine 26 Seiten umfassende Würdigung derselben vorausgesandt. Sie fesselt den Leser durch Betonung der großen Lichtseiten des italienischen Berichtes, sowie durch sehr geschickte Vergleichungen mit einer langen Reihe gleichzeitiger teils deutscher, teils fremdländischer Reisebeschreibungen. Hier findet man ein reiches kulturhistorisches Material auf wenigen Seiten zusammengedrängt, auf welches Leser der weitesten Kreise aufmerksam gemacht sein mögen. Dann folgt der Reisebericht selbst in deutscher Uebertragung, und zwar in seinen vornehmlichsten Teilen ganz und wörtlich, sonst frei mit verbindenden Uebergängen. Den Schluß bildet das italienische Original, dessen Sprache noch die Schale der klassischen Sprache Latiums, welcher es entstiegen ist, an sich trägt.

Was den köstlichen Inhalt anlangt, so kann man nur ausrufen: Nimm und lies! Die Reisenden begleitet man in die deutschen Städte mit ihren Kirchen, Domen, Palästen und gemeinnützigen Einrichtungen. Reizvoll erscheinen die Landschaftsbilder des sinnigen Italieners de Beatis, welcher den Kardinal begleitete. Es ist ein urkatholisches Reich, dessen Zustände uns nahetreten. Als Luther seine Thesen an der Schloßkirche von Wittenberg am Vorabend von Allerheiligen 1517 anheftete, neigte sich die Reise des Kardinals, welche im Mai 1517 begonnen, bereits dem Ende entgegen. Und welcher tiefgehende Unterschied zwischen diesem Reisebericht über unser Vaterland und den schmerzerfüllten Berichten päpstlicher Nuntien aus der Mitte und dem Ende des 16. Jahrhunderts über die nämlichen Gegenden, wo damals infolge der Stürme der Glaubensspaltung starrende Ruinenfelder zu erblicken waren!

Das Verzeichnis der Literatur und des Inhalts, nebst einem sorgfältigen Register verdienen ebenfalls Anerkennung. Die gehaltvolle Schrift ist dem Prinzen Franz von und zu Liechtenstein gewidmet.

Aachen. A. Bellesheim.

LXX.

Augustinus und Thomas von Aquin.

Jeder Denker ist ein Kind seiner Zeit und jeder steht auf den Schultern seiner Vorgänger. Daher kann die selbsteigene Leistung eines Philosophen nur dann richtig bestimmt und gewürdigt werden, wenn in seinem System ausgeschieden ist, was und wieviel er andern Denkern vor und neben ihm verdankt. Diese Art der philosophiegeschichtlichen Betrachtung für die Philosophen der neueren und neuesten Zeit bis ins Detail durchgeführt, hat bisher nur für die Logik in Prantls monumentaler „Geschichte der Logik" und für die Psychologie in Siebecks „Geschichte der Psychologie" in größerem Maßstabe Anwendung gefunden. Dagegen fehlt es noch bei vielen Denkern des Mittelalters an dem Nachweis der Abhängigkeit von ihren Vorgängern. Besonders gilt das auch für den heil. Thomas von Aquin. Es ist daher zu begrüßen, daß Herr v. Hertling das Verhältnis des hl. Thomas zu einem Denker näher beleuchtet, dem die Scholastik überhaupt und auch Thomas von Aquin ganz besonders viel zu verdanken hat. Es ist das der hl. Augustinus. In der Abhandlung: Augustinuszitate bei Thomas von Aquin[1]) prüft Herr v. Hertling die Verwertung der Augustinuszitate durch Thomas von Aquin und läßt damit ein scharfes Licht auf die Arbeitsweise des mittelalterlichen Gelehrten und das allmähliche Heranwachsen der Jahrhunderte lang herrschenden Schuldoktrin fallen. Herr v. Hertling unterscheidet zwei Gruppen von Zitaten.

---

1) Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der philosoph.-philolog. und der histor. Klasse der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften München 1904, S. 535–602.

Der ersten gehören die konventionellen oder dekorativen Zitate an. Es sind diejenigen, welche sich aus den Anforderungen der ... scholastischen Methode und der Form des Lehrvortrags ergeben. Da die theologische Summe für die von Thomas selbst vertretene Ansicht fast immer nur eine einzige Autorität beibringt ... so gehören die in Rede stehenden Augustinuszitate der Mehrzahl nach den Objektionen an. Sie scheinen nein zu sagen, wenn die an die Spitze gestellte Frage ein Ja verlangt, und ja, wenn das Umgekehrte der Fall ist. Das einzelne Zitat muß für sich selbst sprechen, der Zusammenhang, in den es hineingehört, bleibt zunächst außer Betracht und wird auch späterhin nur hie und da berücksichtigt. Vielmehr geschieht die Lösung der Schwierigkeit fast immer auf dialektischem Wege, durch Distinktion. Es wird unterschieden zwischen den verschiedenen Bedeutungen, in denen ein Ausdruck gebraucht wird oder den verschiedenen Gesichtspunkten, unter denen die Erörterung eines Problems erfolgen kann, so daß je nachdem die Antwort verschieden ausfällt und trotzdem ein Widerspruch nicht vorliegt". Dafür werden Beispiele angeführt. Zur Charakteristik dieser Zitate wird bemerkt: „Von einer wirklichen Auseinandersetzung mit Augustinus ist nicht die Rede, sie liegt gar nicht in der Absicht; es sind konventionelle Zitate, und die Erörterung bleibt überall an der Oberfläche. Man kann auch nicht sagen, die Auflösung des Gegensatzes tue ihnen Gewalt an. Der Sinn wird nicht verändert, aber so, wie sie dastehen, erhalten sie die Etikette aufgedrückt, die sie als verträglich mit den Lehrsätzen der Schule erscheinen läßt."

Der zweiten Gruppe gehören die Stellen an, an denen sich aus der Verwertung der Zitate die inhaltliche Beeinflussung des mittelalterlichen Denkens und Wissens durch den afrikanischen Kirchenvater ermessen läßt. Diese Gruppe zeigt wieder zwei Arten von Zitaten. Die eine Art gehört mit verschwindenden Ausnahmen sämtlich dem großen Werke „De civitate Dei" an, das, wie dem Mittelalter überhaupt, so auch Thomas von Aquin als Quelle für seine antiquarischen und philosophiegeschichtlichen Kenntnisse dient. Die andere Art von Zitaten ist wichtiger; „sie läßt erkennen, in welchem Umfange die eigenen Gedanken Augustinus zu festen Bestandstücken der

christlichen Spekulation geworden waren. In mehr als 40 Artikeln der theologischen Summe, in welcher Fragen erörtert werden, die in das philosophische Gebiet einschlagen, heißt es nach der Aufzählung der üblichen Objektionen: sed contra est quod dicit Augustinus, und bildet ein Ausspruch von ihm die Hauptautorität, welche für die nachfolgende Auseinandersetzung maßgebend ist. Dazu sind dann noch weiter die zahlreichen Stellen zu rechnen, an welchen Augustin zur nachträglichen Bestätigung der entwickelten Lehrmeinung herangezogen wird." Eine Betrachtung der vielen angezogenen Beispiele ergibt das Resultat: „Die Augustinuscitate werden umgedeutet durch stillschweigende Assimilierung, durch leise Korrektur oder auch durch völlig gewaltsame Interpretation." Hertling urteilt mit Recht: „Vor einer historisch-kritischen Betrachtungsweise hält das Verfahren nicht Stand. . . . Das Wort, daß man Augustin verstehen müsse, wie Thomas ihn interpretiere, hat einen verständlichen Sinn, wenn es besagen soll, daß in dieser Ausdeutung die Sätze des großen Kirchenvaters zu bleibenden Bestandteilen der traditionellen Schuldoktrin geworden sind; als methodischer Grundsatz, um zum Verständnis seiner ursprünglichen Meinung zu gelangen, konnte es selbstverständlich niemals gelten wollen."

Die ergebnisreiche Abhandlung Hertlings, dessen eingehende Vertrautheit mit Augustin und Thomas auf jeder Seite in die Augen springt, rückt den hl. Thomas von Aquin in ein neues Licht. Sie ist zwar nur ein Anfang zur entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung der Philosophie des Thomas von Aquin, aber vielleicht geeignet, da, wo man objektiv urteilen will, an die Stelle einer panegyrischen Auffassung des Thomas von Aquin eine kritische treten zu lassen. Dadurch bekäme die Abhandlung, die ja als Beitrag zur Philosophiegeschichte bleibenden Wert besitzt, auch indirekt eine Bedeutung für die moderne Gedankenbewegung.

Würzburg. Remigius Stölzle.

LXXI.

Der Franziskaner Nikolaus Wiggers (Vigerius).

Ein Lebensbild aus der Zeit der kirchlichen Restauration.

Am 2. November 1565 hatten in den Niederlanden katholische und protestantische Adelige im Kampfe um ihre Privilegien zum Widerstand gegen die spanische Herrschaft sich vereinigt; aber schon von Anfang an war diese Bewegung nicht eine rein politische; Anhänger Luthers und Calvins, bis jetzt immer noch zurückgedrängt, nützten sie für ihre Zwecke aus, schürten das Feuer der Empörung, so daß sie in jenen blutigen Religionskrieg ausartete, dessen traurige Folgen heute noch fortdauern. Sofort beriefen sie calvinische Prediger und offen verkündigten sie das neue Evangelium und die „Freiheit".

Einer der ersten war der Korbmacher Johann Arends aus Alkmaar; am Sonntag den 21. Juli 1566 predigte er zum erstenmale in Overveen bei Haarlem; er hetzte das gegen die fremde Regierung erbitterte Volk zum Kampfe auf gegen Staat und Kirche und gab den Anstoß zu der berüchtigten Bilderstürmerei.[1]) Zunächst eilte man nach dem nahe gelegenen Haarlem, um die herrliche St. Bavokirche mit ihren zahlreichen Altären zu zerstören. Schon war eine Kanone gegen ihren zierlichen Turm gerichtet. Da ermannte sich ein eifriger Katholik,

---

1) Bijdragen van Haarlem I 7; Koning, C. de, Tafereel der stad Haarlem II 60.

Nikolaus Wiggers; er rief wackere Männer zusammen und zog bewaffnet der wütenden Rotte entgegen. Sein entschlossenes Auftreten, seine drohende Miene brachte sie zum Weichen und rettete so Haarlem von der Bilderstürmerei. Dieser Mann war der Vater unseres Franziskaners, und wie er so mannhaft das Gotteshaus schützte, so verteidigte sein Sohn unter den größten Schwierigkeiten die heilige Kirche und den heiligen Glauben und „es ist unbeschreiblich, was dieser Mann Gottes — als Weltpriester und als Mitglied der kölnischen Franziskanerprovinz — für die Missionen in Holland, Friesland und in den nördlichen Ländern getan und gewirkt hat“.[1]) „Hunger und Durst, Kälte und Hitze, äußerste Not und Verachtung, Spott und Hohn, Drohungen und Schläge konnten in seinem Herzen die Nächstenliebe nicht auslöschen, den Eifer für Erhaltung und Verbreitung des Glaubens nicht ersticken“.[2])

Wenn im folgenden der Versuch gemacht wird, sein Lebensbild in knappen Umrissen zu entwerfen, so geschieht es nicht sowohl in der Absicht, ihn als heiligmäßigen Priester und Ordensmann zu zeichnen, als vielmehr seine Verdienste um die kirchliche Restauration hervorzuheben und einen neuen Beweis dafür zu liefern, daß auch in jenen traurigen Zeiten gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die heilige Kirche in ihrer ewigen Jugendkraft herrliche Blüten und Früchte hervorgebracht hat.

Nikolaus Wiggers Dousebant,[3]) oder wie er gewöhnlich heißt, Nikolaus Vigers oder Vigerius wurde 1555 zu Haarlem

---

1) Gaudentius, Der Protestantismus und die Franziskaner. Bozen 1882. 26.

2) Hueber F. Menologium. Monachii 1698. 364.

3) Die Hauptquelle für die vorliegende Arbeit ist „Vita Adm. Reverendi P. Nicolai Vigerii Ordinis Minoris Strictioris Observantiae, Provinciae quondam tertium Ministri meritissimi, historice descripta. Coloniae Agrippinae. 1646.“ Der Verfasser ist der Geschichtsschreiber der Kölnischen Franziskaner-

in Nordholland geboren. Seine Eltern wohnten „op de Bakenessergracht“; sie gehörten den ersten Familien der Stadt an und besaßen ein nicht geringes Vermögen. Wie der Vater war auch die Mutter Johanna kindlich fromm, und sie vor allem übte einen großen Einfluß auf den talentvollen Knaben aus, da der Vater bald nach seiner mannhaften Tat starb. Ihr Tagewerk teilte sie ein in Arbeit, Gebet und Uebung der Nächstenliebe. Aber sie hatte für ihren Glauben auch Opfer zu bringen; als im Jahre 1572 die Häretiker über das ganze Land sich ausbreiteten und die Katholiken belästigten und verfolgten, wo sie nur konnten, hatte auch die alleinstehende Frau viel zu dulden, besonders als das von den Protestanten besetzte Haarlem von Friedrich, dem Sohne Albas, belagert wurde. Hungersnot mit all dem Gefolge von Krankheiten wütete in der Stadt; man aß Ratten und Hunde, um nur das Leben zu fristen; wie wollte da die Frau die bei ihr im Quartier liegenden Soldaten befriedigen? Ihr Haus, bis jetzt ein Ort des Gebetes,

---

provinz Jakob Polius, der von Vigerius in den Orden aufgenommen worden war und mehrere Jahre mit ihm zusammenlebte; darum konnte er in der Vorrede schreiben: „Dominum, qui secreta cordium rimatur, testem habeo, me nihil in eius Patris laudem conglomerasse, nisi quod aut ipse et vidi et audivi aut ab ore eiusdem hausi; in reliquis famae rerum stare nolui, nisi probatorum testimonia concurrent“. Ferner wurden benutzt mehrere Aufsätze in den „Bijdragen voor de geschiedenis van het bisdom Haarlem“ und in dem „Archief voor de geschiedenis van het aartsbisdom Utrecht“, die besonders Vigers Tätigkeit als Weltpriester in den Niederlanden berücksichtigen. Von ungedruckten Quellen standen zu Gebote Urkunden des Kölner Nuntius und Erzbischofs zum Teil in Original, zum Teil in Abschrift, ferner Materialsammlungen des oben erwähnten Polius mit Ergänzungen und Verbesserungen seines Amtsnachfolgers, des Adam Bürvenich, in den Provinzannalen, sodann wertvolle etwa 1645 niedergeschriebene Nachrichten in der Chronik des Olivenklosters zu Köln.

entweihten die rohen Gesellen durch gräßliche Flüche; sie scheuten sich nicht, sie zu mißhandeln um ihres katholischen Glaubens willen, war es doch dasselbe Jahr, wo nicht gar weit davon, in Gorkum, die neunzehn Priester gemartert wurden. In ihrer Wut schlugen sie ihr einmal einen Arm entzwei; aber „sie ertrug alles in Geduld und hoffte auf den Herrn".[1])

Diese Szenen im Hause, die harten Bedrückungen der Katholiken im ganzen Lande machten auf des jungen Nikolaus Herz einen unauslöschlichen Eindruck und brachten in ihm den Entschluß zur Reife, Priester zu werden, um den armen bedrängten Glaubensgenossen Vater und Tröster sein zu können. Schon als Kind spielte er gern „Priester", er baute gern Altärchen und hatte große Freude an Heiligenbildchen und Kreuzchen. Gern betete er in den Kirchen, und bei der hl. Messe dienen zu dürfen, war für ihn das größte Glück; wenn er aber an den liturgischen Gesängen beim Gottesdienst sich beteiligen konnte, vergaß er alles, was um ihn her vorging; wir wissen noch, wie er einmal an einem Palmsonntag bei der Prozession mit inniger Andacht und zur großen Erbauung des Volkes das „Gloria, laus et honor" sang. Ein Lieblingsplätzchen war für ihn die nicht weit von seinem elterlichen Hause gelegene Kirche der Observanten, welche seit 1455 in Haarlem eine Niederlassung hatten. Mit um so tieferem Schmerze mußte er darum sehen, wie auch sie der allgemeinen Wut zum Opfer fielen und ihr Kloster verlassen mußten. Doch hatte er noch die eine Genugtuung, dem Guardian Heinrich Regius durch Beschaffung von weltlichen Kleidern zur Flucht behilflich sein zu können.[2])

Auch sonst machte es ihm Freude, anderen einen Liebesdienst erweisen zu können, und es war ein Vergnügen für ihn, seiner Mutter in der Unterstützung von Armen zu

1) Polius, 6 ff.

2) Bijdragen van Haarlem III (1875) 88.

helfen. Oft sparte er sein Taschengeld, um es bei der ersten Gelegenheit einem Dürftigen zu geben. Dabei hatte er ein feines Gefühl für Anstand und duldete es nicht, daß in seiner Gegenwart ein unpassendes Wort gesprochen wurde; „durch sein ganzes Benehmen wurde er ein lebendiges Beispiel für seine Freunde", sagt von ihm sein Zeitgenosse, der Haarlemer Patrizier Arnold van Veen.[1])

Den ersten Unterricht erhielt der junge Wiggers an der schon seit Jahrhunderten bestehenden Lateinschule seiner Vaterstadt, und wie sich aus seinem späteren Leben schließen läßt, mit gutem Erfolg. Im Alter von 17 oder 18 Jahren bezog er die Universität Löwen und wohnte vermutlich in dem päpstlichen Kolleg Hadrians VI. Trotz seiner schwächlichen Gesundheit widmete er sich mit großem Eifer dem Studium, vergaß aber auch nicht die Uebungen der Frömmigkeit, so daß ihn seine Lehrer oft ermahnten, sich mehr zu schonen. Nachdem er Magister der Philosophie und der freien Künste geworden war, wandte er sich ganz der Theologie zu. Er hatte eine besondere Vorliebe für die Mystik; so studierte er die Werke des Dionysius Areopagita, des Franziskaners Heinrich Hary, des Johannes Ruysbroek und des Heinrich Suso, und zwar las er sie mit solcher Gründlichkeit, daß er noch in späteren Tagen oft im Gespräche ihre Ausdrücke und Redewendungen gebrauchte und in Predigten lange Stellen daraus verwertete. Er erwarb sich den Grad eines Lizentiaten der Theologie und wurde in Löwen von dem Bischof Laurentius Wets von Herzogenbusch, wahrscheinlich am 5. April 1579, zum Priester geweiht.[2])

Seine gute Mutter hatte die Freude nicht mehr erlebt, ihn als Priester am Altare zu sehen. Nach ihrem Tode wurde ihm als dem ältesten Sohn die Sorge für das elterliche Haus übertragen; er überließ dies aber, wie es

1) Polius 14.

2) Vergl. Van Heel in Bijdragen van Haarlem XXVII (1902) 90.



scheint, den Geschwistern, einem Bruder und drei Schwestern; später kam er sehr oft nach Haarlem, um sich dort von seinem mühsamen Missionsreisen zu erholen. Das ihm zugefallene große Vermögen verwendete er ganz im Sinne seiner Eltern. Zunächst stattete er, wie sein Namenspatron, der heilige Bischof Nikolaus drei arme Mädchen aus; dann stiftete er an dem päpstlichen Kolleg in Löwen ein Stipendium, aber nicht ein eigenes Kolleg, wie manche Schriftsteller meinen.[1]) Selbstverständlich unterstützte er auch verfolgte katholische Familien, und noch vor seiner Weihe fand er dazu reichliche Gelegenheit. Sein Seeleneifer trieb ihn nemlich schon damals an, die Provinzen Holland, Seeland und Friesland zu durchwandern, um die zerstreuten Katholiken zu trösten und in ihrem Glauben zu stärken, und gewiß war es an manchen Orten sehr notwendig; denn viele sahen kaum einmal im Jahr einen Priester, und dabei standen sie mitten in den größten Gefahren. Er unterrichtete sie in den Glaubenslehren und in ihren Pflichten und sorgte auch mit freigebiger Hand für die leiblichen Bedürfnisse.[2])

Dieser Feuereifer trieb ihn aber noch weiter, hinaus über die Grenzen seines Vaterlandes, nach Schweden. Dort hatte durch die Vermählung des Königs Johann II. (1568–1592) mit einer polnischen Prinzessin die katholische Religion Eingang am Hofe gefunden. Der Verkehr mit katholischen Priestern milderte manche schroffe Gegensätze, die bis dahin vorhanden waren, und brachte den König der Kirche immer näher. Diese Stimmung benutzte der Jesuitenpater Lorenz Nicolai (Polius nennt ihn Nortmannus). Er war von Löwen gekommen und hatte auf der Durchreise nach seiner litauischen Heimat in Stockholm Halt gemacht; er verstand es, den König für sich zu gewinnen, so daß er ihm eine

---

1) Vergl. Analectes pour servir à l'histoire ecclésiastique de Belgique XVIII. 107.

2) Polius 20.

Professur der Beredsamkeit anbot. Sofort begann er auch, den Boden für die katholische Religion zu bereiten; aber es fehlte ihm an Mitarbeitern und darum wandte er sich an sein Kloster in Löwen. Er bat jedoch nicht um Mitglieder der Gesellschaft Jesu, sondern um andere gelehrte Männer. Aber da die Uebernahme einer solchen Aufgabe große Opfer verlangte, waren die Bemühungen, geeignete Leute ausfindig zu machen, lange vergebens. Endlich wandte man sich an Wiggers. Man hatte seinen Eifer schon vor einiger Zeit im Jesuitenkloster kennen gelernt; denn während der schlimmsten Verfolgung brachte er öfter wichtige Nachrichten für sie von Löwen in das Antwerpener Kloster, bisweilen unter eigener Lebensgefahr. Auch jetzt erklärte er sich trotz seiner Jugend und seiner schwächlichen Gesundheit bereit, die mühevolle Reise zu unternehmen, da er glaubte, in diesem Anerbieten den Ruf Gottes zu vernehmen. Bald waren seine Vorbereitungen getroffen, und nach einer glücklichen Fahrt wurde er von P. Nicolai mit offenen Armen empfangen. Gemeinsam begaben sie sich nun an die Arbeit; durch ihre Wissenschaft verschafften sie sich Ansehen in den höchsten Kreisen und zerstörten viele Vorurteile. Es fanden auch bald einige Bekehrungen statt und die Aussichten für die Zukunft waren recht günstig. Doch fehlte es ihnen noch an den notwendigsten Büchern und geeigneten Mitarbeitern. Um beides zu erlangen, reiste Wiggers nach Holland zurück, und wie es scheint, hatte er auch bald gefunden, was er wünschte; denn nach kurzer Zeit schiffte er sich wieder ein. Allein er sollte Schweden nicht mehr sehen. Falsche Nachrichten über den Tod des Königs und des P. Nicolai waren ihm zu Ohren gekommen; es wurde ihm gemeldet, ein wilder Sturm habe sich gegen die katholische Kirche erhoben und alle frohen Aussichten auf eine reiche Ernte vernichtet. Er fuhr darum wieder zurück und stellte seine Kräfte in den Dienst seiner verlassenen Landsleute. Tatsächlich lebten aber die beiden Totgesagten noch; der König jedoch hatte sich

durch einen Aufruhr wieder gegen die Katholiken umstimmen lassen, und P. Nicolai war unter dem Druck der Verhältnisse nach seiner Heimat abgereist.[1]) Wiggers konnte auch in den Niederlanden seinen Seeleneifer betätigen; auch hier war die Ernte groß, aber der Arbeiter nur wenig. Freilich waren in den Städten viele Priester, an manchen Orten 20 bis 30, in Haarlem selbst mehr als 100. Dies waren aber meistens, wie der um das kirchliche Leben Hollands sehr verdiente Kanonikus Adalbert Eggius klagte, gelehrte Theologen, die irgend einen Grad auf einer Universität, gewöhnlich in Köln, erlangt hatten und nicht Priester geworden waren, um auf dem Lande im Weinberg des Herrn zu arbeiten. Taten sie es aber doch, dann waren sie für das schlichte Landvolk zu hoch und verstanden es nicht, sich aus ihrer gelehrten Höhe zu diesen einfältigen, aber tiefgläubigen Menschen herabzulassen. Noch ein anderer Grund mag wohl manche Priester in den Städten zurückgehalten haben. Die Reformation hatte ja reißende Fortschritte gemacht; zugleich loderte besonders in den nördlichen Provinzen der Haß gegen die spanische Herrschaft mächtig empor, und Priester, welche das Volk zur Treue mahnten gegen das angestammte Herrscherhaus, waren Vaterlandsverräter, Verräter an der guten Sache. Es gehörte darum viel Mut dazu, sich allein als Priester in die von fanatischen Reformierten besetzten Gegenden zu wagen und zu retten, was noch zu retten war; es gehörte dazu, wie Eggius sagt, viel Opfersinn; es waren Männer notwendig, die nicht nach den Einkünften fragten, sondern aus tiefstem Herzensgrunde immer wiederholten: „Was willst du, Herr, daß ich tun soll?“ [2])

Um solche Priester nach dem Herzen Gottes heranzubilden, gründete Wiggers bald nach seiner Priesterweihe

---

1) Polius 17 ff.; Van Heel, a. a. O. 82—85.

2) Vgl. Van Heel, a. a. O. 87.



das Seminarium Hollandicum, das holländische Kolleg, in Köln. Auf eigene Kosten ließ er das in der Nähe der Laurentiuspfarrkirche gelegene Haus „zur Steffen“ dafür einrichten. Dann suchte er gutgesittete Jünglinge, welche Beruf zum Priesterstande in sich fühlten, schickte sie nach Köln und sorgte für ihren Unterhalt und ihre Studien an der Universität. Sie sollten zu Missionaren für die in den nördlichen Provinzen zerstreut lebenden Katholiken ausgebildet werden, und darum wurde die Stiftung auch unter den Schutz der beiden heiligen holländischen Apostel Bonifatius und Willibrordus gestellt und die Hauskapelle zu ihrer Ehre geweiht. Die Leitung übertrug er zwei erfahrenen Männern, sogenannten Pädagogen, dem Martin Toninkx und Kornelius Arentz, welche die ihnen anvertrauten Studenten zur „geleertheyt ende Godsvruchticheyt“ erzogen.[1] Er selbst war in den ersten Jahren auch fast beständig in Köln, teils lernend an der Universität, teils lehrend an seinem Seminar, sowie durch Abfassung von Schriften für seine Landsleute tätig. „Um auch während seiner Abwesenheit diesen zu nützen“, erzählt Polius, „und auf dem Wege des Heils zu stärken, ließ er eine ‚Katholische Glaubenslehre‘ drucken, schrieb er eine kurze ‚Ketzergeschichte‘ und übersetzte die Werke des Johannes Climacus und des Johannes Tauler ins Niederdeutsche; denn er strebte stets darnach, die kostbare Zeit nicht mit wertlosen Dingen zu vergeuden.“[2])

Unterbrochen wurde diese Tätigkeit 1581 infolge eines für ihn sehr ehrenvollen Auftrages. Er war nämlich in Köln mit dem schottischen Franziskaner Johannes Haye, der nach Vertreibung der Ordensleute aus seiner Heimat in die Kölnische Ordensprovinz aufgenommen worden war, bekannt

1) Bianco, Franz J. v., Die alte Universität Köln. Köln 1855, 362; Epistolae Missionariorum, Quaracchi 1888, 54.

2) Dirks, S., Histoire littéraire et bibliographique des Frères Mineures en Belgique et dans les Pays-Bas, Anvers (1885) 164; vgl. Van Heel, a. a. O. 91².

geworden. Als nun Papst Gregor XIII. diesen ausgezeichneten Ordensmann am 11. März 1581 zum apostolischen Kommissär für die Erzdiözesen Köln und Mainz und die angrenzenden Länder ernannt hatte,[1] übertrug er seinerseits dem jungen Wiggers, dessen echt katholisches Herz er kennen gelernt hatte, die Visitationen der niederländischen Frauenklöster, insbesondere der Klarissen und der Tertiarinnen des hl. Franziskus. Es war eine wichtige und schwierige Aufgabe, weil die Reformation große Fortschritte machte und auch in den Klöstern festen Fuß faßte. Doch Wiggers war nicht der Mann, der sich durch Schwierigkeiten vom Guten abhalten ließ; mit Mut und Gottvertrauen trat er die Reise an. Zunächst wandte er seine Aufmerksamkeit den noch bestehenden Klöstern zu. In Wameln traf er die Klarissen in einem sehr elenden Zustande; sie hatten keinen geistlichen Führer mehr und fanden nirgends Unterstützung in ihren leiblichen Bedürfnissen; sie waren verzagt und mutlos, und wie sollten sie da den Kampf aufnehmen gegen die Lockungen der Neuerer? Wiggers richtete sie wieder auf, und wie überall, wo er Not sah, gab er auch hier mit vollen Händen. Auch in den Klöstern von Rhenen, Arnheim, Wageningen und andern Orten warnte, ermunterte, tröstete er; er führte das gemeinschaftliche Leben wieder ein und belehrte über die Pflichten des Ordensstandes. Sodann suchte er die aus den Klöstern vertriebenen Ordensfrauen auf, stärkte sie in ihrem Glauben, unterstützte, wo es notwendig war, und führte viele wieder zum Ordensleben zurück; er ermahnte sie, wie auch die Beginen in Geldern, das freie Leben aufzugeben, mehr nach klösterlicher Vollkommenheit und Heiligung zu streben. Er war immer darauf bedacht, diese Seelen zur Ehre Gottes, zu höherer Tugend anzuleiten, und er scheute

---

1) „Cum sicut accepimus", 1581 März 11, bei Wadding, Annales Fratrum Minorum [2] XXI 531.

keine Mühe, weder bei Tag noch bei Nacht, um sein Ziel zu erreichen.[1])

Auf diesen Wanderungen hatte er den traurigen Zustand seiner Heimat in religiöser Beziehung kennen gelernt; er konnte nicht mehr müßiger Zuschauer bleiben. So bald als möglich übergab er die Oberleitung des holländischen Kollegs seinen vertrauten Freunden Sesbold Vosmer und Arnold Eggius und verließ Köln, um 20 Jahre lang ein unstetes Wanderleben zu führen; er nahm keine feste Pfarrstelle an, sondern reiste als Wanderapostel von einem Orte zum andern, um den zerstreuten Katholiken das Wort Gottes zu verkünden und die heiligen Sakramente zu spenden, und zwar unter namenlosen Schwierigkeiten. Im Jahre 1579 hatten sich die meisten nördlichen Provinzen durch die Utrechter Union von der spanischen Herrschaft und damit zugleich von der katholischen Religion losgesagt. Im 13. Artikel dieser Uebereinkunft heißt es nämlich ausdrücklich, daß kein anderer öffentlicher Gottesdienst gestattet werde als der reformierte; am 4. April erklärte man die Ausübung der katholischen Religion als Ruhestörung und am 20. Dezember desselben Jahres verbot man die Versammlungen zu religiösen Zwecken auch in Privathäusern. So war in kurzer Zeit die katholische Kirche in ganz Nordholland unterdrückt; die Güter der schon 1578 vertriebenen Ordensleute wurden eingezogen, und nur der konnte im Staate eine Stellung erlangen, „der Gottes Sache zugetan war".[2]) Deshalb war es auch nach dem Tode des Erzbischofs von Utrecht 1580 nicht möglich, den verwaisten Stuhl neu zu besetzen, und darum sah sich der Papst Gregor XIII. genötigt, 1583 den schon erwähnten Vosmer zum apostolischen Vikar zu ernennen. Dieser konnte nicht daran denken, seinen beständigen Aufenthalt in der

1) Polius 36 ff.; vgl. Van Heel, a. a. O. 92.

2) Vos, G. J., Geschiedenis de Vaterlandsche Kerk. Dordrecht, [2]1888, 87; Van Heel, a. a. O. 101.

Bischofstadt zu nehmen; er hatte dazu vielmehr Köln erwählt. Allein meistens war er wie Wiggers, Eggius und einige andere auf Missionsreisen, um mit ihnen für die hl. Kirche zu arbeiten und zu leiden. Während aber Vosmer und Eggius gewöhnlich in den Städten blieben, zog Wiggers auf das flache Land.[1]) Haarlem bildete den Ausgangspunkt für seine Reisen, und dorthin kehrte er zurück, um neue Kräfte zu sammeln zu neuen Kämpfen. Die Provinzen Nordholland und Friesland waren sein Schlachtfeld, die Umgegend von Gorkum, Dordrecht, Rotterdam, Leyden, Delft, Haag, Harlingen, Alkmeer, Horn, Middelburg und die weit ausgedehnten, spärlich bewohnten Landstriche Frieslands sein Missionsgebiet.

Um hiezu die Gnade von Gott zu erlangen, betete er Tag und Nacht, übte er die strengste Buße und Abtötung. Er trug beständig ein Bußhemd, versagte sich alle Bequemlichkeit; er war mit einem einzigen Kleide zufrieden, lebte meistens nur von Almosen und berührte jahrelang kein Geld für seinen eigenen Gebrauch. Dabei nahm er Beschwerden, Verfolgungen, Spott und Hohn gerne und freudig aus der Hand Gottes an; mit der Kraft von oben ausgerüstet, ließ er sich durch keinen Widerstand oder Widerspruch und durch keine Hindernisse niederdrücken. Und doch, wie groß und wie mannigfaltig waren sie! Zu hundert Listen mußte er seine Zuflucht nehmen, und oft entging er fast nur durch ein Wunder sicherem Tod.

Von seinen zahlreichen Reisen, die er immer wieder unter neuen Gefahren und Mühseligkeiten machte, und die reiche Früchte trugen, erzählt Polius mehrere interessante Einzelnheiten, die den seeleneifrigen Mann in seinem Kämpfen und Ringen zeigen. Eines Tages wurde er in Amsterdam an Stelle seines Freundes Eggius, in dessen Wohnung er sich gerade befand, gefangen genommen. Drei Wochen lang

---

1) Polius, 24—53.

bemühten sich die Häretiker, ihn zum Abfall zu bewegen; er aber blieb fest wie eine Säule. Wie der hl. Paulus schrieb er im Gefängnis mehrere apostolische Briefe voll des heiligen Geistes und der Liebe zu Gott an seine Herde, um sie zur Standhaftigkeit zu ermuntern, „und sie werden jetzt noch sorgfältig aufbewahrt und oft mit immer neuer Rührung gelesen". Er erhielt durch Vermittlung eines Schöffen, noch mehr aber durch ein großes Lösegeld seine Freiheit wieder.

Bei einer andern Gelegenheit hatten katholische Landleute eine von den Geusen geschlossene Kirche mit Gewalt geöffnet, um während der Nacht darin der heiligen Messe beiwohnen zu können. Während Wiggers hinter dem in der Eile errichteten Altar Beichten hörte, predigte sein Genosse Copal das Wort Gottes. Da erschien plötzlich ein Polizist. Copal schlug sofort den unteren Teil seines langen Rockes, wie es die Frauen zu tun pflegten, über den Kopf und ging mit dem Rosenkranz in der Hand zwischen einigen Frauen unbemerkt aus der Kirche. Brummend entfernte sich auch der Polizist, indem er dem Rosenkranz der Frauen eine geheime Zauberkraft zuschrieb. Wiggers blieb ganz unbehelligt, und als die Leute nach einiger Zeit zurückgekehrt waren, feierte er das heilige Meßopfer.

Auch sonst hielt Gott seine Vaterhand schützend über ihn, daß er nicht in die Gewalt der Feinde fiel. So hatte man ihn bei Enkhuizen einmal sehr in die Enge getrieben; nur mit Mühe und Not flüchtete er sich auf einen Kahn; kaum war er vom Ufer abgestoßen, als auch schon seine Verfolger erschienen, aber ihn nicht mehr erreichten. Ein anderes Mal hielt er nachts auf freiem Felde Gottesdienst. Zahlreiche Menschen waren zugegen und hatten Lichter bei sich; man sang mit lauter Stimme die alten Kirchenlieder. Am nächsten Tage ging Wiggers nach dem Städtchen Horn, um sich dort einzuschiffen. Die Schiffer schliefen jedoch noch; als sie endlich wach wurden, erzählten sie, sie hätten in der



letzten Nacht einen papistischen Priester suchen müssen, und Wiggers erkannte aus ihren Gesprächen, daß sie ganz in seiner Nähe gewesen, ohne etwas von dem Lichte zu sehen, oder von dem Gesange zu hören. Sie zeigten ihm auch ein Bündel Stricke, womit er und seine Genossen hätten gebunden werden sollen. Er setzte sich daneben in das Schiff, und jene willfahrten seinem Wunsche, ohne eine Ahnung zu haben, daß der Gesuchte in ihrer Gewalt war.

Als er eines Tages in Leeuwarden in einem Hause am Fischmarkt predigte, wurde er durch Soldaten überrascht, konnte sich aber noch unter eine Bettstelle retten. Der Nachbar, ein Wiedertäufer, hatte Mitleid mit ihm, machte ein Loch in die Mauer, so daß Wiggers in sein Haus schlüpfen konnte. Dort beherbergte er ihn mehrere Wochen, bis sich Alles beruhigt hatte. Dann wagte er sich als ein vornehmer Mann verkleidet mit dem Degen an der Seite auf die Straße. Man begrüßte ihn ehrfurchtsvoll und öffnete ihm bereitwillig das Stadttor. In seiner Vaterstadt Haarlem dagegen hatte er nicht so viel Glück. Dort lockte ihn ein arglistiges Weib unter dem Vorwand, sie wolle beichten, in ihr Haus und überlieferte ihn den Reformierten. Sie verlangten für seine Freilassung 2800 Gulden; schließlich war man mit 600 zufrieden. Seine Bekannten brachten das Geld bald zusammen; er aber wurde aus der Stadt verwiesen und von Bewaffneten vor das Tor geführt. Manche waren mit dieser milden Behandlung nicht einverstanden; so äußerte ein Mitglied der Generalstaaten zu einem Verwandten Wiggers: „Wenn ich Deinen Vetter erwische, lasse ich ihm den Kopf abschlagen, wenn man mir auch einen Scheffel Gold anböte". Allgemein war man zur Ansicht gekommen, man könne der katholischen Kirche in den Niederlanden keinen härteren Schlag versetzen als durch Beseitigung dieses Mannes. Er aber ließ den Mut nicht sinken. Als Sackträger oder als Bauer verkleidet, durchzog er von neuem Friesland. Diese Provinz lag ihm besonders am

Herzen; es herrschte hier eine grenzenlose Unwissenheit und Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, viele wußten weder vom katholischen noch von einem andern Glauben etwas, ja kannten nicht einmal Gott. Erwachsene Kinder katholischer Eltern waren noch nicht getauft und viele Ehen nicht kirchlich geschlossen. Da eilte er von einem Ort zum andern, machte die Nacht zum Tage und täuschte durch seine Wachsamkeit die Häscher. Mehrere Wochen hielt er sich bei einem alten treuen Küster verborgen; dort las er die heilige Messe, taufte, unterrichtete die weither geeilten armen Katholiken. Sesbold nannte ihn darum den Apostel Frieslands, einen zweiten Bonifatius, und wenn die Friesen nur seinen Namen hörten, sagten sie oft unter Tränen: „Das ist unser Vater, der uns den rechten Weg gezeigt, der uns für Gott wiedergeboren hat".

Weil sein Gebiet so groß war, durfte er zu seinem Schmerz nur kurze Zeit an einem Orte verweilen. Aber das von ihm gegründete Seminar in Köln trug schon Früchte, so daß er an mehreren Orten jüngere Kräfte zurücklassen und kleine Missionsstationen einrichten konnte, die teilweise noch heute bestehen. Auch noch von einer andern Seite erhielt er Unterstützung in seinen apostolischen Arbeiten, von den sogenannten „klopjes". Heutzutage versteht man unter „Kloppen" im nordwestlichen Deutschland meistens jene Art von Betschwestern, mit denen man nicht gerne zu tun hat. Zu Wiggers Zeiten war es anders. Während der langdauernden Verfolgungen und des großen Priestermangels leisteten sie der hl. Kirche unschätzbare Dienste. Es waren Frauen, bisweilen aus vornehmem Stande, welche die Sorge für geeignete Versammlungsorte zu religiösen Uebungen übernommen hatten, welche die notwendigen priesterlichen Gewänder herbeischafften und aufbewahrten, die zerstreuten Katholiken aufsuchten und ihnen Ort und Zeit des Gottesdienstes mitteilten. Sie unterrichteten Alt und Jung in den Lehren der Religion, bemühten sich besonders um die Vor-

bereitung der Erstkommunikanten. Es waren gottesfürchtige Seelen, die statt hinter Klostermauern Schutz gegen Gefahren zu suchen, allen Gefahren trotzten, Sturm und Regen nicht scheuten, um ihren Nebenmenschen zu helfen. Sie hatten keine besondere Tracht, wohnten gewöhnlich bei ihren Angehörigen, handelten aber ganz im Einverständnis und im Auftrag des Pfarrers oder Missionars; sie hatten in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit den Vertrauenspersonen, wie sie auch in den heutigen Missionen sich finden.[1]) Allmählich vereinigten sich mehrere alleinstehende „klopjes", bezogen dieselbe Wohnung und führten ein gemeinsames Leben. Wiggers selbst rief eine solche Vereinigung ins Leben, die „Vergadering der Maechden van den Hoek" auf der Bakenesergracht in Haarlem, mehrere andere standen unter seiner Leitung. Ueber die erstere sind wir sehr genau unterrichtet, doch würde es zu weit führen, näher darauf einzugehen.[2])

Der gottbegeisterte Mann verstand es in hohem Maße, die in ihm flammende Liebe auch in den Herzen anderer zu entzünden und zur treuen Nachfolge Christi und zur Beobachtung der evangelischen Räte anzuspornen. Von allen Seiten kamen Mädchen nach Haarlem, um dort ein gottgeweihtes jungfräuliches Leben zu führen, und mit Freuden nahm er sie auf und wendete ihnen alle Sorgfalt, alle Liebe zu. Denn so nützlich ihm auch die alleinstehenden „klopjes" erschienen, so hielt er doch das klösterliche, das beschauliche Leben für richtiger für die Kirche Gottes. Gebet und Buße ziehen nach seiner Ansicht die Gnaden herab von oben, sie sind das wahrhaft belebende Element für alle Arbeiten des Priesters. Den Gebetsgeist und den Bußeifer der Klarissen hatte er bei der Visitation ihrer Klöster

1) Brom, D., in Katholiek 101, 407: Van Heel, a. a. O. 94.

2) Levens der maechden van den Hoek in Bijdragen van Haarlem I, II, XVIII.

kennen gelernt, und von ihnen erwartete er reiche Früchte für die Zukunft.[1])

Nachdem er zwanzig lange Jahre sich abgemüht hatte, beschloß er, wie der heilige Bonifatius nach Rom zu pilgern und dem Stellvertreter Christi Rechenschaft über seine eigenartige Tätigkeit abzulegen, zugleich aber auch an den Gräbern der Apostel Kraft für neue Verfolgungen zu suchen. Klemens VIII. nahm ihn sehr freundlich auf, ermunterte ihn zur Ausdauer, wahrscheinlich machte er ihn darauf aufmerksam, daß er seinen Stiftungen nur durch Anlehnung an eine Ordensgenossenschaft dauernden Bestand sichern könne. Nachdem er noch mit großer Andacht mehrere heilige Stätten Italiens besucht hatte, beeilte er sich, die gewohnte Arbeit wieder aufzunehmen. Aber Gott fügte es anders. Auf der Rückreise betete er in Köln lange Zeit vor den Reliquien der hl. drei Könige, und „er, der die Herzen der Menschen lenkt, wie Wasserbäche“, redete zu ihm in der Einsamkeit; er fühlte in sich den Beruf zum Ordensstande; „es zog mich“, sagte er später, „die Demut des heiligen Franziskus“.[2])

(Schluß folgt.)

1) Graaf, J. J., in Bijdragen XX, 117.
2) Polius 55.

LXXII.

Aus Schopenhauers Korrespondenz.

Von Johannes Mayrhofer S. J.

(Schluß.)

IV.

Der Philosoph von Frankfurt behauptet, daß alle Dinge, die wir in der Welt sehen, blos Erscheinungen sind, und daß allen zusammen ein einziges, unteilbares Urwesen als „Ding an sich" zu Grunde liege. Darum gefällt es ihm auch so gut, wenn in den indischen Veden von anderen Dingen erklärt wird: „Das bist du!" oder wenn der Mensch sich in seinem Handeln vom Mitleid bestimmen läßt, was nach ihm so viel bedeutet, als das Identifizieren eines andern mit sich selbst, ein Durchschauen des „Schleiers der Maja", des Truges, der die Augen der Sterblichen umhüllt und der sie hindert, das *eine* Urwesen in allen seinen zahllosen Erscheinungen wiederzuerkennen.

Schopenhauer hat gewiß Liebe zu sich selbst gehabt, daran wird der Leser nach dem früher Mitgeteilten sicher nicht zweifeln, und was uns sonst über sein Leben berichtet wird, zeigt gleichfalls, daß er für sein liebes Ich ungemein besorgt war. Da sollte man nun meinen, daß unser Philosoph, der den „Schleier der Maja" so außerordentlich klar durchschaut und der so tief durchdrungen war von dem „Tat twam asi!", dem „Das bist du!" der brahmanischen Mystik,

seine Mitmenschen auf den Händen getragen und ihnen, seinen Leidensgefährten in dieser entsetzlichen Welt, die Qual des Daseins nach Kräften erleichtert habe. Doch schauen wir uns jetzt diesen „Propheten des Mitleids" etwas näher an in seinen Briefen und sehen wir zu, welch einen veredelnden Einfluß die atheistische Spekulation auf sein Verhältnis zu den Mitmenschen ausgeübt und ob das „Tat twam asi", die Identifikation seines eigenen Ich mit dem der übrigen, etwa eine große praktische Bedeutung erlangt.

Großen Anstoß hat das mehr als einmal so unfreundliche Verhältnis zwischen Schopenhauer und seiner Mutter erregt. Wir gehen hier jedoch nicht weiter darauf ein, da es nicht zu unserem Thema gehört, wie wir dasselbe oben abgegrenzt. Nur eine Bemerkung aus der späteren Korrespondenz, mit der wir uns hier beschäftigen! Frauenstädt hatte ihm eine Stelle von A. v. Feuerbach mitgeteilt über seine Mutter und Schwester, die folgendermaßen lautete: „Hofrätin Schopenhauer, eine reiche Witwe. Macht von der Gelehrsamkeit Profession. Schriftstellerin. Schwatzt viel und gut, verständig; ohne Gemüt und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend und stets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern, deren Geist zu lauterm Verstande aufgeschoßt ist. Der Sitz schöner weiblicher Bildung ist allein in des Weibes Herzen. Das Gänschen, ihre Tochter: ‚Ich habe für Blumenmalerei das vorzüglichste Talent.' ‚Ich falle ganz aus der Gnade.'" [1])

Darauf antwortet der Philosoph: „Danke Ihnen für Mitteilung der Stelle im Feuerbach, die mir sonst wohl nie zu Gesicht gekommen wäre: die Charakteristik ist nur gar zu treffend. Habe, Gott verzeih mir's, lachen müssen." [2]) Kuno Fischer erklärt von sich, daß er den Eindruck nicht vergesse, welchen diese Worte auf ihn gemacht, und meint,

1) Lindner-Frauenstädt S. 209.

2) 12. Juli 1852, daselbst und S. 545.

daß bei Schopenhauer das Gefühl für andere bis zur völligen Unempfindlichkeit verhärtet werden konnte.[1])

Ob es wohl geraten war, einem solchen Manne als literarischer Gegner in die Hände zu fallen? Nun, da war eben auch vom „Mitleid“ nicht mehr die Rede. Seine Werke sind das sprechendste Zeugnis dafür. Welche Katarakte von Gift und Galle haben sich da nicht über die Häupter der Unglücklichen ergossen, die den Zorn des Gewaltigen auf sich gelenkt! Da dachte er nicht mehr an sein „Tat twam asi“, sondern wandte sich höchstens an einen juristischen Freund, um zu erfahren, ob er mit seinen Ausfällen kein Einschreiten des Gerichts zu fürchten habe. Keine zwei Monate vor seinem Tode übersendet er Becker die Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Grundprobleme der Ethik“, „mit der Bitte“, wie er sich ausdrückt, „Ihre juristische Zensur darüber ergehen zu lassen und demnach mir zu sagen, ob ich juridice etwas dabei riskiere für die der Dänischen Akademie darin erteilten wohlverdienten Ohrfeigen und Nasenstüber“.[2]) Der Freund hielt einen Injurien-Prozeß für unwahrscheinlich, konnte sich aber nicht enthalten, freundlich beizufügen: „Nach meinem individuellen Gefühle dürfte indeß diese wiederholte und gesteigerte Revanche für eine vor 20 Jahren verübte, längst auf ihre Urheber zurückgefallene und von diesen mutmaßlich im stillen bereute Unbill doch etwas zu derb und der Ton, trotz des Witzes, zu ernsthaft sein. Es sind eben ‚Nasenstüber‘, welche mit Keulenschlägen eine frappante Aehnlichkeit haben. . . . Auch könnte, da bei einem Vorworte zu einer Ethik eine Beurteilung aus ethischem Standpunkte sehr nahe liegt, irgend ein Gegner darauf sticheln, daß Sie in praxi nicht befolgen, was Sie theoretisch über das Nichtzurechtfertigende der Rache dozieren.“[3]) Die

---

1) Fischer, a. a. O. S. 124.

2) An Becker, 26 Juli 1860. Briefwechsel S. 159.

3) Becker an Schopenhauer, 29. Juli 1860. Daselbst S. 161.

erwähnte „Unbill“ bestand darin, daß die K. Dänische Sozietät der Wissenschaften zu Kopenhagen im Jahre 1840 Schopenhauers Preisschrift „Ueber das Fundament der Moral“, als welches er das „Mitleid“ hinstellte, nicht gekrönt; das hatte der Philosoph für eine entsetzliche Untat angesehen, da er die Gründe der dänischen Sozietät nicht als berechtigt anerkannte. Gewaltig gewurmt hatte ihn auch der Tadel, daß er in seiner Arbeit respektwidrig von hervorragenden Philosophen der neueren Zeit (plures recentioris aetatis summos philosophos ... indecenter commemorari) gesprochen habe. Darauf hatte er schon bei der ersten Herausgabe seiner Schrift in einer langen Einleitung geantwortet; jetzt, kurz vor seinem Tode, wurde noch einmal gründlich mit der Akademie abgerechnet.

Die juristischen Bedenken hatten in seinen Briefen an Frauenstädt nichts zu sagen: deshalb ließ er hier seinem Unmut nach Laune freien Lauf, wenn er sich über ein neu erschienenes Buch, einen Artikel, eine Rezension erzürnt und geärgert hatte. Wir wollen indeß nicht zu streng mit ihm sein; man darf nicht gleich einen Beweis für Ingrimm und Gehässigkeit darin finden, wenn er schimpft; er liebt eben einen burschikosen Ton, und es gefällt ihm, einmal zu poltern und zu donnern; aber alles in allem wird's denn doch etwas viel und manchmal ungeheuer massiv; ein wenig Takt und parlamentarische Redeweise hingegen hätte sich gar nicht übel bei dem großen Verehrer des „Mitleids“ ausgenommen.

Hören wir also, in welchen Tönen er dem „apostolus activus, militans, strenuus et acerrimus“ [1]) gegenüber von verschiedenen Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur zu erzählen weiß.

Er hat mehreren Buchhändlern sein letztes Werk, „Die Parerga und Paralipomena“, angeboten, „allen ganz umsonst

---

1) An Frauenstädt, 5. Januar 1848. A. a. O. S. 483.



und ohne Honorar", und kann keinen Verleger finden, und inzwischen ist von Rosenkranz ein „System der Wissenschaft", „Hegelianisches Geträtsche, erschienen, und Herbarts verkehrtes Zeug erscheint in einer vollständigen Auflage in 12 Bänden!" [1]) Ist das nicht ärgerlich? Seine Kenntnis von Herbarts Philosophie ist indeß „blos eine allgemeine; da mir bei seinen Schriften stets die Geduld bald ausgegangen ist; denn den Gedankengang eines solchen Querkopfs mitzumachen ist für mich die größte Pönitenz." [2]) „Der Herbart", sagt er ein anderes Mal, „ist ein entschiedener Querkopf, hat seinen Verstand verkehrt angezogen; zudem ein nüchterner, platter Geselle." [3]) Ueber „Fichtes Windbeuteleien" [4]) und „Hegels Scharlatansbude" [5]) braucht er sich glücklicherweise auf seine alten Tage nicht mehr so zu ärgern, „Hegel kommt allmählich gar auf den Schindanger", [6]) während sein eigener Stern im Steigen begriffen. „Meine Tollhäuslerwut gegen die drei Sophisten [Fichte, Schelling und Hegel] hat soeben eine brillante Rechtfertigung erhalten, durch die 2. Auflage des Antibarbarus logicus von Cajus ... — lesenswert; obwohl der Verfasser übrigens auch ein seichter Herbartianer ist, auch von allem und jedem redet, nur nicht von mir." [7]) Für andere Schriftsteller hat er wieder andre Liebenswürdigkeiten in Bereitschaft, stets ist sein Vorratslager reich versehen. Es ärgert ihn, daß man seinen „Willen in der Natur", dieses „Werkchen von größtem spezifischen Gewicht ... durch Schweigen erstickt, während man so großes Gekräh über Oersteds Alltagszeug erhebt". [8]) „In den Münchener Gelehrten Anzeigen steht eine lange lobsingende Rezension der Ethik des Chalybäi: in allen Journalen wird also das Produkt dieses Sünders verherrlicht und gepriesen." [9]) Daran schließt sich dann wieder

---

1) An denselben, 16. September 1850. Daselbst S. 498.
2) 30. Sept. 1850 S. 501.
3) 22. Nov. 1852 S. 569.
4) 12. Juli 1852 S. 543.
5) 30. Juli 1866 S. 698.
6) 14. Aug. 1856 S. 702.
7) 19. Sept. 1853 S. 588.
8) 16. Okt. 1850 S. 503.
9) 10. Okt. 1851 S. 523.



eine Jeremiade über die Schicksale seiner eigenen Ethik. „Von dem Fortlage ist es eine unerhörte Dummdreistigkeit, daß er das alte abgestandene Zeug wieder aufwärmen will.“[1]) „Das Gefasel des Harms zu lesen habe keine Geduld, aber gesehn habe ich, wie der blaue Dunst über jeder Seite schwebt.“[2]) „Dieser Reichlin-Meldegg ist ein höchst unwissender Mensch;“ der „krasse Ignorant“ polemisiert gegen Kant „wie ein Schuhputzer“ und redet über den Raum „wie ein Bauernjunge“.[3]) „Ihren Aufsatz in Nr. 27 der Europa hatte ich schon gelesen und gefunden, daß Sie von mir wohl hätten in einem etwas höhern Tone reden können, statt mich einigermaßen mit dem Helmholz zu parallelisieren. Sagen, ‚er und ich ständen auf demselben Boden‘, ist wie sagen, der Montblanc und ein Maulwurfshaufen neben ihm stünden auf demselben Boden.“[4]) „Die Sauerei des Michelet habe gelesen: der L . . . ist nicht der Rede wert.“[5]) Hoffmann hat „aus vollem Halse das Schlechte“ gelobt, „nämlich . . . höchst ekelhafte Schmierereien des bigotten und bornierten F. Baader“.[6]) Ueber J. H. Fichte bemerkt er: „Ist es nicht empörend, wie jener . . . affektiert gegen mich vornehm zu tun? So ein Wurm“.[7])

Eine besondere Freundlichkeit bringt er den Materialisten entgegen. „Es ist unerträglich, wie heutzutage die Schweine in den Tag hinein naturalisieren“.[8]) „Endlich habe auch etwas von Moleschott gelesen. . . . Hätte ich nicht gewußt, daß dies der berühmte Herr Moleschott geschrieben hat, so würde ich es nicht einmal von einem Studenten, sondern von einem Barbiergesellen, der Anatomie und Physiologie gehört hat, herrührend glauben. So kraß, unwissend, roh, plump, ungelenk, überhaupt knotenhaft ist das Zeug. Jetzt

1) An denselben, 12. Juli 1852. Daselbst S. 543.
2) 21. Aug. 1852 S. 556.
3) 21. Aug. 1852 S. 557.
4) 15. Juli 1855 S. 653.
5) 23. Dez. 1855 S. 670.
6) 23. Dez. 1855 S. 671.
7) 6. Juni 1856 S. 690.
8) 10. Febr. 1856 S. 675.

freut es mich, daß ich diese Gesellen in die Bedientenstube gewiesen habe. Und dem gibt ... Brockhaus 1000 Louisdor für seine neue Physiologie von 30 und etlichen Bogen! Er wird sehen! — Selbst das Physiologische in dem Kapitel ist seicht, abgedroschenes Zeug. Dazu ist's grob antimoralisch, und hinten hängt dem ..... noch der rote Lappen der Gauner-Republik aus der Tasche. Sehr recht hat man getan, solchen Gesellen das ius legendi zu nehmen: das war unerläßlich. — Aus derselben Schule ist ein neues Buch von Dr. Büchner, Dozent in Tübingen, über ‚Kraft und Stoff' — und ganz im selben Geist. Ich hoffe zuversichtlich, daß diesem Burschen auch das ius legendi genommen werde. Diese L.... vergiften Kopf und Herz zugleich und sind unwissend wie die Knoten, dumm und schlecht".[1]) „In meinem Letzten schrieb ich, daß ich erwartete, der Dr. Büchner würde für seine ‚Kraft und Stoff' suspendiert werden. Mit hoher Befriedigung ersehe aus der gestrigen Postzeitung, daß dies schon eingeleitet ist. Ihm geschieht Recht: denn das Zeug ist nicht nur höchst unmoralisch, sondern auch falsch, absurd und dumm: und die Wurzel ist die Unwissenheit, das Kind der Faulheit, des Zigarrenrauchens und Politisierens So ein Mensch hat nichts gelernt, als sein bischen Klystierspritzologie; keine Philosophie, keine Humanitätsstudien getrieben: und damit wagt er sich dumdreist und vermessen an die Natur der Dinge und der Welt. Ebenso Moleschott. Geschieht ihnen recht; erleiden die Strafe für ihre Ignoranz".[2]) Und dann sehen Sie, wie viehdumm der Kerl [Büchner] . . . über die Zweckmäßigkeit des Tierbaues redet, nachdem er mein unsterbliches Kapitel ‚Vergleichende Anatomie' gelesen und bestohlen hat".[3])

Um indes einen annähernden Begriff von der Reichhaltigkeit des Schopenhauerschen Assortiments-Schimpfwörterlagers zu geben, sei allen Freunden des deutschen Sprach-

1) An denselben 29. Juni 1855. Daselbst S. 652.
2) 15. Juli 1855 S. 655. 3) 24. Nov. 1855 S. 670.



schatzes noch folgende erquickliche Blütenlese dargeboten, von welcher der geneigte Leser soviel anschauen möge, als ihm gut scheint. Betisen, ein süßlicher, verblasener, erbärmlicher Einfall; dieser Elende; Sudler und Handwerksmenschen, die ihre Eseleien zu Markte bringen; Babel und Fabel und Zeug; Verkehrtheiten und Possen; lauter Sünder; Lump; freche Buben; coquins méprisables; Kathedergesindel; rohes, brutales Zeug, verboses Geschwätz; fades, dummes Zeug; das erbärmlichste Zeug; die drei Windbeutel; ein Tartüffe und cagot; Maulhaltenstaktik; grundverkehrte Flausen; Pinsel; ein ganzes System der plattesten Philisterei; Lügensuppe; ein schaler, breiter Phrasenmacher, dieses Ungeziefer, solche Kerls; plumpes, dummes, elendes Geträtsche; nichtswürdiger Obskurant; Stänkerei und Lügnerei solcher akademischen Antrittsreden — besser „Abtrittsreden"; das erbärmlichste Gefasel, das Geschmiere; Alte-Weiber-Moral; alter Dreck; oberflächliches und erbärmliches Gewäsch, dabei von krasser Ignoranz, ein fader Geck; ein Kompositum von Dummheit, Unwissenheit und Schlechtigkeit; ein dummer und unverschämter Bursche; abgedroschenes Zeug, absurdes Geschwätz; gemeiner, platter Karrenschieber-Realismus; betäubendes Gewäsch, pretioses, affektiertes Gewäsch; die hochtrabend von „Kraft und Stoff" schwätzenden Barbiergesellen, Pillendrechsler und Klystiersetzer; Ignoranten-Pack, dem seine Unwissenheit unter die Nase gerieben werden muß, bis sie blutet; eine Saupastete; ein ganz niederträchtiger Pfaffe; platter Katholische-Pfaffen-Witz; flaches Geschwätz der gänzlichen Unwissenheit und Rohheit dieser Pflasterschmierer rc. [Materialisten]; Albernheit; Rockenphilosophie; Kompositum ohne Gleichen von Lügen und Absurditäten; fades, gemeinplätziges Geschwätz; ein so verworrenes und langweiliges Gewäsche wie nur möglich.[1])

1) Aus verschiedenen Briefen an denselben. Daselbst S. 504—506, 517 f., 523, 525, 529, 532, 544, 551, 562, 586, 592, 595, 602, 607, 611, 613, 615, 651, 659, 662, 665, 680, 683, 686, 687, 694, 696—699, 705, 707, 710 f.

Der Leser wird nach diesen Leistungen Schopenhauer nicht die Befähigung absprechen, eine derartige Abhandlung über die Universitäts-Philosophie zu schreiben, daß er ihren Erfolg in die hoffnungsfrohen Worte fassen konnte: „Die Philosophieprofessoren werden ihre Freude erleben; ihnen wird sein, als ob es Ohrfeigen regnete".[1]) Von diesen Herren dachte er nämlich, wie es die folgende Stelle aus einem anderen Briefe bekundet: „So aber ist das ganze Pack, vom ersten bis zum letzten. Nichts lernen, nichts denken, nichts wissen, sondern auf dem Katheder naturalisieren, wie ein Schusterjunge: — aber von dem Gewerbe fressen, saufen und dann kannegießern gehen".[2]) Und was ein ganz furchtbares Verbrechen war, hatten sie nicht ihn, den göttlichen Philosophen, „ignoriert" und „sekretiert", daß er sich die Sache schließlich nicht anders, denn als eine Verschwörung erklären konnte? Der berühmte Ohrfeigenregen erfolgte denn 1851 auch wirklich, und als Frauenstädt sich erlaubt hatte, die Sache „unerquicklich" zu finden, bedeutete ihn der Meister: „Meine Abhandlung . . . erquickt jeden, der das Treiben dieser elenden Mietlinge kennt, und ich bedauere bloß, noch zu schonend mit solchem Gesindel umgegangen zu sein";[3]) denn nach seiner Auffassung konnte hier „kein Schimpfen . . zu hart"[4]) sein. Kein Wunder, daß auf einen Rezensenten der Parerga im „Zentralblatt" die „Kraft" der Sprache „den Eindruck der Rohheit gemacht"[5]) und daß R. Haym „die Grobheit Schopenhauers" als „reine, positive, ungeschminkte Grobheit"[6]) charakterisiert hat.

Wir sind gewiß weit davon entfernt, alle Schriftsteller auf welche der Philosoph von Frankfurt seine ungehobelten

---

1) An denselben, 16. Okt. 1850. Daselbst S. 503.
2) 30. Okt. 1851 S. 525. 3) 12. Juli 1852 S. 544 f.
4) In demselben Brief. Daselbst S. 546.
5) Frauenstädt an Schopenhauer. Daselbst 540, Anm.
6) Arthur Schopenhauer, in den „Preuß. Jahrbüchern" XIV. S. 219

Bannflüche geschleudert, in besonderer Weise in Schutz nehmen zu wollen; es ist ja eine traurige Tatsache, daß manche Philosophen des letzten Jahrhunderts zeitweise ihr Möglichstes getan, um sich in den Augen ruhig urteilender Denker bloßzustellen, und, um in einer Schopenhauerschen Phrase zu reden — der Nachwelt das unerschöpfliche Thema des Spottes bieten. Aber leider zeigt sich der gewaltige Richter der „Professorenphilosophie" sehr wenig qualifiziert, mit donnernder Prophetenstimme diesen „Sündern" ihr Unrecht vorzuhalten, denn er selbst hat ja gleichfalls ein wahrhaft wahnwitziges System zur Erklärung unserer Welt ausgeheckt, so daß er zu Lebzeiten u. a. hören mußte, er sei ein immerhin geistreicher, aber jedenfalls verschrobener Philosoph;[1]) dieser Ausdruck ist vollkommen richtig; es tut nichts zur Sache, daß Schopenhauer die betreffende Vorlesung eine „schöne Cochonnerie"[2]) genannt hat; denn seine eigene „Philosophie zum Fenster hinauswerfen", das war natürlich zu viel für ihn, „da möchte man sich dem Teufel ergeben!"[3])

Noch einmal muß auf die Mitleidslosigkeit des Philosophen und auf seine Unversöhnlichkeit hingewiesen werden. „Dieser Link", sagt er, „wird im 2. Bande gehörig und derb abgestraft für hochschwere Sünden: — nun ist mir der Kerl gestorben!"[4]) Doch diese Worte lassen sich noch humoristisch fassen und so in etwa entschuldigen. Aber was soll man zu Schopenhauers Verhalten dem unglücklichen Beneke gegenüber sagen, der 1854 in Berlin durch Ertrinken seinen Tod gefunden, wie man meinte, nicht ohne eigenen Vorsatz.[5])

1) An Frauenstädt, 6. Juni 1856. A. a. O. S. 690.

2) Daselbst.

3) An denselben, 6 August 1852. Daselbst S. 548 f.

4) An denselben, 12. April 1851. Daselbst S. 513.

5) Ueberweg, Grundriß d. Gesch. d. Philosophie. III. Teil, 2. Bd. 8. Aufl. (herausg. von Heinze) S. 118; vergl. oben Band 135, S. 000.

Beneke hatte 1820 in der „Jenaischen Litteraturzeitung“ Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“ rezensiert, hatte verschiedene Vorzüge an dem Werke entdeckt, aber gemeint, daß „die fast grenzenlosen, fast an Wahnsinn streifenden Verirrungen“[1]) des Verfassers nicht genug zu beklagen seien. War diese Beurteilung schon geeignet, den Philosophen zu ärgern, so geriet er jedenfalls vollends in Wut über die Art und Weise des Zitierens, indem Anführungszeichen gesetzt waren, wo seine eigenen Worte nicht mit der gehörigen Akkuratesse wiedergegeben wurden. Er schritt daher energisch bei der Redaktion gegen den „noblen Rezensenten-Jungen“[2]) ein und erließ bald darauf im „Intelligenzblatt der Jenaischen Litteraturzeitung“ eine „Notwendige Rüge erlogener Zitate“. Unter welchem Gesichtswinkel Schopenhauer die ganze Sache erblickte, spricht er deutlich 1854 in einem Briefe an Frauenstädt aus. „Diese Rezension von 1820 war ein boshaftes Machwerk, eine Entstellung und Parodie meiner Philosophie, voll erlogener und mit Gänsefüßen bezeichneter Zitate. Dies bewog mich, nicht eine Antikritik, sondern eine ‚notwendige Rüge erlogener Zitate‘ der Redaktion der Jenaischen Litteraturzeitung einzusenden. Diese übersandte sie erst dem Beneke zur Beantwortung. Der kam zweimal zu mir, um die Sache mündlich beizulegen. Als er aber zum zweitenmal vernahm, ‚ich sei zu Hause, aber nicht zu sprechen‘, — berichtete mir die Magd, ‚der arme junge Mann sei ganz blaß geworden‘. — Er hatte anonym rezensiert [d. h. er hatte nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens unterzeichnet], ich aber hatte ihn so sicher erkannt, daß ich besagter Rüge hinzufügte: ‚die Rezension sei von einem 22jährigen Dr. Beneke, der noch im letzten Semester als Student meine Vorlesungen besucht hatte‘. Jetzt half sich der lügenhafte Lump dadurch, daß er es dem

1) Zitiert bei Gwinner, Schopenhauers Leben S. 290.

2) Brief an Eichstädt, 27. Jan. 1821. Gwinner, a. a. O. S. 284.

Setzer in die Schuhe goß: ‚der hätte Gänsefüße gemacht, die nicht im Manuskript standen‘. Credat Judaeus Apella. Er hatte sich soeben habilitiert und wollte durch die Rezension noch unterminieren.“ [1])

Hatte sich nun der mißtrauische, ängstliche Schopenhauer auch früher die Ansicht gebildet, daß Beneke ihn nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern als niedriger, boshafter Nebenbuhler angegriffen, [2]) so hätte doch ein Zeitraum von mehr als 3 Jahrzehnten hinreichen können, um ihn zu beruhigen, und jedenfalls hätte der traurige Tod, welchen Beneke jetzt gefunden, ihn versöhnen sollen. Aber was tat er? Gleich als wollte er die Worte des Dichters von dem mächtigen Vermittler Tod Lügen strafen, schrieb er, der Apostel des „Mitleids“, volle vierunddreißig Jahre nach der unglücklichen Rezension, an Frauenstädt: „Dr. Lindner hat mir die Vossische mit Benekes Nekrolog zugeschickt, wofür ich ihm sehr dankbar bin, da es mich interessiert, die Laufbahn dieses Sünders zu sehen. Ich glaube, er hat es schließlich dem Empedokles gleich tun wollen und ist in Gott weiß welches Loch gesprungen, wo ihn der Teufel finden kann. Statt der ehernen Pantoffeln wird wohl einmal die goldene Brille ausgeworfen werden. Frägt sich, ob ein Dérangement seiner ‚Angelegtheiten‘ [3]) oder seiner Angelegenheiten ihn dazu bewogen hat. [4])

Und da wagt man vor einer Briefsammlung, die solches Material liefert, die Behauptung, „den Einsichtigen

1) Brief an Frauenstädt, 26. März 1854. Lindner-Frauenstädt, a. a. O. S. 609.

2) Beneke erklärte in seiner Antwort, er habe „durch gründliche Widerlegung“ die Philosophie von „phantastischen und gefährlichen Irrtümern“ (eine treffende Bezeichnung der Schopenhauerschen Lehre) befreien wollen. Zitiert Gwinner, Schopenhauers Leben. S. 288.

3) Ein Ausdruck aus Benekes Psychologie.

4) An Frauenstädt, 9. April 1854. A. a. O. S. 611.



und Unbefangenen" [soll wohl heißen den flachen Atheisten à la Frauenstädt] werde der Philosoph darin „nicht blos als ein Charakter entgegentreten, sondern auch als ein sittlicher Charakter". [1])

Während Schopenhauer so herzlos gegen einen Mitmenschen sein konnte, war er unaufhörlich zartfühlend und liebenswürdig gegen seinen — Pudel, und ebenso hatte er ein Herz für fremde Tiere. „Die Tierschutzvereine", erklärt Schemann, „dürften keinen anderen als ihn sich zum Schutzpatron erwählen". [2]) Das zeigt auch wieder so recht, daß man vornehm erhaben tun kann gegen das Christentum, das da so unzulänglich sein soll den armen Tieren gegenüber, ja daß man selbst im Glorienscheine eines Patrons sämtlicher Tierschutzvereine erstrahlen und dabei doch ein recht harter, egoistischer, erbarmungsloser Charakter sein kann. Der Leser wird den Schopenhauer von eben kaum noch wiedererkennen, wenn er Stellen liest wie die folgenden: „Meinen teuren, lieben, großen, schönen Pudel habe ich verloren: er ist vor Altersschwäche gestorben, nicht ganz 10 Jahr alt. Hat mich inniglich betrübt und lange." [3]) In einem der folgenden Briefe meldet er dann, nachdem er gerade etwas aus der neuesten Literatur erwähnt: „Viel wichtiger ist, daß mein brauner Pudel, jetzt 17 Monat alt, ganz so groß und genau so gewachsen ausfällt wie der selige, den Sie gekannt haben, dabei aber der lebhafteste Hund ist, den ich jemals gesehen." [4]) „Dubourg, der ungewöhnlich magnetische Kraft hat, hat meinen Hund wohl 8 Mal magnetisiert, die hinkende Vorderpfote, an der ich seit $^3/_4$ Jahren kuriere, herzustellen: sed frustra. Bin desperat." [5]) Gewiß,

1) Daselbst S. 474.

2) Schemann, Schopenhauer-Briefe. S. XIX.

3) An Frauenstädt, 9. Dez. 1849. A. a. O. S. 494.

4) An denselben, 16. Oktober 1850. Daselbst S. 504.

5) An denselben, 17. September 1856. Daselbst S. 704.

das ist derselbe Schopenhauer, der mitten in einer ernsten Unterhaltung aufspringt und seinem Pudel den Stuhl am Fenster zurechtrückt, daß er die Regimentsmusik besser hören kann [1]) und der noch im Testament 200 Gulden als Alimentations-Entschädigung für den Verpfleger seines Hundes bestimmt, eine Summe, die er in einer späteren Beilage noch auf 300 Gulden erhöhte. [2])

Auch anderweitig bezeigte unser Philosoph „der vom Christentum im Stiche gelassenen Tierwelt" (um Doßens geistvollen Ausdruck [3]) zu gebrauchen) großes Interesse. Die „Hauptzierde" seines Zimmers bildeten zahlreiche Hundedarstellungen. Da sandte ihm eines Tages sein „Apostel Johannes" ein Porträt seines Hundes Mentor, der in letzter Zeit einem Ertrinkenden das Leben gerettet. Das Bild wurde als sechzehntes Stück der Schopenhauerschen Hundegalerie eingereiht, und der Philosoph meinte, solche Hunde müßten von Staatswegen eine Ehrenmedaille erhalten, um sie vor unwürdiger Behandlung zu schützen. [4]) Da, o Graus! meldete bald darauf die „Didaskalia", der arme Mentor sei ohne Leine herumgelaufen, von der Polizei eingefangen und totgeschlagen. „Der Münchner Polizeipräsident", schrieb Schopenhauer damals an Frauenstädt, „kann froh sein, daß ich nicht König von Bayern bin: ihm sollte es bald blau und grün vor den Augen werden, und auch noch an einer andern Stelle." [5]) Die grauenvolle Mär stellte sich indessen als unwahr heraus; Mentor atmete noch im rosigen Licht, und Schopenhauer meldete nach Berlin, „daß der Hund Mentor noch lebt. Welche Freude für mich!" [6])

---

1) Arthur Schopenhauer, Ein Wort der Verteidigung. Von E. O. Lindner. Daselbst S. 100.

2) Schopenhauers Testament, bei Schemann. A. a. O. S. 550 u. 554.

3) v. Doß an Schopenhauer, 12. Juli 1852. Bei Schemann S. 242.

4) An v. Doß, 22. Juli 1852. Daselbst S. 246.

5) An Frauenstädt, 6. August 1852. Lindner-Frauenstädt S. 550.

6) An denselben, 12. Oktober 1852. Daselbst S. 568.



Mögen nun sentimentale Seelen in derartigen Zügen ein unsterbliches Verdienst erkennen, wir sind der Ueberzeugung, daß all das ebensowenig wie die frommen Wünsche für die Gesundheit und das Wohlergehen seiner Freunde und das Interesse, das er gelegentlich ihren Privatangelegenheiten bezeigt, den häßlichen Flecken von seinem Charakterbilde entfernen können, den anderweitige Lieblosigkeit und Roheit demselben für immer eingebrannt hat.

Das ist Arthur Schopenhauer, der vielgefeierte und vielgeschmähte Philosoph, gezeichnet nach der reichen Korrespondenz aus dem letzten Dezennium seines Lebens. Vor einer einseitigen und ungerechten Ausbeutung leicht hingeworfener, nicht so übel gemeinter Phrasen haben wir uns wohl gehütet; auch ging unser Streben nicht dahin, jede kleinliche Eigenheit und Marotte des seltsamen Mannes in ungebührlicher Weise aufzubauschen, um ihn dann desto besser mit gestrenger Richtermiene in alle Abgründe der Hölle hinein verdammen zu können. Wir haben das Charakterbild selbst unvollständig gelassen; wir haben z. B. nichts erwähnt von der Herrschaft, welche „die Weiber", die er doch als Schriftsteller so furchtbar angegriffen, auf ihn, den erhabenen Weltverächter, ausüben konnten; diese seine Leidenschaft gehörte nämlich einer früheren Lebensperiode an. Aber trotz alledem, es bleibt dabei, Schopenhauer ist ein kleiner Mensch, ein kleiner Charakter, und ein jeder, der vorurteilsfrei, sine ira et studio, und ausgerüstet mit einer gesunden moralischen Weltanschauung sein Bild ins Auge faßt, wird wieder einmal mit herzlichem Bedauern wahrnehmen, was für klägliche und armselige Menschlein sich da bisweilen zu Lehrern und Propheten aller künftigen Zeiten, aller Völker und Zonen aufwerfen können. Gott der Herr wird mit höhnischer Miene für abgesetzt erklärt; alt-buddhistischer Unglaube und indische Sansara- und Nirwana-Phantastik, gewürzt durch einen vornehm ästhetischen und trotzig titanenhaften Pessimismus, der im praktischen Leben keinem wehe tut und keine Erden-

genüsse verbietet (da er nämlich ganz nett mit der Leugnung der Willensfreiheit verbunden ist), das alles tritt an die Stelle des Christentums, über welches ja alle „starken" Geister längst hinaus sind. Als Kern und Mittelpunkt der neuen Religion aber thront auf dem Altar, in Oel oder Photographie, Arthur Schopenhauer, der Erleuchter der Welten, der, der selbst von sich sagt, daß er „überall 10 Klafter tiefer als alle andern gegangen",[1]) er, der Riesengeister einer, die „einzeln durch die Jahrhunderte"[2]) gehen, er, der „den Schleier der Wahrheit tiefer gelüftet als irgend ein Sterblicher" vor ihm.[3]) Und rings um ihn stehen, Jubelhymnen singend und Weihrauchpfannen schwenkend, einzelne fanatische Anhänger und schreibselige Reklamemacher, als „Repräsentanten zukünftiger Scharen" von „Anno 2100".[4]) Jetzt tritt der Meister selbst unter sie; er streichelt, lobt und ermutigt alle, die ihn gelobt, alle, die mit Geschick und Fleiß Rezensionen und Briefe für ihn geschrieben, und eine kraftvolle Rüge oder auch ein derber Peitschenhieb trifft den, der es am schuldigen „apostolischen Eifer"[5]) hat fehlen lassen, denn man darf nicht zögern und müßig sein, wenn man bei dem erbärmlichen „Menschenpack"[6]) etwas ausrichten will. Drum voran! ihr „Apostel" und „Evangelisten"; auch wenn einer schon „im Alter der Radotage" angelangt ist, er kann noch mithelfen, „indem er wenigstens das Kriegsgeschrei vermehrt".[7])

---

1) An denselben, 17. Februar 1853. Daselbst S. 578.

2) An denselben, 14. August 1856. Daselbst S. 701.

3) Aus Schopenhauers Manuskripten. Daselbst S. 377. Anderswo ist Schopenhauer für den dilettantischsten aller namhaften Philosophen erklärt worden, nämlich von Ed. v. Hartmann. Zitiert bei Gwinner, a. a. O. S. 158.

4) An denselben, 5. Januar 1848 und 17. August 1855. Lindner-Frauenstädt S. 477 und 658.

5) An denselben, 6. Juni 1856. Daselbst S. 688.

6) 28. Januar 1854 S. 597. 7) 9. April 1854 S. 610.

Schon dämmert's! Der Abend seines Lebens wird vergoldet von dem so lange vergebens ersehnten Ruhmesschimmer, und immer größer wird die Zahl derer, die da mit Richard Wagner sprechen: „Ich habe die eine Hoffnung für die Kultur des deutschen Geistes, daß die Zeit komme, in welcher Schopenhauer zum Gesetz für unser Denken und Erkennen gemacht werde.“ [1])

Doch die allzu kühnen Hoffnungen sollen sich nicht erfüllen. Immer wieder suchen und finden neue Erscheinungen und neue Irrtümer das Interesse und den Beifall der raschlebigen Zeit, und Schopenhauers große Erwartungen vom Jahre 1900, die so kühn waren, daß er sie schriftlich nicht einmal Frauenstädt gegenüber äußern mochte, [2]) sind kläglich zu schanden geworden. Und „Anno 2100“? Da wird unser Held wohl nur mehr zu jenen Mumien aus der Geschichte der Philosophie gehören, die da noch gelegentlich einmal von einem „Philosophieprofessor“ genannt werden, als auch mitzählend zu jenen Giganten, die den Himmel stürmen wollten, die es versuchten, an den Pfeilern und Säulen zu rütteln im Dome der Christenheit. Mag sein, daß er manchen ins Verderben gerissen; aber der Tempel selbst steht noch, und in Scharen wallt man hinein zu dem wahren Lichte der Welt, um sich von ihm belehren, trösten und führen zu lassen, vorbei an den Abgründen des Pessimismus und hin, nicht etwa zum Nirwana, sondern zur ewigen Seligkeit, die alle Dissonanzen des Erdenlebens wundervoll ausgleicht.

---

1) Wagner an Lenbach (1868), Schemann S. 510.

2) S. oben, 13. Mai 1856, Lindner-Frauenstädt S. 685.

LXXIII.

Zur Bevölkerungsfrage in Frankreich.

Die am 1. Dezember 1905 stattfindende Volkszählung im Deutschen Reiche wird ohne Zweifel als Gesamtergebnis des Bevölkerungswachstums die stattliche Zahl von 60 Millionen Einwohnern und darüber zu Tage fördern. Es sind Stimmen laut geworden, welche an der von Kraft und Lebensbejahung zeugenden Entwicklung keine Freude haben. Namentlich sind es sozialistische Kreise, welche in breiten Volksschichten den Gedanken an Unterbindung und Eindämmung der Bevölkerungszunahme bekannt machen und nähren. Der Neomalthusianismus greift in den Arbeiterkreisen um sich, seine Praxis wird bisher unberührten Volksschichten bekannt. In den höheren Ständen hat der Neomalthusianismus längst seinen Einzug gehalten. Wenn Deutschland trotzdem von Volkszählung zu Volkszählung eine sehr erkleckliche Bevölkerungszunahme aufweist, so kann erfreulicherweise dem natürlichen gesunden Sinne unseres Volkes das Verdienst hieran zugeschrieben werden. Wir müssen es dagegen als eine große Grausamkeit und Gewissenlosigkeit bezeichnen, durch falsche hygienische und bevölkerungspolitische Ratschläge dem Volk das Leben an der Quelle zu vergiften und zu unnatürlichen, sich bitter rächenden Eingriffen in die weise Einrichtung der Natur zu verleiten.

Unser Nachbarland Frankreich ist ein beredtes Zeugnis davon, wohin eine Nation steuert, wenn nicht mehr die Kindererzeugung und die Kinderzucht als der natürlichste und vornehmste Zweck der Familiengründung angesehen wird. Das sogenannte Zweikindersystem hat Frankreich dahin gebracht, daß heute von einem permanenten Stillstand der Bevölkerung mit der deutlich erkennbaren Tendenz des Rückgangs gesprochen werden kann. Die Kraft einer Nation besteht im Volksreichtum; Handel und Industrie, alle wirtschaftlichen Zweige des Volkslebens, die militärische und politische Machtstellung der Nation bedürfen eines kräftigen und zahlreichen Bevölkerungsunterbaues. Auf einem Volke, das kaum mehr soviele Nachkommen zeugt, als es zur Aufrechterhaltung seiner Volkszahl braucht, ruht ein verhängnisvoller Fluch, den der erzielte Reichtum nicht zu bannen vermag. Die Natur läßt sich nicht ins Handwerk pfuschen. Ein Volk, welches dem Hirngespinst der Uebervölkerung zuliebe, der Ansammlung von Reichtümern halber auf seine eigene Fortvermehrung verzichtet, hat sein Todesurteil über sich selbst verhängt. Die bevölkerungsproblematischen Theorien des Malthusianismus haben die französische Nation längst ganz erfaßt; das Bewußtsein, daß im Kinde Kraft und Leben zum Ausdruck gelangt, ist den Franzosen abhanden gekommen.

Die Erkenntnis der Bevölkerungsentwicklung ist an die Zahl gebunden. Betrachten wir daher das geringe Wachstum der französischen Bevölkerung im Zusammenhalt mit dem großen Aufschwung des deutschen Volkes.

Die Gesamtzahl der Bewohner Frankreichs betrug in den Jahren:			Die Bevölkerung des heutigen Deutschen Reichsgebietes betrug:		
1700	19,6	Millionen	1816	24,8	Millionen
1784	24,8	"	1820	26,3	"
1801	27,3	"	1830	29,5	"
1831	32,5	"	1840	32,8	"

1856	36,0	Millionen	1850	35,4	Millionen
1866	38,0	"	1860	37,7	"
1872	36,1	"	1870	40,8	"
1876	36,9	"	1880	45,2	"
1881	37,6	"	1890	49,4	"
1886	38,2	"	1900	56,3	"
1896	38,5	"	1905	60,0	"
1901	38,9	"			

Die Bevölkerungsentwicklung in den beiden Konkurrenzstaaten zeigt eine sehr von einander abweichende Gestaltung. Frankreich weist eine unheildrohende Stagnation im Laufe des ganzen 19. Jahrhunderts auf, während Deutschland in den letzten Jahrzehnten namentlich den Charakter des rapiden Wachstums trägt. Die Zunahme der Gesamtbevölkerung Frankreichs hat sich in der Hauptsache bereits im Jahre 1886 vollzogen. In den Jahrzehnten von 1886—1896 hat Frankreich im ganzen um nur 299,072 Menschen zugenommen, auf Tausend 7,8. Diese in der gleichzeitigen Volksbewegung sämtlicher übrigen europäischen Staaten einzig dastehende Trostlosigkeit wird in ein besonders helles Licht gerückt, wenn man ihr die Tatsache gegenüberstellt, daß die durchschnittlich *jährliche* Bevölkerungszunahme im Deutschen Reiche etwa eine Dreiviertelmillion betrug, also in einem einem *einzigen Jahre erheblich mehr als das Doppelte von der zehnjärigen Zunahme in Frankreich*. Die Stadt Berlin allein hat in diesem Zeitraum einen bedeutend größeren Zuwachs an Einwohnern erfahren, als ganz Frankreich.

Von 1801—1872 hatte die Bevölkerung Frankreichs um rund 33% zugenommen, die englische aber um nahezu 100 und die deutsche um 60%. Von 1872 ab hat sich dann das Verhältnis der Zunahme noch mehr zu Ungunsten Frankreichs verschoben, da England heute 43, Deutschland 60, Frankreich aber nur 38,9 Millionen Einwohner besitzt.



Während des ganzen 19. Jahrhunderts ist die englische Bevölkerung von 16,3 auf 41,1 Millionen, also um rund 152% gewachsen, die deutsche von 25 auf 56, also um 120%, die die französische aber von 27 auf 38,6 Millionen, also um 43% während der letzten 100 Jahre.

Von 1000 Einwohnern Europas entfallen auf Frankreich im Jahre 1800: 156, 1830: 151, 1860: 130, 1900: 97.

Vergleicht man das Anwachsen der Bevölkerung in dem Zeitraum von 1891—1901 in einigen europäischen Ländern, so ergibt sich, daß der zehnjährige Zuwachs betrug:

in Deutschland . . .	6'938,708	das ist	140	vom Tausend der Gesamtbevölkerung.
„ Großbritannien .	4'721,340	„ „	100	
„ Oesterreich-Ungarn	3'956,305	„ „	96	
„ Frankreich . . .	619,640	„ „	16	

Die meisten Departements in Frankreich haben Bevölkerungsrückgang. Dies hängt mit der weitverbreiteten Landflucht zusammen. Die größeren Städte, namentlich Paris, üben ihre Anziehungskraft auf die Landbevölkerung aus. Paris ist die Sehnsucht der französischen Landbewohner. Jeden Tag bringen die Eisenbahnen Tausende von Landbewohnern in die Städte, wo sie im Großstadttrubel bald versinken, im namenlosen Elende des Proletariats verschwinden, wie französische Schriftsteller es nennen: pour disparaitre dans le bagne maudit du prolètariat des villes. Von 1846—1896 sank die ländliche Bevölkerung von 26'753,743 auf 23'492,163, während im gleichen Zeitraum die städtische Bevölkerung von 8'646,743 auf 15'025,812 stieg. Der Andrang der Landbevölkerung in die Städte hat das Untergehen des Individuums durch die Großstadtschäden, insbesondere das Sinken der Geburtsziffer zur Folge.

Im Jahre 1850 stand Frankreich unter den 6 Großmächten Europas noch an zweiter Stelle, heute steht es an vorletzter Stelle und wird von Italien fast schon er-

reicht. Frankreich ist das einzige Land Europas, welches in der regelmäßigen Zunahme der Bevölkerung eine Ausnahme macht, indem seine Bevölkerungsziffer fast stationär geblieben ist. Die Wahrheit ist, sagt Bertillon, der Direktor des statistischen Amtes der Stadt Paris, daß Frankreich auf dem Wege ist, eine Macht dritten Ranges und der Gnade oder Ungnade der übrigen Nationen preisgegeben zu werden.

Nachdem wir uns von den Bevölkerungsverhältnissen in Frankreich ein Bild in allgemeinen großen Zügen entworfen haben, müssen wir noch auf Detailnachweisungen eingehen. Entstehung und Werdegang der Bevölkerung werden von den Faktoren Geburten, Sterbefälle, Eheschließungen und Wanderungen bedingt. Von Wichtigkeit ist die Gegenüberstellung der Geburten- und Sterbeziffer, deren Abgleichung die Bilanz entweder des negativen oder positiven Zuwachses an Geburten, den natürlichen Bevölkerungszuwachs ergibt.

Wenn wir die Bevölkerungsbewegung Frankreichs im 19. Jahrhundert auf Grund der Geburten- und Sterbeziffer verfolgen, und für die letzten Jahrzehnte in Jahresnachweisungen die deutschen Entwicklungsverhältnisse mit einander vergleichen, so erhalten wir folgende Uebersicht.

Es kamen in Frankreich auf 1000 Einwohner:

im Jahresdurchschnitt	Geburten	Sterbefälle	Natürlicher Zuwachs
1801—10	32,3	28,1	4,2
1811—20	31,6	25,9	5,7
1821—30	30,8	25,0	5,8
1831—40	29,0	24,8	4,2
1841—50	28,2	24,2	4,0
1851—60	27,3	25,0	2,3
1861—70	27,3	24,8	2,5
1871—80	26,6	24,8	1,8

Es kamen in Deutschland bezw. in Frankreich auf 1000 Einwohner:

im Jahre	Geburten		Sterbefälle		Natürl. Zuwachs	
1874	40,1	26,2	26,7	21,7	13,4	4,5
1875	40,6	26,0	27,6	23,1	13,0	2,9
1876	40,9	26,2	26,3	22,6	14,6	3,6
1877	40,0	25,5	26,4	21,6	13,6	3,9
1878	38,9	25,2	26,2	22,6	12,7	2,6
1879	38,9	25,0	25,6	22,5	13,3	2,5
1880	37,6	24,5	26,0	22,8	11,6	1,7
1881	37,0	24,9	25,5	22,0	11,5	2,9
1882	37,2	24,8	25,7	22,2	11,5	2,6
1883	36,6	24,8	25,9	22,2	10,7	2,6
1884	37,2	24,8	26,0	22,2	11,2	2,6
1885	37,0	24,2	25,7	21,9	11,3	2,3
1886	37,0	23,9	26,2	22,5	10,8	1,4
1887	36,9	23,5	24,2	22,0	12,7	1,5
1888	36,6	23,1	23,7	21,9	12,9	1,3
1889	36,4	23,0	23,7	20,5	12,7	2,5
1890	35,7	21,8	24,4	22,6	11,3	-1,2
1891	37,0	22,6	23,4	22,6	13,6	-0,3
1892	35,8	22,1	24,1	22,6	11,7	-0,5
1893	36,8	22,9	24,6	22,8	12,2	0,1
1894	35,9	22,4	23,3	21,2	13,6	1,2
1895	36,1	21,9	22,2	22,3	13,9	-0,4
1896	37,5	22,5	22,1	20,0	15,4	2,4
1897	37,2	22,2	22,5	19,4	14,7	2,8
1898	37,3	21,8	21,7	20,9	15,6	0,9
1899	37,0	21,9	22,6	21,1	14,4	0,8
1900	36,8	21,4	23,2	21,9	13,6	-0,5
1901	36,9	22,0	21,8	21,1	15,1	0,9
1902	36,2	21,7	20,6	19,5	15,6	2,2
1903	34,9	21,1	21,1	19,2	13,8	1,9

Aus den vorstehenden Zahlenangaben ist das Sinken der Geburtenhäufigkeit in Frankreich deutlich zu ersehen.

Bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts betrug die Geburtenziffer noch 30 auf 1000 Einwohner. Von 1841 bis 1870 sinkt sie auf 27,3; seit dieser Zeit fällt sie unaufhaltsam und kaum unterbrochen, sodaß einer Geburtenziffer von rund 30 am Jahrhundertbeginn eine solche von rund 20 am Jahrhundertende gegenübersteht. Auch die Sterbeziffer weist eine ähnliche Abwärtsbewegung auf, doch ist der Spannrahmen im Laufe des Jahrhunderts weniger groß. Die Geburtenziffer ist bedeutend gesunken, die Sterbeziffer ist mehr stationär geblieben. Am wertvollsten für die Erkenntnis der Entwicklung ist die Größe des natürlichen Zuwachses. Bis in die 50er Jahre hinein hat derselbe immerhin noch die Höhe von 4—5 lebenden Menschen bei 1000 Geborenen und 1000 Gestorbenen. Von 1851—1870 sinkt die Zuwachsziffer auf 2,3 und 2 5. Mit dem Jahre 1871 fällt sie im Durchschnitt der folgenden Jahrzehnte herab zu 1,8, 1,0. In einzelnen Jahren hat sie bereits negativen Charakter, indem sich im Jahre 1890 zum ersten Male eine Unterbilanz von 1,2 der Zuwachsziffer einstellt, die sich seitdem des öfteren wiederholt hat.

Die Geburtsziffer in Deutschland ist erklecklich höher wie in Frankreich, wie aus obigen Zahlen erhellt, der natürliche Bevölkerungszuwachs ist viel bedeutender als bei den Franzosen. Es gibt nun Franzosen, die in nationaler Selbstzufriedenheit die Abnahme der Geburtenzahl als eine den meisten Nationen Europas gemeinsame Erscheinung hinstellen, von der Frankreich eben am ersten und intensivsten betroffen sei. Es ist nun richtig, daß z. B. auch in Deutschland die Geburtenziffer in der Abnahme begriffen ist. Dank der sozialpotitischen und hygienischen Fortschritte hat aber auch die Sterbeziffer ziemlich abgenommen, sodaß der Bevölkerungszuwachs seine stattliche Höhe im wesentlichen beibehält.

Die natürliche Vermehrung der Bevölkerung betrug in Frankreich während der Periode 1893-1902 pro 1000 Ein=

wohner 1,2, dagegen in den Niederlanden 14,7, in Norwegen 14,5, in Deutschland 14,4, Dänemark 13,4, Rumänien 12,2, England und Wales 11,8, Ungarn 11,6, Oesterreich 11,4, Schweden und Italien 10,9, Belgien 10,6, in der Schweiz 9,7, in Spanien 6,0 und in Irland 5,1. Zur richtigen Würdigung der kleinen Zunahme der Bevölkerung Frankreichs muß man noch das Moment der Wanderung berücksichtigen. Wenn man die nationalen Franzosen ins Auge faßt, so kommt die Tatsache zum Vorschein, daß in den Jahren 1890—92 z. B. über 90,000 Personen mehr starben als geboren wurden. Diese Lücken werden durch Einwanderungen ersetzt. Während Deutschland fortgesetzt durch Auswanderungen verliert, hat Frankreich fast stets durch dieselben gewonnen. Frankreich hat auf 1000 Einwohner Einwanderungen in den Jahren:

1841—50	1851—60	1861—70	1871—80	1881—90
+ 0,4	+ 0,1	+ 0,2	+ 0,3	— 0,1

1891—1900	1841—1900
+ 0,6	+ 0,3

Es ist unbestritten, daß Frankreich die Bewegung seiner Bevölkerungszahl durch Einwanderungen zum größten Teil überhalb der Grenze des Nullpunktes erhält. Namentlich sind es belgische und deutsche Arbeiter, vor allem aber auch italienische Arbeiter, die durch Einwanderung in französische Industriegegenden einen beträchtlichen Bevölkerungszuwachs darstellen.

Die Zahl der Fremden betrug i. J. 1896: 1'051,907; davon waren 395,490 Belgier, 291,886 Italiener, 90,746 Deutsche, 76,819 Spanier, 74,735 Schweizer, 7089 Holländer, 26,206 Luxemburger, 36,249 Engländer, 15,251 Russen, 10,952 Oesterreicher und Ungarn, 12,337 Amerikaner, 2077 Skandinavier, 1280 Portugiesen. „Wenn unsere Bevölkerungsziffer sich erhält oder ein wenig steigt“, schreibt Dr. Rochard in einem Referate in der französischen Akademie der Medizin,

„so ist dies nur der Einwanderung zuzuschreiben; das Ausland ist es, das unsere Leere ausfüllt, und diese Zufuhr von meist feindlichen Elementen ist eine verkleidete Invasion, eine Bedrohung unserer Zukunft. Ein Volk, das sich mit Hilfe des Auslandes ergänzt, verliert bald seinen Charakter, seine Sitten und seine Kraft. Es verliert dabei mit der Zeit auch sein höchstes Gut — seine Nationalität."

Wie wir gesehen haben, hat Frankreich eine nicht ungünstige Sterbeziffer. Diese Gestaltung hängt mit der Geburtenfrequenz eng zusammen. In Norddeutschland starben im Alter von 0—5 Jahren 30, in Süddeutschland 40, in Frankreich nur 25%. Hätte Frankreich keine günstige Sterbeziffer, so würde die Bilanz seiner Zuwachsverhältnisse noch ungleich ungünstiger ausfallen. Das Gesamtbild der Geburtenfrequenz wird noch schlimmer, wenn wir erfahren, daß die Zahl der Eheschließungen mit den deutschen Verhältnissen ungefähr auf gleicher Stufe steht. Es treffen Eheschließende auf 1000 der mittleren Bevölkerung:

im Jahre	in Frankr.	in Deutschld.	im Jahre	in Frankr.	in Deutschld
1885	14,9	15,8	1892	15,2	15,9
1886	14,9	15,8	1893	15,0	15,1
1887	14,5	15,5	1894	15,0	15,9
1888	14,5	15,6	1895	14,8	15,9
1889	14,3	16,0	1896	15,1	16,4
1890	14,1	16,1	1896	15,2	16,7
1891	14,8	16,1	1898	15,0	16,9

Der parallele Zusammenhalt der Heiratsziffern von Deutschland und Frankreich zeigt durchgehends einen Gleichstand hinsichtlich der Höhe, der durch das schwache Ueberwiegen der deutschen Heiratsziffer nur sehr wenig zu Ungunsten Frankreichs verändert wird. Die relative Zahl der Eheschließungen war im Durchschnitt der Periode von 1893 bis 1902 in Ungarn, Deutschland, Belgien, Oesterreich, Spanien, England, Rumänien höher als in Frankreich, in den übrigen europäischen Ländern aber geringer; gleichwohl zeigen



diese keinen Bevölkerungsstillstand. Also nicht die Abneigung gegen die Ehe, sondern andere Ursachen tragen die Schuld am geringen Kinderreichtum der Franzosen. Wir müssen zu deren Erkenntnis die Gesichtspunkte der ehelichen Treue und der ehelichen Pflichten ins Auge fassen, was in den Ehescheidungen und in der Geburtenintensität pro Ehe zum Ausdruck gelangt.

Bis 1851 entfielen auf 1000 geschlossene Ehen 2,5 Ehescheidungen und Ehetrennungen. Seit 1851, nach Einführung der gerichtlichen Scheidung, vermehrte sich die Relativzahl von 4,0 auf 6,5 im Jahresdurchschnitt 1871—75, auf 15,5 von 1886—1890; das Jahr 1896 wies 24,2 Ehescheidungen auf 1000 zustandegekommene Ehen auf. Im Jahre 1901 betrug die absolute Zahl die stattliche Höhe von 7741. Das Vorhandensein von Kindern ist ein erschwerendes Moment für die Ehescheidung. Aus dem Mangel an solchen erklärt sich zum Teil die Häufigkeit der Ehescheidungen, andererseits ist diese häufige Erscheinung ein deutlicher Abglanz von ehelicher Treue und Liebe in Frankreich und ein beklagenswerter Einblick in die bedeutsamen Folgen für Familie, Staat und Gesellschaft.

Streifen wir noch das moralstatistisch bedeutsame und die Gesamtentwicklung näher beleuchtende Moment der unehelichen Geburten, so finden wir deren Zunahme bei erwähnter gleichzeitiger Abnahme der ehelichen. Von 100 Geborenen waren in Frankreich unehelich 1815—24: 6,8 1875—84: 7,4, 1891—95: 9,0.

Wir haben gesehen, daß die allgemeine Heiratsziffer im ganzen mit der deutschen gleichen Schritt hält. Worauf es aber für die Zunahme der Bevölkerung vor allem ankommt, das ist die Intensität der Geburtenziffer pro Ehe. In diesem Punkte zeigen die Franzosen von anderen Ländern starke Abweichungen. Von insgesamt 10'845,247 Familien hatten im Jahre 1896 1'808,839 kein Kind, 2'638,752 je 1, 2'379,259 je 2, 1'593,387 je 3, 984,162 je 4,

584,582 je 5, 331,640 je 6, 289,771 je 7 und mehr Kinder. Diese eheliche Fruchtbarkeit ist schon mehr ein Keinekinder- oder Einkindersystem als das bekannte Zweikindersystem, indem ungefähr rund 7 Millionen nur zwei und weniger oder gar keine Kinder besitzen. Die eheliche Fruchtbarkeitsziffer in Frankreich nahm im Durchschnitt der Jahrfünfte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1890 folgende Entwicklung. Auf 1 Ehe kamen Geburten: 4,24, 3,84, 3,49, 4,08, 3,84, 3,58, 3,48, 3,26, 3,21, 3,23, 3,11, 3,04, 3,07, 3,15, 2,80, 3,09, 3,03, 2,96. Sie ist seitdem noch weiter gefallen.

Besonders charakteristisch sind noch folgende Zahlen. In der Zeit von 1874—91 trafen auf 1000 verheiratete Frauen im Alter von 15—50 Jahren jährlich lebendgeborene eheliche Kinder: in Deutschland 270, Schottland 269, Belgien 265, Italien 251, England und Wales 250, Oesterreich 250, Schweden 240, Irland 240, Schweiz 236, Frankreich **163**.

Wenn unter normalen Umständen eine die Mitte einhaltende Kinderzahl als der wertvollste Besitz einer Familie gilt, gleichsam das Glück und den Segen elterlicher Mühewaltung ausmacht, so ist die französische Familie von heute eine beklagenswerte Erscheinung.

Wenn nun auch die allgemeine Signatur in Frankreich bezüglich seiner Bevölkerungsentwicklung Stillstand und Rückgang lautet, so ergeben sich doch besondere regionale Unterschiede. In den agrarischen Gebieten Frankreichs ist die Bevölkerungsdichtigkeit in steter Abnahme begriffen. Namentlich sind es diejenigen Departements, deren Bauernschaft sich durch Wohlhabenheit auszeichnet, welche die Kinderzahl einschränken, so in den Departements Garonne, Gers, dann in der Normandie. Dagegen zeigen die Departements mit armer bäuerlicher Bevölkerung relativ unbedeutende Veränderungen der Geburtenfrequenz. Dies gilt namentlich für die 4 Departements der Bretagne, für Nord, Pas-de-Calais. Ohne die beiden letzteren Departements

würde von 1891/94 im ganzen übrigen Frankreich die Zahl der Sterbefälle die der Geburten um viele Tausende übertroffen haben. „Es sind demnach," sagt Goldstein, „die Zentren des französischen Kohlenbergbaues und der französischen Großindustrie, deren großen Geburtenfrequenz Frankreich den Umstand verdankt, daß seine Bevölkerung keine Abnahme erleidet."

Im ganzen haben unsere vorstehenden zahlenmäßigen Enthüllungen ein wenig erbauliches, für die Zukunft unerfreuliches Bild der Bevölkerung Frankreichs in ihren Hauptmomenten entrollt. Wir kennen die Schale der bevölkerungsstatistischen Tatsachen. Wir müssen nun unser Augenmerk dem Kern der tieferliegenden inneren Beweggründe, die eigentlichen Ursachen der Erscheinung eines so schwachen Wachstums der Bevölkerung zuwenden.

Die Faktoren der Bevölkerungsbewegung und Bevölkerungsentfaltung sind mit Ausnahme der Geburtenziffer in Frankreich nicht ungünstig. Die Signatur des Bevölkerungswachstums ist Tiefstand und Stillstand. Man hat zu deren Erklärung eine Reihe äußerer Einwirkungen verantwortlich machen wollen. Einen Teil der Schuld gab man dem Flüchten der Landbevölkerung in die Städte, welche Bertillon eine für die moralische, wie physische Gesundheit unheilvolle Ansammlung nennt. England und Deutschland haben jedoch in ihren viel zahlreicheren Städten keineswegs die Erscheinung des Bevölkerungsstillstandes aufzuweisen. Man hat ferner auf die erschreckende Zunahme des Alkoholmißbrauches als eine wichtige Ursache des Bevölkerungsrückganges hingewiesen. Frankreich steht heute im Spirituosenverbrauch mit 18,21 Litern auf Kopf und Jahr sogar weit über dem in dieser Beziehung verrufenen Belgien, wo etwa 8 Liter auf den Kopf entfallen. In dem der Trunksucht besonders ergebenen Departement Nieder-Seine ist die Zahl der Militär-Dienstuntauglichen in 10 Jahren von 6 auf 27 % gestiegen. (Polit. Anthrop. Revue IV. S. 209.) Zweifellos

übt der übermäßige Alkoholgenuß einen sehr tiefgreifenden und schädigenden Einfluß auf das Generationsgeschäft aus. Allein der Alkoholmißbrauch findet sich auch in anderen Ländern, welche trotzdem namentlich in den ärmsten Bevölkerungsklassen fruchtbare Ehen haben. Der Alkohol ist ein kleiner Teil der Schuld, aber nicht die Hauptschuld am Bevölkerungsstillstand in Frankreich.

Die Ursachen des raschen Rückganges der Geburtenhäufigkeit in Frankreich müssen tiefer liegen, sie müssen im Wesen der französischen Zivilisation begründet sein. Wir können in Uebereinstimmung mit zahlreichen Forschern als die hauptverantwortliche Ursache des geschilderten Bevölkerungsproblemes in Frankreich den Mangel am Wollen der Nation bezeichnen. Es ist nicht ein Versiegen der physischen Kraft des Volkes, nicht Degeneration, sondern der bewußte Wille, keine oder nur sehr wenige Kinder zu haben. Die ganze Nation ist von diesem Kollektivwillen beherrscht. In der französischen Bauernschaft, wie in den Arbeiterkreisen, ganz besonders aber in den besseren Gesellschaftsschichten hat sich die Ansicht fest eingebürgert, die Beschränkung der Kinderzahl sei aus den verschiedensten Gründen eine nicht zu umgehende Notwendigkeit. Man ist in Frankreich freiwillig unfruchtbar. Was diese im Volksbewußtsein herrschende und verwirklichte Tatsache für Natur und Moral in ihren Folgen zu bedeuten hat, ist nicht schwer zu erkennen. Die Abtreibung des keimenden Lebens ist in Frankreich eine stark verbreitete Unsitte. Nach der Ansicht Eingeweihter soll die Anzahl der Abortivgeburten die der Lebendgeburten überragen. In Lyon soll die Zahl der Abortivgeburten im Jahre sich auf 10,000 belaufen bei einer Zahl von 8–9000 Lebendgeburten. Wenn es in anderen französischen Städten vermutlich ebenso ausschaut, so mag man sich einen Vers auf die sittlichen Zustände machen.

An das Verbot des sexuellen Präventivverkehrs kehren sich auch als fromm und religiös geltende Personen nicht.

Die Bewohner des 6. und 7. Arrondissements in Paris sind reich und katholisch; die des 16. und 19. Arrondissements sind Arbeiter mit freidenkerischer Gesinnung. In den ersteren Bezirken zählt man 20 Geburten, in den letzteren 30 auf 1000 Einwohner. Der Bischof Bouvier von Le Mans berichtete nach Rom, die Praxis des Zweikindersystems sei in seiner Diözese allgemein. Das jüngere Volk scheue die Kinderlast. Wenn der Beichtvater den Leuten einschärfe, diese Praxis aufzugeben, so gingen sie einfach nicht mehr zur Beichte; die Zahl der Kommunikanten nehme hauptsächlich aus diesem Grunde von Jahr zu Jahr ab.

Im Jahre 1900 erschien in Paris ein Buch unter dem Titel „La natalité en France“ von einem anonymen Schriftsteller. Dessen Darlegungen und Enthüllungen sind zu glaubwürdig und lebenswahr, als daß wir es uns versagen können, einen flüchtigen Streifblick durch das Buch zu unternehmen.

Unser Anonymus hält die Bevölkerungsfrage für eine Lebensfrage der französischen Nation in bezug auf die Machtstellung, sowie für eine Frage der Erhaltung der Rasse. Sein Pessimismus läßt ihn an der Heilung verzweifeln, denn die Gleichgültigkeit sei vollkommen und allgemein. Er faßt zunächst den Alkohol mit seinen schädlichen Wirkungen ins Auge. Vom Neomalthusianismus, den Mitteln zur Verhütung und Einschränkung der Nachkommenschaft, schreibt er, er hat triumphiert und triumphiert in Frankreich. Dieses Laster nennt er la grande cause des Niedersinkens der Geburtlichkeit in Frankreich. Die Eheschließungsziffer ist unverändert 7,4. Aber die Ehen bleiben ohne Kinder. Die Frauen weigern sich aus Mißbehagen, Furcht vor der Mutterschaft, Kinder zu bekommen. In der reichen und vornehmen Welt will das junge Mädchen seine Schönheit und Freiheit bewahren; in der bürgerlichen Welt ist der Eigennutz der große Faktor der Enthaltsamkeit. Man will eine sorgenfreie Zukunft Allgemein herrscht die Losung im Sexualverkehr, das Kind auszuschalten.

Auf den Boulevards werden Prospekte verteilt, welche das

Verschwinden von Wehmut und Armut durch Anwendung der neomalthusianistischen Praxis rühmen. Am Schlusse sind ausführliche Adressen von hygienischen Instituten angegeben. Ein ganzer großer Industriezweig wird damit betrieben, der auch das Ausland versorgt. In der marktschreierischsten Weise wird Reklame getrommelt. Alle Parfumerien, Apotheken preisen ihre éponges stérilisées. Hiezu gesellen sich noch die Manöver der Abtriebgeburten, welche dank der wissenschaftlichen Fortschritte technisch vollkommener und weniger gefahrvoll geworden sind. Kaum eines von 1000 solcher Vergehen kommt zur Kenntnis der Behörden. So ist es um die öffentlichen Sitten und Gewohnheiten bestellt, welche die Grundwurzeln des Geburtenrückganges bedeuten.

In den Städten ist die Frauenarbeit, namentlich in liberalen Berufen, und das Junggesellentum die Quelle der Unfruchtbarkeit und des Lasters. Die Prostitution nennt der anonyme Verfasser eine der unbestreitbarsten Ursachen der Entvölkerung. Insbesondere die französische Armee ist die beste Klientin der reglementierten Prostitution. Die Mehrzahl der Militärs bleibt unverheiratet. Die Armee ist der unersättliche Moloch, der die Kräfte und das Leben der Söhne des Volkes verschlingt. Die Prostitution hat die Cafés, Kontors, Restaurants, die Trottoirs, Straßen und Häuser an sich gerissen, sie wächst und bedeutet die größte Gefahr, denn sie bleibt unfruchtbar. Sie gilt nicht mehr als anstößig, sie hat das Bürgerrecht erworben. Die Zeitungen dienen ihr unverfroren durch Adressen und Inserate. Die Mehrzahl der Bühnen, Konzerte, Musikhallen sind in Wirklichkeit Gelegenheiten zur Ausbreitung des Fleischhandels. Die Zahl der Zuhälter ist Legion. Der ganze soziale Körper ist von diesem Geiste beseelt.

Bekanntlich hat sich auch Zola mit dem Bevölkerungsproblem in seinem Roman Fécondité eingehend befaßt und auch in der Tat seine Abneigung gegen die herrschenden Sitten gezeigt, denn er hinterließ eine sehr zahlreiche Kinderschar. Zola sagt, die blutigsten Zeiten der Geschichte, die Metzeleien der furchtbarsten Eroberer hätten keine solchen Massacres in Frankreich angerichtet, als die Abortivgeburten

und die Industrie der Kinderpflege sie hervorgerufen. Es ist eine Riesenschlacht, die Frankreich jedes Jahr verliert, das Grab aller Kraft, die Mordstätte aller Hoffnung, am Ziel droht unabwendbar die Vernichtung, der unsinnige Tod der Nation. Zola schätzt die Zahl der in Spitälern und Privatsanatorien kastrierten Frauen in Paris seit 15 Jahren auf 30—40,000. Und man schätzt auf 500,000 die Anzahl der Frauen, denen man die Blüte der Mütterlichkeit entrissen hat. Die Unterschlagung der Leibesfrucht ist die erste, große Ursache, welche das Leben an seiner Quelle vergiftet. Die allgemeine, vorbedachte, beharrliche, gerühmte Unterschlagung läßt die Nation an Entkräftung verfallen und richtet sie zu Grunde. Aus dem Haß, der Verneinung des Lebens in allen Gesellschaftsschichten geht klar hervor, daß Frankreich der freiwilligen Sterilität anheimgefallen ist. Zola löst das Rätsel der französischen Unfruchtbarkeit mit den Worten: „Wenn Frankreich sich entvölkert, so ist es, weil es dies will. Es ist daher einfach nötig, daß es dies nicht mehr wolle.“

Die geschilderten Zustände sind nicht gerade rosig. Der Zukunft Frankreichs unter dem Gesichtswinkel der Bevölkerungspolitik kann man auf grund der trockenen Zahlen und der Erkenntnis der Ursachen nur ein unheildrohendes Horoskop stellen. Es konnte naturgemäß nicht ausbleiben, daß gegen die kommende Entvölkerung seitens einsichtsvoller Franzosen Gegenmaßnahmen in Vorschlag gebracht wurden. Frankreich hat das militärische Gleichgewicht für einen Landkrieg mit Deutschland z. B. längst verloren. Es kann keinen Mann mehr aus dem Boden stampfen, während sich in der überschüssigen Bevölkerungszahl Deutschlands starke Reserven finden. Dieses militärische Argument bildet einen Hauptpunkt der Agitation für Hebung der Volkszahl. Die zu beseitigenden Schwierigkeiten sind jedoch schier unüberwindbar. Der große Reichtum, das allgemeine Streben nach Rentenbezug ohne viele Mühen und Plagen, die starke Genußsucht

in ihren tausendfältigen einfachen und raffinierten Formen hat die französische Nation lahm gemacht, der Mangel an Arbeit schwerer körperlicher und geistiger Art hat die Energie geschwächt. Die Fürsorge für die Familie und für Kinder spannt die Kräfte an und führt zu Tatkraft, Unternehmungslust. Der Erfolg der Fürsorge für Weib und Kind gibt ein großes Glückseligkeitsbewußtsein und gewährt mehr Zufriedenheit als toter Mammon. Eine Stube voll gesunder, Lebenslust atmender Kinder ist für die Familie und für den Staat ein höheres Gut als große Reichtümer in stummen Schränken. Nur wenn es gelingen sollte, der französischen Nation über diese Grundbedingung des Familienlebens, welche in einer Anzahl von Kindern besteht, deren Wohlergehen den Schweiß des Vaters und die Sorge der Mutter erfordert, andere naturentsprechende Ansichten überzeugend beizubringen, ist Rettung zu erwarten.

Man hat verschiedene Anläufe und Vorschläge seitens der Statistiker, Soziologen, Aerzte gemacht. Am meisten soll der Appell an das Vaterlandsgefühl Wunder wirken. Besonders ist es Bertillon, der mit der lauttönenden Stimme des aneifernden Predigers alle Patrioten auffordert, sofort dem nationalen Bunde für die Bevölkerungszunahme Frankreichs beizutreten. „Ehe 15 Jahre vergangen sind," schreibt er, „wird unser Land verloren sein. In den letzten 5 Jahren hat Deutschland seiner Bevölkerung 3 Millionen hinzugefügt, Frankreich nur 130,000. Die Anzahl der deutschen Konskribierten beträgt jährlich 450,000 gegen 333,000 französische und in 15 Jahren werden es noch einmal so viele deutsche wie französische sein. Alle Franzosen sollten patriotisch sein, und es als ihre Pflicht betrachten, drei Kinder aus eigener Kraft aufzubringen." Dann folgen Vorschläge, von denen Bertillon und andere sich Besserung erhoffen. Die Mittel laufen meist darauf hinaus, mit Gewalt auf die Erhöhung der Geburtenziffer hinzuwirken. Einerseits bestehen sie in der Verheißung materieller Vorteile,

wie Steuerentlastung für die Bauern und den Mittelstand, Gratisunterricht der Kinder in den Schulen. Vielen Vorschlägen haftet andrerseits ein Stich ins Lächerliche an, wie Junggesellensteuern, Kinderprämien in steigender Progression von 3 zu mehr Kindern, Spezialsteuer zur Ernährung aller, namentlich unehelicher Kinder.

Am 22. November 1901 hat der Senat einen Antrag angenommen, der die Regierung auffordert. eine commission extraparlamentaire de dépopulation zu ernennen. Dieselbe befaßt sich mit Maßregeln zur Hebung der Geburtenziffer und zur Verringerung der Sterbeziffer. Man hat guten Grund, von Regierungsmaßnahmen keinen Erfolg zu erwarten. Die langeingewurzelten Uebel sitzen zu tief. Zurück zur Natur! müßte die Losung lauten, das Bewußtsein der abscheulichen Unnatur im Sexualleben müßte den Volksschichten wieder aufgehen. Dieser vielleicht auf religiösem Wege zu erzielende Umschwung der Volksstimmung ist eine notwendige, aber recht harte Sache. Für heute liegen kaum irgendwelche Anzeichen zur Besserung vor. Für die übrigen Nationen aber ist der Fluch des Neomalthusianismus in Frankreich eine deutliche Warnung.

Augsburg. Dr. Hans Rost.

LXXIV.

Ruthenen und Polen.

Eugen Buchholz-Wormditt hat in der ‚Allgemeinen Rundschau' Nr. 35—37 (1905) einen längeren Aufsatz veröffentlicht, der die Frage der Wiedervereinigung der russischen Kirche mit Rom eine eingehende Aufmerksamkeit schenkt. Neben dem eigentlichen Thema werden aber auch andere Fragen hineingezogen, so daß es sich stellenweise um die Wiedervereinigung sämtlicher schismatischer Orientalen mit Rom handelt. Ohne dem gelegentlich auftretenden Optimismus, der sich ja auch hie und da im Bessarione zeigt, grundsätzlich entgegentreten zu wollen, muß man aber auch die Kehrseite der Schaumünze nicht vergessen. In den von Huonder ganz musterhaft geleiteten katholischen Missionen (Herder, Freiburg) ist viel Material aufgehäuft, was Buchholz mit Nutzen hätte heranziehen können. Dort werden aber häufig solche Feindseligkeiten der Orientalen gegen die Katholiken in authentischer Form mitgeteilt, daß man sich einem etwa allgemeineren Optimismus nicht wird anschließen können.

Im folgenden mache ich auf eine selten beachtete und doch sehr bedeutsame Reihe von Tatsachen aufmerksam, woraus man erkennen kann, daß die Gleichstellung: Ritus = Nation zu den schwersten Verwicklungen führen kann und in der Vergangenheit nicht selten geführt hat. Jeder Kenner

der orientalischen Verhältnisse verstand darum auch die bösartige Entwicklung des französisch-marokkanischen Zwischenfalls, weil im Orient jeder Moslem seit vielen Jahrhunderten von den muhamedanischen Herrschern, unbekümmert um etwaige nationale Zugehörigkeit, als unter die Gewalt des Herrschers fallend angesehen wird. Ritus, beziehungsweise Religion, ist das ausschlaggebende und das wird von allen Anhängern der orientalischen Riten aufrechterhalten und darauf baut sich die an sich lustige Konstruktion der „Nation" auf.

* * *

Bei einem längeren Aufenthalte in Lemberg hatte ich Zeit und Gelegenheit, die Hauptvertreter der drei dort bestehenden Riten kennen zu lernen, das heißt den lateinischen, den ruthenisch-unierten und den armenisch-unierten Erzbischof. Zwischen den Lateinern und den Armeniern — die übrigens in ganz Galizien 4500 Seelen nicht übersteigen — bestehen nie ernsthafte Zwistigkeiten. Die Reibereien und Streitigkeiten zwischen den Lateinern = Polen und den Orientalen = Ruthenen wollen nicht aufhören. Ursprünglich zwei getrennte, wenn auch verwandte Volksstämme, haben sich im Laufe der Zeit die Unterschiede so ausgeglichen, daß es eigenlich eine Vermessenheit ist, von zwei verschiedenen Nationen im strengen Sinne des Wortes zu sprechen. Die Sprache ist die gleiche, wenigstens im allgemeinen, die Sitten und Gebräuche weisen nicht mehr Unterschiede auf, als es auch sonst in den verschiedenen Teilen einer großen Provinz der Fall zu sein pflegt, nur der Ritus ist verschieden. Tritt nun ein Ruthene zur lateinischen Kirche über, was in zahllosen Fällen vorgekommen ist, so verliert er seine ruthenische Nationalität und wird Pole. Daraus kann man ersehen, was es mit der „Nationalität" überhaupt auf sich hat. Als der jetzige ruthenische Erzbischof von Lemberg Monsgr. Szeptycki zum ruthenischen Ritus übertrat, verlor er seine polnische „Nationalität" und wurde Mitglied des ruthenischen

„Volkes“. Es sind also ganz imaginäre Werte, mit denen hier gerechnet wird, die aber mit einer Ernsthaftigkeit und einem Nachdrucke vertreten werden, als ob es greifbare Dinge wären.

So wie es in Galizien ist, ist es auch in Russischpolen. Die gleichen Elemente stehen sich hier in der gleichen, tiefgewurzelten Feindschaft gegenüber, und beide Teile sagen sich alle Schande nach und schimpfen aufeinander, so sehr sie nur können. Das sind so unverständliche Dinge für den, der auf der höheren Warte des Katholizismus steht, daß man diese schier unglaublichen Feindseligkeiten ganz und gar nicht verstehen kann. Und doch muß man auf Schritt und Tritt mit ihnen rechnen.

Als nun jüngst der Ukas vom 17./30. April über die Gewissens- und Kultfreiheit herauskam, regte es sich besonders in der Diözese Chelm, wo seinerzeit die unierten Ruthenen „freiwillig“, aber durch sanfte Nachhilfe der Kosaken mit ihrer Knute, orthodox geworden waren. In hellen Haufen strömten sie wieder in die katholischen Kirchen, die, weil man ihre eigenen in orthodoxe umgewandelt hatte, natürlich zum lateinischen Ritus gehörten. Diese pflegt man nun nicht lateinisch-katholische und die anderen ruthenisch-katholische zu nennen, sondern einfach polnische Kirchen und ruthenische Kirchen, wobei auf die gemeinschaftliche Eigenschaft „katholisch“ absichtlich gar kein Gewicht gelegt wird.

Diese an sich natürliche Tatsache des Besuches der katholischen Gotteshäuser durch die endlich aufatmenden Ruthenen wird von der ruthenisch-katholischen Zeitung Nyva in Lemberg zum Ausgangspunkte einer wüsten Polemik mit Schimpferei gemacht, die sich gegen den polnischen Klerus in Chelm richtet. Von dem Inhalte des Aufsatzes kann ich hier absehen; aber einen Satz muß ich hierherstellen: „Das ruthenische Volk ist russisch, ist slavisch und seine Anhänglichkeit an den Ritus ist vielleicht größer, als diejenige an seinen Glauben. Zwischen dem Katholizismus und

der Orthodoxie erkennt es keine dogmatischen Unterschiede, oder wenn es sie anerkennt, legt es kein Gewicht darauf. Der Ritus ist für dasselbe das Grundelement seiner Religion; auf ihn wird es nie verzichten."

Eine so blindwütige Betonung von etwas rein Aeußerlichem, wie es doch der Ritus ist, zeigt, wie wenig Wurzel die Union von Brest (1595) bei den Ruthenen geschlagen hat. Ich bin der festen Ueberzeugung, wenn die Kirche oder die österreichische Regierung die galizischen Ruthenen zum Aufgeben ihres noch vorgregorianischen Kirchenkalenders zwingen wollte, so würden weitaus die meisten Ruthenen leichten Herzens zum russischen Schisma übergehen. Und doch würde es sich dabei nur um Beseitigung eines auch im bürgerlichen Leben Galiziens schwer empfundenen Schadens handeln. Sie wollen an dem russischen Kalender festhalten und dieser Kleinigkeit zuliebe würden sie es auf die schwersten Kämpfe ankommen lassen.

Als ich in Lemberg war, wurde mir von einer im Uebrigen sehr objektiv und ruhig denkenden Seite gesagt: „Ich fürchte, daß, wenn es jemals zu einem Kriege Oesterreichs mit Rußland käme, zahlreiche Ruthenen sofort zur Orthodoxie übergehen werden. Sollte es sich, was Gott verhüten möge, ergeben, daß Oesterreich mehr oder weniger geschlagen würde, so kann man bezüglich des Katholizismus sehr vieler Ruthenen für nichts bürgen." Damals hielt ich diese Aeußerung für übertrieben; ich betrachtete sie als die Anschauung eines ängstlichen Gemütes, zumal ich in ruthenischen Kreisen die Versicherung gehört hatte, daß der ruthenische Erzbischof jetzt für jeden seiner Geistlichen und Kleriker bezüglich ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit an die Union von Brest einstehen könne. Nachdem ich aber die oben mitgeteilten Worte aus der ‚Nyva' gelesen hatte, erschienen mir die Befürchtungen nicht mehr so gegenstandslos, wie vor ein paar Jahren, als ich sie zuerst hörte.

Wie dem auch sei, die von beiden Seiten mit dem ungeschicktesten Eifer beschriebene Überspannung des „National“-gefühles hat bis heute die beklagenswertesten Folgen gezeitigt. Die Verachtung, die die Polen für die Ruthenen an den Tag legen, ist ebensoweit von christlicher Nächstenliebe entfernt, wie die Drohungen der Ruthenen mit dem Schisma von dem aufrichtigen Gefühle der Anhänglichkeit an die katholische Kirche. Das sind krankhafte Zustände, für deren Heilung man scheinbar kein Mittel zu finden weiß, weil auf beiden Seiten eine furchtbare Erbitterung herrscht, gegen die kein Kraut gewachsen ist.

Der berühmte Orientalist P. Palmieri aus dem Augustinerorden machte vor einigen Monaten eine Studienreise durch Rußland, um die theologische Wissenschaft der orthodoxen Kirche kennen zu lernen. Dabei machte er die Beobachtung und sprach sie auch aus, daß dieselbe keineswegs so versteinert sei, wie man es häufig darzustellen beliebt. Er hob die Notwendigkeit hervor, sich mit dieser rüstig fortschreitenden Wissenschaft auch theologisch auseinanderzusetzen. Während ein orthodoxer russischer Bischof dem gefeierten Gelehrten alle Ehre antat und ihn in sein Palais auf das Vornehmste aufnahm und bewirtete, vermochten es mehrere polnische Geistliche, die Palmieri bei seiner Reise besuchte, nicht, ihren Unwillen zu bemeistern, daß er in seinen wissenschaftlichen Fragen die Orthodoxie nicht in Grund und Boden hinein verdammt hatte. Sie gewährten ihm zwar Quartier, aber behandelten ihn so schlecht, daß er sich in unverblümtester Weise darüber ausgesprochen hat, als er nach Südrußland in das Bistum Tiraspol kam, und er dort von den deutschen katholischen Geistlichen in der ehrenvollsten Weise empfangen und aufgenommen wurde. Das sind alles Vorkommnisse, die erhärten, daß der Nationalitätsgedanke zu einer hochgradigen Überspannung geführt hat, wodurch mitunter das folgerichtige christliche Denken in erkennbarer Weise unterbunden wird.

Ich muß hier leider davon absehen, die Lebensbedingungen zu schildern, unter denen die Mehrzahl der ruthenischen Geistlichen, die bekanntlich verheiratet sind, ihr Leben zu fristen gezwungen sind. In Galizien liegen diese Verhältnisse zum Teil sehr ungünstig. Bei dem fast gänzlichen Mangel an nichtverheirateten Priestern — es sind das ganz Wenige aus dem Weltklerus und einige Dutzend Basilianer Mönche — wird den ruthenischen Katholiken der Vorteil des cölibatären Klerus nicht so nahegerückt wie es nötig wäre, um aus dem Volke heraus die langsame Abschaffung dieser orientalischen Gewohnheit fordern lassen zu können. Jahrhundertelang hatten die Ruthenen in Galizien nur zwei Kasten, die Priesterkaste und die Bauernkaste, nachdem fast alle ihre Adeligen zum lateinischen Ritus übergetreten, d. h. Polen geworden waren. Gelangte ein Ruthene zu etwas Wohlstand und sehnte er sich nach gesellschaftlicher Anerkennung, so gab es nur ein Mittel: er wurde Pole, das will sagen, er nahm den lateinischen Ritus an. In den Zeiten vor Leo XIII. war der Wechsel des Ritus sehr leicht, infolgedessen bildete sich kein ruthenischer Mittelstand, der im Bürgertum der Städte sein Rückgrat gehabt und nach und nach auch seinen Anteil zur Beamtenschaft gestellt hätte.

Erst in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts setzen die Bestrebungen ein, diesen Mittelstand zu bilden, und als Leo XIII. den Uebertritt der Orientalen zum lateinischen Ritus so sehr erschwerte, war die Zeit gekommen, wo die heißen Wünsche der Ruthenen in Erfüllung gingen: der Bürger- und Beamtenstand bildete sich und ist heute schon über alles Erwarten erstarkt. Er ist von dem gleichen Fanatismus beseelt, wie der Klerus, wenngleich die größten Heißsporne doch wohl in der studierenden Jugend aus dem Laienstande zu suchen sein werden. Damit Hand in Hand geht das wirtschaftliche Erstarken und wissenschaftliche Vorwärtsstreben gewisser ruthenischer Kreise, was die gegnerischen

Polen nur mit großer Besorgnis sehen, ohne es hindern zu können. Wenn es gelingen sollte, die bisher schüchternen Versuche der Bildung religiöser weiblicher Genossenschaften zur Blüte zu bringen, so würde ein mächtiger neuer Widerstandsfaktor in den Streit der Polen und Ruthenen eingehoben werden. Die sehr rührigen Basilianernonnen kommen nicht voran, woraus man ersehen kann, daß der weibliche Zweig dieses uralten Ordens unter den Ruthenen keine Anbaufähigkeit entwickelt. Vielleicht wird es mit den Kongregationen besser gehen, obschon die allgemeine Erfahrung lehrt, daß nur sehr wenige Ruthenen beiderlei Geschlechtes sich zum ehelosen Leben entschließen können.

LXXV.

Duns Scotus und die Vielweiberei der Münsterischen Wiedertäufer.

In seinem jüngst erschienenen Werk über die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen (Marburg 1904, S. 16) stellt Rockwell die seltsame Behauptung auf, der zu Münster im Jahre 1534 stattgefundenen Einführung der Vielweiberei liege „wie bei vielen anderen Forderungen der Wiedertäufer ein Gedanke der franziskanischen Dogmatik zu Grunde". „Denn Duns Scotus hat die Möglichkeit erwogen, daß nach entvölkernden Kriegen oder Seuchen der Kirche die Vielweiberei von Gott offenbart werde ... In der bedrängten Lage der verschwindend kleinen Zahl der wahrhaft gläubigen und wiedergetauften Christen zu Münster

trafen nun als angeblicher Befehl Gottes die Worte ein: Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde." Daß bei der Einführung der Vielweiberei in Münster ein Gedanke der franziskanischen Dogmatik oder, um die Sache genauer auszudrücken, eine Stelle aus den Werken des Duns Scotus vorgeschwebt habe, ist eine völlig unzutreffende Behauptung. Diese Behauptung ist ebenso unzutreffend wie die andere Behauptung Rockwells, daß für Luther bei seiner Billigung der Polygamie und der Notlüge die mittelalterliche Kasuistik und Beichtpraxis von „maßgebendem Einfluß" gewesen sei.[1])

Richtig ist allerdings, daß Duns Scotus die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung, wodurch in einem Notfall die Doppelehe als zulässig erklärt werden könnte, erwogen hat. In seinem Kommentar zu dem Sentenzenbuch des Lombarden behandelt er in den Ausführungen über die Ehe auch die Polygamie, wobei er bemerkt, daß im Alten Testament die Patriarchen durch göttliche Dispens befugt waren, mehrere Frauen zu heiraten; jetzt aber sei die Polygamie nicht mehr erlaubt, da der göttliche Gesetzgeber für das Neue Testament keine Dispens erteilt habe und die ursprüngliche Monogamie durch Christus neu eingeschärft worden sei.[2]) Sollte es indessen, fügt Scotus bei, geschehen, daß durch einen Krieg oder eine Seuche eine Menge Männer hinweggerafft würde und eine Menge Frauen zurückbliebe, so könnte dann die Bigamie wieder erlaubt werden; dazu wäre aber eine göttliche Gutheißung erfordert, die

---

1) Ueber letztere Frage vergl. meine Artikel in den „Histor.-polit. Blättern CXXXV, 81 ff., 317 ff. und in der Liter. Beilage der Kölnischen Volkszeitung. 1905. Nr. 21.

2) Scotus, Opera omnia. Bd. XIX. Paris 1894. S. 363: Jetzt sei die Polygamie illicita, eo quod pro nunc non est a legislatore dispensatum, imo reductum est ad illud legis naturae: Erunt duo in carne una, per Christum. (In libr. Sent. IV. dist. 33. q. 1. a. 2.)

dann vielleicht erteilt und der Kirche besonders geoffenbart würde.[1])

Auf diese Stelle des Duns Scotus haben sich in jüngster Zeit etliche übereifrige protestantische Polemiker, wie z. B. Thümmel, berufen, in der Hoffnung, damit die katholischen Tadler des Verhaltens Luther im hessischen Ehehandel in Verlegenheit zu bringen. Allein es wird doch niemand behaupten wollen, daß Luther zu seinem Vorgehen durch eine spezielle göttliche Offenbarung ermächtigt worden sei. Mit der hessischen Doppelehe kann also Scotus nicht in Verbindung gebracht werden. Wie verhält es sich aber mit den Münsterischen Wiedertäufern? Sind diese vielleicht bei der Einführung der Vielweiberei durch den alten Scholastiker beeinflußt worden?

Da Rockwell die Einführung der Vielweiberei auf dieselbe Linie stellt wie „viele andere Forderungen der Wiedertäufer“, so muß vor allem der häufig vorkommenden Ansicht entgegengetreten werden, als ob die Polygamie den Anschauungen und Forderungen der Wiedertäufer überhaupt entsprochen hätte. Ein trefflicher Kenner der Verhältnisse in Münster, der jüngst verstorbene Münsterische Oberbibliothekar Heinrich Detmer, schreibt hierüber:

„Verhältnismäßig nicht spät, schon im Juli 1534 eingeführt, hat die Vielweiberei der gesamten inneren Entwicklung der Ereignisse unleugbar ein durch und durch eigenartiges, wüstes und verbrecherisches Gepräge aufgedrückt; und doch ist, wenn man, wie billig, von den Verirrungen einzelner Individuen absieht, die niemals einer Partei als solcher zur Last gelegt werden dürfen, auch nicht mit dem kleinsten Schimmer von Recht ein Beweis dafür zu erbringen, daß die Duldung oder gar

1) Si tamen contingeret casus per bellum, vel cladem, vel pestem, quod multitudo virorum caderet et multitudo mulierum remaneret, posset tunc bigamia esse licita; doch wäre hierzu erfordert eine approbatio divina, quae forte tunc fieret et Ecclesiae specialiter revelaretur.

die Forderung der Polygamie jemals in den Tendenzen des Täufertums an sich gelegen, daß sie den religiösen oder sonstigen Anschauungen der Taufgesinnten überhaupt entsprochen habe.[1]) Der Gedanke an die Vielweiberei, der erste Versuch, sie in Münster in die Wege zu leiten, die Art ihrer Proklamierung und Verwirklichung, das alles ist lediglich dem Kopfe Johanns von Leiden entsprungen; und bezeichnend genug: gerade die täuferischen Prädikanten dort am Orte, unter denen sich die damals begeisterten und einflußreichsten Vertreter der Partei befanden, haben sich geschlossen längere Zeit hindurch aufs heftigste gegen die ungeheuerliche Neuerung gesträubt. Als sie sich schließlich ihr gezwungen doch noch fügten und sie sogar zu verteidigen begannen, da erhob sich aus der Mitte des Volkes heraus in den Mollenheckischen Unruhen (Mollenhecke war auch ein Täufer) ein noch weit wuchtigerer Widerstand."[2])

Es kann demnach kein Zweifel darüber bestehen, daß, wie Detmer in einer andern seiner Schriften hervorhebt,

1) Dem scheint zu widersprechen, was Rockwell (S. 7) berichtet, daß nämlich bereits in den zwanziger Jahren durch Karlstadt sowie durch einige „Schwärmer und Wiedertäufer" die Aufmerksamkeit auf die Polygamie der Erzväter gelenkt worden war. Rockwell zitiert hierfür Köstlin (M. Luther. 5. Aufl. Berlin 1903. II, 474), der allerdings behauptet, daß bereits im Jahre 1526 „durch die Schwärmer und Wiedertäufer die Frage über die Zulässigkeit mehrerer Eheweiber nach alttestamentlichem Vorbild angeregt worden war." Allein an den Stellen seines Werkes, auf welche Köstlin verweist, ist blos von Karlstadt die Rede. Mit den „Schwärmern und Wiedertäufern" hat aber die Ehesache, deren sich Karlstadt annahm, nichts zu tun. Es handelte sich in dem betreffenden Falle um einen Mann, der ein „aussätzig Weib" hatte. Auf den Rat Karlstadts wandte sich im Jahre 1524 der unglückliche Mann an den Kurfürsten von Sachsen und bat um die Erlaubnis, zwei Frauen zur gleichen Zeit haben zu dürfen. (Rockwell, S. 253 f.)

2) H. Detmer, Johann von Leiden. Seine Persönlichkeit und seine Stellung im Münsterschen Reiche. Münster 1903. S. 6.



„für die Vielweiberei Johann von Leiden allein die Verantwortlichkeit der Urheberschaft trägt".[1]) Welches war nun aber der Beweggrund, der den König der Wiedertäufer bei der Einführung der Vielweiberei geleitet hat? Lag seinem frevelhaften Unternehmen vielleicht ein „Gedanke der franziskanischen Dogmatik" zu Grunde? Nicht im geringsten! Wie hätte auch der frühere Schneidergeselle, der kein Latein verstand, mit den theologischen Werken der mittelalterlichen Scholastiker vertraut sein können? Bei der Einführung der Vielweiberei leitete ihn auch nicht der Gedanke, auf diese Weise die Zahl der Gläubigen rasch zu vermehren; er wollte blos seine sinnlichen Gelüste befriedigen.

„Um seiner Sinnlichkeit zu fröhnen, ward er der Prediger der Vielweiberei."[2]) „Was er in Münster zur Entweihung und Besudelung des Instituts der Ehe unternommen und gesündigt hat, das ist vom Anbeginn an das Werk seiner ureigensten Willkür gewesen, entsprungen aus einer ungezügelten sinnlichen Lust, begünstigt durch das Bewußtsein der überwältigenden Macht, mit der er im Stande war, die Gemüter der Menschen mit sich fortzureißen und die Leidenschaften der Masse zu entfesseln. . . . Nicht religiöse Schwärmerei, so unbegreiflich sie auch immer hier erscheinen würde, ist bei Johann von Leiden die Quelle des Gedankens an die Vielweiberei gewesen, er hat an die Polygamie auch nicht als an eine Konsequenz gedacht, die sich zuletzt aus täuferischen Grundsätzen von selbst ergeben müsse; sondern, und darin liegt die ganze unheimliche Tücke seiner Natur. weil er selbst seiner Sinnlichkeit ungehemmt fröhnen wollte, weil er einen Vorwand brauchte für die Berechtigung von ihm verübter und zu verübender Handlungen, die nach allen Begriffen von Moral und Gesetz sündhaft und strafbar waren, und weil er die Be-

---

1) Detmer, Ueber die Auffassung von der Ehe und die Durchführung der Vielweiberei in Münster während der Täuferherrschaft. Münster 1904. S. 83.

2) Detmer, Joh. Leiden. S. 43.

günstigung gleicher Sinnlichkeit bei der Masse seinen Hoheitsgelüsten für förderlich hielt, deshalb hat er Bedacht darauf genommen, nach Anknüpfungspunkten zu suchen, die sein Unterfangen mit überspannten anabaptistischen Gemütsregungen in Zusammenhang bringen könnten.“ 1)

Um sein Unternehmen zu rechtfertigen, hat sich allerdings Johann von Leiden, wie in anderen Dingen, so auch in betreff der Polygamie auf eine ihm zu teil gewordene göttliche Offenbarung berufen. Damit wollte er indessen nur den eigentlichen Grund seines Beginnens verhüllen. In späteren Aussagen unterläßt er denn auch, die angebliche Offenbarung geltend zu machen. In dem Bekenntnis, das er kurz vor seinem Tode mit eigenhändiger Unterschrift bekräftigt hat, weiß er beim Erwähnen der Polygamie nichts mehr von einer Offenbarung zu berichten, die ihm zu teil geworden wäre.2) Auch in seiner letzten Unterredung mit den hessischen Predigern Anton Corvinus und Johann Kymäus, unmittelbar vor seinem Tode, hat er sich zur Rechtfertigung der Vielweiberei wohl auf die Bibel berufen, nicht aber auf eine besondere Offenbarung. „Was den Vätern im Alten Testament frei gewesen ist“, erklärte er in dieser Unterredung, „warum sollte solches uns verboten sein ... So habe ich die Vertröstung, was etwa (ehemals) den Vätern zugelassen sei, werde uns nicht verdammen. Will's auch lieber in diesem Fall mit den Vätern, denn mit euch halten.“ In dem Neuen Testament werde die Vielweiberei nicht untersagt; vielmehr könne man aus den Worten des hl. Paulus: Ein Bischof soll eines Weibs Mann sein, folgern, daß ein gewöhnlicher Mann mehrere Frauen nehmen dürfe.3)

Am ausführlichsten wurde die Vielweiberei verteidigt

1) Detmer, Ueber die Auffassung von der Ehe usw. S. 20, 26.

2) Detmer, Joh. von Leiden. S. 43, 71.

3) Rockwell, S. 12 ff.

von dem Prädikanten Bernhard Rothmann, der selber neun Frauen gehabt haben soll. Dieser Prediger hätte nun allerdings die Stelle aus Duns Scotus kennen können; allein in der Schrift, worin er die Polygamie zu rechtfertigen sucht,[1]) findet sich nicht der geringste Anklang an den mittelalterlichen Scholastiker. Insbesondere sagt Rothmann nichts von einer angeblichen Offenbarung; er beruft sich einzig und allein auf die Bibel. Mit den Worten: Wachset und mehret euch, so führte der wiedertäuferische Prediger aus, habe Gott selber die Fortpflanzung des Menschengeschlechts als den eigentlichen und alleinigen Zweck der Ehe deutlich bezeichnet, ein Zweck, der durch die Vielweiberei besser erreicht werde als durch die einfache Ehe. Nirgends finde sich in der Bibel ein Verbot der Polygamie; vielmehr werde das Gegenteil bewiesen durch das Beispiel der heiligen Patriarchen Lamech, Abraham, Jakob, David bis zu der Apostel Zeit. „Denn, daß es noch bei der Apostel Zeit frei gewesen, ist wohl zu verstehen aus den Schriften Pauli, denn er sagt: Ein Bischof soll eines Weibs Mann sein. Wäre jedermann daran gebunden gewesen, so wäre unnötig gewesen, davon insonderheit den Bischöfen zu raten." „Was nun Gott zugelassen hat, und den heiligen Freunden Gottes ehrlich gewesen ist, mag uns auch nicht verboten noch Schande sein, angesehen, daß es Gott nicht verboten hat, sofern wir anders in gleichem Glauben und um gleicher notdürftiger Sachen willen ihren Taten nachfolgen."[2])

Wer denkt da nicht an eine Predigt, die einige Jahre vorher in Wittenberg gehalten worden war? Bei Auslegung des 16. Kapitels der Genesis hatte Luther am 21. Sept.

---

1) Restitution rechter und gesunder christlicher Lehre. Münster 1534. Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrhunderts. Nr. 77 u. 78. Halle 1888.

2) Rothmann, Restitution. Neudruck. S. 85—88.

1523 auf der Kanzel erklärt: „Hier wäre auch zu reden von dem Stück, ob ein Mann auch mehr denn Ein Weib haben möge." Abraham habe hierin nicht gesündigt; er sei „ein rechter, ja vollkommener Christ" gewesen, der „aufs allerevangelischste im Geist Gottes und Glauben" gelebt habe. „Darum müssen wir sein Leben so lassen gehen, daß es ein Exempel sei, danach zu tun, wo es sich begebe im selben Glauben". Das ist ja wahr, daß alles, so wir finden im Alten Testament von den Vätern äußerlich getan, frei sein solle, nicht verboten. Als: die Beschneidung ist aufgehoben, aber nicht also, daß es Sünde wäre, wenn man's tät, sondern frei, weder Sünde noch wohlgetan. . . . So muß auch unter anderen Exempeln der Väter mitgehen, daß sie viel Weiber genommen haben, daß es auch frei sei gewesen". Deshalb schließt Luther, nachdem er sich gegen die Ehescheidung ausgesprochen: „Aber es ist nicht verboten, daß ein Mann nicht mehr denn Ein Weib dürfte haben. Ich könnte es noch heute nicht wehren, aber raten wollt ich's nicht".[1])

Diese Predigt wurde im Jahre 1527 mit Luthers Genehmigung in deutscher Sprache herausgegeben.[2]) Sie erlebte in kurzer Zeit mehrere Auflagen. Daß sie den Münsterischen Wiedertäufern, die sich so gern auf das Alte Testament beriefen, bekannt war, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Finden sich doch in den wiedertäuferischen Quellen Sätze, die mit Luthers Ausführungen wörtlich übereinstimmen. Johann von Leiden erklärte: „Was den Vätern im Alten

1) Luthers Werke. Weimarer Ausg. XXIV, 303 ff. Vgl. XIV, 250 ff.

2) In dem beigedruckten Vorworte erklärte Luther: „Solche Predigten sind durch andere Gelehrte aufgefangen und allhie zusammengebracht also, daß ich mir's wohl gefallen lasse und für meine Predigt erkenne, wiewohl, so meine Feder die Zeit gehabt hätte, möchten sie vielleicht völliger und stärker ausgegangen sein. Doch ist meines Sinnes und Verstands hier genug gegeben. XXIV, 2.

Testament frei gewesen ist, warum sollte solches uns verboten sein?" Hiermit vergleiche man die Worte Luthers: „Das ist ja wahr, daß alles, so wir finden im Alten Testament von den Vätern äußerlich getan, frei sein solle, nicht verboten." Rothmann lehrte: „Was den heiligen Freunden Gottes ehrlich gewesen ist, mag auch uns nicht verboten noch Schande sein, sofern wir in gleichem Glauben ihren Taten nachfolgen." In demselben Sinne hatte vor ihm Luther gelehrt: „Wir müssen Abrahams Leben so lassen gehen, daß es ein Exempel sei, danach zu tun, wo es sich begebe im selben Glauben."

Da nun in den wiedertäuferischen Quellen bezüglich der Polygamie wörtliche Anklänge an Luthers deutsche Predigt über die Genesis sich vorfinden, dagegen nicht der leiseste Anklang an die Ausführungen des Duns Scotus, so hätte es doch für Rockwell viel näher gelegen, bei Erwähnung der wiedertäuferischen Lehre von der Vielweiberei an Luther zu erinnern, statt die „franziskanische Dogmatik" mit Duns Scotus heranzuziehen.

N. Paulus.

LXXVI.

Die Expansion Deutschlands und die Zurückdrängung der deutschen Sprache.

Nicht nur die Bevölkerung Deutschlands, sondern auch die der Nationen, unter denen die Deutschen einen großen Bruchteil bilden, nimmt im Verhältnis weit mehr zu als die der übrigen Nationen, Rußland ausgenommen. Während in England trotz der zahlreichen Einwanderungen von Fremden die Seelenzahl seit 1870 von 31'817,000 nur auf 43'000,000 gestiegen ist, also ein Wachstum von 32 Prozent zeigt; beträgt die Zunahme der Seelenzahl für Deutschland,

innerhalb derselben Periode 50 Prozent, also ein Steigen der Seelenzahl von 40'818,000 auf 60'000,000. Rechnet man die 30'000,000 Deutsche hinzu, die außerhalb des deutschen Reiches sich befinden, und sich verhältnismäßig ebenso rasch vermehren wie die Reichsdeutschen, so sollte man zur Erwartung berechtigt sein, daß die deutsche Sprache berufen ist, die englische und französische Sprache, die als Weltsprachen betrachtet werden, zu verdrängen. Trotz ihrer geistigen Überlegenheiten, trotz ihrer bürgerlichen Tugenden, welche die deutschen Kolonisten zu den arbeitsamsten und besten der Welt machen, stehen sie jedoch in ihrer Widerstandskraft gegen den Einfluß fremder Elemente den Engländern und Franzosen nach und nehmen die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten ihrer Nachbarn an, selbst in den Gegenden, in denen sie eine bedeutende Minderheit bilden Der den deutschen Stämmen angeborene Fleiß, die Leichtigkeit in Erlernung fremder Sprachen und eine gewisse Gutmütigkeit und Gefälligkeit sind für sie eine große Versuchung, ihre Sprache aufzugeben.

Oesterreich-Ungarn enthält 11'550,000 Deutsche, die Schweiz 2'320,000, Rußland 2'000,000, verschiedene Länder Europas 1'130,000. Rechnen wir zu diesen 77 Millionen Seelen die 11'500,000 in Kanada und den Vereinigten Staaten, die 600,000 in Zentral- und Südamerika und die 400,000 in Asien, so erhalten wir 89'500,000 Seelen. Die in Südamerika, Asien und Australien zerstreuten Deutschen haben natürlich keine Aussicht, ihre Sprache und ihre Sitten zu bewahren, einmal weil sie nur kleine Gruppen bilden, dann weil sie in den meisten Staaten, in denen sie sich niedergelassen haben, der Landessprache mächtig sein müssen, wenn sie das Bürgerrecht erwerben wollen. Die Regierungen in Brasilien und anderswo sahen sich zu diesem Gesetz genötigt, weil die deutschen Kolonisten sich häufig an den deutschen Konsul, mit Umgehung der rechtmäßigen Obrigkeit wendeten und in ihren Reden sich großer Unvorsichtigkeit

schuldig machten, indem sie eine Losreißung von Brasilien befürworteten. In den Vereinigten Staaten haben die Deutschen den großen Fehler begangen, daß sie sich zur Zeit der großen Einwanderung so sehr zerstreuten und sich nicht hinlänglich organisierten, um ihre Sitten und Gewohnheiten, vor allem ihre Muttersprache zu erhalten. Als sie endlich die nötigen Maßnahmen trafen, da war es zu spät, da hörten die großen Einwanderungen auf. Ratzel weist nach, daß in den meisten Fällen schon die zweite, aber ganz sicher die dritte Generation ihr Deutschtum in den Vereinigten Staaten aufgebe. So lange die Elementarschulen von den Amerikanern vernachlässigt wurden, brachten die deutschen Ansiedler große Opfer für den Unterhalt deutscher Schulen, in welchen das Deutsche die Unterrichtssprache war. Diese Schulen haben in der neuesten Zeit immer mehr abgenommen, ebenso die Kirchen, in denen früher ausschließlich deutsch gepredigt wurde. Jetzt wird hier und da eine deutsche Predigt gehalten, die nicht selten schlecht besucht wird. Das Deutsche wird in den meisten dieser ehemals deutschen Schulen als Nebenfach gelehrt. Von den 11 Millionen, die deutsch sprechen, sind 2'666,990 in Deutschland geboren, die übrigen sind Abkömmlinge von deutschen Eltern, die in dem großen Tiegel, in den sie hineingeworfen werden, echte Amerikaner werden und nicht selten ihren Namen und ihre Sprache ändern. Die 340,000 Deutschen, die in Kanada leben, sind in vollkommene Kanadier umgewandelt. Die Auswanderer nach Amerika, Asien und Afrika zählen zu den wohlhabenderen und meistens auch zu den tüchtigeren Elementen; ihre Auswanderung ist daher für das Mutterland ein größerer Verlust als die der Aermeren, welche auswandern, weil sie keine zusagende Beschäftigung finden; die zahlreichen Kaufleute, welche sich in den Nachbarländern niederlassen und sich große Vermögen sammeln, bilden im Vergleich mit Handwerkern, Dienstboten, die ins Ausland gehen, nur einen Bruchteil. Beide Klassen büßen, wenn sie

im Ausland bleiben, in der zweiten Generation ihre Sprache ein. Wenden wir uns nach dem Osten Deutschlands, so erblicken wir die Deutschen im Wettbewerb mit Russen und Polen; aber obgleich diese Letzteren auf einem weit niedrigeren Niveau der Bildung stehen, werden sie doch nicht von den Deutschen absorbiert; im Gegenteil das Deutschtum geht in Polen und Rußland zurück. Einige Daten beweisen das hinreichend. In den baltischen Provinzen leben etwa 300,000 Deutsche, und zwar vornehmlich in den Städten Riga, Mitau, Dorpat und Reval, in Polen weitere 500,000, die meist in den Fabriken beschäftigt sind, in Lodz allein zählt man 100,000 Deutsche, eine weitere Million lebt in ihren von Katharina und Alexander angewiesenen Ländereien. Lange erfreuten sie sich besonderer Rechte und Privilegien, bis sie russifiziert wurden. Nach einigen Jahrzehnten wird die deutsche Sprache unter den niederen Volksklassen verschwinden; die Gebildeten und Vornehmen werden sich ihrer wohl bedienen wie des Französischen. Die Polen haben, obgleich die Russen die Ausrottung ihrer Muttersprache weit länger und energischer betrieben haben, weit größere Widerstandskraft entwickelt. Gegenwärtig gibt es nach Eltzbacher (Contemporary Review 1905 August, S. 213) bloß zwei deutsche Schulen in Rußland — nämlich in Riga und Helsingfors; nach demselben Gewährsmann erscheint in Frankreich nur eine deutsche Zeitung „Die Pariser Zeitung", die einzige deutsche Schule in Paris zählt nur 113 deutsche Kinder, eine in Marseilles nur 7 deutsche Kinder. Die deutsche Regierung hat es an Fürsorge und Geldzuschüssen nicht fehlen lassen; gleichwohl sind die Resultate so unbefriedigend. In England sind die Verhältnisse etwas besser: die Deutschen haben in den großen Städten Kirchen, 5 Elementarschulen, zwei wöchentlich und zwei alle vierzehn Tage erscheinende Zeitungen. Gleichwohl die zweite Generation wird englisch werden. Anders haben die Dinge sich in der

Bulgarei, in Serbien, Rumänien und der Türkei gestaltet, denn da haben die Deutschen ihre Sprache beibehalten.

Seitdem Oesterreich aus dem deutschen Bunde auszutreten genötigt worden ist, ist das Deutschtum beständig zurückgegangen. Wir haben uns nicht mit den Ursachen des Rückganges zu beschäftigen oder gar mit der Frage, wie die deutschen Interessen gefördert werden könnten. Die Zunahme der Bevölkerung von Cis- und Transleithanien beträgt 8380 Seelen für eine Million, die Polen, Rumänen und Czechen haben sich aber weit mehr vermehrt als die Deutschen. Während in den eigentlich deutschen Provinzen Unter- und Oberösterreich, Kärnten, Steiermark die Verhältnisse sich wenig geändert haben, hat in Galizien, Schlesien, Böhmen, Mähren, Tirol das nicht deutsche Element zugenommen.

Die deutsche Bevölkerung in Galizien belief sich auf 227,600 Seelen im Jahr 1890 und zehn Jahre später auf 211,752 Seelen, also eine Abnahme von 3,46 Prozent auf 2,91 Prozent. In Schlesien bildeten die Deutschen 1890 47,8 Prozent, die Polen 30,2, die Czechen 22 Prozent, im Jahr 1900 hatten die Deutschen um 3 Prozent abgenommen. Ein Sechstel der deutschen Kinder besuchte polnische oder czechische Schulen. Der Rückgang in Böhmen und Mähren ist noch bedeutender. Prag war früher eine ganz deutsche Stadt, die Universität war noch 1882 eine ganz deutsche, von deutschen Professoren besetzte Lehranstalt, 1902 war die deutschsprechende Bevölkerung auf 10 Prozent herabgesunken; von den 4000 Studenten sind nur 1000 Deutsche. Die Czechen, deren Sprache Jahrhunderte lang unterdrückt wurde, setzen eine Ehre darein, ihre Sprache zur herrschenden zu machen. Sie weigern sich, deutsch zu sprechen, insultieren wohl die Deutschen, welche in czechischen Restaurants deutsch sprechen und suchen die Schulen an sich zu reißen. Es ist ihnen in der Tat gelungen zahlreiche Kinder deutscher Eltern in ihre Schulen zu locken. Wenn es so fortgeht und die Czechen größeren politischen Einfluß erlangen, so wird die

deutsche Sprache in Böhmen und Mähren allmählich verschwinden. Wir wollen auf weitere Einzelheiten nicht eingehen und zu den Zuständen in Deutschland speziell in Preußen übergehen.

Die Alldeutschen in Oesterreich und viele Patrioten Deutschlands sind ergrimmt gegen den nachgiebigen Kaiser Franz Joseph und die österreichischen Ministerien, die sich so viele Blößen gegeben und den Sturz des Deutschtums verschuldet haben. Unter preußischer Herrschaft, so behaupten sie, wäre es nie und nimmer möglich gewesen, es sei daher die Pflicht Deutschlands, wenigstens Cisleithanien dem Reiche anzugliedern und eine Ueberflutung des alten Kulturgebietes durch die slavischen Rassen nach Kräften zu verhindern. Sehen wir, wie Preußen die polnische und holsteinische Frage gelöst, ob es durch seine strammen und schneidigen Beamten viel bessere Resultate erzielt hat als die gemütlichen Oesterreicher. Der allgemeine Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland wurde 1881 gegründet, hat aber trotz seiner 33,000 Mitglieder bis jetzt nur 2 Millionen Mark gesammelt, während der 1880 in Wien gegründete Schulverein mehr als 8 Mill. Kronen ausgegeben hat. Die Resultate beider sind fast die gleichen. Die Germanisierung Polens ist Preußen so wenig gelungen, wie die Zurückstauung der magyarischen, slavischen Elemente durch die österreichischen Patrioten verwirklicht worden ist. Wir verweisen auf unseren früheren Aufsatz,[1]) in dem wir die Ursachen der preußischen Mißerfolge dargelegt haben, und bemerken hier nur, daß der ungeheuere Siedelungsfond, der seit 1886—1902 ungefähr 450 Millionen Mark beträgt, ganz nutzlos aufgewendet worden und den Polen, die man durch deutsche Siedler verdrängen wollte, zu gute gekommen ist. Deutschland enthält über 8 Millionen Untertanen, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind und nicht weniger als 778,698 Untertanen fremder Herrscher.

1) Bd. 135 S. 45 ff.

Während die Zahl der Auswanderer nach den Vereinigten Staaten und anderswohin in den letzten Jahren wieder gestiegen ist, nehmen die Einwanderungen aus Rußland, Oesterreich-Ungarn, aber ganz besonders aus seinen östlichen von Polen bewohnten Provinzen stetig zu. Demnach würde eine Annexion von Böhmen und Mähren, die Zahl der Nichtdeutschen in den Industriebezirken nur erhöhen und die Ueberschwemmung Deutschlands durch die Fremden vollenden. Was die Iren für England sind, das sind die Polen für Deutschland, wie wir anderswo gezeigt haben. Es wäre besser gewesen, sie in ihren Wohnsitzen zu lassen, denn jetzt sieht man, wie sie sich in rein deutschen Gebieten niederlassen und die Deutschen zurückdrängen. Z.

LXXVII.

Wissen und Glauben.[1]

Die Scholastik hatte in ihrem Begründer Anselm den Lehrsatz fixiert: „credo, ut intelligam". Darnach fand eine Vereinbarkeit von Wissen und Glauben statt. Je mehr indessen die Wissenschaften sich spezialisierten und von der sie zur Einheit verbindenden Philosophie abzweigten, desto lockerer wurde auch das Verhältnis zwischen Wissen und Glauben, bis es zum vollen Bruch kam. In der Gegenwart gilt es geradezu als ein Axiom: zwischen Wissen und Glauben liegt eine unübersteigbare Kluft, wobei der Kirchenglaube als Summe dogmatischer Lehrsätze einer Kirche in Betracht kommt. Bei dieser Sachlage ist es geradezu notwendig, der akademischen Jugend Vorlesungen über

1) Sechzehn Vorträge von Dr. Güttler-München. II. Auflage. C. H. Beck'sche Verlagshandlung.

die Hauptfragen der Philosophie, speziell über den heutigen Stand der Forschung zu halten, damit der Glaube in seiner Bedeutung und Notwendigkeit anerkannt und geschätzt werde. Es ist darum ein ermutigendes Zeichen für Dr. Güttler, daß er die Vorträge über Wissen und Glauben in einer neuen Auflage und nach dem jetzigen Stand der Forschung herausgeben konnte. Seine ehemaligen Hörer werden mit Interesse nach dem Buche greifen, um sich zu belehren. Auf dem Boden des Christentums stehend, hält der Verfasser in einfacher Sprache Revue über die verschiedenen Systeme und Auffassungen und wahrt den gläubigen Standpunkt mit Wärme.

In der Gegenwart gilt die Religion vielen Vertretern der Wissenschaft als etwas Ueberwundenes, Veraltetes, oder gar Erdichtetes und Gefälschtes, was gegen die Resultate der Geschichte und die gewaltigen Fortschritte der Naturwissenschaften nicht standhalten kann. Daneben geht eine Skepsis, welche, unbefriedigt durch die bisherige Lösung der Probleme, nach einer neuen Religion sucht.

Die großen Fragen, woher die Welt ist, welches ihr Zweck, woher und was das Leben ist, ob es seinen endgültigen Abschluß im Diesseits oder im Jenseits hat, ob ein persönlicher Gott existiert — diese Fragen starren die heutigen fortgeschrittenen Kulturmenschen an und rufen sie zur Rätsellösung heraus. Die Probleme, welche gestellt werden, nehmen nicht ab mit dem Fortschritt, sondern eher zu und machen auch Wagemutige stutzig. Die Welterklärungen der jetzigen Wissenschaft befriedigen nicht, denn auch sie fordern Glauben an Voraussetzungen, welche nicht bewiesen werden können. Ist die Materie ewig, oder ein ins Unermeßliche auf einmal zusammengewürfelter Atomhaufen? Was ist der Geist, was Kraft? Ueberall Fragen und keine endgültigen und alles erklärenden Antworten. Die mechanistische Welterklärung muß der teleologischen mehr und mehr weichen. Der Monismus verliert seinen welterklärenden Zauber und hat das Schicksal der übrigen sich ablösenden Systeme zu erwarten. Wohl haben die großen Erfindungen und Entdeckungen die Grenzen des menschlichen Erkennens weiter zurückgeschoben und eine größere Perspektive über das Weltganze eröffnet, aber beseitigt sind die Grenzen der menschlichen Erkenntnis nicht.

Sie liegen in der Beschränktheit und Endlichkeit und Irrtumsfähigkeit der menschlichen Natur selbst, welche in ihrem Wahrnehmen und Denken stets mit mehr oder weniger Sicherheit zu rechnen hat. Diesen Grenzen der Erkenntnis gegenüber kann auch die höchst gesteigerte Anstrengung der Erkenntniskräfte nicht zur endgültigen Lösung aller Fragen und Probleme gelangen. Was bleibt dem suchenden Geiste da übrig? Resignation sagt Güttler. Unterordnung der Vernunft unter ein religiöses Glaubensprinzip, sobald die Vernunft einsieht, daß sie sich angesichts sovieler ungelöster und unlösbarer Fragen unterwerfen muß

Aber da erhebt sich sofort die Frage: welches ist der Ursprung der Religion? Ist sie nicht ein Produkt der Abhängigkeit oder der Furcht, worin der Mensch von den elementaren Gewalten der Natur oder den furchtbaren Schicksalen im Lebenslauf sich bedroht sieht und daher erzittert? Oder ist die Religion etwa eine Erfindung schlauer Priester, Gesetzgeber und Dichter, um die rohen Massen zu bändigen und in Schranken zu halten? Oder ist sie namentlich nach ihrer Kultusseite hin eine Heroenverehrung? Demgegenüber erweist sich der Glaube als etwas, wofür der Menschengeist veranlagt ist. Er ist eine höhere Erkenntnis, die auf eine übernatürliche Wahrheitsquelle zurückweist. Die religiöse Erkenntnis ist nicht ein wissenschaftliches Erfassen und Beantworten vielerlei Fragen und eine Lösung der Probleme über Weltentstehung, Entstehung des organischen Lebens, der Arten der Pflanzen, der Beschaffenheit der Weltkörper, der Erde und ihrer Trabanten, sondern sie beeinflußt den Willen am stärksten und weist ihn auf ein außerirdisches Ziel hin. Daher empfiehlt die Religion nicht so fast die Erwerbung von irdischem Wissen als einer Menge von Einzelheiten oder Spezialkenntnissen, sondern sie spornt den Willen an, in der sittlichen Ausbildung und Vervollkommnung sich rastlos zu üben und zu stählen. Läßt sich die Religion als eine höhere Erkenntnis der Offenbarung erweisen? Existiert ein persönlicher Gott, welcher dem Menschengeiste die höhere Erkenntnis offenbart? Dies führt zu den Gottesbeweisen, durch welche die Existenz Gottes der forschenden Vernunft sich mit Notwendigkeit ergibt. Bis auf Kant wurden die von der Scholastik

griechische Schule gründete, wurde Agricola zum Vorstand derselben ernannt. Im folgenden Jahre verließ der Rektor Roth Zwickau. Nun vereinigte der Magistrat die neue griechische Schule mit der alten Stadtschule und stellte die vereinigten Anstalten am 24. April 1520 unter die Leitung Agricolas. Zwei Jahre später gab der strebsame junge Mann seine Stellung auf, um in Leipzig namentlich in der Theologie sich weiter auszubilden. Bald jedoch faßte er den Entschluß, die Theologie und die alten Sprachen mit der Medizin zu vertauschen. Im Jahre 1524, vielleicht schon 1523 trat er eine Reise nach Italien an. Nach gründlichen Studien an verschiedenen Universitäten kehrte er im Herbst 1527 als Doktor der Medizin in die Heimat zurück. Schon im folgenden Jahre nahm er die Stelle eines städtischen Arztes in Joachimsthal an. Der Aufenthalt in dieser blühenden Bergstadt gab seiner ganzen wissenschaftlichen Tätigkeit die dauernde Richtung und „machte den wissensdurstigen Arzt zum Mineralogen, Metallurgen und Geologen und zum wissenschaftlichen Begründer dieser Wissenschaften". Bereits im Jahre 1530 konnte er eine Aufsehen erregende Schrift veröffentlichen, welche „das grundlegende Werk für die wissenschaftliche europäische Mineralogie" geworden ist. Im Jahre 1533 wurde Agricola Stadtarzt in Chemnitz, wo er bis zu seinem Tode (21. November 1555) eine rege wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete. Dabei verwaltete er mehrmals das Amt eines Bürgermeisters und wurde wiederholt vom Kurfürsten Moritz von Sachsen, bei dem er in hohem Ansehen stand, in politischen Angelegenheiten verwendet.

Dies ist in kurzen Zügen die äußere Lebensgeschichte des großen Naturforschers. Wer sich näher darüber unterrichten will, findet bei Hofmann alles Wissenswerte gut zusammengestellt. Auch über Agricolas zahlreiche Schriften, über deren Inhalt, Charakter und wissenschaftlichen Wert enthält die neue Monographie treffliche Ausführungen. Das

am Schlusse mitgeteilte Verzeichnis von Agricolas Werken ist allerdings ziemlich mangelhaft. Hofmann hätte von seinem Kollegen, dem so exakten Zwickauer Forscher Lic. Dr. O. Clemen, lernen können, wie derartige Verzeichnisse herzustellen sind.

Wie der Biograph seinem Helden als Gelehrten die höchste Anerkennung zollt, so weiß er auch von ihm als Menschen nur Gutes zu berichten. Wiederholt rühmt er seine „vornehme Gesinnung", die „Hoheit seines Charakters". „Duldsamkeit und Milde gegenüber den Meinungen anderer, Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit und unbestechliche Wahrheitsliebe treten (bei Agricola) ganz besonders hervor" (S. 40).

Von besonderem Interesse sind die Mitteilungen über Agricolas religiöse Stellung. Dieser hochbedeutende Naturforscher, der „unter der reichen Schar großer Männer in seiner geistig hochangeregten Zeit einer der allergrößten gewesen ist", der „an Reinheit der Absichten und Adel der Gesinnung von keinem übertroffen wird", der „an Vielseitigkeit und Gediegenheit der Kenntnisse, scharfer Beobachtungsgabe, umfassender Belesenheit, an Klarheit und Anmut der Darstellung in jenem glänzenden Zeitalter des Humanismus und der Renaissance nur wenige seinesgleichen hat" (S. 136), dieser hervorragende Gelehrte ist bis zu seinem Tode ein treuer Anhänger der katholischen Kirche geblieben. Etliche, wie F. A. Schmid (G. Agricolas Bermannus. Freiberg 1806. S. 26), haben Agricolas Anhänglichkeit an die alte Kirche „rätselhaft" gefunden; andere haben sie zu verdächtigen gesucht. So schreibt der alte Chemnitzer Chronist Adam Daniel Richter, Agricola sei „im Papsttum festgehalten worden vielleicht auch durch die Furcht, bei großen katholischen Gelehrten Ruhm und Korrespondenz zu verlieren, wenn er lutherisch würde". Eine derartige Verdächtigung Agricolas muß indessen, wie Hofmann (S. 116) mit Recht betont, „als grundlos und seinem unerschrockenen Charakter widersprechend entschieden zurückgewiesen werden. Selbst die

Uebelstände, die mit einem von den religiösen Anschauungen fast der ganzen Bürgerschaft abweichenden Bekenntnis verknüpft waren, und die Gefahren und materiellen Nachteile, die etwa von oben her ihm deshalb drohen konnten, vermochten nicht, den Gelehrten in seiner religiösen Ueberzeugung wankend zu machen". Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, „daß nicht unedle Beweggründe den in seinem Charakter und Wandel makellosen Chemnitzer Gelehrten an der alten Kirche festhielten" (S. 119).

Wie mehrere andere Forscher, protestantische und katholische, so nimmt auch Hofmann an, daß Agricola anfänglich ein Anhänger des Luthertums gewesen sei; doch „wandte er sich nach kurzen Schwankungen von der lutherischen Reformation wieder ab" (S. 109). Dies wäre nun freilich nichts Außergewöhnliches. Manche andere Gelehrte jener Zeit, die anfänglich für Luther waren, haben sich nachher wieder von ihm abgewandt und sind der alten Kirche treu geblieben. Indessen liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß Agricola in seiner katholischen Ueberzeugung je geschwankt habe; es liegen vielmehr triftige Gründe für die gegenteilige Annahme vor. Der einzige Beweis für Agricolas angebliche lutherische Gesinnung ist die Behauptung des meißnischen Chronisten Petrus Albinus, der im Jahre 1589 schrieb:

„Es ist Doktor Agricola die letztere Zeit seines Lebens sehr pertinax (hartnäckig) gewesen in Verteidigung der römischen Kirche und Lehre, da er doch anfänglich die groben Indulgentien auch nicht approbiert hat, wie seine Verse bezeugen, die er im Jahr 1519 zu Zwickau geschrieben und angeschlagen:

Si nos iniecto salvabit cistula nummo,
Heu nimium infelix tu mihi, pauper, eris.
Si nos, Christe, tua servatos morte beasti,
Iam nihil infelix tu mihi, pauper, eris.

(Rettet uns das im Kasten klingende Geld, wie unglücklich, o Armer, wirst du dann sein! Doch wenn der Tod Christi zum ewigen Leben uns führet, dann wirst auch du, o Armer, nicht unglücklich sein!)

Er hat sich aber nachmals an etlicher Geistlichen unbedächtigem Schreiben, sowohl an etlicher Lutherischen ärgerlichem Leben und sonderlich an dem Bilderstürmen und Bauernkrieg usw. geärgert, daß er der reformierten Religion, da er doch derselben zuvor nicht wenig zugetan gewesen, feind geworden; dazu gekommen, daß er von Natur viel von den alten prächtigen Kirchenzeremonien gehalten hat" (Meißnische Land-Chronica. Dresden 1589. S. 355).

Ob wirklich Agricola jene lateinischen Verse verfaßt und angeschlagen habe, mag dahingestellt bleiben. Die alleinige Behauptung eines Chronisten, der 70 Jahre nach dem betreffenden Vorfall schreibt, kann hierfür nicht als entscheidender Beweis gelten. Aber selbst wenn Agricola jene Verse verfaßt und angeschlagen hätte, so würde damit seine lutherische Gesinnung noch keineswegs bewiesen sein. Haben doch auch damals andere überzeugungstreue Katholiken die Uebertreibungen etlicher Ablaßprediger scharf getadelt, ohne sich deshalb für das Luthertum zu erklären. Daß aber Agricola gleich am Anfange mit Luthers neuen dogmatischen Lehren nicht einverstanden war, ergibt sich aus verschiedenen seiner Aeußerungen, die erst in jüngster Zeit veröffentlicht worden sind.

Hofmann scheint anzunehmen, daß Agricola, als er im Frühjahr 1522 Zwickau verließ, luherisch gesinnt war, und daß er erst während seines zweiten Leipziger Aufenthaltes sich wieder von der „lutherischen Reformation" abgewendet habe; wenigstens schreibt er (S. 111): „In dem vertrauten Umgang mit Mosellanus mag er dann die den Anschauungen des Melanchthon, Camerarius und anderer im Grunde doch nicht so ganz fernstehende religiöse Richtung gewonnen haben, der er bis an seinen Tod treu geblieben ist." Zunächst muß verneint werden, daß die religiöse Richtung Agricolas den Anschauungen Melanchthons „im Grunde doch nicht so ganz fern stand." [1]) Einige Tage nach dem Hinscheiden

1) In theologischen Dingen scheint überhaupt der fleißige Forscher nicht recht bewandert zu sein; sonst würde er kaum Urban

Agricolas schrieb sein Freund Georg Fabricius am 8. Dez. 1555 an Melanchthon: „Ich weiß, daß du den Geist dieses Mannes geliebt hast, obwohl seine Ansichten, besonders über Religion und Seelenheil, in vielen Punkten von den deinigen abwichen. Denn unsere Kirchen hat er verachtet und in der Gemeinschaft des Blutes Christi nicht mit uns sein wollen“ (S. 121). Demnach stand Agricola den Anschauungen Melanchthons in „vielen Punkten“ fern, und zwar in wesentlichen Punkten. Es genüge an die Lehre vom Meßopfer zu erinnern. Noch im Jahre 1555 ließ Agricola für verstorbene Familienglieder das heilige Meßopfer darbringen. (S. 85). Melanchthon dagegen betrachtete das Meßopfer als eine strafwürdige Abgötterei.

Aehnlich verhält es sich mit Agricolas angeblicher Uebereinstimmung mit Luther in den ersten Jahren der religiösen Wirren. Bereits im Jahre 1520 hatte Luther in seiner Schrift von der babylonischen Gefangenschaft das Meßopfer als das „schwerste Aergernis“ bezeichnet. Agricola dagegen, als er im Jahre 1522 Zwickau verließ, trug sich noch mit dem Gedanken, „Meßpriester“ zu werden. In einem von Hofmann (S. 18) mitgeteilten Schreiben an den Zwickauer Magistrat vom 26. August 1522, erkärte er: „So ihm Gott Gnade verliehe, daß er Priester würde, wolle er auf dem ihm vom Rate verliehenen Lehen St. Erasmi in der Pfarrkirche U. L. Frau eigen persönlich residieren; wo es aber der allmächtige Gott in andere Wege mit ihm schicke, werde er es nach drei Jahren dem Rate als dem rechten Kollator wiederum ganz frei übergeben.“ Agricola, der sich dem Priesterstande widmen wollte, hatte nämlich früher zur Aufbesserung seines Gehaltes vom Rat eine

---

Rhegius, der 1541 als streng lutherischer Superintendent des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg starb, jenen Humanisten beizählen, deren „Abneigung gegen die Reformation mit den Jahren stärker wurde“ (S. 113).

Altarpfründe erhalten; ein Umstand, aus dem Hofmann sehr mit Unrecht folgert, daß Agricola bereits damals Priester gewesen sei: „Zugleich war er auch Meßpriester; dies müssen wir daraus schließen, daß ihn der Rat mit dem Altarlehen St. Erasmi in der Marienkirche belehnte“ (S. 10). Die eigene Erklärung Agricolas hätte hier den so umsichtigen Biographen eines Bessern belehren sollen.

Wie Albinus berichtet, „hat sich Agricola nachmals an etlicher Geistlichen unbedächtigem Schreiben geärgert“. Allerdings hat sich Agricola an dem unbedächtigen Schreiben etlicher Geistlichen geärgert, aber nicht erst in späteren Jahren, sondern gleich am Anfange; und der vornehmste Geistliche, an dessen „unbedächtigem Schreiben“ er sich ärgerte, war Luther selber. Dies erhellt aus einer Zuschrift, die er gleich am Anfange seines zweiten Leipziger Aufenthaltes, den 23. Juli 1522, an den befreundeten Arzt Gregor Coppus gerichtet hat. Dies Schreiben, das Hofmann (S. 140) sehr mit Unrecht den gedruckten Werken Agricolas beizählt und von dem er ebenso irrig behauptet, daß es im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte, Bd. XXIV (1903), S. 100 ff. abgedruckt sei, ist von O. Clemen im Neuen Archiv für sächsische Geschichte, Bd. XXI (1900), S. 265 ff. veröffentlicht worden, wie Hofmann selbst an anderer Stelle (S. 19) richtig angibt. Wir erfahren daraus, daß Coppus in Uebereinstimmung mit „einem großen gleichzeitigen Theologen“ (cum magno quodam nostrae aetatis theologo), wie Agricola schreibt, behauptete, Gott wirke alles in uns, auch das Böse. Gegen diese Lehre wendet sich Agricola mit aller Entschiedenheit. Er findet sie gottlos und verderblich und weist nach, daß sie der heiligen Schrift widerspreche.

Es ist klar, daß der hier erwähnte „große Theologe“ kein anderer als Luther ist. Dieser hatte bereits im Jahre 1520 in der Schrift gegen die päpstliche Bulle, die seine Irrtümer verurteilt hatte, erklärt, daß die Lehre vom freien Willen durch den Teufel in die Kirche eingeführt worden

sei. Kein einziger unserer Gedanken, weder ein böser noch ein guter, stehe in unserer eigenen Gewalt; alles geschehe aus absoluter Notwendigkeit (omnia de necessitate absoluta eveniunt). „Sieht man auf die Dinge hier unten, so erscheinen sie willkürlich und zufällig; sieht man aber nach oben (auf ihre Beziehung zu Gott), so ist alles notwendig (omnia sunt necessaria); denn nicht wie wir wollen, sondern wie Gott will, leben und handeln wir. Alle leiden wir alles (patimur omnes et omnia); Gott gegenüber hört der freie Wille auf“ (Luthers Werke. Weimarer Ausgabe. VII, 142 ff.) Dieser lutherische Determinismus, der alles und jedes auf Gottes Willen und Tun zurückführte und so Gott zum Urheber des Bösen machte, wurde anfänglich auch von Melanchthon vertreten. Während aber Luther bei seiner Meinung bis zum Tode beharrte, wurde später Melanchthon anderer Ansicht. In einem Schreiben an den Kurfürsten August von Sachsen (1559) stand er sogar nicht an, Luthers Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens als einen „manichäischen Wahn“, „schädlich wider alle Zucht und lästerlich wider Gott“ zu bezeichnen; und in seiner „Postille“ fordert er, daß diese Lehre als „Gotteslästerung“ bestraft werde (Corpus Reformatorum IX, 766; XXIV, 375).

Luthers Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens, die Melanchthon als schädlich und gotteslästerlich bezeichnete, hat Agricola, dessen Erörterungen, wie Clemen (a. a. O. S. 266) betont, „von kritischem Scharfsinn und nicht gewöhnlicher Belesenheit in der Bibel und den Doctores Ecclesiae zeugen“, gleich am Anfange an als eine gottlose und verderbliche Lehre bekämpft. Es geht denn auch nicht an, zu behaupten, daß er anfänglich Lutheraner gewesen sei. Nicht erst der Bildersturm und der Bauernkrieg, nicht erst das ärgerliche Leben und das unbedachtsame Schreiben einiger lutherischen Prädikanten haben ihn dem Luthertum entfremdet; gleich am Anfange hat ihn Luthers verderbliche und schriftwidrige Lehre von der gänzlichen Unfreiheit des mensch-

lichen Willens abgestoßen, wie ja auch sein Freund Erasmus von Rotterdam gerade an dieser Lehre besonderen Anstoß genommen hat. Als er später rings um sich herum die sittlichen Wirkungen sah, die eine solche Lehre erzeugte, konnte ihn diese Wahrnehmung in seiner Anhänglichkeit an die katholische Lehre nur befestigen.

Sein treues Festhalten am alten Glauben mußte Agricola noch nach seinem Tode büßen. Auf Befehl des Kurfürsten August von Sachsen, den er kurz vorher, am 19. März 1555, seiner treuen Anhänglichkeit versichert hatte,[1]) wurde ihm in Chemnitz wegen seines katholischen Glaubens die Bestattung verweigert. Man hat bisher fast allgemein angenommen, daß die Verweigerung des Begräbnisses vom Chemnitzer Superintendenten Johann Tettelbach ausgegangen sei. Tettelbach hat indessen, wie Hofmann nachweist, nur nach höherem Befehl gehandelt. Am 8. Dezember 1555 schrieb Georg Fabricius an Melanchthon bezüglich Agricolas:

„Unsere Kirchen hat er verachtet und in der Gemeinschaft des Blutes Christi nicht mit uns sein wollen. Daher ist ihm nach seinem Tode auf Befehl des Fürsten, den dieser den Kircheninspektoren gegeben und welchen Tettelbach als treuer Diener ausgeführt hat, das Begräbnis verweigert worden, und erst am vierten Tage ist er nach Zeitz übergeführt und in der Domkirche beigesetzt worden, der Tote von den Toten, wie Christus bei Matthäus spricht“ (S. 121).

Vier volle Tage, nach Albinus (Meißnische Land-Chronica, S. 355) fünf, stand also die sterbliche Hülle des großen Mineralogen, der seinem sächsischen Vaterlande nicht geringe

1) Quoniam patriam charam habeo, ut eam omnes habere decet, non possum, Auguste princeps optime, te, qui diuturnis et exitiosis bellis afflictam nuper erexisti, non amare. Widmung zur Schrift: De ortu et causis subteranneorum usw. Basileae 1558.

Dienste geleistet hatte, unbeerdigt, bis sie ins nahe Zeitz übergeführt und mit Erlaubnis des Bischofs Julius Pflug in der Domkirche ehrenvoll begraben wurde. Hier wurde dem Verstorbenen ein schöner Denkstein gesetzt mit der Inschrift:

Dem Andenken des Georg Agricola, Arzt und Bürgermeister zu Chemnitz, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, hochverdient um sein Vaterland, dessen Schriften seinen Namen unsterblich gemacht haben und dessen Seele Christus in die ewigen Wohnungen übertragen hat, die trauernde Gattin und die Kinder.

N. Paulus.

LXXIX.

Der Franziskaner Nikolaus Wiggers (Vigerius).

Ein Lebensbild aus der Zeit der kirchlichen Restauration.
(Schluß.)

II. Wiggers als Franziskaner.

In den Rheinlanden gab es damals zwei Franziskanerfamilien, die Konventualen oder Minoriten und die Observanten; beide hatten Klöster in Köln. Jenen gehörte das schon 1245 erbaute Kloster, das heute das Wallraffmuseum beherbergt, und die Minoritenkirche; diese bewohnten seit 1589 das in der Nähe des Neumarktes gelegene Olivenkloster, das jetzt als Kaserne dient.

Wiggers wählte die Observanten. Diese hatten sich bekanntlich im ganzen Orden im Laufe des 15. Jahrhunderts unter Verzichtleistung auf jedes Eigentumsrecht von den Konventualen, welche die Ordensregel mehr den Zeitverhältnissen anzupassen suchten, abgesondert und eigene Vikariate

— in der Kölnischen Provinz 1445 — gegründet, die 1517 zu Provinzen erhoben wurden. Diese rheinische Provinz umfaßte damals 47 Niederlassungen im nordwestlichen Deutschland und den Niederlanden, die Niederländer erstrebten wegen der großen Ausdehnung eine Teilung, und sie setzten trotz des Widerspruches hervorragender Männer, z. B. des bekannten Nikolaus Herborn, 1529 eine Trennung in eine niederdeutsche und eine rheinische Provinz durch, wobei die letztere nicht einmal 20 Klöster erhielt. Diese Trennung war besonders für die niederländische Provinz ein großes Unglück; aber auch für die Kölner wurde diese innere Schwächung sehr gefährlich in einer Zeit, wo man den Kampf gegen den Protestantismus aufnehmen mußte. Man nahm ihn allerdings mit aller Macht auf, aber die Kräfte wurden zu schnell verbraucht; außerdem fielen noch eine Reihe von Klöstern dem bekannten Grundsatz: „Cuius regio, eius religio“ zum Opfer, so daß die ganze Provinz 1600 nur noch 9 Klöster zählte, die zum Teil nicht im besten Zustande sich befanden; es waren dies: Hamm, Koblenz, Limburg, Düren, Dorsten, Brühl, Bielefeld, Aachen und Köln, — und als Wiggers die Augen schloß, waren es 33![1])

Im Jahre 1603 war P. Franz Rensick aus Dorsten als Provinzial an die Spitze der Kölner Observantenprovinz gestellt worden, und in seinem Auftrag kleidete der damalige Guardian des Olivenklosters und spätere Erzbischof Alphons von Requesens[2]) unseren Wiggers am 29. September desselben Jahres ein. Er war schon 48 Jahre alt, bereits 24 Jahre lang Priester, als ihn Gott in einen anderen Weinberg berief, wo er noch so Großes leisten sollte; menschliche Kurzsichtigkeit bedauerte allerdings sehr lebhaft diesen Schritt, man hätte erwartet, er werde in kurzem als Bischof seine Herde weiden.

---

1) Mss. Provinzannalen I.

2) Gams, Series Episcoporum 12.



Um armer Franziskaner sein zu können, verschenkte er zuerst den Rest seines über 70,000 Taler betragenden Vermögens, zum Teil an das Jesuitenkolleg in Emmerich, das er früher schon reichlich unterstützt hatte, zum Teil an die Armen. Gehorsam gegen seine Oberen, bereit zu jedem Liebesdienst, drängte er sich zu den niedrigsten Arbeiten. Das strenge Ordensleben war für den abgetöteten Mann eine Erholung, und die Ordenstugenden, die Armut und die Liebe, hatte er immer geübt. Es wurde ihm darum auch schon während seines Noviziates das Predigtamt in der Klosterkirche übertragen, ja er mußte, was bis dahin unerhört war und auch blieb, damals schon Beichte hören. Auch in anderer Weise war er in der Seelsorge tätig. Es waren nämlich acht reiche und vornehme „klopjes" ihrem Lehrer und Vater aus den Niederlanden nach Köln gefolgt, um sich ganz nach seinen Weisungen zu richten. Er mietete für sie ein Haus in Köln, und dort führten diese Mädchen in Gemeinschaft mit zwei Kölnerinnen unter seiner Leitung ein gemeinsames klösterliches Leben nach der 3 Regel des heil. Franziskus. [1])

Wie schon erwähnt, stand in der Kölnischen Provinz die Ordenszucht nicht in Blüte; an ihrer Entfaltung in Köln hinderten sie einige Brüder, welche nach der Vertreibung aus ihren Klöstern mehrere Jahre hatten in der Welt verweilen müssen und jetzt noch ihre erkalteten Herzen in der Erinnerung an ein freieres Leben dem belebenden und erwärmenden Hauche der religiösen Uebungen und Abtötungen verschlossen hielten. Als sie nun die Strenge Wiggers, seinen Eifer in der Beobachtung der Regel zu ihrer stillen Beschämung wahrnahmen, kamen sie zu der Ueberzeugung, daß er, falls er ihr Oberer würde, das bisherige Leben nicht dulden würde, und sie stimmten gegen die Zulassung zur Profession. Es war dies eine harte Probe für ihn, den gereiften Mann, der sich

1) Polius, 56 ff.

klar geworden war über seinen Beruf, der das Ordensleben aus den edelsten Beweggründen gewählt und in diesem Hafen der Ruhe nach den früheren Irrfahrten sich so glücklich fühlte. Allein er verlor auch jetzt den Mut nicht; er tat, was er immer zu tun pflegte, wenn Schwierigkeiten an ihn herantraten: er betete. Da ließ ihn P. Heinrich Sedulius, der soeben die Kölnische Provinz in Vertretung des Generalkommissars der nördlichen Franziskanerprovinzen Andreas a Soto visitiert und von dem Wirken Wiggers schon früher gehört hatte, zu sich kommen, tröstete ihn und ermutigte ihn, auszuharren. Er brachte die Unzufriedenen zum Schweigen und so konnte Wiggers am Fest des hl. Erzengels Michael 1604 zugleich mit einem friesischen Edelmann, Johannes Stolpart, die Gelübde ablegen. [1])

Dieser Tag bezeichnet gewissermaßen den Beginn einer neuen Periode in der Kölnischen Provinz, einer Periode des Strebens nach Heiligkeit und nach Wissenschaft, und Polius wendet auf den jungen Professen die Worte des Alexandriners Philo an: „Der Gerechte ist die Stütze des Menschengeschlechtes; seine Gaben teilt er allen mit und überträgt sie auf alle.“ Bald wurde sein Licht auf den Scheffel gestellt, um andern zu leuchten. Schon im August des nächsten Jahres berief ihn der obengenannte Andreas a Soto nach Brüssel, beriet sich mit ihm über den Stand und über die Mittel zur Hebung der Kölnischen Provinz. Sodann ernannte er ihn zum Vikar und Novizenmeister im Olivenkloster und gab ihm zum Mitarbeiter an der Reform den P. Johannes Schwering aus Coesfeld (Westfalen), der das Lektorat der Philosophie übernahm. Dieser war bis jetzt Novizenmeister in Löwen gewesen, blieb aber von nun an in der Kölnischen Provinz.

Sein Hauptaugenmerk richtete Wiggers nun zunächst auf die Hebung der Ordenszucht. Dies wurde ihm durch

1) Mss. Provinzannalen I.

sein Amt als Erzieher der jüngeren Ordensmitglieder ermöglicht; in noch höherem Maße konnte er seinen Ansichten Geltung verschaffen, als er nach wenigen Monaten Guardian des Kölner Klosters wurde, und hier, in dem Mittelpunkte der ganzen Provinz, blieb er auch den größten Teil seines Ordenslebens in leitender Stellung, sei es als Guardian oder als Provinzial. Was die heilige Schrift vom göttlichen Heiland sagt: „Er fing an zu handeln und zu lehren“, kann man auch auf ihn anwenden; zuerst tat er selbst, was er andern vorschrieb. Sein Gebetseifer kannte keine Grenzen. Nach dem mitternächtlichen Chorgebete begab er sich nicht mehr zur Ruhe, sondern verbrachte die Zeit bis zum Morgen in Betrachtungen. Sobald er in die Kirche kam, vergaß er alle weltlichen Sorgen; ganz in Gott versunken, verharrte er stundenlang im Gebete, ohne sich auch nur im geringsten zu rühren. Strenge gegen sich, verlangte er auch von andern Strenge. „Wo Strenge, da ist inneres Feuer“, war sein gewöhnliches Wort, und oft wiederholte er die Worte des Ekklesiastikus: „Wo kein Zaun ist, wird die Besitzung beraubt.“ Er führte mehrere Fasttage ein und befahl, sich an allen Mittwochen von Fleischspeisen zu enthalten. Für Kranke und Schwache aber sorgte er, wie zarte Mutterliebe es tut, und in jedes bekümmerte Herz träufelte er den Balsam seligen Friedens. Seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit gewann ihm die Achtung und Liebe seiner Untergebenen, sogar derjenigen, die früher so sehr gegen ihn eingenommen waren, „und man konnte zweifeln, ob die Sorge des Hirten für die auserlesene Herde, oder der Eifer und die Zuneigung der Schafe zu ihrem Hirten größer war“. Er erwies sich als ein so vortrefflicher Lehrer im Ordensleben, daß 1608 der Generalkommissar dem Provinzial verbot, jüngere Kleriker durch Versetzung in ein anderes Kloster seiner Leitung vorzeitig zu entziehen. Seine Grundsätze in der Erziehung hat er in einem Brief an einen jungen Mitbruder angedeutet. „Vertraue immer auf Gott“, schreibt er, „bete immer und

höre nicht eher auf, als bis du Frieden im Kreuz gefunden hast. Meide Trübsinn und Abneigung gegen andere; sei verträglich und freundlich; streite nie, auch wenn du recht hast. Sei immer heiter, gehorsam und demütig. Denke daran, daß du in den Orden gekommen bist, um für Ehre Schmach, für Trost Verachtung zu erwählen. Mache dich gleichförmig dem Willen des Gekreuzigten, sei gefangen und gebunden in den Händen Gottes und deiner Oberen. Liebe die Einsamkeit und bewahre die Sammlung." Durch den Ruf der Heiligkeit zog er viele Kandidaten in den Orden. „Wie die Enten oder andere zahme Lockvögel die wilden Vögel ins Netz locken, so lockte sein liebenswürdiges Benehmen viele ins Kloster." Es wurde eine vorzügliche Pflanzschule für apostolische Männer, ein „Schwalbennest", aus dem viele flügge Junge ausflogen, um neue Nester zu bauen.[1])

Damit aber das im Noviziat gelegte Fundament nicht Stückwerk blieb, errichtete er in Brühl ein zweites Noviziat, wo die Kleriker zwar dem Studium oblagen, zugleich aber auch über das Ordensleben eingehend unterrichtet wurden. Um den Müßiggang zu verbannen, diesen Hauptfeind des klösterlichen Lebens, suchte er die Studien zu heben. Er sorgte fur gute Lektoren, und da die eigene Provinz deren nicht genügend hatte, ließ er sie aus anderen kommen, besonders aus der niederländischen, belgischen und irischen. Er wählte sich dazu Männer aus, die nicht blos von echt wissenschaftlichem Streben beseelt waren, sondern ihn auch aufs eifrigste in der Durchführung der Reform unterstützten, so z. B. die beiden Schriftsteller Rickius und Hiquaeus, ferner Joseph Bergaigne und Thomas Flemming, die später beide Erzbischof wurden. Sodann drang er darauf, daß alle jährlich am Feste des hl. Franziskus ihre Gelübde erneuerten und dadurch ihren Eifer wieder entfachten. So gelang es ihm, das Antlitz der Provinz zu erneuern, und

1) Polius, 68–82.

während seines zweiten Provinzialates (1619—1622) konnte er es wagen, ganz allgemein die sogenannte Rekollekten-reform einzuführen. Nach den Generalstatuten konnte jede Provinz zwei Klöster für solche, die ein strengeres Leben führen wollten, einrichten. Als diese Frage nun auch an Wiggers herantrat, brachte er es durch seinen Einfluß dahin, daß alle Häuser nach dem Beispiel der englischen und irländischen Provinz sich bereit erklärten, die strengeren Statuten anzunehmen. Allerdings enthielten sie keine neuen Vorschriften; denn tatsächlich war schon seit mehreren Jahren die Reform durchgeführt, jene Reform, die zur Zeit der kirchlichen Restauration so herrliche Früchte tragen sollte.[1])

Oft pflegte Wiggers seinen Novizen das Wort des heiligen Apostels Paulus vorzuhalten: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir,“ um sie zu ermahnen, darnach zu streben, daß auch in ihnen stets der Geist Christi wirke. Um Seelen für Christus zu gewinnen, hatte er früher keine Mühe gescheut; auch im Orden war sein Eifer nicht erlahmt; nur boten sich ihm jetzt andere Mittel. Das vorzüglichste waren die Klöster, denn jedes Kloster, das seine Aufgabe erfüllen will, hat neben der Selbstheiligung der Mitglieder den Beruf, für Christus zu arbeiten, entweder indirekt durch Gebet und Buße oder direkt durch Seelsorge. Deshalb war es auch sein sehnlichstes Streben, möglichst viele Klöster zu erlangen, und seine Bemühungen waren nicht vergeblich.

Durch Gebet und Buße sollten die Klarissen die Gnade Gottes auf sein Werk herabziehen; ihnen galt seine erste Sorge. Im Jahre 1609 reformierte er im Auftrag des Kölner Koadjutors Ferdinand die Tertiarinnen in der Streit-zeuggasse, die bis jetzt unter den Konventualen standen und brachte zugleich die Mädchen, die ihm aus Holland gefolgt waren und in einem Hause am Neumarkt ein gemeinschaft-liches Leben geführt hatten, dorthin. Er richtete die Klausur

1) Gaudentius, Protestantismus, 252 ff.

ein und gab ihnen vier Klarissen aus dem Kloster im Filzengraben, das schon vor 1600 auch aus Holland vertriebene Schwestern begründet hatten,[1]) zu Erzieherinnen. Bald darauf erhielten alle das Probekleid der Klarissen, und 1611 legten sie in der Olivenkirche in die Hände Wiggers, der damals Provinzial war, feierlich die Gelübde ab. In Prozession, eine Dornenkrone auf dem Haupt, eine brennende Kerze und ein Kruzifix in den Händen, waren sie aus ihrem Häuschen in die nahe Klosterkirche gezogen.[2]) Der Umstand, daß vier Klarissen die Klausur im Filzengraben verlassen hatten, gab den Widersachern Wiggers eine Handhabe, gegen ihn vorzugehen. Sie setzten es auch nach längerer Zeit wirklich durch, daß er aus Köln verwiesen wurde, allerdings bloß, um nach wenigen Monaten von Paul V. desto ehrenvoller zurückgerufen zu werden.[3]) In beiden Klöstern war er gewöhnlich Beichtvater und war für sie besorgt, wie ein Vater für seine Kinder; für die einen im Filzengraben ließ er eine neue Kirche bauen, die der Weihbischof Theodor Riphan 1613 zu Ehren der heiligen Lucia weihte; die anderen erhielten ein neues Haus in der Glockengasse. Drei von diesen sandte er nach Münster in Westfalen, um dort eine neue Niederlassung zu gründen. Im Jahre 1619 beauftragte er den P. Polius, in Oldenzaal ein Haus für eine Niederlassung der Klarissen zu erwerben, während er selbst sie in Mainz einführte.

Noch wichtiger für die Seelsorge wurde die Gründung mehrerer rasch emporblühender Observantenklöster. Unter seiner Leitung erhielt die Kölnische Provinz in folgenden Orten Niederlassungen: Beurich an der Saar, Mainz,

1) Vgl. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, 25, (1873) 150. Thielmans, C., Den eersten Regel van S. Clara 's Hertogenbosch 1617, 116.

2) Mſk. Annalen des Olivenkloſters I.

3) Polius 108 ff.

Münster in Westfalen, Andernach, Fulda, Oppenheim, Kaiserslautern, Heidelberg, Boppard, Kreuznach, Bonn, Neuß, Kempen, Gelnhausen, Wetzlar, Rietberg, Alzey, Sirt und einige sogenannte Termineien.[1] Wir können natürlich hier nicht auf die Gründungsgeschichte im einzelnen eingehen und die Verdienste, die Wiggers um die Erhaltung und Ausbreitung des katholischen Glaubens durch diese Niederlassungen sich erworben hat, genügend würdigen. Voll Dank gegen Gott sagte er am Ende seines Lebens, es seien in dem einen Olivenkloster jetzt mehr Mitarbeiter als früher in der ganzen Provinz, deshalb war er auch gerne bereit, die sächsische Ordensprovinz, welche nur noch ein einziges Kloster mit einem einzigen Priester hatte, wieder zu errichten. Er trat neun Klöster mit allen Bewohnern ab und legte so den Grund zu der überaus segensreichen Tätigkeit dieser Provinz im Norden Deutschlands; es waren dies Hamm, Bielefeld, Dorsten, Limburg, Münster, Rietberg, Wetzlar und Gelnhausen.[2]

Da Wiggers aus Erfahrung wußte, wie „notwendig die Speise des Wortes Gottes für das christliche Volk zum Seelenheile“ sei, ermahnte er alle Obern, doch ja fleißig diese geistliche Nahrung dem hungernden Volke zu reichen und in Predigten und Katechesen Gelegenheit zu Belehrung in den Heilswahrheiten zu bieten. Um allen alles zu werden, ließ er an manchen Orten, besonders Köln, französisch predigen und schickte 1623 mehrere Priester in das kurfürstliche Lager als Feldprediger. Er selbst hatte das Predigtamt immer mit heiliger Begeisterung ausgeübt, und auch in seinem hohen Alter ließ er sich nicht abhalten, fast jeden Sonntag in der Olivenkirche die Kanzel zu besteigen. „Wie eine Posaune erhob er seine Stimme“, besonders gegen die Ketzerei, die um

1) Msk. Provinzannalen I.

2) Msk. Provinzannalen I; Compendium chronologicum Provinciae Saxoniae S. Crucis. Warendorpii 1873, 42 ff.

1610 in Köln wieder festen Fuß faßte und viel Unfrieden stiftete. Durch seine Predigten brachte er es dahin, daß der Senat über alle diejenigen eine Strafe von 100 Goldgulden verhängte, welche geheimen Versammlungen beiwohnten, und für ein zweites Mal mit Entziehung der bürgerlichen Rechte drohte.[1]) Schon mehrere Stunden, bevor er die Kanzel bestieg, war die Kirche angefüllt und in den Klostergängen und auf der Straße standen die Zuhörer dicht gedrängt; so sehr verstand er es, das Volk zu fesseln. Die Katechesen wurden statt in der Kloster- in der Apostelkirche gehalten; auch in der Umgegend der meisten Niederlassungen fanden sie regelmäßig jeden Sonntag statt.

Eine große Bedeutung für das kirchliche Leben erlangte die durch Wiggers gestiftete Sakramentsbruderschaft.[2]) Schon als Kind hatte er seinen Heiland im Tabernakel kennen und lieben gelernt und es hatte ihn tief geschmerzt, daß man ihn aus so vielen Kirchen seiner Heimat vertrieben. Um die erkaltete Liebe wieder anzufachen, versammelte Wiggers jeden Donnerstag Nachmittag brave Jünglinge um sich, hielt ihnen eine begeisternde Ansprache über das Altarssakrament, worauf sie gemeinschaftliche Gebete verrichteten. Bald beteiligten sich auch andere Leute, Männer und Frauen, an dieser Andacht, und, nachdem er sich mit dem Nuntius Albergati besprochen hatte, gründete er eine eigene Bruderschaft. Er entwarf Statuten, die alle darauf abzielten, in den Herzen der Mitglieder die Liebe zu entzünden, sie zum öfteren Empfang der hl. Kommunion anzuleiten und einen lebendigen Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi zu erwecken. Auf Bitten des Nuntius erließ Papst Paul V. am 23. April 1611 eine Bulle, worin er die Bruderschaft bestätigte und

---

1) Mſk. Provinzannalen I.

2) Mſk. Annalen des Olivenklosters I, die sehr ausführlich diese Bruderschaft behandeln und auch die Urkunden in Abschrift mitteilen.

zahlreiche Ablässe bewilligte. Der Nuntius selbst genehmigte in einem Diplom vom 20. Juni die Statuten und wohnte an demselben Tage der feierlichen Eröffnung bei. Er trug während der Prozession das Allerheiligste und erteilte der zahlreich erschienenen Volksmenge zum Schluß den Segen. In der Folgezeit fanden die Versammlungen jeden Monat statt; die Mitglieder empfingen die hl. Sakramente und nahmen an der Bruderschaftsandacht mit Predigt und Prozession teil. An solchen Tagen wurden in der Olivenkirche oft mehr als tausend Beichten gehört, und es war nur natürlich, daß Wiggers diese segensreiche Bruderschaft auch in den anderen Klöstern einführte.

Wie der Nuntius, so brachte auch der Erzbischof Ferdinand dem apostolischen Manne unbedingtes Vertrauen entgegen und in manchen schwierigen Angelegenheiten, die das kirchliche Leben betrafen, fragte er ihn um Rat oder legte die Entscheidung in seine Hände. So übertrug er ihm in einem mir vorliegenden Schreiben vom 23. Juli 1611 die wichtige Reformierung des Maria-Magdalenenklosters auf dem Eigelstein in Köln [1]) und als Wiggers im Jahre 1623 mit dem Plane umging, den fast ganz in Vergessenheit geratenen „dritten Orden" für Weltleute einzuführen, gab er sogleich seine Einwilligung; denn auch dieser sollte dazu dienen, ein echt katholisches Leben in und aus dem Glauben zu fördern.

Natürlich vergaß er auch seine bedrängten Landsleute in Holland nicht; fast jährlich besuchte er die alten Missionsstationen und mit seinen früheren Freunden und Mitarbeitern, dem Haarlemer Generalvikar Eggius und dem apostolischen Vikar Vosmer, stand er in lebhaftem Verkehr, und als sie starben, fanden beide in der Olivenkirche vor dem Hochaltar ihre letzte Ruhestätte. [2]) Am 23. Mai 1611 ernannte ihn

1) Mſk. Originalurkunde in die Provinzannalen eingeheftet.

2) Polius, 184 f. teilt ihre Grabinschriften mit.

der Nuntius Antonius Albergati zum Visitator der Niederlande und der angrenzenden Gebiete und gab ihm ausgedehnte Vollmachten in betreff der Aufnahme von Häretikern in die Kirche.[1]) An demselben Tage richtete der Nuntius ein Schreiben an alle Pfarrer und Vorsteher von Klöstern in jenen Ländern und teilte ihnen mit, er habe Kraft apostolischer Vollmacht dem Kölner Provinzial diesen wichtigen Auftrag erteilt, weil er seine Frömmigkeit, seinen Eifer für die Ehre Gottes, seine Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit in Erledigung derartiger Geschäfte kenne. Er forderte sie auf, ihn auf alle Weise zu unterstützen in seinen Bemühungen, den katholischen Glauben auszubreiten, die Niedergedrückten aufzurichten und die Schwachen zu stärken.[2])

Ohne Zaudern trat jener in Weltkleidern die beschwerliche Visitationsreise an. Die unmittelbare Folge davon war der Entschluß, durch Franziskaner der Kölnischen Provinz die früher begründeten holländischen Missionsstationen verwalten zu lassen. Zunächst sandte er den P. Arnold von Witt. Dieser berichtet, er sei von 1613 ab „als allgemeiner Nothelfer“ unter großen Gefahren von einem Ort zum anderen gezogen und habe während der Nacht Gottesdienst gehalten, die Sakramente gespendet und die Betrübten getröstet.[3]) Ihm schloß sich 1617 ein zweiter Missionar an, nämlich P. Antonius Verweg, der besonders in Amsterdam, Haarlem und Nordfriesland tätig war, und endlich sandte er zu ihrer Unterstützung 1621 noch den P. Michael Hones und P. Johannes Stalpart, der mit ihm die Gelübde abgelegt hatte. So war sein Lieblingswunsch in Erfüllung gegangen, die holländische Mission für lange Jahre gesichert zu sehen.[4])

Diese großen Verdienste um die katholische Kirche in Holland legten den Gedanken nahe, „den Apostel des Vater-

1) Original in den Provinzannalen I.

2) Original a. a. O.

3) Epistolae Missionariorum ex Frisia et Hollandia, 46.

4) Epistolae, 55.



landes und die Säule des Glaubens" aus Dankbarkeit auf den Bischofsstuhl von Haarlem zu erheben, und man tat auch beim Erzbischof von Mecheln die nötigen Schritte; aber das Kapitel von Haarlem erließ eine geharnischte Erklärung gegen alle diejenigen, welche sich in seine Angelegenheiten mischten, vielleicht in derselben Erwägung, in der man Wiggers den Orden verschließen wollte.[1])

Er stand selbstverständlich derartigen Bestrebungen vollständig fern. Wie seine Briefe und Ermahnungen beweisen, war er nicht nur demütig, nein er war ganz ein Mann nach dem Herzen Gottes und übte die erhabensten Tugenden. Doch die Schilderung seines inneren Lebens geht über den Rahmen einer knappen Zeichnung der äußeren Tätigkeit hinaus, und es muß uns genügen, aus seiner Wirksamkeit einen Schluß zu ziehen auf das in ihm lodernde Feuer der Gottes- und Nächstenliebe.[2])

Am 10. Oktober 1627 wurde er zum dritten Male zum Provinzial gewählt; doch sollte er das Ende der Amtsdauer nicht mehr erleben. Im Februar des folgenden Jahres warf ihn ein sehr schmerzhaftes skorbutartiges Leiden auf das Krankenlager; am 24. März bat er um die hl. Sterbesakramente. Tief erschüttert begaben sich seine Mitbrüder in Prozession zu ihm, und nach der hl. Oelung erteilte er ihnen den letzten Segen mit den Worten: „der Sohn Gottes trage euch auf seinen Schultern in die Gesellschaft der Heiligen." Dann fügte er mehrmals hinzu: „dort ist die höchste Freude." Dann begann er den 65. Psalm: „Jauchzet zu Gott alle Lande, lobsinget seinem Namen." Als ihn sein Beichtvater zu Ende gebetet hatte, wiederholte er: „Ja gewiß, dort ist die höchste Freude."

Am folgenden Morgen, am Feste der Verkündigung Mariens, schloß er seine Augen zum letzten Schlummer.

1) Bijdragen, I 325; X 8; Archief voor de Geschiedenis van het Aartsbisdom Utrecht. IV (1877) 323.

2) Polius 104—164.

Neben seinen Mitkämpfern erhielt er im Chore der Olivenkirche die letzte Ruhestätte; dankbare Holländer ließen ihm ein großes Grabmahl aus bläulichem Marmor errichten und seine Taten darauf verzeichnen;[1]) das Grabmal ist verschwunden, die Kirche über seinem Grabe ist entweiht, das Olivenkloster, der Ort seiner Wonne, ist in eine Kaserne umgewandelt, sein Name ist fast vergessen, nur wenige vergilbte Blätter reden noch von seinen Werken; aber die von ihm gegründeten Missionsstationen verbreiten heute noch reichen Segen, und die von ihm eingeführte Reform trägt heute noch in der sächsischen Provinz, die ja das Erbe der kölnischen angetreten, Früchte für den Himmel.

LXXX.

Mergentheim.

Von Dr. Karl Fuchs.

Nicht leicht findet man gottgesegnetere Fluren, als die des Taubergrundes, jenes anmutigen Erdfleckes, der das mittlere Taubergebiet in Franken, so etwa von Creglingen bis Tauberbischofsheim, umfaßt. Einem wohlgepflegten Garten gleich liegt das Ländchen, in dem die Weintraube üppig gedeiht, da und wie ein Silberband schlängelt sich die Tauber zwischen den sanft ansteigenden Lehnen der Hügel hindurch, langsam und träge, als ob sie recht lange mit ihren klaren, fischreichen Wassern in dem freundlichen Gelände weilen wollte. Hohe Burgen mit Türmen und Zinnen, so

---

1) Polius, 164—174.

Burg Neuhaus bei Markelsheim, die trotzige ehemalige Deutschordensburg, und alte Orte, deren Namen schon vor Jahrhunderten in den Chroniken des Bereiches genannt sind, schon in den Tagen, da fromme Gaugrafen den Klöstern zu Würzburg und Fulda hier kostbare Schenkungen machten, haben sich allenthalben als Zeugen einer reichen geschichtlichen Vergangenheit erhalten, nicht selten mit Bezeichnungen, die so weit ihre Wurzel haben, daß ihre Deutung eine unsichere ist. So leitet man gemeiniglich, aber vielleicht nur mit Wahrscheinlichkeit nach der äußerlichen Wortähnlichkeit, die Bezeichnung des Hauptortes Mergentheim a. d. Tauber von dem Namen der hl. Maria ab; Hübners ‚Reales Staats-, Zeitungs- und Conversationslexikon' (Regensburg, 1748) vermerkt ganz einfach ohne Kritik: ‚Mergentheim, Mergenthal ... Marie domus'. Und es ist doch sicher, daß die Marienkirche von Mergentheim erst um 1330 erbaut ward, nachdem längst vorher der Ort urkundlich wiederholt genannt war, zum erstenmal 1058 in den Namen von zwei Brüdern, Grafen von Hohenlohe, die sich auch ‚von Merchheim' nannten: ‚Henricus comes et frater ejus Conradus de Merchheim'.

Mergentheim präsentiert sich auf den ersten Blick als eine altertümliche Stadt, doch unterscheidet sie sich von den so zahlreichen traulichen Städten mittelalterlichen Charakters in Süddeutschland in allen Einzelheiten dadurch, daß ihre geschichtlichen Reliquien auf Schritt und Tritt fast ausschließlich nur an die Zeit des daselbst durch fast drei Jahrhunderte (1526—1805) bestandenen Hochsitzes des deutschen Ritterordens, der Epoche seiner für eine verhältnismäßig kleine Stadt beispiellosen Blüte gemahnen, zumal die Verwüstungen des Bauernkrieges von 1525 und später des dreißigjährigen Kriegs fast alles, was einer früheren Entwicklung angehört hatte, ausgetilgt haben. Die Kirchen, das Schloß, das Rathaus, eine Menge vornehmer Bürgershäuser, kurzweg ‚Ritterhäuser' genannt, das Spital (Armenhaus), öffentliche

Brunnen und Parkanlagen, alles sind Schöpfungen, die in der noch vorhandenen Form erst nach 1526 entstanden, da Walter von Cronberg in den Hochmeistersitz zu Mergentheim einzog, nachdem der Orden im Osten durch das gewaltsame Vordringen Polens und die Säkularisation Preußens so schwere Verluste erlitten hatte. Eine neue Aera begann von da ab für den Orden und für Mergentheim, das schon seit dem Jahre 1220 in dessen Besitze war.

In der Zeit der Sachsenkaiser war der Ort der Mittelpunkt der Grafschaft Mergentheim, die einen Teil des Taubergaues bildete. In einer Schenkungsurkunde des Pfalzgrafen Heinrich vom Jahre 1088 kommt unter anderm auch ‚Henricus Comes (postea dux) et frater ejus Conradus de Merchheim‘ vor, woraus erhellt, daß die Grafen von Hohenlohe, die in und um Mergentheim ihre Besitzungen hatten, sich auch ‚Grafen von Mergentheim‘ nennen. Die Hohenlohe waren tapfere und fromme Herren. 1201 schenkten sie dem Johanniterorden das Juspatronatus von Mergentheim; der ‚Häuserhof‘ daselbst erinnert noch heute an dessen Existenz. Am 17. Januar 1220 schenkten sodann die drei Brüder, die Grafen Heinrich, Andreas und Friedrich von Hohenlohe, Verwandte des staufischen Kaiserhauses, dem Deutschen Orden ihr Schloß und ihren Besitz in Mergentheim und dessen Umgebung, was fortan durch einen Komtur verwaltet wurde und zur Ballei Franken gehörte. Der erste Komtur war Andreas von Hohenlohe. Heinrich von Hohenlohe war in der Folge Hochmeister (1244 bis 1249). 1224 übergaben Gottfried und Konrad von Hohenlohe dem Deutschen Orden auch noch ihre vom Stifte Würzburg zu Lehen getragenen Zehenten zu Mergentheim als freies Eigentum. Walter von Cronberg wußte, nachdem er Mergentheim als Residenz gewählt hatte, die innere Organisation des Ordens in vielen Beziehungen zu reorganisieren und dessen Autorität zu stärken. Er vereinigte im Jahre 1529 beide Würden, die des Hoch- und Deutschmeisters, in einer zu Frankfurt abgehaltenen

feierlichen Versammlung und wurde als Hoch- und Deutschmeister 1533 auf dem Reichstage von Augsburg vom Kaiser belehnt. Ein gleichzeitiger Chronist schildert den feierlichen Akt, seit welchem die Hoch- und Deutschmeisterwürde fortan vereinigt blieb: „Es erschien der Meister, in einem prachtvollen Talar von weißem Damast mit großen, weiten Aermeln, auf Brust und Rücken das hochmeisterliche Kreuz, auf dem Grunde schwarz, wie es dem Orden der Papst, sodann golden, wie es der König von Jerusalem, mit dem Adler in der Mitte, wie ihn Kaiser Friedrich II., und mit vier goldenen Lilien an den Enden, wie sie Ludwig der Heilige von Frankreich verliehen hatte‘. 1543 starb Walter von Cronberg hochbetagt auf seinem Meistersitz in Mergentheim; sein Erzdenkmal ziert den Chor der Marienkirche; kniend, mit gefalteten Händen, die Augen hoffend himmelwärts gerichtet, hat ihn der berühmte Nürnberger Erzgießer Peter Vischer gebildet; es ist wohl das wertvollste der zahlreichen Kunstdenkmale von Mergentheim. Im schmalkaldischen Kriege unter der Meisterschaft des Wolfgang Schutzbar, genannt Milchling (1543—1566), brach ein Ungewitter über die Stadt herein; sie und mit ihr das Ordenshaus wurden geplündert; sie teilten das Schicksal anderer Deutschordensbesitzungen, von denen Markgraf Albrecht in seinem Berichte an den Herzog von Preußen aus dem Feldlager von Nürnberg schreibt: ‚Wir haben die Deutschen Häuser hier außen im Reiche des mehren Theils allbereits bezwungen und unter uns gebracht.‘ Schutzbar erwies sich nach dem Abschlusse des Religionsfriedens als ein wahrer Vater der Stadt Mergentheim. 1563–1564 erbaute er das noch heute seinem Zwecke dienende gotische Rathaus, einen gewaltigen Steinbau mit Treppengiebel, den er für den Pacht von 99 Goldgulden auf immerwährende Zeiten der Bürgerschaft überließ. Er legte auch die Wasserleitung an, woran der erst in jüngster Zeit abgebrochene Milchlingsbrunnen am Eingang der Burgstraße, der mit Schutzbars Statue geschmückt war, erinnerte.

In schweren Tagen hatte er seinen starken Arm schützend über die von nun an emporstrebende Stadt gestreckt, und bezeichnend würdigt Frhr. de Wal in seiner ‚Histoire de l'Ordre Teutonique' (Reims 1790) sein segensreiches Walten in den Worten: ‚Il gouverna l'ordre près de 23 ans, dans les tems aussi malheureux que difficiles, n'avait pas moins de zèle que son prédécesseur' (Walter v. Cronberg).

Schwer wurde die Stadt dann noch im Schwedenkriege mitgenommen. 1631 eroberte der schwedische Feldherr Graf Horn das ganze Mergentheimer Ordensgebiet; selbst die feste Burg Neuhaus, deren ausgedehnte Ruinen noch heute weithin sichtbar in den Aether ragen (1 Stunde weit von Mergentheim bei Igersheim), wurde durch dessen Obristen Speerreuter erstürmt und zerstört. Der Orden hatte die Feste 1431 vom Hochstuhle Würzburg gekauft und sie galt in allen schweren Bedrängnissen als letzte Zufluchtsstätte der Ordensritter. Durch die Fürsorge des Ordens wurden die Wunden des großen deutschen Krieges in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder geheilt, wiewohl die Franzosen 1688—97 während der verheerenden Raubkriege Ludwigs XIV. wiederholt als ungebetene Gäste erschienen.

Die Hochmeister bauten sich auch in Mergentheim eine feste Burg, deren ursprüngliche Anlage aus den jetzt mit Parkanlagen bestandenen Vertiefungen, den ehemaligen Wassergräben, wohl erkennbar ist. Die Ausführung des an architektonischen Schönheiten reichen Baues fiel in die Zeit von 1524—1572 und, wiewohl er seit 1809 dem profanen Zweck einer Garnisonskaserne und des k. Kameralamtes dient, wurde er doch teilweise pietätvoll in Stand gehalten. Von den fünf Türmen der äußeren Befestigung ist nur noch der untere Torturm vorhanden. Gleich linker Hand im ersten Hofe bebefindet sich ein Portal, über welchem das kunstvoll ausgeführte Wappen des Hochmeisters Georg Hund von Wenkheim (1566—1572) thront. In dem Trakte, in welchen dieser Eingang führt, war vormals das reiche Zentralarchiv und



die Bibliothek des deutschen Ordens, das im Jahre 1809 zumteil nach Ludwigsburg, zumteil nach Stuttgart, zumteil ins Zentralarchiv des deutschen Hauses in Wien gebracht wurde. Damals umfaßte die Bibliothek 40000 Bände, von denen allerdings nur etwa der vierte Teil katalogisiert war. Einen besonders starken Zuwachs hatte sie noch 1784 erhalten, da der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian Franz derselben seine Privatbibliothek einverleibte und obendrein, da er ja auch Kurfürst von Köln war, alle Duplikate der kurfürstlichen Bücherei zu Bonn nach Mergentheim bringen ließ. Hieher gelangte auch 1789 die Büchersammlung der Ballei Franken, die bis dahin in Ellingen sich befand. So wurde die Bibliothek und das Archiv des Ordens in Mergentheim eine der reichsten Sammlungen dieser Art in ganz Deutschland. Vom inneren Schloßhofe, welchen der zweifellos älteste Teil des Schlosses umschließt, führen zwei Spindeltreppen mit wertvollen künstlerischen Einzelheiten (Renaissance) in die oberen Stockwerke, von deren zahlreichen Gemächern der Kapitelsaal mit reich verzierter Stuckdecke noch wohlerhalten ist. Hier, wo einst die Beschlüsse des Großkapitels gefaßt wurden, tagt jetzt das Garnisonsgericht. Originelle Motive der einen Treppe hat im Auftrage des Erzherzogs Eugen Architekt Prof. Georg v. Hauberisser bei der Anlage der berühmten Feststiege in der Burg Busau bei Müglitz, der in Rekonstruktion befindlichen Deutschordensburg, verwendet. Die Ostseite des inneren Schloßhofes ist durch die Fassade der in ihrer jetzigen Gestalt zwischen 1730 und 1735 erbauten Schloßkirche (jetzt protestantisch) abgegrenzt. Die Nischen der Giebelseite, in denen die Statuen der drei Schutzheiligen vormals standen, der hl. Maria, der hl. Elisabeth und des hl. Georg, sind seit geraumer Zeit leer. Im Innern der Kirche erinnert ein 1855 durch den Fürsten Hohenlohe gewidmetes Grabdenkmal des Hoch- und Deutschmeisters Heinrich von Hohenlohe an diesen ersten Gründer der Kirche (1240). Der älteste Teil der Kirche, wohl das einzige Ueberbleibsel

der ursprünglichen Anlage, ist die unter dem Chore befindliche Gruft, ein durch das Dämmerlicht der Oberfenster erhellter Raum, in dem an den Wänden die Epitaphien des Andreas von Hohenlohe († 1269) und des Hochmeisters Schutzbar († 1566), Hund von Wenkheim († 1572) und Joh. Eustach von Westernach († 1627) eingemauert sind. Vieles wurde hier wie sonst in Mergentheim bei der gewaltsamen Besetzung der Stadt durch die württembergischen Truppen i. J. 1809 vandalisch verwüstet. Der unvergleichlich schöne, ausgedehnte städtische Park, in dem Mörike so gerne, wie er selbst erzählt, dem Gesange der Nachtigallen gelauscht hat, war vormals der Lustgarten des mächtigen deutschen Hauses und gar manche der gewaltigen Platanen und Silberpappeln, welche da längs des Weges zu dem seit 1826 bestehenden Kurbade, dem „Karlsbade", stehen, stammen noch aus der versunkenen schönen Zeit der Deutschordensherrschaft. Die Stadt selbst war mit starken Mauern und Türmen umgürtet; noch sind zahlreiche Abbildungen der Stadttore erhalten, die erst in neuester Zeit den Verkehrsrücksichten zum Opfer gefallen sind.

In Mergentheim gehen alle Kirchengründungen auf den deutschen Orden zurück, so die der frühgotischen Stadtkirche, erbaut 1250—1270. mit der an ihren Chor angelehnten, vom Landkomtur und Ratsgebietiger Freih. v. Eck 1606/7 erbauten Hochmeisterkapelle; eben jetzt werden in derselben alte wertvolle Fresken über Anregung des Herrn Dekans Zeller restauriert, zu welch edlem Zwecke König Wilhelm II. von Württemberg 1800 und Erzherzog Eugen, der dermalige Hoch- und Deutschmeister, in hochsinniger Pietät 600 Mark gespendet hat. Ueber der Gallerie des 50 m hohen Turmes der Pfarrkirche sind drei Wappen angebracht, darunter eines des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzogs Maximilian I. von Oesterreich, Sohnes des Kaisers Maximilian des II., welcher im Jahre 1593 das letzte Drittel des Turmes, des auffälligsten Wahrzeichens der Stadt, ausgebaut hat; in nächster Nachbarschaft der Pfarrkirche erhebt sich die Spitalskirche,



das Gotteshaus des vom Hoch- und Deutschmeister Wolfram von Nellenburg, dem Reichskanzler und getreuen Ratgeber des Kaisers Ludwig, errichteten und schon damals und später reich bestifteten Hohspitals, dessen Fundationen nahezu 1 Million Mark betragen. Noch heute ist über dem Portal des stattlichen Hauses das Wappen des Ordens und des Stifters, in pompöser Weise ausgeführt, eingemauert. Viele historische Wahrzeichen birgt die Kapuzinerkirche, die samt dem dazu gehörigen, 1626 gegründeten Kapuzinerkloster im Schwedenkriege zerstört und 1636 vom Hoch- und Deutschmeister Kaspar von Stadion wiedererbaut ward. Ein prunkvolles Grabdenkmal desselben und eine am Fußboden des Mittelschiffs liegende Inschrifttafel besagt, daß hier die Gebeine desselben († 1641) ruhen. Auch das Herz des Hochmeisters Kaspar von Ampringen († 1684), ‚Vizekönigs von Ungarn und Gouverneur von Schlesien‘, desselben, der mit seinen Ordensmannen Kaiser Leopold in den Türkenkriegen so große Dienste geleistet und von diesem dazu ersehen war, die rebellischen Ungarn als Gubernator zu beruhigen (1673—1679), fand hier seine letzte Ruhe. Seine bedeutsame Mission in Ungarn scheiterte freilich, ja die Malkontanten äußerten höhnisch: ‚Non tam ad gubernandum missum crederes, quam ad ferendas iniurias?‘ Auch der Ordensstatthalter O. v. Liechtenstein ward in der Kirche beigesetzt.

In allen Kirchen und in der Friedhofskapelle zum heil. Michael, die durch ihren achteckigen Grundriß auffällt, befinden sich zahlreiche Epitaphien von Deutschordensrittern oder Beamten des Ritterordens, so im Innern der letzteren eine Marmortafel, welche von Jak. Jos. Freih. von Kleudgen, ‚des hohen deutschen Ritter-Ordens Kanzler, wirkl. geh. Rat, † 7. Juli 1822‘, dem letzten Ordenskanzler, der in Mergentheim seines Amtes waltete, handelt, ebenso eine solche des Georg Simon Marstaller, ‚Incliti Ordinis Teutoniti Consiliarius‘ und seiner Ehegattin. Man kann sagen, jedes zweite Haus von Mergentheim erinnert an die Zeiten der

Ordensherrschaft, so der Johanniterhof, das sogenannte „Geisterhaus“, ein Gebäude in zierlichem Renaissancestil mit einer Ritterstatue auf dem First, der Schönthalerhof, das Ziegler'sche und Oppenheimer'sche Haus, beide mit schönen Portalen, Säulen und alten Wendeltreppen ausgestattet, und die Thomm'sche Buchdruckerei, jetzt Reinhardt'sches Haus, einst von den Ordensbeamten, den Freih. von Tautphoeus, erbaut. Diese Druckerei, die einstige hochfürstliche privilegierte Hofbuchdruckerei des deutschen Ritterordens, wurde mit Erlaubnis des Hoch- und Deutschmeisters Karl Alexander, Herzogs von Lothringen und Bar von Franz Ernst Nitribitt als Filiale seiner Würzburger Universitäts-Buchdruckerei im Jahre 1774 begründet, wobei sich der deutsche Ritterorden das Aufsichtsrecht über das daselbst fürderhin Gedruckte vorbehielt. Es heißt in dem betreffenden Dekrete de dato Brüssel, 29. Juni 1774, es sei die Befugnis erteilt, „mit dem Vorbehalt jedoch, daß sothane Freyheit nicht weiters als auf die Buchdruckerei Arbeith ausgedehnet, er Buchdrucker auch gehalten seyn sollte, in seiner Hanthierung sich ohnsträflich zu verhalten, auch ohnapprobierte Bücher und Schriften zum Druck nicht aufzunehmen, sondern vor Auflegung eines neuen Werkes jederzeith die ordersambste Anzeig davon zu machen und die Erlaubnis desfalls abzuwarten.“ Das von der Druckerei herausgegebene „Intelligenz-Blatt“ wurde das Amtsblatt des Ordens; es ist bis zum heutigen Tage das Amtsblatt des Oberamtes unter dem veränderten Namen „Tauber-Zeitung“ (seit 1848) und diese gilt als eine der best redigierten Tagesblätter Süddeutschlands; seit 1807, also seit 100 Jahren befindet sich die Druckerei, auch heute noch die einzige in Mergentheim, in den Händen der Familie Thomm. Hier war denn auch Jahr für Jahr des Ordens Staats- und Standskalender, worin dessen Personalverhältnisse jeweilig angegeben war, eine wichtige Quelle für die innere Ordensgeschichte, gedruckt worden. Die Druckerei, die vom Hochmeister Karl Alexander ‚zur Beförderung des

gemeinen Wesens' gestattet worden war, wurde vom deutschen Orden sofort strenge an ihre Pflichten erinnert, wenn sie sich erkühnte, etwa um schnöden Gewinnes willen die schwarze Kunst zu mißbrauchen. So wurde der 1782 von Nitribitt verklagte ‚Verbesserte große Himmelsschlüssel, oder sehr kräftiges, nützliches und tröstliches Gebeth-Buch ꝛc.,' ein Gemisch von Glaube und Aberglaube, inhibiert und noch im Juni 1804 wurde, als Buchdrucker Griebel die Zensurvorschriften auf die leichte Achsel nahm, demselben eröffnet, ‚daß er bei der ersten weiteren Anzeige dessen Ungehorsams durch einen 24stündigen Arrest bei Wasser und Brod auf der Schloßwache werde zurecht gewiesen werden. Dank der Förderung durch den Orden erwies sich die Druckerei, die seit 31. Aug. 1778 den stolzen Titel ‚hoch- und deutschmeisterische priv. Hofbuchdruckerei' führte, so leistungsfähig, daß aus ihr der zweite Teil der großen Ordensgeschichte des Freih. de Wal 1807 (der 1. Teil war zu Reims gedruckt) hervorgehen konnte.[1]) Die hohen Verdienste des Ordens um die geistige Kultur des Gebietes erhellen aus nichts so sehr, als aus dem Umstande, daß die Schulbildung hier wie vielleicht nirgends im Reiche sorgfältige Pflege fand.

Schöllkopf hat in einer ausführlichen Abhandlung ‚Das Schulwesen im ehemaligen Deutschordensgebiet des Königreichs Württemberg unter der Herrschaft des Ordens' (Württ. Vierteljahrshefte, 1905, III., S. 295 ff.) nachgewiesen, daß

1) Wilh. Eugen Joseph de Wal wurde im Jahre 1787 Ordensritter der Ballei Altenbiesen. 1804 ist er Titularkomtur der Kommende Münnerstadt, der Titel seiner gründlichen Ordensgeschichte lautet: ‚Histoire de l'Ordre Teutonique par un chevalier de l'Ordre Teutonique'. Für das Werk, das für den Forscher noch heute unentbehrlich ist, bewilligte das Generalkapitel, das 1791 zu Mergentheim tagte, ein Geschenk von 1000 Dukaten und für das Jahr 1805 wurden behufs der Ausgabe der Fortsetzung weitere 500 Dukaten zugesagt.

seit 1462 in Mergentheim eine Schule, seit 1701 eine Gelehrtenschule daselbst bestand. Schon 1770 wurde hier im Sinne der Aufklärung, wie sie Abt Felbiger unter Maria Theresia betrieb, eine Reihe realer Lehrgegenstände eingeführt. Die Hochmeister selbst kümmerten sich persönlich um das Schulwesen und eine Verordnung des Hochmeisters Maximilian Franz, des Bruders des Kaisers Josef II., vom 2. April 1784 verlangte, die Magister sollten beim Lateinischen ‚alle bisherige unnütze Schulfuchserei‘ unterlassen, dabei ein Hauptaugenmerk auf Deutsch, Rechnen, Geschichte und Geographie lenken. Das sudium philosophicum, ‚das zurzeit mehr zur Verfinsterung als Aufklärung des Geistes dient‘, wird beseitigt, dagegen bestimmt, daß die deutsche Sprache fleißig gelehrt werde, ‚und weil dermalen die deutsche wohlgeratene Poesie fast allenthalben mehr Geschmack findet als die Lateinische, so sollen schon von der dritten Classe an bis zum Ende der fünften deutsche Verse zur Nachahmung der berühmtesten deutsch-christlichen Dichter gelehret werden.‘ Das war sicherlich ein gesunder nationaler Gedanke. 1773 urteilte der Hochmeister strenge über die geringen Leistungen der Schule und sagte, daß der Fleiß der Schüler ‚meist gerade nur zum Geistlichen hinreiche, wo ihnen das Brod sicher sei, die aber, die sich weltlichem Studium widmen, bauen auf Heiraten und Konnexionen.‘ Erzherzog Maximilian Franz (1780—1801) machte häufig Schulbesuche und reiste eigens wiederholt nach Würzburg, um dort die Schulverhältnisse zu studieren und in Mergentheim darnach Anordnungen zu treffen. Die Schulkommission mußte ihre Anträge unmittelbar in seine Kanzlei schicken und er machte höchsteigenhändig seine Randbemerkungen zu ihnen oder er verfaßte umfängliche Gegenvorschläge. Dabei hielt er auf strenge Ordnung. Ein Hofrat, der ein verlangtes Schriftstück nicht rechtzeitig abgefaßt hat, wurde einfach durch Allerhöchstes Reskript mit 10 fl. bestraft.

Die Mergentheimer waren denn auch dankbare Unter-

tanen; nach der Uebernahme der Herrschaft durch Württemberg kam es zu bedenklichen Gährungen; ja 1809 brach gelegentlich der Aushebung von Truppen, die gegen Oesterreich ziehen sollten, ein heftiger Aufstand los, den uns ein Anonymus in seinem bereits sehr seltenen Büchlein: ‚Die Württemberger in Mergentheim. Beschrieben von einem Augenzeugen im Jahre 1810'. (Mit 3 Beilagen; Mergentheim 1818) anschaulich geschildert hat, wahrscheinlich der Ordenskanzler Hofrat von Kleudgen selbst, der inmitten der aufregenden Ereignisse stand. Das im Zentralarchiv des deutschen Ordens in Wien befindliche Exemplar hat eine handschriftliche Notiz am Einband, wonach der Verfasser ein Freih. von Handel gewesen ist. 20. April 1809 war Freih. von Maucler als General-Landeskommissär Württembergs in Mergentheim eingezogen und hatte dem Ordenskanzler von Kleudgen eröffnet, ‚daß sich Sr. kgl. Majestät von Württemberg bewogen gefunden haben, das Fürstentum Mergentheim in militärischen Besitz zu nehmen.' Jeder Protest hiegegen blieb unbeachtet und 13. Juni 9 Uhr vormittags mußte die Huldigung seitens der Behörden geleistet werden. Schon damals herrschte Gewitterschwüle. ‚Unter dem Volke war kein Laut zu vernehmen, und ein einziger unter demselben soll im Begriff gewesen seyn, die Hand in die Höhe zu heben, von einem Rückwärtsstehenden aber durch einen Stockschlag auf die Finger zu Recht gewiesen worden seyn.' Der glimmende Funke des Unwillens über die neue Ordnung der Dinge zündete kurze Zeit hernach, als Rekruten in Wachbach zum Kampfe wieder Oesterreich ausgehoben werden sollten (26. Juni). Hunderte von Bauern, bewaffnet mit Gewehren, Säbeln, Sensen und Sicheln stürmten in die Stadt und bedrohten von Maucler und laut ertönten die Rufe ‚Vivat Kaiser Franz; vivat Anton Victor; schagt die Württemberger tot!' Die Rebellen hefteten die bereits von den öffentlichen Gebäuden abgenommenen österreichischen und deutschmeisterlichen Wappen an dieselben und es half auch nichts, daß Hofrat

von Kleudgen persönlich unter sie trat und zur Mäßigung aufforderte. Am 29. Juni kam es vor der Stadt zu einer regelrechten Schlacht zwischen den Bürgern und Bauern und den württenbergischen Truppen (2600 Mann) und, nachdem die Rebellen versprengt waren, stürzten die Soldaten wie ‚wilde, feindliche Horden' in die wehrlose Stadt und plünderten dieselbe. Nun waltete das ‚Martialgericht' unter dem Vorsitze des Generalkommissärs Freih. v. Reischach seines harten Amtes. Die Waffen mußten abgeliefert und Geiseln gestellt werden und am 1. Juli begannen die drakonischen Verhandlungen. Der königliche Minister Graf Taube war hiezu eingelangt mit der Rechtsbefugnis über Leben und Tod der Angeklagten, worauf sechs Aufrührer schuldiggesprochen und hingerichtet wurden. Eine Denkschrift aus jener Zeit bemerkt tadelnd: ‚Die nachsichtslose Strenge und die grausame Härte, mit der sie bestraft wurden, beweist, wie ansteckend französisches Beispiel auch hierin war.' Mehrere Angeklagte wurden zu lebenslänglichen oder vieljährigen Festungsarbeiten verurteilt, vielen ihr Vermögen konfisziert. Der Anonymus schließt seinen Bericht mit den wenig hoffnungsvollen Worten: ‚Wie von Feindeshand geplündert und zu Grund gerichtet sind die Zimmer des Schlosses. Leer, öd und verwaist steht es da. Noch vor einigen Jahren die Stätte der Gastfreiheit, der Aufenthalt des Frohsinns und sanfter Regententugenden, ist es jetzt ein empörendes Monument despotischer Rache. Tiefgebeugt wandeln die Staatsdiener umher, von Nahrungssorgen und Kummer gequält. Die Bürger und Unterthanen seufzen unter der Last unerschwinglicher Abgaben. Alle weinen der glücklichen Vergangenheit nach. Der Uebergang wurde um so härter empfunden, als gerade der letzte der Mergentheimer Hochmeister, Erzherzog Anton Viktor durch seine bezaubernde Menschenfreundlichkeit die Herzen aller gewonnen hatte. Bis zum heutigen Tage gedenken die Bewohner von Mergentheim mit Pietät der Segnungen der einstigen Deutschordensherr-

schaft, wiewohl sie gar bald treue Untertanen ihres neuen Herrn wurden. Eine Menge kostbarer Reliquien der guten alten Zeit wird im Familienbesitz der Mergentheimer bewahrt, insbesondere altes bildliches Material in der Thomm'schen Druckerei (Otto Reinhart); ein Altertumsverein daselbst hat im Rathause reiche urkundliche Schätze, daneben eine Fülle antiker Gegenstände, Waffen, Bücher, Bilder rc. gesammelt und auf Grund dessen behandelte Hauptmann z. D. H. Schmitt in vielen gründlichen Einzeluntersuchungen und K. Fleck in seinem jüngst erschienen trefflichen, mit einem Stadtplane und Illustrationen reich bedachten Wanderbuche ‚Mergentheim und der Taubergrund' (Mergentheim, Karl Ohlinger, 1905. Pr. 1 Mk.) die reiche Vergangenheit von Stadt und Umgebung. Die genaueste kulturhistorische Schilderung enthält die Oberamtsbeschreibung von Mergentheim (Stuttgart, W. Kohlhammer). In früherer Zeit wurde eine Menge von wichtigen Details der Mergentheimer Stadtgemeinde in der Zeitschrift für die Landesgeschichte des fränkischen Württemberg durch Herm. Bauer, Ottm. Schönhuth u. a. behandelt. O. Schönhuth gab eine selbständige ‚Chronik und Beschreibung von Mergentheim' heraus (Mergentheim, Thomm, 1857). Ein verständnisinniger Sammler, Karl Jos. v. Adelsheim, legte dadurch, daß er seine reichen antiquarischen Schätze 1873 der Stadt schenkte, den Grundstock zu dem wohlgeordneten Museum. Der ehemalige Archivrat Breitenbach schrieb 1838 eine Stadtchronik, allerdings mit kritikloser Benützung von Vorarbeiten nieder, welche in drei Exemplaren erhalten ist; eines befindet sich im Deutschordenzentralarchiv in Wien, ausgestattet mit Bildern und kunstvoll ausgeführten Bleistiftzeichnungen von J. L. Roßhirt, eines in dem Pfarr- und eines im Stadtarchiv von Mergentheim. Pfarrer Zimmerle und der jetzige Dekan von Mergentheim, Zeller, setzten die Aufzeichnungen bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte fort. Die ausführ-

lichste der drei Chroniken ist die des Wiener Zentralarchivs. In den Roßhirt'schen Bleistiftzeichnungen ist folgendes abgebildet: Das Hospital; das große und kleine Armenhaus (mit den in Farben ausgeführten Wappen des Stifters, des Grafen von Nellenburg und des Hochmeisters Heinrich von Bebenhausen); das Kapuzinerkloster; das Dominikanerkloster; der Propsthof; die Stadtpfarrkirche; der Gottesacker; das Rathaus und das Schloß. Am Schluße des Bandes befindet sich eine ‚Gesamtansicht von Mergentheim von der Abendseite,‘ nach der Natur von P. Baumann gezeichnet, lithographiert von F. Mayer. Ringsum als Rand des Bildes dienen Miniaturansichten des Hospitals, des Marktplatzes, des chinesischen Häuschens, des Gymnasiums, der Pfarrkirche, des Igersheimer Tors, der Ruine von Neuhaus, der Klotzbucherkelter, der Dominikanerkirche, des Mineralbades, der Burgstraße, der St. Wolfgangkapelle, des inneren Schloßhofs, des Entendörfchens, des oberen Marktplatzes, des Badgartens, der Hoffmannskelter, des Kelterhäuschens, des Vorbergtores und der Schloßkirche. Da manche dieser Objekte verschwunden sind oder in letzter Zeit Aenderungen erfahren haben, so ist das Bildermaterial gewiß wertvoll und wird einer Spezialgeschichte der Stadt seinerzeit manchen Beleg bieten. Ein alter, den bisherigen Bearbeitern der Geschichte von Mergentheim unbekannt gebliebener, schön erhaltener Pergamentkodex, abgefaßt von dem Stadtschreiber Michel von Stel, der die Ereignisse von 1459 bis 1487 in chronologischer Folge umfaßt, harrt noch seiner wissenschaftlichen Ausnützung. Er ist im Deutschordens-Zentralarchive in Wien als Nummer 256 aufbewahrt.

Pietätvoll hat in der Folge die neue Herrschaft der alten, welche sie gerade vor 100 Jahren abgelöst hat, gedacht und damit der stets tief wurzelnden Anhänglichkeit des Gemütes an Althergestammtes in sinniger Weise Rechnung getragen. Nach dem Sturme des Jahres 1809, der so

manches hier hinwegfegte, wurde das Vorhandene mit Eifer wiederhergestellt und vor dem Verfalle bewahrt. So prangt noch heute stolz über einem Portale des Schlosses das in schöner Plastik ausgeführte erzherzoglich österreichische Wappen, zum Zeichen, daß hier österreichische Erzherzoge wiederholt den Hochmeistersitz innegehabt haben.

LXXXI.

Zwei Probleme der neueren Wohnungspolitik.

I. Die „Industriewohnstraßen".

Die vielen Probleme der modernen Wohnungspolitik haben in jüngster Zeit eine Reihe beachtenswerter Vorschläge gezeitigt. Alle diese Vorschläge haben das gemeinsam, daß sie — wie unsere ganze Nationalökonomie in Theorie und Praxis überhaupt — mehr oder minder auf das Vorbild Englands zurückverweisen. Zwei derselben seien als originelle und des Nachdenkens werte Ideen hier beleuchtet. Inwieweit sie freilich praktisch mehr als Zukunftsmusik bedeuten werden, ist eine andere Frage.

Der Gedanke der „Industriewohnstraßen" verdankt seine Entstehung und Propagierung dem Frankfurter J. Latscha. Zuerst sprach er ihn aus in einer gemeinsam mit Pfarrer Teudt herausgegebenen Broschüre „Nationale Ansiedelung und Wohnungsreform" (2. Auflage, 1899), und erst kürzlich wieder hat er ihn mit voller Schärfe formuliert in einer kleinen Broschüre „Nationale Wohnungsfürsorge" (Heft 25 der „Sozialen Zeitfragen", herausgegeben von Ad. Damaschke.

Berlin, 1905, Verlag „Bodenreform“, 9. bis 12. Tausend). „Unter Wohnstraßen, so definiert er, sind Ansiedelungen verstanden, welche strahlenförmig von einem Verkehrszentrum ausgehen und, eine langgestreckte Form innehaltend, sich nach anderen Verkehrszentren hinziehen.“ Kurz gesagt: die ringförmige, konzentrische Entwicklung unserer Riesenstädte mit ihrer Anhäufung der Häuser auf einem engen Raume soll aufgehalten werden und rings überm Land, an Kanälen und Eisenbahntracen entlang, sollen sich Arbeiterhäuser ausdehnen. Da der Kanal oder die Eisenbahn eine billige Beförderungsmöglichkeit zur Betriebsstätte hin bietet, da zudem die Eisenbahntarife für die Arbeiter, die zur Werkstätte fahren wollen, überall auf die stark ermäßigten Preise des Vorortverkehrs reduziert werden könnten, wäre die größte Schwierigkeit der Frage, nämlich wie die Arbeiter bei dieser Dezentralisation der Siedelungen leicht zur Betriebsstätte gelangen, gelöst.

Der Plan hat zweifellos viel Bestechendes an sich, um so mehr, als praktisch eine Entwicklung in Latschas Sinne sich bereits vereinzelt vollzog. Nicht nur in England (Strecke Manchester-Liverpool) sind solche Industrie-Wohnstraßen von selbst aus der Realität und dem Druck der Verhältnisse heraus erwachsen, sondern auch schon in Deutschland haben wir z. B. eine von selbst entstandene Industriewohnstraße auf der Strecke Barmen-Langerfeld Der springende Punkt an Latschas Forderung — und darin ist er eben der getreue Schüler der Bodenreformbewegung, eines Henry George und Damaschke — ist nun der: er verlangt eine systematische Ausarbeitung und staatliche Durchführung eines Ansiedelungsplans. Ein förmliches Netz von Industriewohnstraßen soll sich über Deutschland spannen und da die Durchführung eines so gewaltigen Siedelungsprojektes Privathänden nicht überlassen werden kann — einmal wegen des dazu erforderlichen Riesenkapitals, und

zum zweiten, um einer wucherischen Bodenspekulation von vorneherein vorzubeugen —, da auch die Gemeinde, in der bisher die öffentliche Wohnungspolitik konzentriert ist, dazu nicht ausreicht, muß nach Latscha der Staat die Organisation in die Hand nehmen.

Als Industriewohnstraßen kämen zum Beispiel folgende an schon erbauten oder noch zu erbauenden Bahnen und Kanälen liegende Strecken in Betracht:

Ruhrkohlengebiet-Deutz-Königswinter;
Ruhrkohlengebiet-Hannover;
Hannover-Nienburg-Bremen;
Berlin-Hamburg; Berlin-Stettin-Königsberg;
Berlin-Schlesisches Kohlengebiet;
Mainz-Frankfurt-Ludwigskanal-Donau;
Saarkohlengebiet-Straßburg-Mühlhausen.

Was nun eine Kritik der Idee anlangt, so würde die Anlage dieser Wohnstraßen an und für sich schon sicher viel nützen. Aus den dumpfen, stickigen Etagenhäusern und Zinskasernen würde das Zentrum unserer sozialen Struktur, die Familie, hinaus verlegt in die freie Natur; welche hygienischen Vorteile das in sich schlösse, brauchen wir ja nicht zu erörtern. Aber zu diesen hygienischen Vorteilen treten noch zahlreiche andere, vor allem deshalb, weil Latscha — und zwar ganz mit Recht — seine Idee der Industriewohnstraßen kombiniert mit dem englischen Hausbausystem, dem System des Einfamilienhauses. Das Bild, das sich ihm vom zukünftigen industriellen Deutschland entrollt, ist somit im Wesentlichen folgendes:

Das ganze Land ist mit Ausnahme der ostelbischen und und meklenburgischen reinagrarischen Bezirke überzogen mit einem Netze von Kanälen und Eisenbahnlinien. Rechts und links von diesen erheben sich schmucke, kleine Häuser, die aber — höchstens zweistöckig — für eine Familie auch mit größerer Kinderzahl geräumig genug sein müssen. Ein unerläßliches Annex des Hauses ist ein Stück Garten; und

einen wie wichtigen Bestandteil gerade dieses Gartenland in Latschas Kalkül spielt, sehen wir daraus, daß er — den Statistiken des Frankfurter Vereins zur Förderung des Kleingartenbaues folgend — für die bebaute Fläche, also für den Hausumfang 70 Quadratmeter rechnet, für den Garten aber 350 bis 400 Quadratmeter. Auf diesem Gartenland soll nämlich die Familie einen Teil dessen, was sie an landwirtschaftlichen Produkten für den Haushalt braucht, selbst gewinnen; sie hat die Möglichkeit einer für den Hausbedarf reichenden Geflügelzucht und die Millionen, die Deutschland z. B. nur für Eier jährlich an Italien und Rußland abgeben muß, blieben im Lande. Zugleich wäre der Frau, die heute neben dem Mann nur in zu vielen Familien notgedrungen in die Fabrik gehen muß, eine lohnende und ihrem Mutterberuf zuträgliche Beschäftigung in dieser leichteren Gartenarbeit geschaffen; wozu auch noch kommt, daß sie ihren Kindern stets nahe bleibt und sie überwachen und erziehen kann.

Die Möglichkeit zum Erwerb solcher Einfamilienhäuser längs der Wohnstraßen soll nach Latschas Idee nun den Arbeitern vom Staat geschaffen werden. Er soll längs aller in Betracht kommenden Kanäle und Eisenbahnlinien das Terrain ca. drei Kilometer ins Land hinein ankaufen und, wenn ihm dabei die Bodenspekulation durch Preistreibereien hindernd entgegentreten sollte, einfach durch eine Novelle zu den bestehenden landesrechtlichen Expropriationsgesetzen dafür Zwangsenteignungsrecht statuieren. Hier möchte ich aber Halt machen. Wenn der Staat direkt an den Arbeiter verkaufen soll, darf die deutsche Arbeiterschaft Acht geben, daß ihr nicht etwa vielleicht auch ein so zweifelhaftes, ja direktes Danaergeschenk dargereicht wird, wie man es der landwirtschaftlichen Bevölkerung durch die Rentengutsgesetzgebung in Preußen mit ihrem unerträglichen Erbrecht (seit 1896) tat. Am besten befolgt man dabei das Kopenhagener System baugenossenschaftlicher Vermittelung: Durch

das Medium wirtschaftlich starker Baugenossenschaften soll der einzelne Arbeiter das Terrain dem Staate abkaufen.

Fassen wir die Vorteile des Systems zusammen: sie sind einmal hygienischer Art, zum zweiten müßten sie aber auch in sozialer Hinsicht zutagtreten: der Spartrieb würde gereizt und genährt, wenn der Arbeiter die Sicherheit hätte, mit seinen Ersparungen einmal ein solch schmuckes Haus sich erwerben und das stolze Wort sagen können: my house is my castle, während er jetzt nie die kühne Hoffnung hegen kann, je eine der riesigen, teuren Mietskasernen sich erwerben zu können. Zum dritten würde die Flucht vom Lande bei weitem nicht so empfindlich für die Landwirtschaft sein, wenn dies System durchdränge: bei dem Hinübergreifen vom Agrarischen ins Industrielle, wie es sich ausdrückt in der Verbindung des Arbeiterhauses mit einem geräumigen Garten, stände die industrielle Schicht in Zeiten vorübergehender und länger dauernder Depression für die Landwirtschaft überreich zur Verfügung und würde überhaupt nie der Konnex des zur Industrie übergegangenen ehemaligen Landarbeiters so sehr zerrissen wie heute, wo der einmal in die Großstadt übergewanderte junge Mann sicher nie mehr wiederkehren wird. Und schließlich ist auch ein ethisches, ein kirchliches und ein nationales Argument dafür aufzufinden und gerade dies möchte ich nicht missen. Die industrielle Entwicklung unserer Zeit hat ohnehin eine kosmopolitische, entnationalisierende Tendenz: und wenn nun, wie es in neunhundert von tausend Fällen Wirklichkeit ist, die Arbeiterfamilie von einem Miethaus ins andere, ja von einer Industriestadt in die andere zieht, gelangt das heranwachsende Geschlecht nie zum Bewußtsein, was es eigentlich Hohes um die Heimat ist. Das innige Zusammenleben der Kinder und Erwachsenen mit den Nachbarn, die oft dauernden Freundschaften, die daraus entstehen und in mancher schweren Lage Stütze gewähren, der Kontakt auch mit den kirchlichen Lehrern und seiner Kirche überhaupt

geht durch dies unstäte Umherwandern dem Arbeiter und seiner Familie begreiflicherweise nur zu oft verloren. Und so kommt es oft vor, daß wir selbst geistig höher stehenden Leuten aus erklärt industriellen Gebieten — z. B. dem Ruhr- oder Saarkohlenrevier — begegnen, die sich sogar rühmen, nicht zu wissen, was Heimat ist, ja die von Heimathaß sprechen. So sehr ist das Gefühl davon bereits verdunkelt, daß ein mangelndes Heimatgefühl nicht minder ein grober ethischer Defekt ist wie mangelnde Elternliebe. Ein Volk, in dem das Bewußtsein der untrennbaren Zugehörigkeit zum Boden seiner Väter dem prahlenden Gefühl volksloser Weltbürgerschaft wich, gehört zu jenen Völkern, die der alte Görres im Anblick des Todes noch meinte, als er rief: „Betet für die Völker, die nichts mehr sind!"

Die näheren Details des Gedankens der Industriewohnungsstraßen werden freilich praktisch noch auf viel Schwierigkeiten stoßen. Aber daß der Kern ein gesunder ist, haben wir hoffentlich aus dem Gesagten ersehen. Und dazu hat die Idee das Gute für sich, daß sie die bestehenden Verhältnisse vollauf anerkennt, nichts von kommunistischem und ähnlichem Zukunftsutopismus an sich trägt und auch finanziell ein Fehlschlagen absolut ausschließen muß, wenn sie mit der genügenden Vorsicht und Umsicht jeweils den Einzelfällen angepaßt wird.

Das Einzige, was uns an Latschas Idee *prinzipiell* verfehlt erscheint, ist, um zum Schlusse auch diesem Bedenken Raum zu geben, daß er die Ausdehnung seines Systems auf *ganz* Deutschland fordert. Hier scheint die Vaterfreude, die er über die originelle Idee empfindet, über die kühle Berechnung den Sieg davongetragen zu haben. In Süddeutschland z. B. werden diese Industriestraßen kaum eine Zukunft haben, da jede Stadt mit einiger Industrie ein großes agrarisches Hinterland hat, das sie mit den landwirtschaftlichen Produkten versorgt, da auch der Konnex zwischen Landwirtschaft und Industrie nicht so völlig gelockert ist als

etwa in den Ruhrkohlengebieten. In Nordwestdeutschland aber, vor allem in den rheinisch-westfälischen Bezirken, ist die Industriewohnstraße vielleicht eine der günstigsten Lösungen der Wohnungsfrage. Umsomehr, als ja dort, wie wir wissen, bereits von selbst eine solche sich in der Linie Barmen-Langerfeld bildete.

II. Die Settlements.

Die Settlements sind eine Einrichtung, die in England bereits auf das bei dem steten Fluß der nationalökonomischen Ideen ziemlich respektable Alter von 20 Jahren zurückblicken kann. Insofern segeln sie unter falscher Flagge, wenn wir sie eigentlich als „neue Idee“ bezeichneten. Aber für Deutschland sind sie praktisch — und das ist die Hauptsache — erst jetzt aufgetaucht. Sie näher beleuchtet zu haben, ist das Verdienst eines kleinen, nur 15 Pfg. kostenden Schriftchens von Adele Schreiber (No. 23 der von Univ.-Prof. Werner Sombart in Breslau herausgegebenen Hefte für Sozialpolitik „Sozialer Fortschritt“, Leipzig, Felix Dietrich). Wer sich näher über sie informieren will, findet Aufschlüsse außer in den nationalökonomischen Kompendien in einem Aufsatz E. Conrads „Amerikanische Settlements“ (Zeitschr. d. Zentralstelle f. Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, 1899, No. 19), sowie in C. Clemens Artikel „Die sogen. Settlementsbewegung in London“ (Deutsches Wochenblatt, 1897, No. 4).

Auf katholischer Seite fanden sie einen begeisterten Freund im Abgeordneten Dr. Faßbender, der in der Generalversammlung des Caritasverbandes für Berlin 1905 ihre Uebertragung auf Deutschland dringend empfahl (Bayerische Caritasblätter, München, redig. von Dr. Schorer, jetzt von Dr. Friedrich, 1905, Seite 79). Was sie eigentlich sind, wird uns aus einer kurzen Skizze ihres Entstehens leicht ersichtlich werden.

Um das Jahr 1874, in der Zeit der furchtbaren Krise, die auf den Wiener Krach vom 3. Mai 1873 gefolgt war, wurde London auf einmal vom „Slumfieber" erfaßt. Die „Slums" sind die schmutzstarrenden, übervölkerten Stadtteile im Osten der Fünfmillionenstadt, vor allem die zwei Bezirke Bethnalgreen und Whitechapel. Keine andere Großstadt hat ein solches Viertel, wo nur die fürchterlichste Armut in Höhlen des Schmutzes und des Lasters wohnt. Denn Paris, Berlin, Wien haben wohl auch Viertel der Armut — man denke an Berlin-Ost — aber doch erheben sich mitten in diesen Vierteln zahlreiche schöne und große Häuser, die meist in Vorder- und Hinterhaus geteilt sind, und wenn auch im Hinterhaus bitterste Not herrscht, wohnen gleichwohl im Vorderhaus besser situierte Leute, kleine Beamte, im Handel Angestellte, Angehörige des Mittelstandes. Aber England hat bekanntlich das Prinzip des Einfamilienhauses: kleine Häuser, in denen nur die Familie abgeschlossen wohnt. Das bringt es mit sich, daß überall Bevölkerungsschichten von völlig gleichen sozialen Verhältnissen beieinander wohnen: in den breiten Squares des Westens prunkender Reichtum, im Osten oft entsetzliches Elend.

Das „Slumfieber" war nun die fieberhafte Sucht der Reichen und Gebildeten, diese Gassen der Armut näher kennen zu lernen. Schriftsteller wie Walter Besand und Sims hatten London aufgerüttelt und das Mitleid wachgerufen für jenes Proletariat: „seine Kleidung waren Lumpen, seine Nahrung Abfälle, seine Kinder hungrige, verwahrloste Geschöpfe, dazu bestimmt, sobald wie nur möglich Maschinenfutter zu werden, aber das satte London schien von allem dem nichts zu bemerken" (Schreiber, a. a. O., S. 1). In Scharen zog die elegante Welt Londons nach dem Osten, wunderte sich, vergoß Tränen des Mitleids, gab mit vollen Händen, aber gab völlig kritiklos, ohne jede Kontrolle und Prüfung.

In dieser Zeit nun sammelte sich um den Pfarrherrn

des trostlosesten Viertels der ungeheuren Stadt, um den Reverend Canon Barnett von Whitechapel (Pfarre St. Jude), eine Schar ehemaliger Oxforder Studenten und faßte folgenden eigenartigen Plan. Sie wollten dauernd nach dem Osten von London ziehen, dort sich niederlassen und Gebäude errichten, von denen aus sie auf eine kulturelle, sittliche und materielle Hebung dieser Aermsten der Armen hinwirken konnten. Diese Siedelungen sind es, was man unter Settlement versteht.

Der erste, der schon früher einen derartigen Versuch ausgeführt hatte, war Edward Denison. 1867 zog er in den Osten Londons, ging in die Hütten des Elends, opferte sein Vermögen und zuletzt nach zwei Jahren sich selbst: denn 1869 erlag er einer Krankheit, die er sich in der mörderischen Luft Whitechapels geholt hatte. An seine Stelle trat nun der Mann, mit dem die Geschichte der Settlementsbewegung untrennbar verknüpft ist, der junge, kaum zwanzigjährige Arnold Toynbee. 1873 ging er nach Ostlondon, zehn Jahre später erlag sein Körper, der zeitlebens von schwacher Konstitution war, den furchtbaren Mühsalen, denen dieser bewundernswerte junge Mann sich aussetzte. Aber sein Werk überdauerte ihn. Ein Jahr nach seinem Tod, im Jahre 1884, wurde die erste große Kolonie der Reichen und Gebildeten im „dunklen Stadtteil", das erste Settlement eröffnet. Sein Name war Toynbeehall. Es ist vorbildlich geworden für die mehr als 40 Settlements in London, die ca. 100 von Nordamerika, die seither entstanden. Hunderttausend Mark verwendet Toynbeehall allein jährlich für die Armen, und die Ausgaben aller Settlements zusammengenommen, mögen jährlich in die Millionen gehen.

In den deutschen Landen bestehen zur Zeit ebenfalls schon zwei Settlements, wenn auch in modifizierter Form. Das eine ist das im Jahr 1901 in Hamburg gegründete „Volksheim"; das zweite liegt in Oesterreich, es ist das Settlement von Ottakring, dem arbeiterreichsten

Bezirk von Wien, gewöhnlich kurzweg „Wiener Settlement“ genannt. Letzteres ist noch ziemlich bescheiden; hat aber auch bereits eine Volksbibliothek für Kinder und Erwachsene, einen Arbeitsnachweis, eine Rechtsauskunftstelle; es veranstaltet Spieltage für Kinder, wo man turnt, singt, zeichnet, für die ältesten unter den Kindern veranstaltet man auch Redeübungen.

Der Zweck der Settlements ist dadurch schon angedeutet. Vor allem ist zu sagen, daß die Settlementsidee als solche nicht eine parteipolitische Idee ist: London hat Settlements mit christlichem, kirchlichem Charakter, ebensogut aber auch sozialistische und freisinnige. Die Toynbeehall ist z. B. freisinnig geleitet, wenigstens zur Zeit; Amerika hat auch ein paar mit katholischem Charakter.

Die Aufgaben der Settlements sind unbegrenzte. Sie erteilen Rechtsauskunft und übernehmen den Rechtsschutz für Arme, sie geben Almosen bei Krankheiten und Unfällen, sie verschaffen Arbeitslosen Arbeit, sie erteilen gegen ein minimales Honorar an die Arbeiterbevölkerung Unterricht in den Sprachen, in technischen Fächern, im Handelswesen, in Kunst, Literatur und Geschichte; sie pflegen, soweit sie christlichen Charakter haben, den religiösen Volksunterricht. An bestimmten Wochenabenden kommen die Erwachsenen zusammen und bei der Pfeife oder Zigarre diskutiert man über Tagesfragen, hält Vorträge über fremde Länder, gibt Laternabilder dazu, legt Zeitungen für die Leute auf. An Feiertagen veranstaltet man Führungen durch die Museen, Ausflüge in die Umgebung, treibt Ruder-, Fußball- und sonstigen Sport. Sie stehen in Verbindung mit der staatlichen Armenpflege, aus ihren Reihen rekrutieren sich viele Armenpflegschaftsräte Londons (die sog. guardians), sie können bei ihrem engen Konnex mit der Armenbevölkerung der organisierten Armenpflege wertvolle Ratschläge zur Unterstützung verschämter Armer, zur Verweigerung von Almosen an die Simulanten geben, weil sie eben genauer

als jemand sonst die Volksschicht kennen, die in Betracht kommt.

Die Personen, die in den Settlements wirken, teilt man ein in solche, die ihr ganzes Leben der Tätigkeit als Lehrer in den Settlements widmen — sie heißen in den Ländern der englischen Zunge „Residents“ — und in solche, die neben ihrer eigentlichen Berufsarbeit, also in freien Stunden, fürs Settlements tätig sind — sie heißen „Associates“.

Mit den vorhin angegebenen Zwecken ist aber die Idee der Settlements noch nicht erschöpft. Was sie für unser Thema — die Wohnungspolitik -- vor allem in Betracht kommen läßt, ist das, daß sie auf die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der armen Bevölkerung in erster Linie mit hinwirken. Einzelne Settlements, haben Arbeiterheime eingerichtet, so das Mansfieldhouse in Canning-Town, einem der elendesten Londoner Distrikte, das über zweihundert Arbeitern um ca. 30 Pfg. ein Bett zur Verfügung stellt, wenn sie in die Notlage geraten sollten, einmal keine Unterkunft zu finden.

Manche Settlements stehen ausschließlich unter Leitung von Frauen; so eines in London unter Leitung der Mistreß Gladstone, der Tochter des ehemaligen Premierministers. Gerade diese Frauensettlements tun sehr viel für Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, Abhilfe der Wohnungsnot, Unterkunft für alleinstehende Frauen, die sonst im Strudel der Großstadt sittlich und körperlich verkommen würden.

Fassen wir die Vorteile der Settlements zusammen, so werden wir den ersten und weitaus wichtigsten sicher finden in der Ueberbrückung des Klassengegensatzes, in der Anbahnung eines Verständnisses zwischen den sozialen Schichtungen. Denn es ist eines der törichtesten und verhängnisvollsten Mißverständnisse, zu glauben, mit dem Almosen, das man dem Armen gibt, um ihn vor der Not zu schützen,

sei es allein schon getan. Der Arme, der Ehrgefühl in sich trägt, wird die Gabe vielleicht annehmen, aber nur mit Scham und Verbitterung über sein Los; derjenige, dem der Sinn für Ehre abhanden kam, wird aber dadurch sicher nicht sittlich gehoben. Beides ist schlimm und für Beides bietet das Settlement Remedur. Der Resident wächst in die Schichten der Armen hinein und diese wachsen langsam, aber stetig und sicher empor in seine soziale Schichtung. Man hat oft darauf hingewiesen, daß England seit dem Chartismus der vierziger Jahre, als man die dringendsten Volksforderungen bewilligte, keine Sozialdemokraten mehr kannte. Das ist wahr geblieben bis vor ca. 5 Jahren; heute hat England auch über eine Million sozialdemokratisch gesinnter Arbeiter, und es wäre verwunderlich, wenn dem nicht so wäre: nirgends ist der Gegensatz zwischen übermäßigem Reichtum und schrecklicher Not eben größer und unvermittelter als dort. Und gerade hier ist die Settlementsbewegung ein heilsames Palliativ. Eine Panazee für alle Nöten, wie Toynbee im ersten Feuer der Jugend meinte, wird das Settlement ja nun freilich nie werden können. Aber was die Bewegung an Förderung des sozialen Verständnisses schon leistete, kann keiner leugnen, und das Parlament von London erkannte schon wiederholt dies auch an.

Die andern Vorteile des Settlements in hygienischer, wohnungspolitischer, volkserzieherischer Hinsicht brauchen wir nicht näher zu streifen, sie liegen auf der Hand. Nur die eine Frage bliebe noch offen: hat die Settlementsbewegung in Deutschland wohl einen gesunden Nährboden und eine Zukunft?

Die ganze Struktur des Settlements ist auf die industrielle Großstadt zugeschnitten: das agrarische Gebiet scheidet also von vornherein aus. Aber auch das noch übrig bleibende Terrain ist meines Erachtens der Settlementsbewegung nicht so günstig als dies in England und Amerika der Fall ist. Beachten wir doch nochmals, was wir über den

Unterschied zwischen der englischen Großstadt mit ihren scharf geschiedenen Stadtteilen des Reichtums und der bittersten Armut sagten gegenüber den Großstädten des Kontinents, wo wohl im Allgemeinen eine Mischung von Arm und Wohlhabend in den verschiedenen Vierteln sich zeigt. Offenbar muß der Settlementsgedanke fruchtbarer im ersten Fall wirken. Die Erfolge in Deutschland können vorerst nicht so glänzend sein; dies mag auch der Grund sein, warum die Bewegung bei uns so wenig Fortschritt machte und wir erst zwei Niederlassungen verzeichnen können.

Aber mag der Erfolg in Deutschland auch nicht so schnell sich zeigen, um so ohne weiteres ins Auge zu springen: undankbar ist die Settlementsidee auch für uns nicht. Es wird mit ihr gehen, wie mit andern aus England importierten Ideen (Gewerkschaftsbewegung, Konsumvereine), die in Deutschland anfangs nur zögernd, dann immer fester Boden gewannen. Und das drohendste Problem unserer Zeit, die wachsende Schärfung des Klassengegensatzes, den zu mildern das Settlement bestimmt ist, verdient es schon, daß man die Idee nicht unbesehen von sich weise.



LXXXII.

Der ungarische Episkopat und die Krise.

H. Die hervorragende staatsrechtliche Stellung, welche die ungarischen Kirchenfürsten von jeher einnahmen, zeigt sich auch im derzeitigen Verfassungskonflikt. Mehrere Bischöfe sind in sehr entschiedener verdienstlicher Weise für die konstitutionellen Rechte des gekrönten Königs eingetreten, andere haben zur Abschwächung des erbitterten Parteikampfes gemahnt, keiner hat sich mit der Koalition solidarisch erklärt. Die Organe der koalierten Opposition hatten von den durch das Kabinett Fejervary ernannten fünf Bischöfen gefordert, sie sollten, als von einer ungesetzlichen Regierung ernannt, die ihnen übertragene kirchliche Würde nicht annehmen, und die Diözesen aufgefordet, es so zu machen wie die Komitate, die den vom unparlamentarischen Ministerium ernannten Obergespänen die Eidesablegung unmöglich machen, die Installation verweigern. Da die Diözesen dies nicht tun, sondern Vorbereitungen zur Inthronisation ihrer Oberhirten treffen, möchte man aus diesem zwiefachen Verfahren Nutzen ziehen und hält der Opposition den logischen Schluß vor die Augen, daß, wenn die Ernennung von Bischöfen gesetzlich ist, auch die Ernennung von Obergespänen gesetzlich sein müsse. Hazánk tritt gegen die Richtigkeit dieser Analogie in die Schranken und verwahrt sich gegen die Behauptung, die neuen Bischöfe würden nur dann korrekt patriotisch handeln, wenn sie zum

mindesten während der Dauer der „ungesetzlichen“ Regierung ihren Bischofssitz nicht einnehmen würden, sowie andererseits gegen die Zumutung, man solle sie ebenso aus ihren Kathedralen aussperren, wie die Obergespäne aus den Komitatshäusern. Denn die Gesetze für das Komitat werden von der Verfassung vorgeschrieben, jene der Diözesen von den Canones und Konventionen; der Obergespan ist das Organ des jeweiligen Ministeriums, der Bischof von diesem vollständig unabhängig, nur infolge kanonischer Vergehen und nach kanonischer Untersuchung amovierbar, während der Obergespan immer entlassen werden könne. Den Obergespan ernenne der König als Chef der Exekutive auf Vorschlag des verantwortlichen Ministeriums, während die Erhebung zu einer kirchlichen Würde kraft des obersten Patronates auf Vorschlag des Kultusministers erfolgt. Dort werde ein politischer Funktionär mit der politischen Leitung eines Verwaltungsgebietes betraut, hier ein kirchlicher Dignitär mit dem Rechte der geistlichen Leitung der Gläubigen und mit materiellen Gütern bekleidet.

Daß diese Erläuterungen notwendig sind, zeugt von der Leidenschaftlichkeit des Verfassungskampfes und von der Gefahr seines Uebergreifens auf das kirchliche Gebiet. Mit Recht verweist Hazánk darauf, daß zur Zeit des Absolutismus, als die Bevölkerung (d. h. nur das Magyarentum) der Willkürherrschaft gutwillig keinen Gehorsam leistete, sondern nur unter Protest der Brachialgewalt wich, die nationale öffentliche Meinung die von der kaiserlichen Gewalt ernannten Oberhirten niemals vom Standpunkt der Gesetzlichkeit anfocht, weil sie einen Unterschied zwischen den konstitutionellen Bedingungen der Ausübung der Herrschergewalt der Krone und der gesetzlichen Ausübung ihrer obersten Patronatsrechte machte. Die Ausübung der Herrschaft vor der Krönung wurde als Usurpation qualifiziert, gegen die Ausübung des Patronatsrechtes wurde keinerlei Einwand erhoben. Im Gegenteil sah die Nation in dem Fürstprimas

Scitvoszky, in den Erzbischöfen Lonovich und Bortakovics, in den Bischöfen Simor und Haynald und ihren Amtsgenossen die einzigen gesetzlichen Dignitäten inmitten der allgemeinen Gesetzlosigkeit und wandte sich mit allen ihren Klagen, Beschwerden, Hoffnungen im öffentlichen Leben an ihren Patriotismus und ihr Gerechtigkeitsgefühl.

Als die konstitutionelle Aera keinen Stein des absolutistischen Staates auf dem andern ließ, die Verwaltung auf einen Schlag erneuert wurde, alte Günstlinge, usurpierte Würden in das Nichts versanken, das neue System neue Menschen brachte, blieb nur die kirchliche Hierarchie unangetastet. Darum bezeichnet Hazánk die Ziehung einer Parallele zwischen der Ernennung der neuen Bischöfe und der neuen Obergespäne für eine Frivolität.

Zweifellos könnten die ungarischen Kirchenfürsten ihr Wort zu Gunsten einer Versöhnung zwischen dem gekrönten König und dem Magyarentum in die Wagschale legen, wenn sie die heute erforderliche Selbstverleugnung zu betätigen sich entschließen können, gegen die nationale Uebertreibung aufzutreten und nicht blos vom Könige Nachgiebigkeit in der Frage der magyarischen Kommandosprache zu verlangen, wie die oppositionelle Presse das wünscht.

Das Organ des Schöpfers der kirchenpolitischen Gesetze, Pesti Hirlap, wußte zu melden, daß Fürstprimas Vaszary an den König einen Brief gerichtet, die Lage in Ungarn beleuchtet und die Forderungen der Verfassungsmäßigkeit dargelegt habe. Ja es wird auch das Gerücht erwähnt — wobei wohl der Wunsch der Vater des Gedankens ist — daß der Fürstprimas in seinem Briefe an den König auch das Verhältnis des Krönungseides zur Verfassung erläutert habe. Der Krönungseid ist nämlich die Schraube, durch deren Anwendung die Opposition den Monarchen schließlich zur Erfüllung aller nationalen Aspirationen ohne alle Rücksicht auf die nur eine oktroyierte und nicht beschworene Verfassung besitzenden Oesterreicher zu pressen hofft.

In welcher Weise sich übrigens einerseits die magyarischen Patrioten im guten Glauben eine Intervention des obersten ungarischen Kirchenfürsten beim Monarchen zu Gunsten der als lediglich durch schlechte Ratgeber verhinderten nationalen Rechte vorstellen und welches Vertrauens sich Fürstprimas Vaszary bei den ungarischen Katholiken erfreut, zeigt folgendes im Hazánk veröffentlichtes Gedicht:

An den Fürstprimas.[1])

Nur Du kannst immer mit dem König reden,
So geh' und sag' ihm, wie es steht um's Land,
Geh' hin, sag' ihm, daß Glaube und Vertrauen
Auf ihn allein noch nicht geschwunden sei.
Sag' ihm, o bitte, daß wir ausgeplündert sind,
Daß uns das Morgen nicht mehr sicher ist,
Daß Leib und Seele so gelähmt uns sind,
Daß wir nicht leben können, nicht zu sterben wagen.

Nur Du kannst immer mit dem König reden,
So geh' denn hin und, bitte, sprich mit ihm;
Sag' ihm, Du unser guter Oberhirt,
Daß eine Nacht es gibt, die ohne Morgen bleibt,
Sag' ihm, daß eine Nacht auch ihn umfängt,
Wie uns, auf die kein Morgenrot erscheint,
Des Mißverständnisses unsel'ge Nacht,
Zu der die Hölle Brücken baut geheimnisvoll.

Nur Du kannst immer mit dem König reden,
So geh' und sag' ihm alles nur, wie's ist,
Und bitte ihn, er glaube nicht verstecktem Wort,
Und traue seinen alten Räten nicht.
Sag' ihm, daß der Magyar nie hinterlistig war,
D'rum morde ihn auch nicht die Hinterlist.
Denn wenn er stirbt, kein herrlicheres Volk
Vermögen mehr die Götter zu erschaffen.

Nur Du kannst immer mit dem König reden,
D'rum geh', so lang noch nicht zu spät es ist.
Sag' ihm, daß seine Schaffner wohl er wähle,
Denn Zeichen siehst Du an dem Himmelszelt,

1) Hazánk vom 8. Oktober 1905, Nr. 239.

Daß diese Zeichen große Zeiten künden,
Wie die Geschichte sie noch nicht geseh'n.
Und daß nur er verhindern kann, was droht . . .
Daß Seelenkauf jetzt auf den Straßen blüht.

Nur Du kannst immer mit dem König reden,
D'rum geh' gesegnet, guter Oberhirt.
Sag', daß, wenn Er uns jetzt nicht hilft,
Wir nicht mehr Gutes hoffen, noch erträumen.
Und bitt' ihn, daß er endlich uns erkenne,
Und so uns liebe, wie wir lieben ihn,
Was dann nur sein wird, wenn er auf Dich hört . . .
Und dann wird Friede sein mit Dir, mit ihm, mit uns!

Daß der Friede, den der Fürstprimas vor Jahren in einer vom ganzen Lande begeistert aufgenommenen kirchlichen Rede dem Monarchen und der Nation an das Herz legte, nicht vom guten Willen des an seinem Krönungseide trotz unerhörter Kränkungen und Gemütsorgen von magyarischer Seite unverbrüchlich festhaltenden Kaisers Franz Josef abhängt, sondern nur durch eine Bezähmung der nationalen Eitelkeit und Herrschsucht jenseits der Leitha erzielt werden kann, will der dort herrschenden Rasse und Klasse durchaus noch nicht in den Kopf. Und darum darf man nicht hoffen, daß eine einseitige Betätigung des Versöhnungseifers auch der höchsten kirchlichen Würdenträger Ungarns von Erfolg sein wird, sondern daß die Kraftprobe zwischen König und Parlament ausgetragen werden müsse, damit der Friede in der ganzen Monarchie wiederhergestellt werden und neben den übrigen Faktoren des Kulturfortschrittes auch die Kirche an ihren hohen Aufgaben wirksam weiter arbeiten könne.

LXXXIII.

Politische Rück- und Ausblicke.

Das Jahr nähert sich seinem Ende; der Reichstag tritt wiederum zusammen. Zwei Momente, die zu Rück- und Ausblicken nötigen.

Man mag erleichtert aufatmen, wenn man die Marokko-Affaire mit ihren verschiedenen Anhängseln betrachtet; aber wir können in den großen Jubel ob dieser glänzenden Erfolge des Kaisers und des Reichskanzlers nicht so recht einstimmen. Je klarer man sieht, desto mehr muß man fragen: warum die Sache so furchtbar verfahren? Im Jahre 1904 seitens des Reichskanzlers kühles Ablehnen; nach der Schlacht von Mukden förmliches Pressen des Kaisers zur Reise nach Tanger. Die Augenwimper hoch gegen Frankreich gezogen, Delcassé muß weichen (gewiß mit Recht), aber in Frankreich bleibt ein Stachel zurück und England reibt sich die Hände und wärmt sich am Bündnis mit Japan. Warum all dieses? Man hätte sich doch in Berlin so einfach und kühl auf die Akte der ersten Marokko-Konferenz berufen können mit dem Beifügen: England und Frankreich können daran gar nichts ändern, wenn nicht sämtliche Garantiemächte zustimmen. Damit wäre alles sofort ausgewesen. Aber man hatte in der Wilhelmstraße eben diese Akte ganz und gar vergessen. Bis sie jemand fand, — wir könnten auch sagen, wer — da wuchs der Mut

gar sehr! Jetzt hatte man das rechte Trumm. Aber man beachtete nicht, daß dieses Verhalten England und Frankreich ja förmlich zusammenschmiedete und ersteres auf die billigste Weise der Welt seine Bündnistreue dem französischen Freunde beweisen konnte, selbst bis zu dem lächerlichen Anerbieten der Landung von 100,000 Mann, die sich England erst mieten müßte. Noch unbegreiflicher ist es allerdings, wie Fürst Bülow all die alten Geschichten in Baden-Baden wieder aufrühren konnte durch seine Unterredungen mit zwei französischen Pressevertretern.

Je bälder die Sache hier ausruht, desto besser. Aus der Marokko-Konferenz kommt nicht viel heraus, und Freunde hat sie uns auch nicht gewonnen.

König Eduard VII. hat sich ganz und gar anglisiert; er hat sogar den Namen Albert, der an seinen gut deutschen Vater erinnerte, abgelegt und ist Urengländer geworden; dabei übt er einen Einfluß auf die britische Politik aus, der dort für einen Monarchen ganz unerhört ist. Der schon mehr als „lebenslustige" frühere Prinz von Wales, dem die alldeutsche Presse vorhält, daß er einstens gerne deutsche Bäder besuchte, um seinen Leib von den Folgen der „Lebenslust" zu heilen, ist ein Monarch von solchem Einfluß geworden, wie man es sich in Berlin nie träumen ließ. Man hat so viel von dem Zerwürfnis zwischen dem königlichen Oheim und dem kaiserlichen Neffen gesprochen und die „Dementierknappschaft" hat alles abgeleugnet, selbst was stadtbekannt ist. Warum hat denn König Eduard schon überall seine Antrittsvisite gemacht, nur in Berlin nicht? Freilich hat es hier tief geschmerzt, daß man in London die künstlerischen Liebhabereien des Neffen nicht teilte und dort hinwieder, daß in des Kaisers Umgebung ein Wort fiel, das der Oheim nicht als Schmeichelei auffaßte. Aber man darf nicht etwa meinen, der latente Konflikt Deutschland-England sei hierauf zurückzuführen; er liegt vielmehr in weltwirtschaftlichen Fragen und wird durch solche persönliche

Stimmungen nur noch verschärft, zumal ein Wort, das am englischen Hofe fällt, schon nach 24 Stunden in Berlin bekannt ist.

In diplomatischen Kreisen hat ein „Schub" stattgefunden; der alte Graf Alvensleben mit seiner ihm vor kurzem erst angetrauten Frau hat Petersburg verlassen und für ihn kam Hr. v. Schön dorthin, der es vom Hofmarschall zum Reisebegleiter der kaiserlichen Kinder, zum Gesandten in Kopenhagen, zum Reisebegleiter des Kaisers und nun zum Botschafter gebracht hat. Aber trotz alledem gibt es im Deutschen Reiche noch Leute, die es bezweifeln, ob dies die richtige Diplomatenschule sei. Die allerhöchste Sonne kann so rasch untergehen; davon singt wohl der Schwabe Kiderlen-Wächter in Bukarest ein melancholisches Lied; er soll sogar seine derben Witze ganz vergessen haben. Es wäre ein gar zu hübsches Kapitel, einmal unsere deutsche Diplomatenwelt unter die Lupe zu nehmen; daß die Gesandten und Botschafter in Tokio, London und Petersburg nichts vom nahenden Kriege zu melden wußten, ist nicht so schlimm; schlimmer ist es schon, daß man den gegenteiligen Meldungen aus Finanzkreisen keine Beachtung schenkte. Und wie war es erst in der Marokko-Affaire? Wir haben in Paris gleich 4 Diplomaten zu unterhalten; als es aber etwas zu tun gab, da mußten wir von Berlin aus sofort noch 3 Räte dorthin senden, die die Arbeit leisteten. Kein hervorragendes Zeugnis! Aber das haben diese Leute ja gar nicht nötig; sie haben einen glänzenden Namen und der ersetzt manches. Freilich traut man nicht jedem „von"; der Sohn Miquels, übrigens ein erstklassiger Arbeiter, ist immer in der Diplomatenwelt mit Vorsicht behandelt worden, und doch arbeitet er in Paris und Petersburg für 4 der zünftigen Diplomaten. Was der Mann wohl noch wird?

Nun aber herein nach Deutschland. Da steht unser Schmerzenskind obenan: die unsagbar traurige Kolonialpolitik! Aufstände in den drei größten Kolonien! und wie

sieht es erst in der Zentralverwaltung in Berlin aus! Der seitherige Direktor Dr. Stübel auf der Flucht vor dem Reichstage will bei den Chinesen erst Ruhe finden, sein Adlatus Helfferich geht zu den Türken und erhält 80000 Mk. Gehalt als Direktor der Anatolischen Eisenbahn; Geheimrat v. Decken geht im besten Alter in Pension, gleichfalls in Privatdienst; andere Geheimräte wollen ebenfalls die Kolonialabteilung verlassen. Und erst die deutschen Vizekönige, Gouverneure genannt! Horn — Togo abgesetzt und dafür der Bayer Graf Zech, der wenigstens die Welt nicht aus den Angeln hebt; Puttkamer — Kamerun in Disziplinaruntersuchung; Leutwein — Südwestafrika kalt gestellt; Solf — Samoa von einem Teil der Ansiedler schwer angeklagt; Götzen — Ostafrika hält Hof in Daressalaam; Brandeis — Marschallinseln erhielt Halsorden, obwohl ein Untergebener ihn schwer beschuldigt! Und Neu-Guinea? Nun man lese einmal das eben erschienene Werk von Kotze über: „Papuas Kulturmorgen“! Ist auch nur ein Zehntel dieser Schilderung wahr, so ist es noch übergenug! Bekannt ist der scharfe Kampf, den diesen Sommer über der Zentrums-Abgeordnete Erzberger gegen die Kolonialpolitik in der K. Vztg. führte und der, wie angekündigt, im Reichstage eine Fortsetzung finden soll. Der breitesten Oeffentlichkeit muß es auffallen, daß der verantwortliche Leiter der Kolonialpolitik gerade jetzt das Feld räumt. Ein Zeichen von Stärke der Regierung kann hierin nicht gesehen werden. Aber ihre Stellung könnte vielleicht im Reichstage noch schwieriger werden, da der genannte Abgeordnete über ein Material verfügt, dessen Publikation hunderte von Seiten umfaßt und das, weil es durchaus Aktenmaterial, um so zuverlässiger ist. Schreiber dieser Zeilen kennt dieses Material und er muß sagen: wer so tief eingeweiht ist in die Geheimnisse unserer Kolonialpolitik, den muß ein Gefühl des Abscheues überkommen und der muß hart werden in allen kolonialen Forderungen! Es giebt deutsche Kolonialbeamte,

denen solche Scheußlichkeiten vorgeworfen werden, daß man sie nicht mehr zu schildern vermag! Die Behandlung der Eingebornen sei vielfach schlimmer als im Kongostaate; daneben macht sich eine Vielregiererei geltend, die einfach unerträglich ist. Seit 1885 sind für unsere Kolonien durch Verordnung des Kaisers, des Reichskanzlers — oder der Gouverneure nicht weniger als über 1900 Gesetze ergangen!! Und das sollen sich die Eingeborenen alles merken, sonst gibt es Strafe! Je gründlicher diese seitherige Mißwirtschaft aufgedeckt wird, desto besser!

Aber die Not nach einem neuen Kolonialdirektor war sehr groß! Da gab uns Nürnberg einen solchen! Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg ist zum Leiter des Kolonialamtes ausersehen. Ueberall hat die Presse herumgeraten; daß sie nicht auf diesen Namen kam, nehmen wir ihr nicht übel. Der koburgische Regent a. D. hatte freilich seit diesem Sommer keine Beschäftigung mehr; zum Reichskanzler (was er einstens wird) kann man ihn nicht machen, da Bülow noch festsitzt; also zum Kolonialminister. Er war zwar noch nie in den Kolonien; ob er überhaupt auch nur das Schutzgebietsgesetz kennt, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß er unsere koloniale Gesetzgebung nicht kennt. Tut aber alles nichts; der Vater hat sich ja früher viel mit Kolonialpolitik befaßt und da sei auf den Sohn auch ein Geistesfunke übergesprungen.

Nun soll der Prinz, der nach der Ansicht liberaler Blätter in das parlamentarische Getriebe „hinabstieg“, nicht simpler Kolonialdirektor bleiben, sondern Kolonialstaatssekretär werden. Ein Kolonialministerium soll geschaffen werden, meines Erachtens ein ganz überflüssiger Luxus, der nur viel Geld kostet, aber den Kolonien nichts nützt. Wenn man sagt, daß ein Verwandter des Kaisers — man sollte diese Eigenschaft überhaupt nicht so sehr betonen — nicht als Kolonialdirektor dienen könne, so ist dies ganz hinfällig. Wie lange bleibt überhaupt Hohenlohe in dieser Stellung?

Andere Gründe gegen das überflüssige Kolonialministerium will ich gar nicht anführen; hoffentlich wird es im Reichstage abgelehnt. Die Kolonien kosten uns ohnehin schon Geld genug. Was diesen nottut, ist vorerst eine gründliche Abrechnung mit der seitherigen Kolonialpolitik.

Lange, lange hat der Bundesrat an der Reichsfinanzreform herumgearbeitet; Staatssekretär Freiherr von Stengel ist um seine Gesundheit zu beneiden, daß er mit so viel Energie alle Schwierigkeiten überwinden konnte; freilich steht noch ein größerer Teil der Arbeiten aus, da der Reichstag doch nicht so ohneweiters das Menu aufißt. Was alles geplant ist, wird die Oeffentlichkeit ja in Bälde erfahren [1]) und dann kann man sich äußern.

Die eben veröffentlichte Flottenvorlage hat niemand überrascht; so sah man sie kommen. Ob alles angenommen wird, steht dahin, ein Teil wird sicherlich bewilligt werden. Doch darüber mehr im nächsten Reichstagsbrief, wenn die Parteien gesprochen haben.

---

1) Inzwischen ist der Inhalt der „Finanzreform“ bekannt gegeben worden. D. R.

LXXXIV.

Loy Hering, ein deutscher Bidhauer des 16. Jahrhunderts.

Bayerische Kunstgelehrte, die mit Vorliebe und Geschick lokalen Forschungen ihr Interesse zuwenden, haben in letzterer Zeit mehrmals auf einen bisher wenig gekannten und genannten Bildhauer hingewiesen, der auch für die allgemeine Kunstgeschichte von Bedeutung ist, indem er zu jenen Meistern zählt, die in Süddeutschland der Renaissancekunst zur vollen Herrschaft verhalfen. Die Kenntnisse über diesen Meister zu erweitern, Leben und Schaffen des Künstlers in umfassender Weise darzulegen, hat Dr. Felix Mader jüngst in einem mit außerordentlicher Umsicht hergestellten Werke unternommen, dem verdiente Beachtung und warme Anerkennung nicht vorenthalten werden kann.[1])

Loy (Eligius) Hering, um 1485 zu Kaufbeuren geboren, lernte zu Augsburg, ließ sich später in Eichstätt nieder, wo er bis zu seinem nach dem Jahre 1554 erfolgten Ableben einer regen Tätigkeit oblag. Wie der Augsburger Lehrmeister Hans Peuerlein hauptsächlich Grabdenkmäler geschaffen, so

---

1) Loy Hering. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Plastik des 16. Jahrhunderts von Dr. Felix Mader. Mit 70 Abbildungen. München, Gesellschaft für christliche Kunst, 1905. Preis eleg. brosch. Mk. 6,50.

fallen auch Herings Arbeiten meist diesem ernsten Gebiete zu; in Schwaben und Franken, voran in Eichstätt selbst, sind die Denkmäler überaus zahlreich, welche aus der Werkstätte unseres Meisters kamen. Der urkundlich beglaubigten Werke Herings sind leider nicht viele; auch der Sitte, sich eines Monogramms zu bedienen, huldigte der Meister nicht; es bleibt daher bei Feststellung seiner Schöpfungen selbstverständlich ein weites Feld offen, das zumeist nur mit stilkritischen Erwägungen und Prüfungen bebaut werden kann. Wie nun hierbei trotz strengster und gewissenhaftester Betätigung dennoch häufig Irrungen möglich sind, wollen wir hier zunächst nicht weiter erörtern. Wir müssen im allgemeinen an die im vorliegenden Buche gebotenen Abbildungen und Darlegungen uns halten, gewillt, im guten Glauben den Feststellungen Dr. Maders zu folgen, und können es nur in vereinzelten Fällen wagen, Bedenken oder Zweifel bezüglich der Urheberschaft Herings in uns aufsteigen zu lassen. Von größter Wichtigkeit ist es, daß zunächst bei Werken, denen eine besondere kunstgeschichtliche Bedeutung zukömmt, die Nachweise von Herings Urheberschaft möglichst überzeugend gebracht werden. Solches trifft denn vor allem in Bezug auf die in Süddeutschland frühest gebotenen Renaissanceplastiken, nämlich bei den Fugger'schen Grabmälerreliefs zu St. Anna in Augsburg derart zu, daß kein Anlaß mehr besteht, in Loy Hering nicht den Meister dieser überaus wichtigen Denkmale zu erkennen. Ob der Herstellung dieser Reliefs allein schon ist uns Hering eine hervorragende Künstlerpersönlichkeit in der Geschichte deutscher Renaissancekunst.

Da auf Anfragen der Fugger Albrecht Dürer Skizzen zu diesen Augsburger Denkmälern lieferte, und der Bildhauer — damaliger Unterordnung entsprechend — möglichst genau den Angaben des Malers folgte, so lag es für unseren Plastiker auch weiterhin nahe, mit Vorliebe gewisse Anlehen bei den Erzeugnissen des geschätzten Dürer zu machen. Tatsächlich zeigt

auch ein sehr gediegenes Denkmal, welches Hering ausnahmsweise mit seinem Namen bezeichnet hat, die Verwertung einer anderen Komposition des Nürnberger Künstlers. Dieses Grabmal vom Jahre 1519, das in der Karmelitenkirche zu Boppard das Andenken an eine Edle von Eltz erhält, bietet die Darstellung der heiligsten Dreifaltigkeit nach dem bekannten Holzschnitte Dürers. Mit einigen Abänderungen hat Hering dieselbe Komposition an einem weiteren Epitaph und auch an an dem Mittelrelief des Steinaltares verwertet, den Bischof Moriz von Hutten für Moritzbrunn bei Eichstätt im Jahre 1548 herstellen ließ. Aufträge, wie ihn die Familie Eltz für Boppard und die fränkischen Bischöfe für ihre Kirchen und Grabstätten gaben, lassen folgern, daß Herings Meisterschaft weithin Beachtung gefunden hat, denn die Zahl der glaubwürdig von ihm herrührenden Denk- und Grabmalsteine hoher Kleriker und edler Ritter bleibt eine erstaunlich große, selbst wenn das eine oder das andere Werk, das man heute dem Meister zuschreibt, späterhin auch in Abzug gebracht werden müßte.

Wenn wir es auch nicht für zweifelhaft erachten, daß das herrliche Willibalddenkmal im Dome zu Eichstätt ein Meisterwerk Herings ist (was Bode in seiner Geschichte der Plastik allerdings in Abrede stellt), so können wir Dr. Mader freilich nicht so weit folgen, auch in der Kreuzesgruppe, die einstmals über dem Willibaldbildnis aufragte und nun zerteilt an anderer Stelle sich vorfindet, eine Schöpfung Herings zu ersehen. Auch hinsichtlich des Steinkruzifixes im Mortuarium des dortigen Domkreuzganges neigen wir dem Urteile jener zu, welche die Urheberschaft nicht Loy Hering, sondern einem älteren Meister zuerkennen. Die von Hering in seinem Christustypus beachtete strenge Form dürfte ebensogut einer Herübernahme aus früheren Werken entstammen, wie Entlehnungen ja bei ihm und anderen zeitgenössischen Bildhauern nicht zu den Seltenheiten gehören. Bei aller

Abhängigkeit von gewissen künstlerischen und formalen Bedingungen bleibt Loy Hering Verdienst genug, entgegen vielen anderen seiner Kollegen, die enge in der gewerblichen Schablone steckten, ungewöhnlich viel Selbständigkeit und Eigenart entfaltet zu haben.

Bei solcher Begabung und ausgedehnter Tätigkeit ist es nicht unmöglich, daß auch das bedeutende Grabmal, welches Kaiser Ferdinand I. dem Grafen Niklas von Salm zu St. Dorothea in Wien errichten ließ, von Loy Hering geschaffen worden sei — aber so bestimmt, wie Dr. Mader dieses festzustellen sucht, dürfte die Sache doch nicht aufzufassen sein. Ueberhaupt hätten wir in dem umfangreichen Abschnitt, der „Nicht beurkundete Werke“ behandelt, hin und wieder mehr Rückhalt hinsichtlich der Ausdrücke gewünscht. Wenn der eine oder andere Einwand bezüglich der Urheberschaft Herings noch möglich erscheint, ist es ziemlich gewagt, von „unbedingt sicher“, von „völlig einwandfrei“ oder „absolut sicher“ (S. 56, 61, 70, 82 und 85) zu sprechen. Dr. Mader hat in einem weiteren Abschnitt: „Zweifelhafte Werke“ selbst strenge mehrere Denkmale ausgeschieden, die nach Meinung anderer L. Hering zuzuschreiben sein dürften. Möglicherweise kann er durch die weitere Kunstforschung veranlaßt werden, bei einer zweiten Auflage seines wertvollen Buches dem erwähnten Abschnitt noch etliche Werke einzufügen, die er selbst bisher allzu bestimmt den wirklichen Arbeiten Herings beizuzählen sich gedrängt fühlte. Auch die gebrauchte Argumentation gegen die „zweifelhaften“ Arbeiten Herings wirkt nicht durchwegs überzeugend. Wenn z. B. eine minder gut geratene Figur als nicht dem Meister entsprechend, und daher als nicht von ihm herrührend bezeichnet wird, so muß doch im Hinblick auf ein so langes und vieltätiges Leben, wie dasjenige Loy Herings gewesen ist, angenommen werden, daß unmöglich alle Schöpfungen seiner Hand völlig gleichwertig sein konnten. Wenn Vater

Homer hie und da ein Schläfchen machte, wird wohl auch ein wackerer Steinmetz und Bildhauer des 16. Jahrhunderts nicht immer auf der vollen Höhe seiner künstlerischen Schaffens- und Gestaltungskraft gestanden haben.

Diese wohlgemeinten Randglossen schwächen den Wert der vorliegenden Monographie in keiner Weise. Alle Achtung vor dem Fleiße, mit dem der geehrte Verfasser zahlreiche Archivalien durchstöbert, mit dem er unter den plastischen Werken der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unermüdet Umschau gehalten, um das Lebens- und Schaffensbild eines Mannes klarzulegen, der als einer der fähigsten Förderer der Renaissancekunst auf heimatlichem Boden sich erwiesen hat. An Loy Hering ersehen wir deutlich, wie begabte Meister freudig nach den neuen Formen gegriffen, um das Interesse an der Kunst bei den Zeitgenossen nicht verflachen zu lassen. Das schriftliche Denkmal, das Dr. Mader dem tüchtigen Eichstätter Bildhauer gesetzt hat, ist ein höchst schätzenswerter Beitrag zum allmählichen Ausbau unserer vaterländischen Kunstgeschichte.

München. M. Fürst.

LXXXV.

Das französische Kolonialwesen in Afrika.

Afrika, das so lange als Grab der Weißen gegolten und, wenige Teile des Nordens ausgenommen, europäische Ansiedler abgeschreckt hat, die sich meist damit begnügten, einige Küstenstriche zu besetzen, ist jetzt das vielumstrittene und umworbene Land geworden nicht sowohl, weil es das einzige noch nicht vollständig okkupierte und aufgeteilte Land ist, als weil man an demselben früher übersehene Eigenschaften entdeckt hat. Seine großen Sandwüsten können durch das Bohren von artesischen Brunnen in fruchtbares Land mit üppiger Vegetation umgewandelt werden, den Verheerungen des Wüstensandes kann durch Pflanzungen Halt geboten, dem ungesunden Klima durch Austrocknung der Sümpfe und Drainierung gesteuert werden. Es sind besonders zwei Nationen, die in entgegengesetzter Richtung in Afrika vorgedrungen sind, die ihre zerstreuten Kolonien durch Eroberung der dazwischen liegenden Länder unter sich zu verbinden und dem Land und seinen Bewohnern die Segnungen der modernen Kultur zu vermitteln gesucht haben: England und Frankreich; die älteren Kolonisatoren wie Portugal und Spanien, die jüngeren wie Deutschland und Italien sind zurückgeblieben.

Die Kurzsichtigkeit und die Hartnäckigkeit, mit der die Bourbonen an ihrer grundverkehrten Politik festhielten, sich

auf Kosten der deutschen Stämme zu vergrößern, sind oft hervorgehoben worden, ein anderer Fehler, ihre Verpflanzung des Feudalsystems in die von ihnen gegründeten Kolonien, ist meistens unbeachtet geblieben, obgleich derselbe noch nachteiligere Folgen gehabt hat. Statt den Kolonisten unter günstigen Bedingungen Ländereien anzuweisen, dieselben zu unterstützen, für einige Zeit von Abgaben zu befreien, dem Trieb zum Wandern, sich eine unabhängige Stellung zu gründen, Vorschub zu leisten, wurde der Auswanderer in die beengenden Fesseln der Heimat geschlagen. Er wurde Höriger oder Pächter eines Seigneur, dem die Regierung umfangreiche Länderstrecken angewiesen hatte, oder des Bischofs oder eines Klosters. Die Pächter wurden zwar nicht hart gedrückt; es herrschte ein patriarchalischer Geist, sowie große Frömmigkeit; aber der Unternehmungsgeist ward zurückgedrängt. Die Pioniere (coureurs de bois) wurden, wenn sie ohne Erlaubnis in die Wälder gingen, durchgepeitscht und gebrandmarkt und für ein zweites Vergehen auf die Galeren geschickt. Die Engländer, die sich in Neuengland niederließen, bei denen das Prinzip des Individualismus auf die Spitze getrieben wurde, waren um den Kampf ums Dasein den französischen Ansiedlern in Amerika weit überlegen. Die neuen Kolonisten, welche nach dem Sturze Napoleons auswanderten, waren freilich anders geartet und entwickelten zunächst in Algier eine ganz auffallende Kühnheit, Findigkeit und ein seltenes Anpassungsvermögen. Weder die Bourbonen noch das zweite Kaiserreich hatten sich eine korrekte Vorstellung von ihrer Aufgabe und ihren Pflichten als Kolonisatoren gebildet und kamen über unsicheres Fühlen und Tasten nicht hinaus. Dieses haltlose Schwanken übte auf die arabische Bevölkerung Nordafrikas, die vor allem einer festen und energischen Regierung bedurfte, eine schlimme Rückwirkung aus. Der Staatsmann, der den Grundfehler entdeckte und das Richtige sah, war Jules Ferry, dem man die Eroberung von Tunis und Tonkin, das Protektorat über Annam und Madagaskar

verdankt. „Für Frankreich ist, so sagte er in seiner Rede vom 31. Oktober 1882, eine Kolonialpolitik notwendig. Alle Teile seines Kolonialbesitzes, seine kleinsten Trümmer müssen von uns verwendet werden. Es handelt sich nicht um die Zukunft des morgigen Tages, sondern um die Zukunft von 50, ja hundert Jahren, um die Zukunft des Vaterlandes selbst“. Wir werden zeigen, wie die Republik die weitschichtigen Gebiete Afrikas vereinigt, die natürlichen Hindernisse der Wüste und der großen Entfernungen überwunden hat.

Das Jahr 1870 bedeutete einen Wendepunkt für Algier. An die Stelle der Militärverwaltung trat eine Zivilverwaltung, die Juden erhielten das Bürgerrecht, das Geschworenengericht wurde eingeführt. Trotz der Agitation gegen die Juden, trotz der Abberufung der französischen Regimenter nach Frankreich nahm die Erhebung der Eingeborenen nirgends große Dimensionen an und wurde verhältnismäßig leicht unterdrückt; unter drei und einer halben Million von Muselmanen hatten nur 800,000 an der Revolution teilgenommen. Die Bestrafung der Rebellen, die Einziehung eines bedeutenden Teils ihrer Ländereien brachte die Einwanderung in Fluß, welche früher nach Kräften beschränkt worden war. Im Jahre 1832 war folgende Verordnung erschienen: „Um die übergroße Einwanderung zu verhindern und die Individuen, die ohne die nötige Vorsicht in die Kolonie eingewandert sind, vor Not zu schützen, hat sich die Regierung veranlaßt gesehen, nicht nur von allen Einwanderern ein bestimmtes Vermögen zu verlangen, sondern vorläufig jede Einwanderung zu verbieten“. Dieses Verbot wurde volle 30 Jahre mehr oder weniger aufrecht erhalten. Niemand wurde zugelassen, der keine Anstellung hatte. Man legte es förmlich darauf ab, nicht nur Fremden, Italienern und Schweizern, sondern auch geborenen Franzosen die Niederlassung in den Kolonien zu erschweren.

Wer Landwirtschaft treiben wollte, mußte ein Vermögen von 1500—3000 Fr. besitzen; ein Handwerker mußte 400 Fr.

haben. Was die Franzosen betraf, so waren Zwangsmaßregeln ganz unnötig. Im Jahre 1857 wurde 80,000 Personen freie Ueberfahrt nach Afrika gewährt, von denen 70,000 sehr bald nach Frankreich zurückkehrten. Vor dem großen deutschen Krieg belief sich die Zahl der jährlichen Einwanderer nicht über 2000, nach 1872 über 7000. Seither hat die Zahl der Einwanderer sich auf der gleichen Höhe erhalten oder zugenommen. Die Regierung hat dem neuerwachten Kolonisationstrieb vielfach Vorschub geleistet und namentlich aus den Ansiedlungen der Trappisten und der Tätigkeit der weißen Väter großen Vorteil gezogen. Während früher die Europäer nur ausnahmsweise sich von den von französischen Truppen besetzten Plätzen zu entfernen wagten, haben sich die Zivilbeamten sowohl als die Einwanderer gewöhnt, frei und furchtlos sich unter den Eingebornen zu bewegen und friedliche Eroberungen zu machen. Man macht so viel Aufhebens von der Pax Britannica und von der kleinen Zahl englischer Beamten, die ganz Indien regieren; uns dünkt, daß die Franzosen in Afrika sich größerer Triumphe rühmen können, denn sie sind weit mehr zerstreut als die Engländer; überdies ist ihr weites Gebiet nicht durch ausgezeichnete Verkehrswege wie in Indien einander nahe gebracht und verbunden.

Die Eingeborenen, Berbern und Kabylen, in Algerien die Araber und manche halb barbarischen Stämme des Binnenlandes sind weit schwieriger zu handhaben, als die meisten von den Engländern unterworfenen Stämme Afrikas und Indiens. Was die französischen Kolonien in Algerien und Tunis auszeichnet, ist die Ordnung und Planmäßigkeit in dem Bau der Städte, in der Anlegung von Straßen und Eisenbahnen, und das nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in den kleineren Städten. Weil alles vorgesehen ist, so ist die Unregelmäßigkeit und Unbequemlichkeit englischer Städte ausgeschlossen. Der zu stark entwickelte englische Individualismus bringt viele Nachteile mit sich, welche durch das

französische Zusammenwirken vermieden werden. Durch die günstig gelegenen Städte werden Handel, gesellige Unterhaltung, allgemeine Bildung und Gesittung mächtig gefördert. Algerien hat verhältnismäßig zahlreichere und bessere Lehranstalten als das von den Engländern regierte Aegypten. Unter den großen Segnungen, welche den afrikanischen Untertanen durch die Regierung zugeflossen sind, verdienen die artesischen Brunnen eine besondere Erwähnung, denn durch sie sind alle im Laufe der Jahrhunderte verschütteten oder immer kleiner werdenden Oasen der Wüste abgewonnen oder erweitert worden. Lord Salisbury, der in seinem bornierten Stolz gegen die Franzosen, als sie 1900 die Sahara erwarben, den Ausdruck in Umlauf brachte: „Der französische Hahn liebt es, im Sande zu kratzen", hat während seines langen Ministeriums der Menschheit keinen so großen Dienst erwiesen wie die Franzosen. Der erste artesische Brunnen wurde in der halb verschütteten Oase Tamerra angelegt. Am 17. Mai 1856 begann man mit dem Bohren, der Ingenieur Jus hatte für den 2. Juni Wasser versprochen. Da aber die unterste Schichte sehr hart war, sprudelte das Wasser erst am 9. Juni empor. Die Araber, die gegen das Ende sehr nachlässig arbeiteten und es gern gesehen hätten, wenn das Unternehmen mißglückt wäre, konnten sich vor Erstaunen und Freude kaum fassen, als ein Strahl hervorbrach, der in der Minute 4000 Liter Wasser lieferte. Der Anfang war gemacht, die französische Regierung legte, nachdem sie die gehörigen Erkundigungen eingezogen hatte, planmäßig andere artesische Brunnen an; im Jahre 1880 gründete Foureau, einer der größten Afrikaforscher, mit Herrn Fau die Gesellschaft, welche sich die Bewässerung der ganzen Sahara zum Ziel setzte. Die „Oued Rir"-Gesellschaft wurde durch ihre Erfolge in Oued Rir, woselbst die Wasser des verschütteten Flusses Rir für die Bewässerung der Oase nutzbar gemacht wurde, veranlaßt, auch anderwärts Bohrungen vorzunehmen. Wie sich die Küstenbewohner gegen die

Angriffe des Meeres durch Dämme schützen müssen, so sind in den Oasen die Pflanzungen von Palmbäumen das beste Schutzmittel gegen den von den Stürmen gepeitschten Sand, wenn er nach dem Ausdruck der Eingeborenen zu wandeln beginnt, in die Höhe steigt und die Pflanzungen der Menschen mit seinen Massen zu begraben droht. Mit dem Einzug der Beduinen in die Wüste, mit dem Verschwinden der Brunnengräber und infolge der mit der Anarchie verbundenen Saumseligkeit wurden die schönsten Gärten in Sandwüsten verwandelt. Es war Zeit, daß die armen Bauern von den Franzosen Hilfe erhielten. Sie erwiesen ihnen einen weiteren Dienst, indem sie Frieden und Ordnung wiederherstellten, zuerst durch friedliche Mittel, und, wenn diese nicht verfingen, durch die Waffen. Die Franzosen hatten schon 1830 Algier erobert und seit der Zeit Beziehungen zu Afrika unterhalten; gleichwohl sind von 1780 bis 1850 fast alle Afrikareisenden, alle großen Erforscher entweder Briten oder Deutsche (die große Entdeckungsreise von Henri Duveyrier fällt ins Jahr 1859). Seit 1870 kam Leben und Bewegung in die afrikanische Politik, Forscher und unternehmende Offiziere reichten sich die Hand und fanden Mittel und Wege, die Grenzen zu erweitern, die französischen Besitzungen gegen die Angriffe der wilden Stämme zu sichern und mit wenigen Truppen große Erfolge zu erringen. Unter den großen Pionieren verdienen Erwähnung Savorgnan de Brazza, der Gründer von französisch Congo, Foureau, Monteil, Blanchet. In einem Vertrag zwischen England und Frankreich wurde die Wüste Sahara von Sai bis zum See Tschad im Süden, von Algerien bis Tunis im Norden den Franzosen zugesprochen. Es galt vor allem, die großen Oasen Insala und Twat im Westen militärisch zu besetzen und die Tuaregs, welche durch ihre räuberischen Anfälle die friedlichen Stämme der Sahara nicht zur Ruhe kommen ließen, zu demütigen. Die französische Regierung übereilte sich nicht und nahm vorerst ihre Zuflucht zu friedlichen Maßregeln; inzwischen

würden die militärischen Posten immer weiter vorgeschoben. Endlich erhielt Foureau die Erlaubnis, die Tuaregs anzugreifen und ihr Gebiet zu annektieren. Bei Zinder, dem Grenzort zwischen der Wüste und dem französischen Sudan, traf Foureau mit dem Leutenant Joalland, dem Führer einer Sudan-Expedition, und am See Tschad mit dem Führer der Congo-Expedition zusammen. Das Räubervolk der Tuaregs, das Müßiggang und Plündern von Karawanen und Nachbargebieten liebgewonnen hatte, suchte freilich das französische Joch abzuschütteln, wurde jedoch geschlagen und mußte sehen, daß die Franzosen in seinem Gebiet Posto faßten.

Die Pazifizierung Marokkos, wo alle unzufriedenen Elemente eine Zuflucht finden, von wo sie, wenn sich eine Gelegenheit bietet, ins französische Gebiet einfallen, ist für Frankreich eine Lebensfrage. Die Regierung kann nicht gestatten, daß alle Errungenschaften der modernen Zivilisation aufs Spiel gesetzt werden. Die räuberischen Beduinen sind für die Wüste die möglichst schlechtesten Ansiedler, weil sie nicht arbeiten, sondern da ernten wollen, wo andere gesäet haben. Wenn demnach irgend ein Eroberungskrieg gerechtfertigt ist, so ist es dieser. Die Wüste hat bis jetzt den innigen Zusammenhang der einzelnen französischen Kolonien verhindert; um so größere Bewunderung verdienen die französischen Staatsmänner, daß sie mit ihren Bohrungen fortfahren und in allen Richtungen neue Quellen entdecken. Seit der französischen Okkupation ist die Wasserkraft versechsfacht; man hat zahlreiche unter dem Sand vergrabene Oasen entdeckt und wird hoffentlich immer neue Flußläufe ausspüren, die unter dem Sande in ihren alten steinigen Betten fortfließen. In den Niederungen stößt man gleich auf Wasser, anderswo muß man tiefer graben. Es ist ein gutes Zeichen, daß die französischen Brunnen nicht gleich denen der Eingeborenen versiegt sind, daß letztere nicht länger aus Mangel an Wasser, und weil sie keinen Schutz gegen

räuberische Stämme finden, zur Veränderung ihrer Wohnsitze gezwungen werden. Je mehr die Niederlassungen in der Wüste und die militärischen Posten zunehmen, desto gefährlicher wird es für die Beduinen sein, ihr Räuberhandwerk zu treiben. Die Eröffnung der alten von den Karawanen benützten Verkehrswege, der Bau von leichten Eisenbahnen, vor allem die stetige Zunahme der einheimischen und europäischen Bevölkerung berechtigen zu der Hoffnung, daß die große Kulturaufgabe, die sich Frankreich gestellt hat, gelingen wird. Selbst englische Kritiker fühlen sich gedrungen, einzugestehen, daß die von Frankreich getroffene Wahl der Gouverneure, der Führer der bedeutendsten Expeditionen eine glückliche war, daß dank dem einträchtigen Zusammenwirken der Militär- und Zivilbeamten kleine Abteilungen französischer Soldaten, die durch eingeborene Soldaten unterstützt wurden, große Erfolge errungen haben. Wir entnehmen einige statistische Angaben dem zwölften Band von Lavisse Rambaud ‚Histoire Générale' 1901. Im Jahre 1866 zählte man in Algerien 112,119 Franzosen. Heute sind es 270,000; die übrigen Europäer betragen 216,000. Die Zahl der Eingeborenen ist von 2'320,000 (1851) auf 3'600,000 gestiegen. Neue Städte, neue Dörfer sind angelegt worden, die Zahl ihrer Bewohner hat sich verdoppelt, ja verdreifacht und vervierfacht. Tunis ist noch weit rascher aufgeblüht als Algier, weil man manche Fehler, welche die Fortschritte Algeriens verhinderten, vermieden hat. Seit 1884 hat man trotz der kostspieligen öffentlichen Arbeiten, der Anlegung von Häfen und Festungen, trotz der Ausgrabungen in Karthago, der Gründung von höheren und niederen Schulen einen Ueberschuß erzielt. Die Weinberge, die Pflanzungen von Oelbäumen und Fruchtbäumen, die Gewinnung von Phosphat bringen der Provinz große Summen ein. Die einheimische Bevölkerung beläuft sich auf 1'900,000, darunter 60,000 Juden; die französische Bevölkerung von 23,692 Seelen kommt der übrigen europäischen (82,667 S.) nicht gleich, nimmt aber

stetig zu: Man bemüht sich, den italienischen Einfluß zurückzudrängen.

Englische Reisende werfen der französischen Regierung vor, daß sie auf die Eingeborenen zu große Rücksicht nehme und die nötigen Reformen nicht energisch durchführe. Wir möchten diese Mäßigung eher loben als tadeln; denn die beste Gesetzgebung ist schädlich, wenn sie auf die Abneigung der Eingeborenen stößt, wenn sie den Bedürfnissen der Untertanen nicht angepaßt wird. Daß das Mutterland keine direkten Einkünfte aus den Kolonien bezieht, ist durchaus nicht der Beweis schlechter Verwaltung. Um manche englische Kolonien wäre es gewiß besser bestellt, wenn ein Teil ihrer Einkünfte für Erziehung und für öffentliche Werke verwendet würden. A. Z.

LXXXVI.

Eine neuere Biographie des heil. Johannes von Capistrano.[1]

Eine anerkennenswerte Pietät hat H. Eugen Jacob dazu vermocht, diese neue Biographie des hl. Johannes von Capistrano zu unternehmen. Der Verfasser ist Pastor an St. Bernhardin in Breslau, der protestantischen Haupt- und Pfarrkirche besagter Stadt. Stifter der Kirche war der heil. Johannes von Capistrano, der sie vor 450 Jahren gegründet

1) Johannes von Capistrano. Von Eugen Jacob, Pastor an St. Bernhardin in Breslau. I. Teil: Das Leben und Wirken Capistrans. Breslau, Verlag von Max Woywod. 1903. 12°. 214 S. (168 Text und 169—214 Anmerkungen.)

hat. Zur Feier dieses Tages (es war der 18. März 1903) wollte H. Eugen Jacob Johannes von Capistrano ein biographisches Denkmal setzen, aber ohne Heiligenschein, lediglich eine fortlaufende Biographie auf der von Voigt geschaffenen wissenschaftlichen Grundlage (S. 3). Das Unternehmen, eine ausführliche, genaue, fortlaufende, chronologische Biographie zu schreiben, ist zweifelsohne überaus lobenswert. Der Verfasser hat sich denn auch in alten und neuen Quellenwerken und Bearbeitungen umgesehen und die Tatsachen aneinander geordnet. Auf einen Panegyrikus hat er es keinesfalls abgesehen; das verargen wir ihm denn auch gar nicht. Die Historie erstrebt ja nur die schlichte Wahrheit. Capistran war überdies auch nicht gerade ein Heiliger nach dem landläufigen ‚Schema‘, seine Persönlichkeit sowohl, wie seine Wirksamkeit verlaufen nicht in ungestörtem Frieden innerhalb und außerhalb. Der gewaltige Volksprediger, der vorab in Deutschland und Italien so mächtig wirkte, er der stürmische Führer in tosendem Schlachtgewühle, er darf sich gelassen auch der Kritik aussetzen. Ein Biograph jedoch, der so voller Voreingenommenheit und ‚Voraussetzungen‘ an diesen Mann herantritt, wie es leider H. Eugen Jacob getan hat, kann unmöglich der Persönlichkeit Capistranos gerecht werden. Er hat sich allerdings redlich bemüht den Heiligenschein Capistrans zu verdunkeln und herunterzureißen; er hätte aber gerade bei solchen Versuchen sich soliderer Angriffswaffen bedienen sollen. Denn weder die Prophetengabe noch das Wunderwirken Capistrans können durch des Verfassers teils sehr oberflächliche und unzutreffende, teils auch bitter hämische Bemerkungen aus der Geschichte in das Gebiet der Sage hinübergespielt werden. Es wäre unnütz sich auf langwierige prinzipielle Erörterungen hierüber einzulassen. Auch der Verfasser hat solche geflissentlich vermieden.

Die ruhigen Erörterungen E. Bernheims und der Fall Druffel-Höfer[1]) hätten den Biographen Capistrans zu größerer

1) Es handelt sich bei dieser Kontroverse um die Wunder des hl. Bernhard. Vgl. Bernheim: a. a. O. 298 ff. — G. Hüffer:

Vorsicht gemahnen sollen. Schnelles Aburteilen über die Achsel hinweg ist bei ernster Forscherarbeit höchst unangebracht. Man mag ja die Urteilsfähigkeit sämtlicher Zeitgenossen Capistrans irgendwie beanstanden, jedenfalls aber haben die Tausende von Kranken, die er geheilt hat, richtiges Gefühl in ihrem Leibe gehabt, und kranke Glieder von gesunden unterscheiden gekonnt. H. Jacob gibt zu, daß die Wunderkraft in Capistrans Leben eine Hauptrolle spielte (S. 41), wie hätte aber sein Wunderruf jahrelang andauern können, wenn man seinen Wunderheilungen gegenüber sich den Ausruf leisten zu müssen glaubt: „In welchen Abgrund nicht bloß von Aberglauben, auch von Lug und Betrug blickt man da hinein!“ (S. 47.) Ein solches Urteil schmeckt wohl ebensosehr nach Unparteilichkeit wie des Biographen Erklärungsversuche der Wunder, die in einer abfälligen Bemerkung eines erbitterten Gegners Capistrans gipfeln! (S. 50 f.)[1]) Was kann es übrigens gegen Capistrans Erleuchtungen von oben verschlagen, wenn H. Jacob eine Geschichte aus der Welt schafft, welche nach seiner eigenen Angabe erst bei Barberius, einem Schriftsteller des 17. Jahrhunderts auftaucht? (S. 38 f. Anm. 68). Verdiente sie überhaupt erwähnt zu werden?

Der Vorgang im Beuthener Observantenkloster ist anders gefärbt bei Jacob und auch ungenauer wiedergegeben, als in seiner Quelle (S. 39 Anm. 69). – Unser Biograph beliebt zwar frischweg zu erklären: „Entschieden falsch ist es nach meiner Meinung, dem Capistran jeden persönlichen Anteil am Kampfe (bei Belgrad) abzusprechen“ (S. 145); was er indes zur Erhärtung seiner Ansicht vorbringt, erreicht diesen Zweck

---

Die Wunder des hl. Bernhard und ihr Kritiker im Histor. Jahrbuch der Görres-Ges. X. München 1889. 23–46. S. 48 ff. — cf. Eugen Müller: Das Wunder und die Geschichtswissenschaft im: Compte rendu du IV. Congrès scientifique international des Catholiques. (1897.) Ire section. p. 419 suiv. (Fribourg: 1898.)

1) Ein solcher ist doch wohl kaum der richtige Gewährsmann. Gemeint ist der Minorit Mathias Döring. Ueber denselben zu vergleichen Dr. P. Albert: Mathias Döring. Stuttgart 1892.

durchaus nicht. Weder Capistrans Aufenthalt auf dem hohen Turme, wo ein Handgemenge nicht stattfand, noch auch der Umstand, daß er die zu weit voranstürmenden Scharen der Christen zurückrief und zurückhielt, sprechen gegen die angeblich entschieden falsche Meinung der anderen. — Andere abschätzige Aburteilungen und unwissenschaftliche Entscheidungen und Bemerkungen mag der geduldige Leser zu seiner Erheiterung selbst nachlesen. S. 48. Vgl. Anm. 80; S. 60. S. 54. S. 7. cf. 24. (Er hat also doch die Bibel fleißig studiert!) S. 25 f. ... „So ruhen diese Schriften (Capistrans) heute noch, . . . der Oeffentlichkeit vorbehalten, verborgen in Rom, im Kloster der Observanten, in Ara Coeli. Warum gibt man sie nicht heraus?" — Vgl. S. 98. (Es ist doch vor allem mit den damaligen Rechts- und Gerechtigkeitsanschauungen zu rechnen, welche auch uns freilich sehr hart anmuten.) — Finis coronat opus! So wollen wir denn uns erlauben, den Schlußsatz als charakteristisch für des Verfassers Anschauungen herzusetzen. „Ich habe mich bemüht, seine guten Seiten gerade so zu beleuchten, wie seine Fehler und Schwächen. Was aber auch immerhin an *ihm* anzuerkennen sein mag, darüber kann kein Zweifel sein, daß eine wissenschaftliche (?) Darstellung seines Lebens und Wirkens für ihn, den Wundertäter, den Groß-Inquisitor, den ehrgeizigen (!) Observanten, der nicht einmal ein Schüler des Franziskus war (!), viel weniger Jesu Jünger (!), keine andere Grabschrift kennt wie die: „Johannes von Capistran — ein wunderlicher Heiliger." — Wir fügen an: Eugen Jacob — ein wunderlicher Hagiograph!

Fulda. P. Michael Bihl, O. F. M.

LXXXVII.

Der Urheber des Komma Johanneums.

Der alte Streit um das Komma Johanneum ist strenge genommen längst kein Streit mehr. Denn einerseits ist die Unechtheit von 1 Joh. 5, 7 mit so schlagenden Gründen dargetan, daß, wenn nicht neben den rein historischen gewichtige dogmatische Erwägungen in Betracht kämen, die Behauptung der Echtheit unbegreiflich erschiene. Andererseits fand letztere eine vielen sehr willkommene Stütze in der bekannten Kongregations-Entscheidung vom 13. Januar 1897, die unter ausdrücklicher Billigung des Papstes erklärte: Die Echtheit des Verses: „Drei sind, die Zeugnis geben im Himmel, der Vater, das Wort und der hl. Geist, und diese drei sind eins", könne nicht mit Sicherheit geleugnet oder bestritten werden. Allein die schweren Bedenken gegen die Echtheit ließen sich trotz dieser Entscheidung nicht verhehlen. Nach wie vor blieb die Tatsache bestehen, daß die griechische Kirche das Komma Johanneum im Originaltext niemals kannte; denn kein einziger griechischer Kirchenschriftsteller führt den Vers, der doch seinem Inhalte nach wie keine andere Bibelstelle zur Widerlegung des Arianismus und zum Beweis der Gleichwesentlichkeit des Sohnes und des hl. Geistes mit dem Vater geeignet war, jemals an, keine einzige griechische Bibelhandschrift von kritischem Wert, keine alte orientalische Bibelübersetzung enthält ihn, so daß man mit vollstem Rechte sagen kann, der griechischen Kirche sei das Komma Johanneum völlig fremd gewesen.

Um so häufiger begegnet uns dasselbe im Abendlande, wo es vom 13. Jahrhundert an in den meisten lateinischen

Bibelhandschriften auftritt; doch fehlt es auch hier in mehr als 50 Handschriften, und zwar gerade in den ältesten und besten. Gelegentlich seiner vielversprechenden Studien über die antiprisszillianische Literatur des 5. und 6. Jahrhunderts machte nun Karl Künstle die wichtige Beobachtung, daß sich die Verteidiger der Echtheit des Komma Johanneums, soferne sie sich auf patristische Zeugen für das Vorhandensein dieses Verses in der ursprünglichen lateinischen Bibel berufen, auf ganz unsicherem Boden bewegen, da sie ihre Beweise mit lauter pseudonymen Autoren, Pseudo-Augustin, Pseudo-Hieronymus, Pseudo-Athanasius usw. führen. Ein Versuch, diese Texte zeitlich und örtlich zu bestimmen, ergab das überraschende Ergebnis, daß sie alle spanischen Ursprungs sind oder doch aus spanischen Quellen schöpfen. Und zwar begegnet uns das Komma Johanneum klar und deutlich zuerst bei Prisszillian, der sich desselben zum Beweise der ihm eigentümlichen Lehre bedient, daß es in Gott keinen Unterschied der Personen gebe. Da nun Prisszillian den neugeschaffenen Vers nicht allein zuerst gebraucht, sondern auch für seine Irrlehre, der er vorzügliche Dienste leistet, verwertet, so folgert Künstle, daß eben Prisszillian als der Urheber des Komma Johanneums zu betrachten sei: ein Schluß, der unseres Erachtens zwingend ist. Somit gebührt Künstle das bleibende Verdienst, in seiner soeben erschienenen, überzeugenden Schrift[1]) eins für allemal wie die Unechtheit, so den wahren Verfasser des Komma Johanneums nachgewiesen zu haben. Aber eine merkwürdige Tragik liegt in der Geschichte des letzteren: Von einem Häretiker zur Stütze seiner Irrlehre erdichtet, galt es viele Jahrhunderte als starke Säule der Orthodoxie.

Schnitzer.

---

1) Künstle, Dr. Karl, Das Komma Johanneum. Auf seine Herkunft untersucht. Freiburg, Herder 1905. 64 S.

LXXXIX.

Wahlbetrachtungen aus der Schweiz.

1. Dezember 1905.

Der historische Beruf der schweizerischen Eidgenossenschaft soll die praktische Herstellung einer wahren Demokratie sein. So verkündete Professor Hilty vor dreißig Jahren in einem akademischen Vortrag über Ideen und Ideale schweizerischer Politik. Diese Auffassung der Rolle des Schweizervolkes auf der Weltbühne ist jedem Schweizer wesentlicher Teil seiner nationalen Ueberzeugung und seines nationalen Stolzes.

Der Gedanke und das Ziel sind aber Ideal. Man strebt danach, unleugbar, in allen Lagern und mit bestem Willen. Aber das Fleisch ist schwach. Die schweizerische Demokratie steckt noch tief im zeitgenössischen Parlamentarismus, und mangelhaft ist die Wahlmaschinerie.

Die Reform läge in der praktischen Durchführung der Berechtigung aller, für das Wohl des Staates zu sorgen, in der Aufrichtung eines Wahlsystems, das niemanden ausschließt, niemanden majorisiert, jede Gruppe, welche in der Volksabstimmung Recht zur Mitsprache hat, auch in der Landesvertretung zur Teilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung in ihrer verhältnismäßigen Macht und Bedeutung beruft. Diese Erwartung wird in gesteigertem Maße in einem demokratischen Staatswesen gehegt werden

dürfen, dessen bundesstaatliche Glieder, die Kantone, zum Teil längst die Reform bereits verwirklicht haben.

Das Ergebnis der Gesamterneuerung des schweizerischen Nationalrates, am 29. Oktober und in den Stichwahlen vom 5. und 12. November letzthin, ist kein Fortschritt in der gezeichneten Bahn gewesen. Die Macht- und Besitzfrage trübt die Auffassung von Freiheit und Demokratie. Man sah im Wahlfeldzug eine bedeutende Minderheit des größten Teils ihrer bisherigen bescheidenen Vertretung verlustig gehen und die anderen Minoritäten vergeblich um eine ihrer Stärke entsprechendere Vertreterzahl kämpfen.

Was in der Schweiz niemand von Neuwahlen des Parlamentes erwartet, ist eine revolutionäre Umgestaltung der Parteiverhältnisse. Nach jeder Gesamterneuerung läßt sich der Satz wiederholen: In der Eidgenossenschaft ist nichts geändert, wir haben blos einen Nationalrat mehr! Seit der Gründung des neuen Bundesstaates durch die Verfassung von 1848 hält die gleiche Mehrheitspartei das Heft in den Händen, die freisinnig-demokratische. Erst stark radikal gefärbt, ist sie im Laufe der Zeiten ruhiger, konservativer geworden. Es hat sich allmählich die äußerste Linke von ihr losgelöst in zwei Schattierungen, der sozialistischen und der (ostschweizerischen) demokratischen Partei. Der Kulturkampf um Kirche und Schule hat den schweizerischen Freisinn in den 70er und anfangs der 80er Jahre innerlich dauernd nicht gestärkt, und ein erneuter politisch-zentralistischer und staatssozialistischer Anlauf um die Wende des Jahrhunderts hat am Widerstand der rechts stehenden Elemente der eigenen Partei und der Konservativen einem energischen und erfolgreichen Halt begegnet. Von neuesten Tendenzen wird später noch die Rede sein.

Aus diesem Gesichtswinkel der historisch überlieferten und tatsächlich noch bestehenden Herrschaft der liberalradikalen Mehrheitspartei heraus will die ganze politische Lage der schweizerischen Gegenwart beurteilt sein; daher

auch Verlauf und Ergebnis der diesjährigen Nationalrats-wahlen.

Das Echo, welches diese Wahlen im Ausland gefunden, erschöpfte sich in der Registrierung einer Niederlage der Sozialdemokratie — à plate couture, sagten mit Befriedigung die Pariser Organe der republikanischen Mitte und der Rechten. Dieses Gesamturteil ist irrtümlich; es beruht auf falschen Voraussetzungen.

Zunächst ist festzustellen, daß das in der Schweiz herrschende Wahlsystem Einerwahlen und Listenwahlen verbindet. Die Ursache dieser gemischten Ordnung liegt hauptsächlich im Verfassungsgrundsatz, daß jeder Kanton wenigstens ein Mitglied in den Nationalrat zu wählen hat, ohne Rücksicht auf das Vorhandensein der zu einem Vertreter in der Regel berechtigenden Seelenzahl von 20,000. Die Einerwahlkreise (kraft des genannten Prinzips Obwalden, Nidwalden, Uri, Zug, Appenzell-Inner-Rhoden, und kraft Wahlkreisgesetz ein vereinzelter Wahlsprengel im Kanton Aargau) kommen für die sozialdemokratische Vertretung nicht in Betracht. Ueberall, wo die Sozialdemokratie, auch nur mit Zählkandidaturen, in den Wahlkampf treten kann, handelt es sich um Listenwahlen. Die Wahrheit über die sozialistische Bewegung in der Schweiz ist nun die, daß diese Partei weder vor 1905 noch in den diesjährigen Wahlen die absolute Mehrheit in irgend einem eidgenössischen Wahlkreise zu erringen vermochte. Aber Fortschritte hat sie gemacht, mächtige Fortschritte insbesondere in den städtischen Kreisen Zürich, Winterthur und Basel. In Zürich erreichten die Sozialisten mit ihren reinen Parteikandidaten 40 % der sämtlichen Stimmen (1902: 35 %) und in Winterthur 35 %, trotz einer beispiellosen Mobilisierung der Bürgerlichen; in Baselstadt 31 % (1902: 23 %). So auch in anderen Kreisen.

Die sechs Mandate, welche die Sozialisten am Schluß der Legislaturperiode 1902—1905 besaßen, verdankten sie zur Hälfte der freiwilligen Konzession der Zürcher Radikalen

und zur Hälfte der entscheidenden Hilfe der Katholisch-Konservativen in St. Gallen und Baselstadt. Im Kanton Zürich verloren sie am 29. Oktober letzthin ihre drei Sitze, weil die Bürgerlichen die gewährten Konzessionen nicht erneuerten, und in St. Gallen (Stadtkreis) einen Vertreter, weil die konservativ-sozialistische Allianz diesmal nicht durchdrang. Die schweizerische Sozialdemokratie sieht für die nächsten Jahre ihre Vertretung auf zwei Mann beschränkt, hat aber auf ihre sämtlichen Kandidaten im ganzen Land an die 63,000 Stimmen vereinigt, 15 % der abgegebenen Stimmenzahl, ein Reingewinn von 5–6000 gegenüber 1902.

Dies ist die Bilanz des sozialistischen Aufmarsches am 29. Oktober 1905. Daß blos ein oberflächliches Urteil eine Niederlage von parteipolitischer Bedeutung hieraus folgern kann — eine solche wäre der Verlust selbsteroberter Stellungen oder Stimmenrückgang der Partei —, ist leicht ersichtlich.

Es wäre allerdings zu weit gegangen, der eigentlichen Vernichtung der sozialdemokratischen Fraktion im Nationalrate auch jede allgemein symptomatische Bedeutung abzusprechen. Tatsächlich macht sich seit Monaten in bürgerlichen Kreisen eine steigende Erbitterung gegen die sozialdemokratische Arbeiterschaft kund. Die tiefere Ursache dieser Bewegung ist in der raschen Zunahme der Streiks mit vorwiegend politischem Charakter zu suchen. St. Gallen, Zürich, Bern, Basel, Chaux-de-Fonds waren im ablaufenden Jahr Schauplatz größerer wirtschaftlicher Lohnkämpfe, in denen mit Leidenschaft und unfruchtbarer Ausdauer Arbeitgeber und Arbeitnehmer einseitige Interessen verfochten. Die Klassengegensätze wachsen stetig.

Zu diesem sozialen Zwist kam in allerletzter Zeit ein neues Ferment. Die zahlreichen ausländischen Elemente in der Arbeiterschaft auf schweizerischem Boden gewinnen an Einfluß auf ihre Umgebung. Die Schweiz wird von jeder größeren Bewegung Europas berührt und folgt ihr in gewisser Weise gezwungen. Die zeitgenössischen Strömungen

in Deutschland, Frankreich und Italien bleiben nicht ohne Nachwirkung auf schweizerische Zustände, in dem Maße, als gewisse Landesteile aus einer Rassen- und Kulturverwandtschaft heraus eine natürliche große Sensibilität für Einflüsse aus den anstoßenden Großstaaten aufweisen. Doch sollte im allgemeinen der Glaube nicht Platz greifen, als ob dieser tatsächlich wirksame Druck der ausländisch-nachbarlichen Vorgänge der Selbstbestimmungsmöglichkeit inländischer Faktoren dauernd Eintrag tun könnte. Die Individualität der eigenen Entwicklungsfähigkeit läßt das schweizerische Staatswesen doch meist jede, wenn auch von außen angeregte, Bewegung selbständig verarbeiten.

Immerhin liegt in dieser Beeinflussung oft die Erklärung von vielem, was dauernd scheint und doch nur momentan ist. Daraus muß die Krisis des schweizerischen Sozialismus der Gegenwart und die bürgerliche Gegenbewegung zu erfassen gesucht werden, und so wird der Schlüssel gefunden, weshalb auch bei den nichtsozialistischen schweizerischen Parteien eine mehr oder weniger bewußt vorhandene kritische Entwicklungsperiode in die Erscheinung tritt.

Wissenschaftlich-theoretisch ist die schweizerische sozialdemokratische Bewegung absolut eine geistige Provinz Deutschlands und Frankreichs. Die Intelligenz der Partei bestrebt sich wohl, die Lehre den nationalen Verhältnissen anzupassen. In der schweizerischen weitfortgeschrittenen Demokratie beschränkt sich das politische Programm der Sozialdemokratie auf die Erlangung der politischen Gewalt mittelst der höchstentwickelten Volksrechte, auf konstitutionellem Boden. Es sollte sich wenigstens hierauf beschränken, wenn die Einsicht der taktisch weiterblickenden Führerschaft insbesondere des deutschen Landesteils zur Geltung käme. In den sozialdemokratischen Massen ist jedoch die Propaganda der reinen Doktrin unermüdlich am Werke. Ausländische Agitatoren, deren Auffassung vom sozialistischen Evangelium durch keine Rücksicht auf das bezogene Terrain getrübt erscheint, sind

für Ideen tätig, welche den Vorteil logischer Entwicklung für sich in Anspruch nehmen dürfen. Hilfe kommt diesen Elementen aus der romanischen Schweiz, wo Pariser und Mailänder Gedanken stetsfort fruchtbaren Boden gefunden haben. Bis heute mochte die ruhigere, einheimische Richtung, wenn nicht in der Presse, so doch an den Parteitagen die Oberhand zu behalten. Ein sprechender Beleg hiefür ist das vor zwei Jahren in Zürich angenommene Programm der schweizerischen Sozialdemokratie.

Bereits am letzten Parteitag in Lausanne, August dieses Jahres, zeigte es sich aber, daß die schärfere Observanz steigende Bedeutung gewinnt. Man wagte, im Hinblick auf die bevorstehenden Nationalratswahlen, nur nicht an die Diskussion der Militärfrage heranzutreten. Die offene Aussprache ist bloß aufgeschoben und wird am nächsten Parteitag zu einem unerfreulichen Schauspiel führen, dessen Peripetien und Abschluß ungewiß bleiben. Seither wurde in Luzern die antimilitaristische Liga gegründet; seither sprachen eine Reihe Arbeiterunionen und Gewerkschaften sich für die „direkte Aktion“ aus; seither hat auch die anarchistische Propaganda unter der Arbeiterschaft offener und zielbewußter als je eingesetzt.

Diese Erscheinungen in der sozialdemokratischen Bewegung der Eidgenossenschaft waren es, welche als Anlaß zur bürgerlichen Reaktion bei den neuesten Nationalratswahlen führten. Die Gegenbewegung war indessen nichts weniger als eine geschlossene oder auf die ganze Linie ausgedehnte. Sie war keine geschlossene, weil die katholisch-konservative und die (ostschweizerische) demokratische Partei nicht mit in dem Ring waren, und sie war keine allgemeine, auf die ganze Linie ausgedehnte, weil der liberal-radikale Gegenstoß sich auf einzelne, wenn auch eine große Zahl Wahlkreise und Kantone beschränkte.

Das Fehlen der Einheit und Einigkeit in dem antisozialistischen Vorgehen entsprang einer völlig verschiedenen

Auffassung von der Opportunität dieser Taktik in den einzelnen Parteilagern. Die verschiedene Einschätzung der Ausschließlichkeitsbestrebungen gegen die Sozialdemokratie führt sich wieder auf die abweichende Beurteilung der Folgen dieser Strategie, auf die politische Konstellation der Zukunft zurück.

Auf katholisch-konservativer Seite ist das Urteil über die Ausschließung der Sozialdemokratie aus dem eidgenössischen Ratssaal einmütig und ohne Schwanken in der gesamten Presse dahin gegangen: das Recht der sozialistischen Minderheit auf eine Vertretung könne nicht in die willkürliche Hand der Mehrheit gelegt sein, und das Vorgehen der Zürcher Bürgerlichen führe durch Verletzung dieses Rechtes auf die Dauer zur Verleugnung des der Eidgenossenschaft allein natürlichen Prinzips der Demokratie, weil die politische Gerechtigkeit diesem letzteren immanent sein muß.

Diese Stellungnahme der schweizerischen katholisch-konservativen Partei, welche in St. Gallen und Luzern zur konservativ-sozialistischen Allianzpolitik sich ausbildete und in Zürich und Basel die konservativen Stimmen der katholischen Diaspora den sozialistischen Minderheiten sicherte, ist einmal eine Frucht der wachsenden Solidarität der Minderheiten im Schweizerland. Diese Solidarität ist eine politische Notwendigkeit gegenüber der ihrer Macht im Parlament und in der Verwaltung bewußten historischen radikal-liberalen Majorität, solange die Wahlreform den einzelnen Minderheiten nicht die Möglichkeit gebracht haben wird, eigenen politischen Rechts und aus eigener Kraft sich ihre gebührende Vertretung zu schaffen.

Und noch aus einer anderen Erwägung bezog die katholisch-konservative Partei bei den letzten Nationalratswahlen die markierte Stellung. Man sagte sich in intimer Ueberzeugung, daß die Bekämpfung der äußersten Linken nicht das dauernde Ideal des schweizerischen Radikalismus ist. Die Führer dieser letzteren Partei erkannten in der — übrigens unwiderstehlichen — antisozialistischen Bewegung der bürgerlichen

Masse einen bloß vorübergehenden, aber augenblicklich schätzbaren Wertfaktor. Sie gaben nach und realisierten einen parteipolitischen Gewinn von einigen Mandaten. Von 98 der 167 Sitze des Nationalrates stieg der radikale Besitz auf mindestens 103 Vertreter, nähert sich also einer Zweidrittelmehrheit, gegen 35 Katholisch-Konservative, 18 Protestantisch-Konservative, 5 Demokraten und 6 „Wilde“, deren Mehrzahl zu den Minderheiten neigt.

Weite Schichten der radikalen Wählermassen werden noch auf lange hinaus die Geleise gehen, welche der bürgerliche Zorn dieses Jahr gegangen ist. Auf sie wirkt nicht bloß die Sozialdemokratie, sondern schon die bloße Sozialreform als rotes Tuch. Aber in den beweglicheren Teilen der freisinnigen Armee und vorzüglich beim älteren und jüngeren Generalstab regen sich anderweitige Aspirationen. Der Anzeichen für die kommenwollende Orientierung sind viele und bedeutsame. In der allgemeinen und alltäglichen politischen Bewegung drängen sich dem aufmerksamen Beobachter gewisse Linien und Einzelbestrebungen auf, die auf die zukünftige vorwiegende Strömung im radikalen Lager deutlich hinführen, und bei diesen Beobachtungen drängt sich wieder die Erkenntnis auf, daß die Sensibilität gegenüber ausländisch-nachbarlichen Verhältnissen und zeitgeschichtlichen Vorgängen auch auf Teile der schweizerischen Entwicklung, auf politische Richtungslinien der Einzelparteien rückwirkt.

Die Blockbildung der Linksparteien in der großen „Schwesterrepublik“ im Westen hat in ihren Erfolgen auf freisinniger Schweizerseite unverkennbar lebhafte Sympathien und tieferes Verständnis gefunden. Man ruft vielerorts nach einer Verjüngung der radikalen Partei: jungfreisinnige Organisationen traten und treten in das Leben, mühsam in den Schranken der alten Partei festgehalten. Der radikal-sozialistische Charakter des genferischen, solothurnischen, aargauischen und tessinischen Liberalismus leistet diesem Streben Vorschub. Sah der 29. Oktober doch in Solothurn

und Tessin die Liberalen einen Sozialisten auf den Schild heben, im gleichen Moment, als in anderen Kantonen die Mehrheit gegen die bisherige sozialdemokratische Vertretung Sturm lief! Hier ward Gefühlspolitik getrieben, dort Verstandespolitik; erstere darf daher den Blick in die Zukunft nicht trüben. Der Jungfreisinn will die Allianz mit der äußersten Linken, und dies nicht bloß taktisch, sondern auf Grund eines gemeinsamen Programms. Die gemeinschaftliche Basis kann die Sozialreform nicht vorwiegend sein; es wird der religiöse, kirchliche Fechtboden Basis der Verständigung einzig werden können. Dahin tendiert in letzter Linie die Verjüngung, wie sie gewollt ist. Der Phönix soll aus der Flamme erstehen, die Augustin Keller, der Klosterstürmer, einst geschürt hat, und in deren Kult am 12. November einige Hundert Intellektuelle des schweizerischen Liberalismus sich anläßlich des 100. Geburtstages des typischen Kulturkämpfers zusammenfanden.

Die katholisch-konservative Partei ist nicht kurzsichtig genug, durch eine Ausschließlichkeitstaktik gegen die Sozialdemokratie die sich vorbereitende Konstellation der Zukunft beschleunigen zu helfen. Sie tritt mit Entschiedenheit für die politischen Rechte aller Minderheiten ein, der Tatsache bewußt, daß sie selbst unter der Gewalt gelitten und heute noch Ausnahmegesetze zu tragen hat. Sie arbeitet im Schoß des schweizerischen Arbeiterbundes seit Jahren Schulter an Schulter mit der sozialistischen Richtung an der sozialreformatorischen Aufgabe. Dieses Einvernehmen auf praktisch-sozialem Boden konnte auch durch die allmähliche Bildung christlich-sozialer Organisationen und christlicher Gewerkschaften nicht dauernd getrübt werden, indem die über 16000 organisierten christlichen Arbeiter und Arbeiterinnen loyal in den schweizerischen Arbeiterbund eingetreten sind.

Diese Taktik der katholisch-konservativen Partei, mit der schweizerischen Sozialdemokratie in freundschaftlichem Verhältnis zu bleiben, und der früher schon berührte Grundsatz

der Solidarität der Minderheiten hat am Tag der Stichwahlen für die Nationalratserneuerung, 12. November, am katholischen Vorort Luzern eine historische Weihe empfangen. Die beiden Minderheitsparteien im Stadtwahlbezirk, dessen radikale Vertretung seit Menschengedenken nicht ernsthaft gefährdet gewesen, marschierten geschlossen und erzielten den Erfolg, daß bei nahezu 12000 Stimmenden die drei bisherigen radikalen Vertreter mit einem relativen Mehr von bloß 180 bis 220 Stimmen für einmal noch die Position retteten. Dieser 12. November in Luzern ist die Signatur der Wahlkampagne geworden.

Der Eindruck, den die Erhaltung und sogar Mehrung des radikalliberalen Besitzstandes im Nationalrat gerade in Süddeutschland hervorrufen möchte, daß nämlich im Gegensatz zur politischen Entwicklung in den deutschen Bundesstaaten der Liberalismus in der schweizerischen Demokratie noch lebens- und mehrheitsfähiges Prinzip sei, ist rasch korrigiert. Tatsächlich entspricht die radikale Zweidrittelmajorität im Nationalrat in keiner Weise der wirklichen Parteistärke im Volke. Eine Proportionalwahl würde unmittelbar die herrschende Richtung in eine parlamentarische Minderheit drängen, zu Gunsten einer Steigerung der sozialistischen Vertretung auf rund zwanzig Mandate und der beiden konservativen Gruppen um vereinzelte Sitze.

Die mangelhafte Schulung großer Teile der Bürgerschaft in disziplinärer Hinsicht, eine raffiniert gehandhabte Wahlkreisgeometrie, die noch lange nicht vollkommene Solidarität der Minderheiten und dieses Jahr speziell der bürgerliche Pakt der Protestantisch-Konservativen mit dem Radikalismus, die größere Vertretungszahl der radikalen Stammbezirke infolge Miteinbeziehung der ausländischen Bevölkerung bei Ausmittelung der Vertreteranzahl — sind alles Begünstigungen der Radikalen im Bunde und Stützpunkte ihrer Herrschaft. Ueber den lokalen Charakter der Wahlen für das eidgenössische Parlament und den Hauptfaktor zugunsten der „beati possi-

dentes“ wird besser bei einer zusammenhängenden Betrachtung über die schweizerischen Parteien die Rede sein.

Den in Minderheit festgehaltenen vereinigten nicht-radikalen politischen Richtungen bleibt als Waffe gegen die künstliche Mehrheit der Bundesversammlung das Referendum in der Hand. Das Mittel ist wirksam und hält mit Leichtigkeit den regierenden Liberalismus in Schach. Für die allernächste Zukunft steht trotz des Kriegsrufes eines ersten freisinnigen Politikers keine Offensive der radikalen Partei zu befürchten, weil sie allein nicht stark genug ist. Dies sagt die vorläufige Zwietracht mit der äußersten Linken und rät das Bewußtsein, daß große bevorstehende Aufgaben der nationalen Wohlfahrt — Zivilgesetzbuch, Kranken- und Unfallversicherung, neue Militärorganisation ꝛc. — nur in gemeinsamer Kraftanstrengung aller Volkselemente, ohne Unterschied der populären Richtung, sicher ans Ziel gelangen können.

Erhebt sich der Blick aber über den engen Horizont einer oder zweier Legislaturperioden hinaus, so gestattet der weitsichtige Ausblick dem Rückblickenden das wohl erwogene Urteil, daß für den Kampf um das politische Recht Aller und die Wahlreform und für die Obsorge der eigenen Zukunft die katholisch-konservative Partei bei den Nationalrats-wahlen von 1905 die einzig gegebene und zu verantwortende Position bezogen hatte, den Standpunkt der politischen Gerechtigkeit in der Demokratie.

Bern. Fr. v. Ernst.

LXXXIX.

„Nietzsche, der Zweite."

Den Namen „Nietzsche der Zweite, der Schwache" hat der dänische Literarhistoriker Georg Brandes einem Dichter gegeben, der in seiner Ideenwelt unserer Weltanschauung wohl himmelweit ferne steht, der in der furchtbaren Tragik seines Seelenlebens und durch die formelle Schönheit dessen, was er schuf, aber auch uns rühren, erschüttern und innerlich befruchten kann. Es ist der größte dänische Prosaiker des letzten Halbjahrhunderts: Jens Peter Jacobsen.[1]) Nicht ein eingehendes Porträt von ihm wollen wir hier entwerfen: — es wäre ein Ausblick auf die dänische Literatur vor und nach ihm, ein Eingehen auf die ethischen, politischen, künstlerischen Strömungen seiner Tage unvermeidlich, wollten wir ihm als Künstler den richtigen Platz in den vielfach

1) Deutsch erschienen ein paar Ausgaben von Jacobsens Werken. Die beste darunter ist die von Marie Herzfeld besorgte und bei Eugen Diederichs (Florenz und Leipzig) erschienene Gesamtausgabe (Preis 10 M), ein Meisterstück treuer, fast alle Subtilitäten des Originals gut herausarbeitender Uebersetzungskunst. Das Hauptwerk Jakobsens, „Niels Lyhne", erschien in einer viel flüssiger lesbaren, aber weniger getreuen und auch weniger Jacobsens Stileigenarten treffenden Uebersetzung auch bei Reclam, der Roman „Marie Grubbe" bei Otto Hendel (Halle a. S.). Bei Reclam kam auch ein Bändchen von 6 Novellen von ihm heraus.

sich kreuzenden Entwicklungsreihen anweisen, die das ausgehende 19. Jahrhundert gebracht. Nur in seinen markantesten Charakterzügen wollen wir ihn zu erfassen suchen, vor allem aber in den auffallenden Parallelen, die zwischen ihm und dem Zarathustra-Dichter zu verfolgen sind, die ihm den seltsamen Beinamen bei Brandes eintrugen.

Sein Leben ist rasch erzählt und erscheint sehr einfach, obwohl es den Schlüssel zu seinem ganzen komplizierten inneren Entwicklungsgang darbietet. Aus einem jütischen Seebauerngeschlecht ist er im Jahr 1847 zu Thisted geboren; in dieser armen Kleinstadt wuchs er auf, bis er im Jahre 1863 an das Gymnasium nach Kopenhagen kam. In der dänischen Hauptstadt blieb er dann den größten Teil seines Lebens, schrieb 1841 seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten, in denen er sich als Anhänger Darwins bekannte, erhielt u. a. im Jahre 1874 für eine naturwissenschaftliche Arbeit die goldene Medaille der Universität, und begann um die gleiche Zeit, seine literarischen Arbeiten zu veröffentlichen. Der Erfolg war sehr groß; „Marschall der dänischen Literatur“ hieß man ihn sofort und der dänische Literaturherrscher Brandes gehörte zu seinen Anhängern. Sein bedeutendstes Werk ist der Roman „Niels Lyhne“, ein Spiegelbild des dänischen Menschen, der noch immer — wie zu Shakespeares Zeiten — dem Typus jener angehört, aus denen die Hamlets emporwachsen. Als ewiger Zauderer, Grübler, Skeptiker tritt dieser dänische Mensch von heute in Niels Lyhne vor uns hin; ein hochgesteigertes Gefühls- und Gedankenleben ist in ihm, aber es drängt nicht nach außen, formt sich nicht um in die Tat, sondern verströmt ziellos, ratlos, tatlos nach innen. Sein zweitbedeutendster Roman ist eine Art historisches Gemälde aus dem Dänemark des 17. Jahrhunderts; während in „Niels Lyhne“ die Analyse eines subtil veranlagten Mannes gegeben ist, ist hier, in der „Frau Marie Grubbe“, die Zergliederung verborgener, verwickelter, oft unfaßlicher Seelenregungen an

einer Frau versucht. Den Inhalt dieser Werke nur kurz zu skizzieren, ist unmöglich; denn von äußerer Handlung ist fast nichts oder nur Zusammenhangloses in ihnen; alles konzentriert sich in einer raffinierten Zeichnung psychologischer Details, die mit dem feinen Stift eines Paul Bourget, ein paarmal auch mit dem eisäugigen Fanatismus des Zersetzen- und Destillierenwollens eines August Strindberg herausgearbeitet sind. Kunstwerke von zartester, sorgfältigster Gliederung finden sich in seinen Novellen, von denen ich die von wehmütiger Schönheit erfüllte „Frau Fönß" für die reizvollste, die mit glühenden Farben entworfene „Pest in Bergamo" in der Bedeutsamkeit ihres Vorwurfs und der sich anpassenden Kraft der Darstellung für die tiefste und wertvollste halte.

Die zweite Hälfte seines Lebens ist nichts als ein einziger Leidensweg. Denn von seinem Vater hatte er die Lungenschwindsucht vererbt erhalten, die ihn als Zwanzigjährigen schon aufs Krankenlager geworfen hatte. Wohl zog er nach dem Süden, wohl vergrub er sich in den einsamsten, mildesten Küstendörfern Dänemarks: das Leiden nahm zu. Und in dieser Zeit, zu schwach zum Leben und nicht krank genug zum Tod, schrieb er oft von Blutstürzen überrascht und vom Fieber geschüttelt, seine Werke, bis ihn endlich in der Ny Adelgade in Kopenhagen, in einer kleinen „Matratzengruft", wie einst Heinrich Heine, der Tod erreichte. Er starb im Arm seiner Mutter, das Zimmer war vom Duft der Tuberosen und Hyazinthen, seiner Lieblingsblumen, schwül durchzogen, und über Kopenhagen herab sank eine dunkle Aprilnacht, indessen er — der größte Atheist des neuen Dänemark — langsam verblutete.

* * *

Die Parallelen zwischen ihm und Nietzsche liegen dem, der seine Briefe (Gesammelte Werke, Bd. 1) durchblättert, übersehbar vor Augen. Ein stetes, wildes Fluktuieren der Stimmungen ist in ihnen. Bald himmelhoch jubelnd, bald

in düsterer Schwermut sich versteinernd, blickt uns sein Antlitz daraus entgegen. Und der Grund dafür ist der den Dr. Joseph Müller in seiner feingeschauten Nietzsche-Monographie („Renaissance", 1905, S. 653) uns vom Zarathustra-Dichter angibt: „Nietzsche unterlag der Krankheit unserer Zeit, der Neurasthenie der Skepsis, und ertötete damit die besten Wurzeln seiner Kraft; denn Christus sich zum Feind machen, heißt dem geistigen Siechtum entgegengehen. ‚Der Gekreuzigte' unterschrieb er sich in einem der letzten Zettel an Brandes — ein Beweis, daß ihn das Christusproblem nicht losließ und er die Hand des Gottes, den er leugnete, bitter fühlte." Wort für Wort fast lassen sich diese Sätze auf Jacobsen übertragen. Von seinem ersten öffentlichen Auftreten an, da er die darwinistische Schrift über die Desmidiaceen herausgab, bis zu seinem Tode ist es die Skepsis, die seinem gedanklichen Leben die Richtlinien gibt. Zweifellos brachte sie ihm künstlerisch manches Gute, indem er die kritizistische Methode, die er bezüglich des Religiösen beobachtete, übertrug auf das psychologische Gebiet und indem er seine Seelenregungen mit der Gier des Mißtrauens prüfte, hin- und herwog, gelang ihm mancher tiefe, feine Einblick, manches glänzende psychologische Detail. Aber ihm selbst wurde das, was seiner Kunst vielfach zum Heil ausschlug, zum Verderben. „Wenn meine Bücher meine Kinder sind, so geht es mir wie der Mutter, die für ihre Kinder verblutet", klagte er. Sein Leben wurde haltlos, ein Spiel der Nervenregungen, ein stetes Tasten und Niemalsfinden. Und da er mit der vorgefaßten Meinung an seine Probleme heranschritt, daß der lösende Punkt überall liegen könne, nur nicht dort, „wo ein Punkt auf der Länderkarte Golgotha bezeichnet", war an ein Finden eben auch niemals zu denken. So konnte es schließlich zu jenem furchtbaren Aufschrei der Verzweiflung kommen, den er auf dem Totenbett in der Ny Adelgade stammelte (Gesammelte Werke Bd. 1, S. 390):

„Da stockte des Blutes Strom und ließ
Sein altgewohntes Rinnen.
Da zitterten auch die Nerven zur Ruh'
Und Nacht ward's vor den Sinnen.
Und Herz und Hirn steh'n still und tot,
Jetzt bist Du nur Staub und lebloser Kot.
Nach Ewigkeit rangst Du und ringst du vergebens.
Der Name, die Tat ist die Summe des Lebens."

Die Freudlosigkeit des Lebens der Beiden war der zweite Grund, der sie in so heftige Opposition wider alles Positive drängte. „Die Mutter der Ausschweifungen ist nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit", sagt Nietzsche; und dies Wort gilt auch von den Ausschweifungen des Gedankens, dem stürmischen Trotz, der Himmelsfronde dieser beiden. Wenn Nietzsche in den Walliser Tälern einsam und verschlossen seinen Grübeleien sich hingab, und Jacobsen freude- und freundelos, in den Fischerdörfern des Sundes umherirrte, so berühren sie sich beide in dem gleichen Punkt: in der Leere ihres Herzens. Beide waren sie Naturen, die der Menschenliebe so bedürftig waren, und es ist bekannt, daß es keinen liebenswürdigeren, aufopferungsfähigeren Menschen im persönlichen Verkehr gab, als den Autor der wütenden Streitschrift wider seinen Freund Richard Wagner, als Friedrich Nietzsche. Man hat Gegensätze zwischen Mensch und Dichter daraus konstruieren wollen, — ein vergebliches und unsinniges Bemühen. Denn was der Grund dieser wechselnden Exaltationen war, es war Krankheit, es war der heraufziehende Wahnsinn. Nicht Haß wider die Menschen zog den neuen Zarathustra von den „Vielzuvielen", den „Herdentieren" fort, — im Gegenteil war er liebe- und glückbedürftig wie alle, — sondern die Angst vor dem Irrsinn trieb ihn in die einsamen Firnenhöhen der Alpen, wo ihn die wilde Sehnsucht nach einem neuen, vollkommeneren, nach einem Uebermenschengeschlecht überkam, das den vernichtenden Schatten der Krankheit, des Todes entrückt sei: — jene Schatten, die ihn finster schon umspannten. All das Aristo-

kratische, das er so sehr betonte und feierte, entsprang daraus. Und geradeso war es bei Jacobsen. Deutlich spricht es aus Liedern von trostlosester Hoffnungslosigkeit:

„Sarglaken säh' ich gern rund um mein Bild,
Cypressen, Weidenlaub, doch keine Palmen;
Eine Handvoll stengelloser Lilienblüten
Mit grauer Asche auf den weißen Blättern;
Zerbrochne Urnen, umgekehrte Fackeln,
Kreidweiße Totenbein' und schwarze Fahnen;
Doch keine Hände, zum Gebet gefaltet,
Und keinen Falter, himmelwärts entflatternd."

(Gesamt-Ausgabe, Bd. 1, S. 368.)

Und damit haben wir die dritte Parallele schon blosgelegt, die zwischen diesen beiden Atheisten sich aufdecken läßt: was sie zusammenführt in ihrem Gottesleugnertum: es ist die unheilbare Krankheit. „Aus Nietzsches Empfinden spricht ein Aufbäumen gegen die harte Hand des Schicksals, die er nicht als milde Regung eines Gottvaters, sondern als grausame Notwendigkeit auf sich fühlte. . . . Wie zum Hohn gegen den Christengott wollte Nietzsche sich einen Optimismus, eine Weltfreudigkeit ohne Gott und Unsterblichkeit ertrotzen. Aus der Qual des Leidenden heraus, aus der Sehnsucht des rettungslos dem frühen Tod Verfallenen nach Licht und Wonne schrieb er die „fröhliche Wissenschaft", die gaya scienza . . . Aber freilich, der Eindruck ist immer ein Erquälter, man glaubt nicht recht an den Ernst des Lachenden; man hört hinter dem dionysischen Evoë die Seufzer des Kranken. . . ." (Jos. Müller, a. a. O., S. 654).

Und hier ist es, wo die Parallelen zwischen den beiden abknicken, wo der Beiname Nietzsche, „der Schwache", für Jacobsen in Wahrheit übergeht. Weil er krank war, wie Nietzsche, wurde er zum Verneiner; aber er hatte nicht den wilden Trotz jenes Feuerkopfes, nicht die titanenhafte Gebärde, die jener annehmen wollte. Er erkennt seine ganze Schwäche und Blöße, und wenn Nietzsche zum Kind wurde,

das den Vater schlägt, wurde er nur zum Kind, das in seinem Trotze weinend im Winkel kauert. Und aus seinem Weinen formen sich schwermütige, todesbange Lieder, von der Klage nach einem schöneren Einst durchzittert:

„In langen Jahren büßen wir
Für der Freude vergänglichen Schimmer.
Man lacht es in flüchtiger Stunde hin
Und ach! verweint es nimmer.
Die Sorge rinnt, der Kummer rinnt aus roten Rosen. . . .“
(Ges. Werke, S. 387.)

Unter solchen Klagelauten stirbt er endlich. „Licht übers Land — das ist's, was wir gewollt“, sagte er in seinen letzten Tagen, das Programm seines Wirkens rekapitulierend, — ein Programm, das er nicht verwirklichte. Und wenn wir, alles in allem seine Gesamtpersönlichkeit zu umgrenzen suchen, wenn wir die Filigrankunst seiner Romane, wo er in detailliertester Psychologie willensschwachen Gestalten im Gang einer etwas ermüdenden, ins Uferlose sich verlierenden Handlung vor uns hintreten läßt, zusammenfassen mit der Freude-, Halt- und Friedelosigkeit seines armen, kranken Lebens, so haben wir nur ein einziges Gefühl: ein tiefes, inniges Mitleid mit ihm. In prometheischem Trotz war er ausgezogen, und als weinendes Kind, mit müdem Leib und müdem Herzen, kehrte er heim, um im Arm seiner stillen, blassen, frommen Mutter zu sterben. So ging „Nietzsche, der Zweite, der Schwache“ hinüber. . . .

Lorenz Krapp.

XC.

Nochmals der Untergang der alten katholischen Hierarchie Englands.

Zweimal ist über diese verschlungene Frage in dieser Zeitschrift gehandelt worden.[1]) Die Entwicklung der geschichtlichen Forschung hat indeß zu neuen Entdeckungen geführt, die von den Vertretern der Wissenschaft gebührend benützt werden. In der Tat bildet die unten verzeichnete Schrift einen neuen sehr hervorragenden Beitrag zur englischen Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts und namentlich zur Beleuchtung einer protestantischen Geschichtsfälschung, welche vom Staatssekretär Sir William Cecil und seinem Anhange ausgegangen, die katholische, wie die akatholische Geschichtsschreibung unheilvoll beeinflußt hat.[2])

1) 1. Bd. 80 (1877) S. 863—877: Die beiden letzten Mitglieder der alten katholischen Hierarchie Englands. — 2. Bd. 105 (1890) S. 278—299: Die Unterdrückung der katholischen Hierarchie Englands durch Königin Elisabeth (1559).

2) The Exstinction of the ancient Hierarchy. An Account of the Death in Prison of the eleven Bishops honoured at Rome amongst the Martyrs of the Elizabeth an Persecution, Archbishop Heath of York, Bishops Tunstall, Bonner and Companions. By the Rev. G. E. Phillips, Professor at St. Cuthbert's College, Ushaw. London and Edinburgh, Sands & Company. St. Louis, Mo. B. Herder. 1905. 8°. pag. XIV, 440. 10½ shill.

Es ist bekannt, daß die am 29. Dezember 1886 durch Leo XIII. vollzogene sogenannte äquipollente Seligsprechung von 54 englischen Blutzeugen aus den Regierungszeiten Heinrichs VIII. und seiner Tochter Elisabeth sich namentlich stützte auf die Kupferstiche jener Gemälde mit Darstellungen dieser Martyrer, welche Gregor XIII. in der Kirche des englischen Kollegs in Rom 1583 anbringen ließ. Die Ausführung dieser Gemälde als Fortsetzung seiner Darstellungen längst hochverehrter anderer Blutzeugen in S. Stefano Rotondo in Rom lag in den Händen des Künstlers Circignani, in der Geschichte der Kunst als Pomarancio bekannt, während wir die Kupferstiche dem Gianbattista de Cavallieri (1584) verdanken. Auf den letztern sind nebst den Gemälden, welche in der französischen Schreckenszeit zerstört wurden, auch deren lateinische Inschriften angebracht. Und eben unter diesen ragt eine hervor, welche bis zur Stunde allen Erklärungsversuchen der Geschichtschreiber hartnäckig getrotzt hat. Der betreffende Kupferstich, von dem ein Lichtdruck an der Spitze der Arbeit von Phillips prangt, zeigt dem Beschauer u. a. ein vergittertes Gefängnis mit den erläuternden Worten: „Um willen des Bekenntnisses des römischen Stuhles und des katholischen Glaubens sind elf hochwürdigste katholische Bischöfe, in Folge langwieriger Gefängnisqualen dahinschwindend, gestorben".[1]) Dank der von den englischen Staatsmännern und den ersten anglikanischen Bischöfen unter Elisabeth in Umlauf gesetzten Geschichtsfälschung von der unverdient zärtlichen Behandlung der 1558 noch lebenden elf Mitglieder der katholischen Hierarchie, stand die Forschung vor dieser Inschrift wie vor einem Rätsel.

Professor Phillips hat mit seinen ebenso umfassenden, wie durchdringenden Forschungen den Schleier gelüftet, den

---

1) Propter sedis Romanae et fidei catholicae confessionem undecim Rm̄i episcopi catholici ex diuturna carceris molestia contabescentes obierunt.

Ursprung der Fälschung aufgedeckt, die Identität der elf Bischöfe über allen Zweifel erhoben und damit ein neues Glied jener Kette von soliden geschichtlichen Arbeiten angeheftet, welche katholische Gelehrte Englands, gestützt auf die von Jahr zu Jahr wachsenden unvergleichlichen Schätze der Roman Transcripts im öffentlichen Reichsarchiv zu London (Record Office) seit Jahren zu liefern fortfahren. Indem wir die Namen der elf Bischöfe unten angeben,[1]) welche die ungerechten Gesetze der königlichen Kirchensuprematie und der Uniformität 1559 im Parlament wie ein Mann ablehnten, sei auf Grund der trefflichen neuen Leistung kurz bemerkt, daß Elisabeth kein Mittel unversucht ließ, um den Widerstand der Prälaten durch Ueberredung zu beugen. Als ihre Hoffnungen zerronnen, ist sie zur Anwendung von Gewalt übergegangen durch Absetzung, Güterberaubung, Gefängnis und Chikane. Keine Geschichtsschreibung wird künftig den Versuch wagen dürfen, sie und ihre Ratgeber von diesen schweren Vorwürfen zu reinigen. Wie im 16. Jahrhundert dieser Versuch gelungen, das hat Phillips im dritten Kapitel mit der Ueberschrift „Die Verschwörung zur Unterdrückung der Wahrheit über die Verfolgung der Bischöfe" zum ersten Male aufgedeckt.

Nachdem Pius V. durch die Bulle vom 25. Februar 1570 aus einer langen Reihe schwerwiegender Gründe, unter denen auch die barbarische Behandlung der katholischen Bischöfe aufgezählt wird, über Königin Elisabeth den Bann verhängt,

1) Cuthbert Tunstall von Durham, † 18. November 1559; Ralph Bayne von Lichfield, † 18. November 1559; Owen Oglethorpe von Carlisle, † 31. Dezember 1559; John White von Winchester, † 12. Januar 1560; Richard Pate von Worcester, † 23. Nov. 1565; David Poole von Peterborough, † Mai 1568; Edmund Bonner von London, † 5. September 1569; Gilbert Bourme von Bath und Wells, † 10. September 1569; Thomas Thirlby von Ely, † 26. August 1570; James Turberville von Exeter, † 1. Nov. 1570; Nikolaus Heath, Erzbischof von York, † Dezember 1578.

traten die maßgebenden Berater der letzteren mit dem schweizerischen Reformator Bullinger in Verbindung. Gegen Pius V. schrieb dieser ein giftgeschwollenes Buch, sandte das Manuskript nach England, wo Staatssekretär Burghley und seine Freunde, die neuen anglikanischen Bischöfe Parker von Canterbury, Grindal von London und Cox von Ely dasselbe in verhängnisvoller Hast zum Drucke lieferten, der in vierzehn Tagen beendet war. „Keine Veränderung", meldeten sie Bullinger, „haben wir vorgenommen außer auf Seite 60". Die jetzt veränderte Stelle lautet: „Außerdem wird in der Bulle unverschämt und lügenhaft behauptet, die katholischen Bischöfe seien durch Leiden im Gefängnis erschöpft und endeten ihre Tage in Elend... Im Gegenteil werden die päpstlichen Bischöfe freundlich behandelt und weit besser als sie es verdienen." Diese Behauptung wird dann noch weiter ausgesponnen, und zwar in krassem Widerspruch mit S. 47, auf welcher der mit der bedrängten Lage der englischen Bischöfe wohl vertraute Bullinger mit kühner Unerschrockenheit schreibt: „Daß diese Männer, wie die Bulle sich beklagt, im Gefängnis elend ihre Tage beschlossen, durch Leiden erschöpft, dafür trifft die Schuld durchaus nicht die erhabene Königin... denn das verdanken sie ihrer eigenen verkehrten Halsstarrigkeit und Bosheit... In dieser Beziehung hat die Königin nichts getan, was Gott durch sein eigenes Gesetz nicht schon vorher zu tun befohlen hat." In der Tat: dieses Verfahren erklärt vollkommen die Weigerung der englischen Freunde, in deren Interesse Bullinger den Papst Pius V. beschimpft, dem rücksichtslosen Schweizer ein Exemplar der gedruckten Schrift einzusenden, und läßt anderseits die Klagen Bullingers über diese ihm widerfahrene Behandlung begreifen.[1])

Die Nachwelt hat Seite 47 übersehen, sich dagegen an Seite 60 gehalten, und so entstand die protestantische

---

1) Phillips 26—39.

falsche Ueberlieferung von der humanen Behandlung der letzten katholischen Bischöfe durch Elisabeth. Cecils Freunde, sowie die ersten anglikanischen Bischöfe, in deren Häusern die wenigen Bischöfe der alten Kirche als Gefangene schmachten mußten, haben sie fortgepflanzt, und angesehene katholische Gelehrte wie Chillow in seinem Biographischen Lexikon englischer Katholiken, P. Morris in seinen zahlreichen Arbeiten über die Leiden unserer katholischen Vorfahren und der Redemptorist Bridgett in seiner Schrift über den Untergang der Hierarchie unter Elisabeth sind davon beeinflußt worden. Ja, sogar auf Zeitgenossen wie Rishton, der eine Fortsetzung des Sander hinterlassen und der in der katholischen Literatur jener Zeit vielgenannte Jesuit Persons sind in Irrtümer gefallen, die Phillips in der Lage ist zu verbessern.

Es ist eine wahre Freude für den Leser, dem gelehrten Verfasser in das mit Bienenfleiß zusammengebrachte Kleinmaterial zu folgen, mit welchem er das Schicksal der genannten elf Bischöfe darlegt. Ihre kühne Entschiedenheit gepart mit unerschütterlicher Beharrlichkeit, und in einigen Fällen die aufrichtige Reue über zeitweilige Beteiligung am Schisma unter Heinrich VIII. hinterläßt beim Leser einen versöhnenden Eindruck. Erzbischof Heath von York und Bischof Scott von Chester glänzen besonders als Beispiele dieser Gesinnungen, die sie 1559 im Parlament kundgaben und mit goldener Treue bewahrten. Auf Grund der State Papers sowie der jetzt vorliegenden Berichte des kaiserlichen und des spanischen Botschafters, sowie des Vertreters von Mantua in London, Il Schifanoya, wird das Getriebe der von Elisabeth im März 1559 berufenen Westminster-Disputation dargelegt, bei welcher alle äußeren Umstände zu ungunsten der katholischen Bischöfe, dagegen zum Vorteil der Protestanten hinterlistig und zu dem Zwecke gelegt wurden, um den Katholiken Verlegenheiten zu bereiten. Wie das Schicksal dieser Disputation am ersten Tage besiegelt wurde,

so war das Ziel, welches man mit ihr verfolgte, sonnenklar und wurde alsbald durchschaut. „Sollte", so bemerkte Bischof Bonner von London, „eine andere Religion als die katholische, in meine Diözese eingeführt werden, so soll das nicht blos ohne Wissen auf meiner Seite, sondern gegen meinen Willen geschehen." Durch das Religionsgespräch die Bischöfe öffentlich ins Unrecht zu setzen, das war für William Cecil leicht, aber die katholischen Bischöfe dem alten Glauben abtrünnig zu machen, hat der Apostat nicht vermocht.

Professor Phillips hat der geschichtlichen Wahrheit zur Anerkennung verholfen durch den Beweis, daß die Einkerkerung der Bischöfe, im Herbst 1559 eingeleitet, mit ihrer Einlieferung in das Staatsgefängnis des Tower um Mitte 1560 vollzogen wurde. Damals waren schon vier derselben unter ihnen heimgegangen, Bischof Bayne, der als Gefangener im Hause des anglikanischen Bischofs Grindal von London starb, welcher die Papisten des Aberglaubens zieh und das hl. Meßopfer beschimpfte und von seinen Gefangenen mehr als der Tower gefürchtet wurde, sodann der Bischof White von Winchester, der, zweimal in „enge Haft" (close prisoner) des Tower geworfen, infolge eines hier erlittenen Fieberanfalls in wenigen Tagen hinweggerafft wurde. Selbstverständlich besitzen nicht alle Lebensbilder das gleiche Interesse. Als Männer von größerer Bedeutung dürften gelten der als Humanist und Staatsmann hervorragende Bischof Tunstall von Durham, der schon in den Tagen Heinrichs VIII. eine Rolle gespielt, in das Schisma verwickelt worden, jetzt aber als 85jähriger Greis der Königin selbst über seine katholische Gesinnung keinen Zweifel beließ und vor dem Geheimen Rat, über seinen Glauben befragt, die treffende Antwort erteilte: „Es ist mein Amt, Sie darüber zu befragen, was Sie glauben müssen, und nicht, von ihnen zu lernen (175)."

In früheren Tagen von beklagenswerter Nachgiebigkeit, bekundete Bischof Thirlby jetzt die Festigkeit eines katholischen Prälaten in der Erwiderung auf das Anerbieten der

Freiheit, wenn er den öffentlichen Gebeten, ohne Beteiligung am Abendmahl, beiwohnen wollte. „Ich habe kein Verlangen zu heucheln, ich kann nicht zu euern Gebetsübungen kommen." Eine große Rolle in dem Buche spielt die in dem Vorwort vom Verfasser stark betonte Berichterstattung der Bischöfe von dem damaligen Protektor Englands, Kardinal Morone die sich heute im Besitze des P. Pollen S. J. befindet und demnächst durch diesen der Oeffentlichkeit übergeben werden wird. In dieser Bittschrift gehen die eingekerkerten Bischöfe in ihrer Selbstlosigkeit so weit, daß sie jedwede Berücksichtigung ihres Lebens ausgeschaltet wünschen, wenn nur die Interessen des alten Glaubens Schutz fänden (221). In der Tat hat ihr Leben lange in Gefahr geschwebt angesichts der auch von einzelnen anglikanischen Bischöfen erhobenen Forderung: „Tötet die Wölfe im Käfig." Wenn Elisabeth diesem Wunsche ihrer Lieblinge nicht entsprach, dann hatten die im Gefängnis schmachtenden Bischöfe nur der Dazwischenkunft Kaiser Ferdinand I. und König Philipp II. von Spanien ihr Leben zu verdanken.

Und wird nun die Frage nach der Geistesrichtung, den Charakterzügen und der gesellschaftlichen Stellung der eingedrungenen neuen Bischöfe, deren Beruf die sogenannte Erneuerung des Christentums bildete, aufgeworfen, dann erteilt ein verdienter Beamter des englischen Reichsarchivs im Jahre 1902 folgende Antwort: „Die Lage der Gesellschaft", schreibt Hall, „war so elend wie je zuvor. Und wo konnte man in dieser ganzen Zeit den Einfluß der Kirche wahrnehmen? Nicht einmal ein Anlauf zu einem solchen Einfluß ließ sich wahrnehmen. Die Bischöfe waren hungerige Pedanten, Kreaturen einer Hofpartei, deren Finger nach schmutzigem Gewinn sich ausstreckten; oder sonst gute arbeitsame, häusliche Männer . . ., Viehmäster, Landjobber die ihren Beruf verfehlt hatten. Beschränkt, strenge, gierig, servil, ungerecht, wurden sie von ihren Herren in dem nämlichen Maße verachtet, als sie von ihren Herden gehaßt

wurden. . . . In der Tat, mit allgemeiner Einstimmigkeit scheint die öffentliche Meinung dem englischen (d. h. anglikanischen) Bischof ungünstig gewesen zu sein. In gleicher Weise von Katholiken, Anglikanern und Puritanern angeklagt, fristeten sie ihr Leben nur durch den guten Willen der Krone oder vielmehr durch deren verächtliche Duldung" (131).

Unter den übrigen katholischen Bischöfen seien als besonders hervorragend nur genannt Richard Pate von Worcester, Edmund Bonner von London und Erzbischof Heath von York. Was Pate betrifft, so stellt der Verfasser die aus der Zeit seiner gesandtschaftlichen Tätigkeit bei Karl V. bekannten Ereignisse zusammen, wirft neues Licht auf seine Flucht von Namur nach Rom im Januar 1541 (258), läßt uns aber im Dunkel über seine Beteiligung am Konzil von Trient, wo Pate als Bischof von Worcester (seit 1541 durch Paul III.) 1545 erschien. Hier hätten die von Professor Merkle und Protonotar Ehses ans Licht gestellten monumentalen Bände mit den Akten dieser Kirchenversammlung treffliche Dienste leisten können. Unter dem Stichwort Vigorniensis (Worcester) gibt Band I 926 und Band IV 618 über den vor dem Zorn seines schismatischen Landesherrn Heinrich VIII. entflohenen Prälaten massenhaften Aufschluß. Dem sonst in der Literatur des 16. Jahrhunderts außerordentlich bewanderten Verfasser ist diese bedeutende Quelle vollständig entgangen. [1])

Besonders lesenswert ist der dem Bischof Bonner von London gewidmete Abschnitt. Weil die Hauptstadt des Reiches, wo die deutschen Prädikanten und englische gospellers offen und geheim ihre Neulehren vortrugen und sich dadurch mit der vom Staate genehmigten Religionsform in

1) Concilium Tridentinum Diariorum, actorum . . . nova collectio Tom. primus. Tom. quartus. Friburgi, Herder, 1901—1904. Beide Bände wurden von mir besprochen in Heiner, Archiv für katholisches Kirchenrecht, Bd. 82 (1902) S. 181—200, und Bd. 84, (1904) S. 655—661.

Widerspruch setzten, seiner geistlichen Gewalt unterstand, so kam er weit öfter denn seine Amtsbrüder in die Lage, gegen Irrlehrer einzuschreiten und sie im Falle der Hartnäckigkeit der weltlichen Gewalt überliefern zu müssen. Man mag das bedauern. Aber nach damaligem Staatskirchenrecht konnte der Bischof nicht anders handeln. In der protestantischen Literatur ist Bonner deshalb eine wahre bestia canaglia. Phillips entzieht der mit ihm befaßten landläufigen Legendenbildung machtvoll den Boden und zeigt den Mann, der in seinem Amte lediglich den Geboten der Pflicht folgte, in seiner feinen, milden, duldsamen Gesinnung, für die nicht wenige seiner Gegner Zeugnis abgelegt. Wegen der Festigkeit seiner Gesinnung in der Ablehnung der neuen Religion und heldenmütiger langjähriger Ertragung bitterer Kerkerleiden erfreute Bonner sich bei den zeitgenössischen Katholiken, insbesondere den katholischen Schriftstellern jener Periode eines ausgezeichneten Rufes. Auch das Lebensbild des Erzbischofs Heath von York bildet eine stillschweigende Wiederherstellung dieses Dulders im Tower. Er ist der letzte der in der römischen Inschrift genannten elf Bischöfe, die wegen des Bekenntnisses des römischen Stuhles und des katholischen Glaubens ihr Leben verloren.

Neben dem Dienste der Verteidigung der geschichtlichen Wahrheit, für dessen Wahrnehmung jede Seite dieser Arbeit mit ihren überraschend neuen Ergebnissen Zeugnis ablegt, hat der Verfasser noch ein besonderes Ziel ins Auge gefaßt. Wenn für 54 Blutzeugen die römischen Gemälde und Kupferstiche im Prozeß der Seligsprechung 1886 einen entscheidenden Beweisgrund gebildet, weshalb sollte den elf Bischöfen, nachdem Phillips ihre Identität überzeugend festgestellt, auf Grund der nämlichen Beweismittel die Ehre des Martyriums länger vorenthalten bleiben? Aus der Vorrede entnimmt der Leser, daß eine Anzahl englischer Bischöfe der nördlichen Grafschaften, in deren Bezirk der Sprengel des Erzbischofs Heath von York liegt, in Rom einen dahin-

zielenden Antrag gestellt, welcher mit der Befürwortung des verlebten Kardinal-Erzbischofs Vaughan von Westminster versehen wurde. Den römischen Kongregationen für die Prüfung dieser nicht leichten Frage unverfälschtes geschichtliches Material zu unterbreiten, das hat dem Verfasser als preiswürdiges Ziel vorgeschwebt. Wird er dasselbe erreichen? Allerdings reden angesehene englische Theologen und Laien in einer vom 10. Aug. 1572 aus Löwen datierten und an den neugewählten Papst Gregor XIII. gerichteten Denkschrift von neun Bischöfen als infolge ihrer Kerkerleiden verschieden, und von zweien, die nun noch in enger Haft schmachteten (360). Zwar hat diese Empfindung in zahlreichen Chroniken, dichterischen Ergüßen und der aszetischen Literatur entsprechenden Widerhall gefunden. Anderseits bleibt jedoch zu bedenken, daß nicht wenige dieser elf Bischöfe früher am englischen Schisma teilgenommen, daß nicht von allem feststeht, daß sie im Gefängnis selbst oder durch die dort erlittenen Unbilden des Todes verblichen, und daß endlich Bischof Bonner von London in den Kreisen des englischen Protestantismus als stehender Vorwurf katholischer Unduldsamkeit gilt. Ob bei alledem die Erlangung der Seligsprechung beim Hl. Stuhl gelingen wird, bleibt abzuwarten.

Jedenfalls hat der Verfasser eine manneswürdige, durch gesunden kritischen Sinn, umfassende Gelehrsamkeit und fleißige Benutzung ungedruckten Materials hervorragende Leistung geliefert. Der Wert des Buches wird erhöht durch ein genaues Register und eine Reihe von Lichtdrucken mit den Brustbildern des Kardinals Allen und des Bischofs Tunstall, während auf andern öffentliche Gebäude der englischen Hauptstadt aus jener Zeit dargestellt sind.

Aachen. A. Bellesheim.

XCI.

Der fünfte allgemeine österreichische Katholikentag.

Von einem langjährigen Mitarbeiter aus Oesterreich.

Die starke Seite der Weiß'schen Weltgeschichte ist die Darstellung der französischen Revolution. Mit der ihm eigenen Meisterschaft der Stofforbnung und des Stiles hat der österreichische Historiker die Zustände in Frankreich vor der Katastrophe geschildert und seine Darstellung mit den Worten geschlossen:

„Ziehen wir aus diesen Zuständen das Resultat: Die Kirche besteht dem Anschein nach wie früher, aber die Herzen und Geister sind von ihr abgewandt; die äußere Einrichtung des Staates besteht noch, aber die Grundlagen sind locker und faul — man spricht im Hause auch unaufhörlich von der Notwendigkeit eines Neubaues. Wenn ein Sturm kommt, so stürzt der ganze Bau zusammen und begräbt seine Bevölkerung unter den Trümmern".[1])

Es ist für einen treuen Oesterreicher hart, das Zutreffende dieser Worte auf die heutige Lage Oesterreichs unwillkürlich herauszufühlen. Das Herz sträubt sich, die Aehnlichkeit anzuerkennen; der forschende Blick des ruhigen Beobachters findet zum Troste allerdings noch manchen bedeutenden Unterschied. Aber indem er sich sagt: „Ganz so schlimm

1) 7. Bd. S. 35.

ist es noch nicht!", kann er sich doch nicht verhehlen, daß es vielleicht bald ebenso schlimm sein wird, wenn es so wie bisher weitergeht. Mit dem letzten allgemeinen Katholikentage in Salzburg 1896 hat die Abkehr von der Kirche in manchen Kreisen epidemisch um sich gegriffen; die nationalen Gegensätze sind bis zum wahnsinnigen Fanatismus verschärft worden; das Parlament ist durch den Terrorismus von Menschen ohne sittlichen Kredit lahmgelegt und die Regierung glich bisher bei alledem am meisten den unglücklichen Wächtern der Ordnung in Frankreich vor dem Jahre 1789. Das Auftreten des Ministerpräsidenten von Gautsch in der denkwürdigen Sitzung des österreichischen Herrenhauses am 2. Dezember hat endlich gezeigt, daß man sich des Ernstes der Lage bewußt geworden ist, und daß der geplante Neubau durch die Wahlreform von der lebhaftesten Sorge um die Existenz diktiert ist. Tatsächlich kann man von der Reichsratsjession zu Anfang Oktober d. J., die mit der Forderung einer neuen Wahlordnung auf den Plan trat, eine neue Periode in der Entwicklung Oesterreichs schon jetzt datieren, wohin auch immer der neue Weg führen mag.

Der Hinweis auf diesen dunklen Hintergrund scheint unnotwendig zu sein, um den fünften allgemeinen Katholikentag zu Wien vom 18.—21. November d. Js. zu verstehen und zu würdigen. Von mehreren katholischen Zeitungen war demselben „ein glänzender Verlauf" vorausgesagt worden. Schwerlich haben viele an das Eintreten dieser Prophezeiung geglaubt. In einem sehr gut geschriebenen „Mahnwort", das unter dem Titel „Katholiken heraus!" vom Vereine „Volksaufklärung" unmittelbar vor dem Katholikentage erschien, ist am Schluß (S. 35) zu lesen:

„Da wir dies schreiben, harren wir noch des bevorstehenden Katholikentages; wird er die auf ihn gesetzten Erwartungen erfüllen? Wird er die so heiß ersehnte Einigung der verschiedenen Nationen auf das katholische Programm zuwege bringen? Bei Gott ist kein Ding unmöglich. — Wir denken

und arbeiten; er aber lenkt die Schicksale der Völker und so hoffen wir, zu Nutz und Frommen unseres so gefährdeten Glaubens und Vaterlandes."

Hier wurde also fast auf ein Wunder gehofft. Das Wunder ist, soweit es sich um das nächste Gelingen der Tagung handelte, über alle Erwartung eingetroffen. Es waren nicht blos „glänzende Tage", sondern Tage ersprießlicher Arbeit, die den gesunkenen Mut vielfach belebt haben. „Die schweren Gefahren für Religion und Vaterland", von denen Pius X. in dem eigenhändigen Schreiben an den Kardinal Gruscha von Wien aus Anlaß dieses Tages redet, bestehen in einer kaum absehbaren Größe. Die in Wien versammelten Katholiken sind aber auch dem Worte des Papstes nachgekommen:

„Wir ermahnen Euch allen Ernstes: Ihr möget angesichts der Euch bedrängenden Nöten nicht verzagen und den gemeinsamen Feinden mutvoll ins Auge sehen; dabei wird es Euch weder bei der Beratung an Klugheit noch bei der Ausführung an tatkräftigem Widerstande fehlen. Diese Vorteile Eurem Vaterlande zu schaffen, wird aber niemals anders möglich sein, als unter dem Leitsterne vollkommenster Eintracht."

Ein guter Anfang wäre also gemacht; es wäre viel, ja alles erreicht, wenn es sich eben um einen wirklichen Anfang und nicht blos um ein vorübergehendes Aufleuchten katholischer Begeisterung handelte. Bei dem Riesenfortschritt, der sich beim Vergleiche dieser Tage mit den letzten allgemeinen Katholikentagen in Linz und Salzburg für den Betrachtenden herausstellt, läßt sich hoffen, daß ein solcher mühsamer und später aber fortwirkender Anfang einer katholischen Aktion vorliegt. Einige Worte über die Vorbereitung und den Verlauf der Tagung mit einem Ausblick auf die den Katholiken Oesterreichs nunmehr obliegenden Pflichten mögen unsere Hoffnung begründen.

Der neunjährige, allzulange Zwischenraum zwischen dem letzten und vorletzten Katholikentage ist gewiß nicht ohne

mannigfache Pläne, früher eine solche Tagung herbeizuführen, verlaufen. Wir können weder, noch wollen wir untersuchen, welche Anstrengungen in dieser Beziehung gemacht worden sind. Graf Sylva-Tarouca hat als Katholikentagskommissär dieselben am Eröffnungsabende unter allgemeiner Zustimmung dargelegt. Nach der von Badeni angerichteten Verwirrung und bei der zunehmenden Uneinigkeit unter den Katholiken selbst schien allerdings kaum eine Möglichkeit zu einem allgemeinen Katholikentage vorhanden zu sein. Trotz der mutig unternommenen Vorbereitungen konnten zuletzt noch die Demonstrationen auf den Straßen von Brünn in den ersten Oktobertagen die Frage nahelegen, ob es nicht besser sei, den Katholikentag wieder zu verschieben.[1]) Die katholisch-mährische Nationalpartei schickte bekanntlich an das Vorbereitungskomité die Erklärung, daß die Tschechen sich nicht an dem Katholikentage beteiligen könnten, weil die christlich-soziale Partei bei der deutschen Demonstration gegen eine tschechische Universität in Brünn vertreten war. Die Christlich-Sozialen sind bald darauf durch die Wahlvorgänge in Kärnten und durch das Verhalten der Deutschvölkischen bei der Wahl eines neuen Vizebürgermeisters für Wien nachdrücklich belehrt worden, daß die „Deutsche Gemeinbürgschaft“ mit sogen. deutschen Männern, welche in blindwütigem Hasse gegen die katholische Kirche kämpfen, unmöglich ist. Sie hätten wohl besser gethan, die Alldeutschen in Brünn allein demonstrieren zu lassen. Andrerseits hat „die Information“ die Engherzigkeit der katholisch-mährischen Nationalpartei richtig also gekennzeichnet: „Das heißt denn doch aus rein nationalem Uebereifer sich an dem allerhöchsten Gute auch der tschechischen Nation, an der gemeinsamen katholischen Sache versündigen, lediglich aus nationaler Gereiztheit“. Bald darauf, fast unmittelbar vor dem Katholikentage wurden freilich die nicht-

1) Tatsächlich ist diese Frage, soweit die Kenntnis des Verfassers reicht, nicht gestellt worden.

deutschen Nationalitäten durch das Treiben der alldeutschen Studenten an der Wiener Universität arg verletzt. Das österreichische Unterrichtsministerium hat dabei in der kläglichsten Schwäche mitgeholfen, den österreichischen Gedanken zu zerstören. Um den deutschen Charakter der Wiener Universität zu wahren, forderten die alldeutschen Studenten die Beseitigung des slavischen Professors Dvorak. Um ihre deutsche Gesinnung zu zeigen, stimmten sie in der Universität die „Wacht am Rhein" an und mißhandelten die nichtdeutschen Studenten, die sich weigerten bei diesem Liede das Haupt zu entblößen. Solcher Terrorismus war auch für gute, nichtdeutsche Katholiken wahrlich keine Einladung, zum Katholikentage nach Wien zu kommen. Bei ruhiger Ueberlegung allerdings mußten sie sich sagen, daß gerade zur Abwehr solcher Ungerechtigkeiten, die seitens einer schwachen Regierung unbeanstandet bleiben, der Katholikentag den besten Anlaß bot.

Auch in anderer Beziehung und von anderer Seite wurde ja die Entrüstung über die unglaubliche Nachgiebigkeit der Regierung gegen alle reichsfeindlichen Elemente, die auf dem Katholikentage den lautesten Ausdruck fand, vorbereitet. In einer Versammlung des Deutschen Wählervereins am 6 November hatte der Bürgermeister Dr. Lueger das Verhalten der Regierung gegen die sozialdemokratischen Umtriebe am Sonntag den 5. November in Wien gebrandmarkt. Der Redner machte die Behörden für den Uebermut der Sozialdemokraten direkt verantwortlich.

„Scheinbar mit obrigkeitlicher Bewilligung", so sagte er, „haben die Sozialdemokraten auch rote Fahndeln auf den Flaggenmasten vor dem Parlamentsgebäude aufgezogen. Das hat mich gefreut, das war ein guter Witz. Daß aber die städtische Feuerwehr, ohne von mir die Erlaubnis erhalten zu haben, diese roten Fahndeln herabgeholt hat, bereitete mir hingegen keine Freude. Die roten Fahnen auf den Parlamentsmasten, die hätten noch heute weiter flattern können als Schande für diejenigen, die

es geduldet haben, daß dieselben überhaupt aufgezogen werden konnten (demonstrativer Beifallssturm), damit die Bevölkerung sich dieselben genau ansehen und dann ein Urteil bilden kann, was in unserer Stadt Wien den Sozialdemokraten alles erlaubt und den anderen nicht erlaubt ist. Die Sozialdemokraten lassen es überall in ihren Zeitungen verkündigen, daß sie allein die Herren der Situation in Oesterreich sind. Möglich, wenn es sich die anderen noch weiterhin gefallen lassen; die christlichsoziale Partei werden sie nicht so schnell unterkriegen, das können die Herren versichert sein. Allein ich glaube, daß alles seine Grenzen haben muß und schließlich wird ja auch die Demut und Feigheit jener Leute verschwinden, die berufen sind, an den Geschicken unseres Vaterlandes mitzuarbeiten. Wenn sie nicht den Zerfall des Reiches selbst verschulden wollen, dann müssen sie doch endlich einmal, wie es ja ihre Pflicht ist, entschieden gegen die unterschiedlichen Republikaner und Revolutionäre auftreten".

Wollte ein Geschichtsschreiber alle ähnlichen Fälle der letzten Jahre zusammenstellen, die lauter Symptome des Niederganges bedeuten, so würde er ein langes Sündenregister der österreichischen Behörden und der berufenen Wächter für das Wohl des Staates zusammenbringen. [1])

---

1) Ein Beispiel glauben wir unseren Lesern doch noch mitteilen zu sollen, das am 11. Oktober 1905 folgendermaßen im ‚Grazer Volksblatt' zu lesen war: Wie die Hohenzollernpartei von den Militärbehörden behandelt wird. Im niederösterreichischen Landtage brachte Abgeordneter Dr. v. Bächle folgende Interpellation ein: Das in Wien erscheinende ‚Alldeutsche Tagblatt', das erst kürzlich durch beispiellose Angriffe auf eine geheiligte Institution der katholischen Kirche die allgemeinste Entrüstung hervorgerufen hat, verficht, wie bekannt, Tendenzen, die nicht blos gegen das Christentum, sondern auch gegen den Besitzstand des Kaisertums Oesterreich gerichtet sind. Wir könnten mit Rücksicht auf die geringe Zahl der Abonnenten dieses Hetzblattes seine perfiden Aeußerungen gegen den Träger der Krone und den katholischen Glauben ignorieren, wenn wir nicht zu unserem allergrößten

Diese lange Reihe von Dummheiten und Bosheiten hat aber auch mitgeholfen, den fünften Katholikentag vorzubereiten, insofern derselbe deutlich das Ende der Geduld der Katholiken bedeutete. Die Einheit, die auf demselben sich zeigte, und die Freimütigkeit, wovon derselbe beherrscht war, darf als eine Folge des unleidlichen Druckes gelten, der angesichts der Indolenz der Regierungsorgane auf den Katholiken lastet.

Eine Vorbereitung positiver Art bildete eine Wallfahrt von etwa 3000 Männern von Wien zum Grabe des heil. Leopold in Klosterneuburg am 11. November unter der Führung des Wiener Männerapostels P. Abel S. J. Unfraglich hat dieses offene Bekenntnis des Glaubens zum guten Gelingen des schwierigen Werkes beigetragen; das Hauptverdienst davon freilich gebührt der außerordentlichen Tätigkeit des Vorbereitungskomitees.

Die offenen und zielbewußten Erklärungen bei der Eröffnung des Katholikentages erweckten sofort Hoffnung auf günstigen Erfolg. „In der Vergangenheit," so sprach der Obmann des vorbereitenden Wiener Komitees Baron Vitinghoff-Schell, „hat man uns getrennt, und wir sind getrennt geschlagen

Befremden die Wahrnehmung hätten machen müssen, daß das Blatt sich auch der Sympathien bei den k. u. k. Militärbehörden erfreut. Zum Beweis dieser unglaublichen Tatsache weisen wir auf die Nummer der Zeitung vom 1. d. M. hin, in der sich ein von der Verwaltungskommission der k. u. k. Traindivision Nr. 3 eingerücktes Inserat befindet, durch das der lizitationsweise Verkauf von 130 Ausmusterungspferden angezeigt wird. Abgesehen davon, daß der kleine Leserkreis dieser Zeitung sich für derartige zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmte Angelegenheiten kaum eignet, muß es geradezu als unerhört bezeichnet werden, daß die Militärbehörde eine Zeitung von so prononziert antipatriotischer Gesinnung zur Unterstützung geeignet befindet. Die Gefertigten richten daher die Anfrage: Ist Seine Exzellenz der Herr Statthalter geneigt, die Militärbehörde auf das Ungehörige dieses Vorganges aufmerksam zu machen? — Diese Vorfall ist für die österreichischen Zustände sehr bezeichnend.

worden; vereint werden wir in der Zukunft marschieren und unseren katholischen Glauben verteidigen."

Wer die Verhältnisse erwägt, unter denen dieser selbe Grundsatz beim dritten Katholikentage in Linz 1892 ausgesprochen wurde, wird den Fortschritt nicht verkennen. Damals war der Beifall keineswegs allgemein; diesmal war dieser Satz das allgemein angenommene Programm vor jeder Erörterung. Der Präsident, Landeshauptmann von Vorarlberg Rhomberg, brachte entsprechend seiner herkulischen Gestalt kraft- und mutvoll nicht minder hoffnungserweckend sofort das genaue Arbeitsziel des Tages zur Kenntnis: Organisation der österreichischen Katholiken, Förderung der katholischen Presse und Stellungnahme gegen die heuchlerische „Los von Rom"-Bewegung sollte vor allem anderen das Ziel der Beratungen sein. Demgemäß war die Ordnung früherer Tage, wonach eine Reihe von Sektionen nebeneinander tagten, mit einem mehr einheitlichen Programm vertauscht worden. Ganz vermieden wurde allerdings der Uebelstand einer Zersplitterung der Teilnehmer nicht, da eine ansehnliche Anzahl von „Nebenversammlungen" in das Programm aufgenommen worden war. Neben neun Haupt- und Festversammlungen fanden gegen zwanzig solcher Nebenversammlungen statt. Trotzdem ist das Ziel, das den Veranstaltern des Katholikentages vorschwebte, in überraschender Weise glücklich erreicht worden. Die Zahl der Teilnehmer belief sich gemäß den ausgestellten Karten nahezu auf 7000. Auch die meisten der sogenannten Nebenversammlungen waren daher nicht bloß gut besucht, sondern erfreuten sich auch eines lebhaften Interesses. Die Bekämpfung der Abfallsbewegung, um nur die angegebenen wichtigen Punkte etwas hervorzuheben, ist dabei am wenigsten zu kurz gekommen. Zunächst war dieselbe Gegenstand einer „Männerversammlung des St. Bonifatiusvereins", die als Nebenversammlung in der Volkshalle des Rathauses Sonntag, den 19., abends gehalten wurde. Die aus Deutschland

erschienenen Gäste, worunter Graf Hermann Stolberg-Stolberg als Generalvorstand des deutschen Bonifatiusvereins die erste Stelle einnahm, haben den frohen Eindruck mitnehmen müssen, daß die Oesterreicher oder wenigstens die Wiener gründlich aufgewacht sind. Die große Halle vermochte kaum viel mehr als 4000 Männer zu fassen, während wohl 2000 vor den Türen Halt machen mußten. Es handelte sich um eine Massenbewegung, die schwerlich ohne nachhaltige Wirkung bleiben kann. Nichtzuletzt ist das Zustandekommen dieser Kundgebung, die man sich auf den früheren Katholikentagen kaum hätte träumen können, dem Superior der Benediktiner-Abtei Emaus P. Alban Schachleitner zu danken, der die Monatsschrift „St. Bonifatius" in einer Auflage von nun mehr als 700000 Exemplaren innerhalb drei Jahren ins Leben gerufen hat. Vor dieser Männermenge die trotz aller Unbequemlichkeit in der überfüllten Halle mit auffallendem Verständnis und Interesse ausharrte, konnte zunächst der ehemalige deutsche Zentrumsabgeordnete Nikola Racke aus Mainz die Taktik der Abfallsapostel und die Lage des heutigen Protestantismus bezw. des evangelischen Bundes beleuchten. Ein Glanzpunkt der Rede war die ironische Abfertigung des Satzes in einem Aufsatze der „Wartburg" (Jahrg. I. Nr. 5). „Alle großen Erfinder sind mit wenigen Ausnahmen Protestanten gewesen; die Geisteswissenschaften sind wesentlich im Besitze des Protestantismus, Gewissensfreiheit, Bildung, freie Forschung, moderne Volksvertretung, Einrichtungen der Humanität und Gesittung, es sind alles Dinge, welche die Welt dem Protestantismus verdankt."

Es ist leider kaum zu leugnen, daß diese lächerliche Selbstüberhebung eines großen Teiles der deutschen Protestanten durch eine gewisse kritische Richtung unter den deutschen Katholiken gefördert worden ist. Es gibt Leute in Oesterreich, welche zweifeln, ob Racke seine Wiener Rede vor diesen Katholiken in Deutschland hätte halten dürfen,

denen die Gleichberechtigung des katholischen und protestantischen Prinzips und darüber hinaus eine gewisse Geringschätzung der eigenen Glaubensgenossen zum Axiom geworden zu sein scheine. Diese sonderbare Richtung war auch Gegenstand der Besprechung einer „zwanglosen Zusammenkunft katholischer Literaten“, die anläßlich des Katholikentages von Dr. v. Kralik, dem Dichter Franz Eichert und dem Regierungsrat Dr. Domanig einberufen worden war. Mit Unterbrechung des Ganges unserer Berichterstattung glauben wir die sehr ernsten Erörterungen in dieser Zusammenkunft hier erwähnen zu sollen. Die Resolutionen derselben, deren endgiltige Redaktion einem Ausschuße anvertraut ist, werden ja bald die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich ziehen. Die Namen der genannten Einberufer sind Bürgschaft genug dafür, daß bei dieser Zusammenkunft nicht übertriebene pedantische Ausschließung und Abschließung vor der modernen Literatur und Kunst gepflegt würde. Trotz der Verschiedenheit der Meinungen in einzelnen Punkten herrschte die vollste Uebereinstimmung in der Ablehnung einer Richtung, wie sie z. B. in der Behandlung der Weltliteratur von P. Baumgartner in einigen führenden katholischen Blättern Deutschlands und in der Kritik des letzten Werkes von P. Denifle in der „Deutschen Literaturzeitung“ zutage getreten ist. Diese Beispiele wurden u. a. angeführt.

„Wir bedauern“, hieß es demgegenüber in dem Entwurfe der Beschlüsse, „daß die berechtigte Reaktion gegen unkritische, nur mit Rücksicht auf persönliche Verdienste oder den guten Willen des Autors gespendete Lobeserhebungen in einigen Literaturorganen nunmehr fast durchweg dem anderen Extrem Platz gemacht hat, nämlich der ungerechten Zurücksetzung, der rein negativen, nörgelnden Bekrittelung und teilweise sogar dem Totschweigen katholischer Autoren.“

Unter Anerkennung der Notwendigkeit, das katholische gebildete Publikum mit allen hervorragenden Werken der nichtkatholischen Literatur unter Anwendung einer objektiven

Kritik bekannt zu machen, erklärte die Zusammenkunft doch auch folgendes:

„Wir müssen aber dagegen Protest einlegen, daß neuerdings diese Objektivität auf Kosten der katholischen Literatur geübt wird, d. h. daß katholische Literaturblätter peinlich alle literarischen Lebensäußerungen der modernen, ganz ins rein Irdische versunkenen und oft genug glaubens- und sittenlosen Weltanschauung registrieren und für dieselben in katholischen Kreisen geradezu Reklame machen, während sie die mindestens gleichwertigen Leistungen katholischer Autoren entweder ganz ignorieren oder unter der Fülle literarischer Produktion verschwinden lassen."

Dieser Entwurf einer katholischen Verwahrung gegen bestimmte katholische Kreise in Deutschland, die gegen den religiösen Indifferentismus gefeit zu sein meinen, während sie bedenkliche Symptome desselben verraten, hat doppelten Wert, weil er aus Oesterreich kommt, wo alles Uebel in der Gleichgültigkeit der Gebildeten und Halbgebildeten gegen die Kirche seine Wurzel hat.[1])

Zu der Bonifatius-Versammlung im Wiener Rathause zurückkehrend haben wir noch die Rede des Wiener Gemeinderates Kunschak zu erwähnen, die in ihrem Schlusse die Parole für den Katholikentag angab. „Für die Tausende," sagte der Redner nach der Darstellung der Faktoren der Abfallsbewegung, „die hier eingekeilt sind und die Tausende, die hier keinen Einlaß finden konnten, lautet der Ruf: Unsere Geduld ist zu Ende!" Nachdem er die Bedeutung dieses Rufes gegenüber den Alldeutschen und den Sozialdemokraten betont hatte, fuhr er fort:

„Unsere Geduld ist zu Ende, muß auch gerufen werden gegenüber jenen, die das katholische Volk zu führen und zu

---

1) Inzwischen ist die oben angekündigte Resolution „der katholischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutsch-Oesterreichs" in etwas veränderter Form erschienen. (Vergl. Salzburger „Katholische Kirchenzeitung" vom 7. Dezember Nr. 96.) Die Red.

regieren berufen sind. Es muß auch diesen, in deren Händen das Schicksal des Staates, zugerufen werden: „Unsere Geduld ist zu Ende!“ Das katholische Oesterreich, das mit dem Blute der Katholiken zusammengekittet ist und für welches wir zu jeder Sekunde unser Blut herzugeben gewillt sind, dieses katholische Oesterreich hat sich endlich einmal seines katholischen Volkes zu erinnern. Darum muß auch nach obenhin gesagt werden: ‚Unsere Geduld ist zu Ende‘, schützet die Katholiken in ihrer religiösen Ueberzeugung, schützet die Kirche, schützet die Priester, die für euch arbeiten. Wenn man den Ruf der heutigen Versammlung oben nicht hören will, dann wird das Volk selbst aus eigener Kraft den Schutz durchführen.“

In diese Erklärung klang schließlich auch das Referat aus, welches der Benediktiner P. Augustin v. Galen in der sechsten beschlußfassenden Versammlung am 21. November über die Abfallsbewegung erstattete. In fast zweistündigem Vortrage entwarf derselbe unter steter Vorführung von unanfechtbaren Tatsachen in edler Sprache und Begeisterung ein geradezu erschreckendes Bild des Treibens, das die protestantischen Sendlinge aus Deutschland in den einzelnen Kronländern beim Stillschweigen und Zuschauen der Regierung entwickeln dürfen. Wer eine genaue Einsicht in die Sache haben will, muß dieses Referat lesen. Die ungeheuren Geldsummen, die von deutschländischen Protestanten für die Förderung der Abfallsbewegung in Oesterreich verschwendet werden, sollten in Deutschland doch Nachdenken erwecken.

Wie 1848 die revolutionären Studenten mit der unzufriedenen Hefe des Volkes verbunden waren, so vereinigt jetzt der Haß gegen Rom die Sozialdemokraten und Studenten. P. von Galen teilte seinen Zuhörern diese und ähnliche Vorkommnisse nicht als Neuigkeiten mit, da jeder aufmerksame katholische Oesterreicher sie schmerzlich fühlt. Als der Redner daher nach einem Appell an die österreichischen Staatsmänner die Frage aufwarf, ob der Ruf wohl gehört werden würde, ertönte allgemein ein lautes, schmerzliches „O nein“ durch

die Versammlung. In erfreulichster Uebereinstimmung mit dem Deutschen P. v. Galen erörterte der tschechische Redakteur Riha dasselbe Thema. Diese Ueberzeugung, daß die Katholiken mit den legitimen Mitteln im Vertrauen auf die Hilfe von oben sich selbst helfen müßen, kam so lebhaft wie noch nie zum Ausdruck; hierin liegt einer der bedeutendsten Erfolge des Katholikentages. Auch der Bürgermeister Dr. Lueger hatte am Schluß der Bonifatius-Versammlung in seiner launigen Weise die Regierung auf den Weg aufmerksam gemacht, den sie zur Beseitigung dieses Uebels einzuschlagen hätte.

„Ich verkenne nicht“, hatte er u. a. gesagt, „daß es insbesonders traurig ist, daß die ‚Los von Rom‘-Bewegung von unseren deutschen Brüdern im Reiche so außerordentlich gefördert worden ist. Wenn man die einzelnen Zeitungen, welche den Gegenstand behandeln, liest, so erkennt man, welche Riesenopfer gebracht werden, um das österreichische Volk dem katholischen Glauben abwendig zu machen und dem protestantischen Bekenntnis zuzuführen. Die Tendenz ist durchsichtig. Katholiken können die Preußen nicht brauchen, schließlich denkt doch jeder draußen: Na, vielleicht kriegen wir doch einmal die deutsch-österreichischen Provinzen. Wenn sie die kriegen würden, werden hier nur zwei Sorten gewählt: Entweder ganz Rote oder ganz Schwarze. Die draußen im Reich können weder die Roten, noch die Schwarzen brauchen. Das ist die beste Versicherung dagegen, daß wir nicht so eines schönen Tages als unfreiwillige Preußen erwachen. Wenn Sie mich fragen, wie man das abwehren soll, fällt mir folgendes ein: Es wandern sehr viele slavische Arbeiter nach Deutschland. Wenn die unangenehm geworden sind, so hat das Deutsche Reich die slavischen Arbeiter ausgewiesen; sie haben gesagt, das sind unangenehme Fremdlinge, hinaus mit ihnen! Nur bei uns zerbricht man sich den Kopf: Ja, was sollen wir tun? Ganz das Gleiche, was Bismarck und die anderen preußischen Minister gemacht haben. Diese geehrten Herren Pastoren verdienen, daß man ihnen — ich muß mich studentisch ausdrücken — das consilium abeundi gibt, das heißt den Rat, Oesterreich schleunigst zu verlassen. Wir haben keinen Bruch der Freundschaft darin gefunden, daß

Bismarck und die nachfolgenden Minister die slavischen Arbeiter ausgewiesen haben, ich bin überzeugt, es wird auch der preußische Reichskanzler keinen Bruch der Freundschaft erblicken, wenn wir die geehrten Herren Pastoren aus dem Deutschen Reiche, die wir nicht brauchen können, wieder zurückschicken."

An Wichtigkeit zweifelsohne den ersten Platz nahm die Verhandlung über die katholische Presse ein. Die Freude darüber, daß die beschlußfassende Versammlung in diesem Punkte eine unerwartete Einigkeit und einzigartige Begeisterung gezeigt hatte, malte sich auf allen Gesichtern. Der Jesuit P. Viktor Kolb hat mit seiner Rede eine seltene Musterleistung vollbracht. Die Erfahrungen auf früheren Katholikentagen konnten in den überaus zahlreichen Teilnehmern an der Preß-Versammlung eine gewisse Furcht erwecken. Diese erwies sich glücklicherweise als völlig grundlos. Der Eindruck der großen und gleichen Gefahr für alle seitens des übermächtigen Gegners, die allgemeine Ueberzeugung, daß in diesem Punkte absolut Wandel geschaffen werden müsse, und nicht zuletzt die geschickten und tiefgreifenden Worte des Redners verbannten jeden Schatten von Uneinigkeit aus dem dichtgefüllten großen Festsaale. Weder die Nationalität noch die verschiedenen Tonarten der einzelnen Redner, die nach P. Kolb das Wort ergriffen, waren ein Hindernis der Einigkeit. Ein Reichs-Preßverein, der den Namen des heil. Pius V. tragen soll, wurde beschlossen und sofort ein Preßkomitee aufgestellt, das diesen Verein zu konstituieren hat. Eine sofortige Sammlung ergab als Anfang eines Preßfonds gegen 9000 Kr.

Nicht minder glücklich ging die Lösung der eben so schwierigen Aufgabe einer nichtpolitischen Katholiken-Organisation von ganz Oesterreich am folgenden Tage vor sich. Die Grundzüge derselben fanden die Zustimmung der Vertreter der verschiedenen Nationalitäten. Die Polen zeichneten sich dabei wie bei den übrigen Verhandlungen durch Mitarbeit besonders aus.

Unter den vielen übrigen Verhandlungen nahmen die über die Schule, den katholischen Schulverein, die katholische Universität, die Jugendvereine, die Missionen, die Frauenversammlung, die Leo-Gesellschaft das meiste Interesse in Anspruch. Ueberraschend zahlreich war eine Versammlung der Jerusalems-Pilger besucht, die von dem hochverdienten ehemaligen Rektor des österreichischen Pilgerhauses Prälat Zschokke und dem opferfreudigen Veranstalter von Pilgerzügen Oberst von Himmel veranstaltet war.

Bezüglich der glänzenden Festversammlungen kam das Wort: Ende gut, alles gut zu besonderer Geltung. Die Rede des armenischen Erzbischofs von Lemberg Dr. Joseph Teodorowicz in der Schlußversammlung wurde allgemein als der Glanzpunkt der rhetorischen Leistungen bezeichnet, trotzdem der Redner als geborener Pole im Gebrauche der deutschen Sprache Schwierigkeiten hatte und über kein durchdringendes Organ verfügte. Es war die Macht des Geistes, der die Herzen der Zuhörer so gewaltig ergriff und fesselte. Die Stellung der Katholiken zu der modernen ungläubigen Kultur beleuchtete der geistvolle Erzbischof, indem er die Worte des Vaterunser zum Maßstabe derselben nahm. Nicht eine schroffe Ablehnung der Kultur, sondern eine Aufforderung, die Kultur entsprechend dem Vaterunser zu heiligen, war das Ziel der Rede.[1])

Der letzte Redner P. Boißl S. J. verstand es in seiner einzigen hinreißenden Weise, die Hauptpunkte der Verhandlungen, nämlich die Einigkeit und die Presse, den Versammelten unvergeßlich einzuprägen. — Das Fahnenband, welches im Namen der Stadt Wien zuletzt an die Herz-Jesu-Fahne des Katholikentages feierlich befestigt wurde, gab der allgemeinen Freude eine besondere Weihe. In echt

1) Unter dem Titel „Das Vaterunser der Kultur" ist die Rede im Separatabdruck in der St. Norbertus-Verlagshandlung Wien III, Seidlgasse 8, erschienen.

gemütlicher und nobler Wiener Weise war aber mit dem offiziellen Schlusse gegen 10 Uhr Abends der Katholikentag noch nicht zu Ende. Der Bürgermeister Dr. Lueger hatte eine Einladung ergehen lassen, der zufolge sich gegen 1200 Teilnehmer in dem herrlichen Festsaale des Rathauses zu ungezwungener Unterhaltung bei einem Abendessen versammelten. Fast alle Bischöfe, zahlreicher Adel, Professoren, Welt- und Ordenspriester, Studenten der katholischen Verbindungen, Geschäftsleute und auch viele Teilnehmer aus dem Bauern- und Arbeiterstande hatten sich zusammengefunden. Die bunten Reihen, die sich trotz Verschiedenheit des Standes und der Nationalität als Katholiken und Oesterreicher fröhlich als Brüder fühlten, erinnerten unwillkürlich an das „Cor unum et anima una“ der Apostelgeschichte. Der Landeshauptmann Rhomberg sprach aus den Herzen aller, als er den wahrhaft liberalen Gastgeber mit den Worten begrüßte: „Wir sind der Einladung gefolgt, nicht um die herrlichen Prachträume des Rathauses zu besichtigen, auch nicht um uns das Essen schmecken zu lassen; wir sind in erster Linie hiehergekommen, um den Mann zu ehren, der Jahrzehnte hindurch für christliches Wesen eine scharfe Lanze eingelegt, der Niederösterreich wiedererobert und den übrigen Ländern ein glänzendes Beispiel gegeben hat.“ — So viel Herrliches auch die 52 Generalversammlungen der deutschen Katholiken aufzuweisen haben, ein so glänzendes Schauspiel wie im Festsaal des Wiener Rathauses an jenem Abende haben sie nicht zu verzeichnen.

Nach dieser allerdings sehr mangelhaften Berichterstattung dürfen wir noch eigens fragen, worin der Fortschritt des 5. allgemeinen österreichischen Katholikentages gegen die früheren bestand, und worauf sich die Hoffnung auf Verwirklichung der gefaßten Beschlüsse gründet. Abgesehen von der sehr großen Zahl der Teilnehmer ist zunächst eine höchst erfreuliche Ausgleichung früherer Gegensätze zu verzeichnen. Die Differenzen, die sich an die Worte ‚katholisch-konservativ‘ und

‚christlich-sozial' knüpfen, waren kaum zu bemerken; der katholische Geist und der katholische Name kam in der Versammlung unverkümmert zum Ausdruck. Der österreichische Episkopat war fast vollzählig zur größten Freude der Versammlung erschienen und nahm regsten Anteil daran. Der 85jährige Kardinal von Wien, Dr. Gruscha, entwickelte, von unverkennbarer Freude bewegt, in seinen Ansprachen ein fast jugendliches Feuer. In diesem Einverständnis kam allen Versammelten ohne Unterschied der ganze Ernst der Lage zum Bewußtsein. Daß ein langer und schwerer Kampf mit einem rücksichtslosen Feinde, der sich bereits als Sieger betrachtet, nicht mehr aufzuschieben sei, wurde allen klar. In dieser Beziehung darf es als ein glücklicher Umstand bezeichnet werden, daß unmittelbar vor dem Katholikentage die liberalen Schulbehörden von Linz entsprechend dem neuen antichristlichen Vereine „Freie Schule" das konfessionelle Gebet des Herrn in den Schulen beseitigen wollten. Als würdiger Nachfolger des unvergeßlichen Heldenbischofs Rudigier hatte Bischof Dr. Doppelbauer im oberösterreichischen Landtage siegreich dargetan, wie beschämend ein solches Vorgehen in einem katholischen Lande sei. Mit nicht geringerem apostolischem Mute hatte im September der Fürstbischof von Laibach Dr. Jeglic energische Einsprache gegen die Errichtung eines schamlosen Denkmals zu Ehren des slavonischen Dichters Pre-eren erhoben. Die verderbliche Zeit des latenten und schleichenden Kampfes gegen das Christentum wird durch solche Vorkommnisse beseitigt, und der Katholikentag gab die förmliche Erklärung ab, daß die Geduld zu Ende sei. Der offene Kampf wird sich nun vor allem um die Wiedereroberung der Schule in ihrem ganzen Umfange von der Volksschule bis zur Hochschule drehen müssen. Eine Erklärung des Präsidenten des Katholikentages hat darüber keinen Zweifel übrig gelassen. Der Verein „Freie Schule" hat auch zuerst die Kriegserklärung zu erwidern für nötig gehalten. Am 4. Dezember veranstaltete dieser nämlich

in demselben Sophiensaale, worin der Katholikentag seine großen Versammlungen gehalten hatte, eine Protestkundgebung gegen den Katholikentag. „Die Kulturmission des Katholizismus" sei zu Ende, erklärte bei dieser Gelegenheit einer der Redner. Daß damit auch die Existenzberechtigung Oesterreichs verneint ist, weiß Feind wie Freund. Die im Eingang dieser Zeilen zitierte Broschüre „Katholiken heraus!" sagt klar und richtig: „Die providentielle weltliche Großmachtstellung Oesterreichs ist bedingt und eng verbunden mit einer ebenso gutgewollten geistigen Mission der katholischen Vormacht. Oesterreich steht und fällt mit dem katholischen Glauben". — Statt dieses Lebenselement des Habsburgerreiches zu schützen, hat die österreichische Regierung, wie bereits erwähnt, seit vielen Jahren auf ihren Hochschulen einen Studententerrorismus geduldet, der das österreichische wie katholische Bewußtsein offen verhöhnt. Vor fast 40 Jahren hat der berühmte Rechtslehrer Arndts die Verfassung der österreichischen Universitäten als „Bubokratie" bezeichnet. Es ist mit Recht gefragt worden, wie er heute die Zustände bezeichnen würde,[1]) da in Prag die „freisinnigen" Studenten die Einführung des Rector magnificus in der Universität selbst offen verhöhnen, da dieselben in Innsbruck die Anwesenheit des Statthalters bei der Einführung des Rector magnificus nicht zulassen wollen, da in Graz sich Militär- und Zivilbehörden, die akademischen eingeschlossen, seit Jahren die Tyrannei der deutschnationalen Studentenschaft gefallen lassen? Selbstverständlich sind nicht sowohl die Studenten als die Professoren der Mittel- und Hochschulen, welche solche Rebellen großziehen, und die Behörden, welche offene landesverräterische Kundgebungen wie die Verhöhnung der Kaiserhymne und die demonstrative Absingung der „Wacht am Rhein" nicht hindern, verantwortlich zu machen. Wird es nun den Katholiken gelingen,

1) Vgl. „Das Vaterland" Morgenblatt vom 22. Nov. 1905. S. 5.

ihre in Wien gegebene Parole, Kirche und Vaterland gegen diese inneren Feinde zu verteidigen, einzulösen? Nur dann, wenn die außerordentliche Begeisterung des Katholikentages anhält und zunimmt, und die außerordentliche Tat, wie die begonnene Schaffung einer mächtigen katholischen Presse ist, durchgeführt wird. Daß die Möglichkeit dazu vorhanden ist, zeigt der gewaltige Fortschritt, den die Katholiken seit dem vorletzten Katholikentage in Salzburg gemacht haben.

Fast alles wird aber auch davon abhängen, daß die treu gebliebenen Katholiken eine glückliche Ueberwindung der eingetretenen Reichskrise herbeiführen helfen. Die beabsichtigte Wahlreform wird der Prüfstein der politischen Kraft und Klugheit der Katholiken sein. Eine gesunde Realpolitik fordert wohl unbedingt, diesbezüglich auf den Plan der Regierung einzugehen und sich zu Herren der Lage zu machen. Mag man grundsätzlich noch so sehr gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht eingenommen sein, so ist es doch möglich, die christlichen Prinzipien inbezug auf Autorität und Gesetzgebung mit dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht in Einklang zu bringen. Die Möglichkeit ist in diesem Falle zur Notwendigkeit geworden, da den ins Rollen gebrachten Stein kaum eine Macht mehr aufhalten wird. Es scheint aber auch durchaus notwendig zu sein, daß sich die Katholiken über die Bedingungen einigen, an die das neue Wahlrecht geknüpft sein soll. Gegen die mit Recht geforderte längere Seßhaftigkeit — die christlichsoziale Partei fordert 5 Jahre — ist einzig und allein geltend gemacht worden, daß dadurch viele um das Wahlrecht kämen. Es ist sogar in einer katholischen Zeitung behauptet worden, die Sozialdemokraten bekämpften aus diesem Grunde mit Recht die geforderte Seßhaftigkeit. Dagegen muß doch grundsätzlich betont werden, daß das Wahlrecht kein angeborenes Menschenrecht im Sinne Rousseaus ist, daß es vielmehr aufgrund der natürlichen Anlage erworben sein will. Eine bestimmte Seßhaftigkeit sollte aber insbesondere in der Gegenwart als Damm gegen



die Gefahr, alle festen und ständigen Elemente zu mobilisieren, als Bedingung für die Erwerbung dieses Rechtes gefordert werden. Der Sprachgebrauch bezeichnet die Besonnenheit eines Menschen gut durch das Beiwort „gesetzt". Auf einen gewissen Grad von ruhiger Besonnenheit kommt es aber bei der Ausübung des Wahlrechtes schließlich mehr an als auf die Kenntnis des Alphabets. Ob zehntausend Wähler mehr zur Wahlurne schreiten, ist ohne wesentlichen Belang. Alles kommt aber darauf an, daß nach Möglichkeit alle mit Interesse für das Gesamtwohl, mit einer gewissen Ueberlegung erfüllt sind. Daß die bewährte Seßhaftigkeit, zu deren Feststellung auch fünf Jahre nicht zu viel sind, eine solche Ueberlegung befördert, ist wohl unleugbar. Alsdann wird auch die mehr als wünschenswerte Wahlpflicht als Forderung gestellt werden können.

Warum wir uns erlaubt haben, vom Katholikentage aus ein Wort über die Wahlreform zu sagen, braucht kaum entschuldigt zu werden. Der Katholikentag kann ja nur als eine Episode im öffentlichen Leben Oesterreichs Geltung haben. An sich ohne politischen Charakter muß er doch auf die Gestaltung der inneren Politik Einfluß nehmen, sollen die Katholiken nicht wie in Frankreich zu rechtlosen Heloten herabsinken. Das außerordentlich glückliche Gelingen des Katholikentages läßt daher hoffen, daß von ihm aus eine Gesundung der österreichischen Verhältnisse langsam aber sicher eintritt. Andernfalls wäre trotz des glänzenden Verlaufes die so ernste und arbeitvolle Tagung doch nur ein letztes Aufflackern katholischen Geistes gewesen. Das aber sei ferne! —

XCII.

Aus Italien.

Anfang Dezember 1905.

Ein geistreicher und gelehrter Redner sagte am 3. Dezember gelegentlich einer Konferenz in der römischen ‚Arcadia': Wenn die Senatoren des Königreichs Italien die Politik ebenso oberflächlich betrieben, wie die Theologie, so dürfe man sich freilich über die Zustände in Süditalien nicht wundern. In diesen Worten lag eine Anspielung auf den „Senator" Fogazzaro, den Verfasser des vielumstrittenen Buches „Il Santo". Obwohl wir durchaus nicht die Absicht haben, in diesen Zeilen von Literatur oder Literaturkritik zu handeln, möchten wir unsere politisch-sozialen Betrachtungen heute doch von jenem Werke ausgehen lassen, über dessen Wert bezw. Unwert auch die deutsche Presse sich bereits wiederholt ausgesprochen hat. Der „Heilige" Fogazzaros ist nämlich — von seinen unleugbaren stilistischen und poetischen Schönheiten abgesehen — eine für den Geist des zeitgenössischen Italien höchst charakteristische Erscheinung, insofern er zwei Dinge verherrlicht: erstens eine phantastische Begeisterung für irgend ein nebelhaftes, in den Wolken liegendes Lebensideal und zweitens die Verneinung derjenigen Autoritäten, welchen es nach katholischer Weltauffassung zusteht, überall dort leitend und belehrend in das Menschenleben einzugreifen, wo die Interessen des christlichen Glaubens und der christ-

lichen Sitte betont werden müssen. Wer die Kundgebungen der italienischen Volksseele nach außen aufmerksam verfolgt hat, der wird sich auch während der letzten Jahre wiederholt freudig überrascht gestanden haben, daß auf unserer Halbinsel das Interesse für religiöse Fragen und religiöse Unternehmungen wieder zunimmt. Die Mehrzahl des arbeitenden und sich ruhig und solide weiterbildenden Volkes würde nicht begeistert in die Hymne Giosuè Carduccis einstimmen, die dem Satan gewidmet ist und also schließt:

„Salute, o Satana,
O ribellione,
O forza vindice
De la ragione!

Sacri a te salgano
Gl'incensi e i voti!
Hai vinto il Geova
De i sacerdoti."

Man möchte wieder ruhiger, geordneter, heiliger leben als in der Sturm- und Drangperiode, da man gegen die „Tyrannen" kämpfte. Es gibt sogar Optimisten, die geradezu von einer katholischen Bewegung sprechen. Uns will es scheinen, als ob das Heiligenideal mancher vom religiösen Geiste angewehten Italiener doch zu sehr der Heilige à la Fogazzaro sei. Man möchte so etwas wie ein Laien-Oblate der römisch-katholischen Kirche sein, aber doch nicht gerade „alles mitmachen", was das Oberhaupt dieser Kirche vorschreibt und was die Ueberlieferungen von neunzehn Jahrhunderten geheiligt haben. Man will originell, subjektiv, neu sein — um jeden Preis. Dieses Bestreben dürfte z. B. die Schwierigkeiten erklären, welchen die Bildung einer katholischen Partei noch immer zu begegnen scheint, sei es, daß man das Wort „Partei" im politischen, sei es, daß man es im sozialen Sinne versteht. Das Triumvirat Medolago-Pericoli-Tonioli, von dem man sagt, daß es die Weisungen und das Vertrauen des hl. Vaters besitze, hat bis jetzt noch

keine Erfolge erzielt, welche der Oeffentlichkeit imponierend erscheinen. Aber vielleicht kommen diese Erfolge später, wenn man erst in den Lokalvereinen erkannt hat, daß man nur dann ein großes, gemeinsames Aktionsprogramm aufstellen kann, wenn man gegebenen Falles auf Sonderinteressen und Sonderideen zugunsten des allgemeinen Wohles verzichtet und es nicht für entwürdigend hält, wenn einmal eine Marschordre von oben herab kommt. Die Ungefügigkeit — das Wort Ungehorsam ist uns zu häßlich — stammt in Italien zumeist aus der Unkenntnis der grundlegenden Prinzipien des Christentums. Aus der nämlichen Quelle stammt zum großen Teil die Zunahme der Unmoralität, zumal unter der Jugend. Die Staatsschule schließt bekanntlich den Religionsunterricht in den mittleren und höheren Schulen gänzlich aus, und den Elementarschülern verabreicht sie „auf Verlangen“ eine einzige Religionsstunde pro Woche. Bei diesem System lernt die Jugend das Christentum nicht einmal dem Inhalt nach kennen, geschweige denn apologetisch begründet. Gottesliebe, Nächstenliebe und der Gehorsam gegen die von Gott gesetzten Gewalten werden bei einer solchen Erziehung zur Chimäre. Wenn daher religiös gesinnte, mit natürlicher Güte begabte und ideal veranlagte junge Leute ohne jede gründliche religiöse Bildung ins praktische Leben hinaustreten und sich für eine christliche Aktion gewinnen lassen, so liegt die Gefahr nahe, daß sie, trotz aller Begeisterung für die gute Sache, in den Grundbegriffen irren und infolgedessen an die Stelle des tatsächlichen, historischen Christentums irgend ein selbsterdachtes System setzen oder demokratische, sozialistische, volkswirtschaftliche Programmideen non sine ira et studio verfechten. Handelt es sich nun gar um die Jugend, welche überhaupt mit allen religiösen und sittlichen Idealen gebrochen hat, so haben wir es entweder mit hochgeborenen Faulenzern, bloßen Salonmenschen, zweifelhaften Schmarotzern und unredlichen Beamten oder mit der Hefe des demoralisierten

Volkes, der sogenannten „Teppa“, zu tun. Die anständigen Leute wundern und entsetzen sich über die Untaten dieser „Teppa“, welchen die Tagesblätter beinahe eine ständige Rubrik widmen. Tagtäglich liest man von Angriffen — bewaffneten Angriffen — halbwüchsiger Burschen gegen Schutzleute, Wachen und friedliche Bürger. Die Verbrechen um des Verbrechens willen, d. h. Gewalttaten und Ausschreitungen zu keinem anderen Zwecke, als um eine Roheit zu begehen, sind besonders in Rom erschreckend häufig. Man entsetzt sich — aber wundern kann man sich doch vernünftigerweise nicht darüber, daß die seit fast einem halben Jahrhundert den Italienern gepredigte und seit 35 Jahren offiziell geförderte Laienmoral nun auch ihre Früchte gezeitigt hat. Was nützt es, wenn die Regierung in den letzten Jahren auch einzusehen scheint, daß man der Kirche und ihrem Einflusse mehr Freiheit lassen muß — was nützt es viel, nachdem man die Kirche materiell so geschädigt hat, daß ihr fast überall die Mittel fehlen, ihrerseits für die Erziehung Jungitaliens zu sorgen: In den meisten Diözesen wird die Steuerlast des Klerus immer drückender, aber sein Einkommen ist ganz bedeutend vermindert worden, ganz abgesehen davon, daß unzählige fromme und gemeinnützige Stiftungen überhaupt aufgehoben wurden oder ihr Stiftungsvermögen hergeben mußten. Der „Fondo Culto“, welchem der Löwenanteil an der Beute zufiel, tut blutwenig zur Ablösung seiner bei der „Laicisierung“ gesetzlich festgelegten Pflichten.

Unterdessen hält man, ohne daß die Regierung sich rührt, antimilitaristische Versammlungen. Man protestiert — und nicht etwa nur in sozialistischen Kreisen — gegen das Heer. In diesen Protesten meint der liberale Gedanke einen neuen Fortschritt verzeichnen zu dürfen. Nun ist es aber wohl jedem nachdenkenden Politiker klar, welche Gefahren für ein monarchisches Régime das Anwachsen des Antimilitarismus bedeutet. Und im Heere und in der Flotte

selbst arbeiten die sozialistischen und anarchistischen Agitatoren mit wachsendem Erfolge. Ein Kenner der Verhältnisse versicherte unlängst dem Schreiber dieser Zeilen, er glaube, daß drei Viertel der in den Arsenalen und Werften von La Spezia beschäftigten Arbeiter Sozialisten seien. Man bedenke dabei, daß das Leute sind, die das Brot der Regierung essen. Symptomatisch sind ferner die häufigen Provokationen zwischen Soldaten und Offizieren aus verschiedenen Regimentern bezw. Waffengattungen. Solche Zustände lassen, um das Mindeste zu sagen, dort wo sie bestehen, auf einen bedenklichen Mangel an Korpsgeist schließen. Ein — hoffentlich allzu pessimistischer — Neapolitaner, der ebenfalls in der Marineverwaltung war, glaubte, nur der Dreibund garantiere einigermaßen den inneren Frieden Italiens. Wie, wenn die Rache der Geschichte darin bestände, daß eines Tages eine Deputation im Quirinalpalaste erschiene und dem Könige im Namen des souveränen Volkes eröffnete, es liege für ihn und seine Familie ein Kriegsschiff in Civitâ Vecchia bereit ..? Würde man dann nicht an das Schicksal Dom Pedros von Brasilien erinnert werden? Wie gesagt, die antimonarchische Agitation gedeiht. Neben den Tagesblättern vom Stile des „Avanti" erscheinen eine Reihe sogenannter Witzblätter, die an allen Straßenecken feilgeboten werden und nicht nur von Käufern, sondern auch von tausenden von Passanten fleißig gelesen werden. Der geschmacklos bunte und bodenlos unkünstlerische „Asino" z. B. läßt keine Woche vergehen, ohne daß er Geistlichkeit und Regierung in unsäglich gemeiner Weise karrikiert. Der deutsche „Simplizissimus" ist ein Waisenknabe gegen den „Asino". Aber wer begeht hier die eigentliche Eselei — der Redakteur eines solchen Schmutzblattes oder die hohe Obrigkeit, die sich scheut, ihm das Maul zu verbinden?

Und nun ein Wort über die akademischen Kreise. In Neapel wurde unlängst der Unterrichtsminister durch Schreien und Zischen von den Studenten daran verhindert, seine Rede zur

Eröffnung des neuen Studienjahres zu halten. Selbst der Rektor konnte Sr. Exzellenz nicht zum Worte verhelfen. An anderen Orten, und vornehmlich an der römischen ‚Sapienza', protestiert man gegen den Zaren und beruft Anti-Russia-Versammlungen ein oder faßt lärmende Beschlüsse gegen Innsbruck und die österreichische Regierung. Das Riesendenkmal für Viktor Emmanuel, den Pater Patriae, harrt unterdessen noch immer der Vollendung. Nach dem Tode des Grafen Sacconi sollte Ettore Ferrari, seines Zeichens ein anerkannt mittelmäßiger Bildhauer, seiner Bedeutung nach ein leidenschaftlicher Freimaurer — sogar Großmeister der Sekte —, an die Spitze der künstlerischen und administrativen Bauleitung treten. Darob erhob sich ein gewaltiger Skandal in der Kammer und in den Zeitungen, und die Wogen der Erregung haben sich bis heute noch nicht geglättet. Das Monument wird, nebenbei bemerkt, gegen dreißig Millionen Lire verschlingen. Vorläufig hat man, wie es scheint, kein Geld mehr. Und im Jahre 1882 wurde das Unternehmen noch als eine leicht ausführbare Ehrengabe des befreiten Volkes an seinen Erretter bezeichnet.

Auf wirtschaftlichem Gebiete hören wir von einem staunenswerten Aufschwunge. Handel und Industrie blühen und gehen einer noch glänzenderen Zukunft entgegen. So wurde wenigstens bei Gelegenheit der Genueser Hafenfeste versichert, an denen auch das Königspaar Teil nahm. Der Stand der italienischen Rente und einige andere Kennzeichen, die Eröffnung neuer Verkehrswege auch nach überseeischen Ländern, die Nutzbarmachung neuer Erfindungen und technische Verbesserungen im Fabrikwesen lassen solche rosigen Stimmungen in etwa begründet erscheinen. Der Skeptiker fragt sich aber doch, woher dann die enorme Zunahme der Auswanderung nach Südamerika und anderen Ländern, während daheim gewaltige Territorien unbebaut liegen bleiben und das Königreich keineswegs so dicht bevölkert ist, daß kein Platz und keine Arbeit mehr für alle zu finden wäre.

In Calabrien hat die christliche Nächstenliebe anläßlich der furchtbaren Erdbebenkatastrophe wahrhaft Großartiges geleistet. Das Ausland zumal hat bei dieser Gelegenheit bewiesen, wie warm überall die Sympathien für das alte Kulturland im Süden Europas sind. Das haben die Italiener dankbar anerkannt. Auch die bedeutenden Beiträge des heil. Vaters — bis jetzt über eine halbe Million Lire — haben sogar den Liberalen bewiesen, daß der Papst, trotz der Beschränktheit seiner Mittel, der beste Freund Italiens ist. Die ‚Civiltà cattolica' hat allein für Calabrien 551,127 Lire 49 Centesimi gesammelt, weit mehr als irgend eines der sogenannten nationalen Blätter aufzubringen vermochte. Der König und mehrere Häupter der Regierung haben die vom Unglück betroffenen Provinzen per Automobil bereist, um ihre Sympathien zu bezeugen und Hilfe zu spenden. Einige Leute sind jedoch der Ansicht, es seien bei diesem traurigen Anlaß zu viele Empfänge und Festessen vorgekommen.

Viel besprochen werden augenblicklich die Eisenbahnverhältnisse, die sich seit der Uebernahme des Betriebes durch den Staat eher verschlechtert als verbessert haben. Die Züge treffen noch unregelmäßiger ein als früher, der Wagenpark reicht bei weitem nicht aus und das fahr- und brauchbare Material ist zum großen Teil veraltet und wird schlecht gehalten. Wenn Italien eine Großmacht in modernem Sinne werden will, so muß der Passagier- und besonders der Güterdienst aus dem bisherigen Schlendrian herausgerissen werden. Für die Sicherheit des Reisegepäckes und die Bequemlichkeiten der Reisenden selbst muß endlich etwas geschehen. Die Zahl der Freikarten muß erheblich beschränkt werden, da bisher gerade die zahlenden Reisenden mit dem allergeringsten Komfort zufrieden sein mußten. Es ist allerdings zuzugeben, daß eine regelmäßigere Verkehrsleitung und besonders eine Beschleunigung des Gütertransportes durch die Tatsache erschwert wird, daß sehr viele Hauptlinien Italiens noch eingeleisig sind — so, wie sie zuerst

angelegt wurden. Der Riesenverkehr vom Norden über Florenz nach Rom z. B. muß sich auf einer eingeleisigen Bahn abwickeln. Auch das Postwesen bedarf mancher Verbesserung. Es kommt noch heute öfters vor, daß ein Stadtbrief in Rom erst nach 24 Stunden seine Bestimmung erreicht. Ma — si vuole pazienza — damit tröstet man sich hier immer.

Die Geduld der unberufenen Kirchenpolitiker, welche die neuen Kardinalsernennungen nicht abwarten konnten, wird nun auch nicht länger auf die Probe gestellt werden. Das Konsistorium findet in den nächsten Tagen statt und unter den neuen Porporati ist der Erzbischof von Rio de Janeiro, der erste südamerikanische Kardinal.

Die ‚Sacra visita apostolica' geht in Rom weiter und wird dem Vernehmen nach auch in Jahresfrist noch nicht beendet sein. Pius X. ist entschlossen, so viel an ihm liegt, überall die kirchliche Disziplin und damit das Ansehen des Klerus zu heben. Eine Neueinteilung der Pfarrbezirke Roms ist gleichfalls im Gange. Die veränderten Wohnungsverhältnisse der Ewigen Stadt, die Verödung älterer Quartiere und die Erbauung neuer Stadtteile machten eine solche Neuordnung notwendig. Eine andere Verordnung des Papstes hat zur Folge, daß eine Reihe von Geistlichen, die weder zur römischen Diözese gehören, noch in Rom eine nachweisbare Anstellung oder Beschäftigung haben, in ihre Heimatsdiözesen zurückkehren müssen. Auch diese Maßregel bedeutet eine wahre Reform, wie jeder Kenner Roms es zugibt. Der gregorianische Choral, dessen Pflege bekanntlich dem heil. Vater besonders am Herzen liegt, bürgert sich langsam in unseren Kirchen ein. Wer dieser Art von Kirchenmusik die Schönheit und Feierlichkeit abspricht, der höre einmal die Benediktiner von St. Anselmo auf dem Aventin, die Scuola Gregoriana des Monsignore Müller in der Anima oder die Germaniker in ihrer Hauskapelle gregorianisch singen. Eine Messe oder eine einzige Vesper

bekehrt oft schon den Ungläubigen. Die Fürsorge der Reichen wird sich vielleicht auch noch einmal auf die Gründung oder Unterstützung von Sängerschulen erstrecken, in welchen Knaben und Jünglinge für die Chöre weniger bemittelter Kirchen ausgebildet werden können. Die Anglikaner und Russen beschämen wirklich mancherort uns Katholiken durch ihren feierlichen, würdigen Kirchengesang.

Freilich, es ist an allen Ecken und Enden so viel Wichtiges zu tun! Die Wohnungen sind z. B. hier in Rom so teuer geworden, daß an vierzig arme Familien unter den offenen Marktschuppen am Aventin, bei S. Anastasia, Nachtquartier und Schutz vor den Unbilden der Witterung gesucht haben. In den großen Mietskasernen bei der Porta San Giovanni und Porta San Lorenzo lassen die Eigentümer der halbverfallenen ‚Palazzi' beim Auszug einer Partei oft sofort Fenster und Türen vermauern, damit nicht eine neue Familie das verlassene Quartier mit Gewalt besetze und man erst die Carabinieri zu Hülfe rufen muß!

Solche Dinge geschehen zu Rom im Herbste 1905 und zwar wiederholt! Die großen Banken und andere Handelskonsortien kaufen all diese Häuser auf und treiben dann die Mieten der armen Leute so in die Höhe, daß die Zahlungsunfähigen erst obdachlos und dann verzweifelt und schließlich vielleicht Verbrecher werden. ‚Il vincaro delle pigioni', davon spricht der gemeine Mann jetzt Tag und Nacht. Der „Asino" hat sogar schon vorgeschlagen, die Ordensleute aus ihren Häusern zu verjagen, um den Obdachlosen Platz zu machen. Und die Regierung? Ja — bisogna aver pazienza.

Wie gesagt, es gibt auch ein Italien, das der Tourist nicht *sieht* und der liberale Politiker nicht sehen *will*. Den Regierenden aber gilt das Wort: videant consules ne quid detrimenti capiat respublica.

XCIII.

Das unverantwortliche Ministerium Balfour und die englische Demokratie.[1])

Noch vor 20 Jahren konnten sich die englischen Patrioten rühmen, das bestregierte und freieste Volk zu sein. Dank den Reformen des 19. Jahrhunderts wurde das Wahlrecht auf die niederen Klassen ausgedehnt und manche von dem früheren Wahlsystem fast unzertrennliche Mißbräuche abgeschafft. Die von den Wählern ernannten Vertreter im Unterhaus und die aus ihrem Schoß hervorgehende Exekutivgewalt brachten die Gesetze ein und wachten über deren Ausführung. Obgleich durchs Gesetz eine Neuwahl erst nach sechsjähriger Dauer vorgesehen war, so fanden Neuwahlen meist früher statt, d. h. so oft die Minister sich bewußt wurden, daß sie das Vertrauen des Volkes nicht länger besaßen. Als der beste Gradmesser wurden die Nachwahlen betrachtet. Gingen bei denselben viele Sitze verloren, gewann die Gegenpartei eine Reihe von neuen Sitzen, so stellte der Premier dem Monarchen vor, daß das Ministerium abdanken oder zu einer Neuwahl schreiten müsse. Gladstone ging in seinem ängstlichen Bestreben, den Wählern die Gelegenheiten, sich über strittige Fragen zu äußern, seinen Anhängern vielfach zu weit, während Balfour in den entgegengesetzten Fehler gefallen ist. Das große liberale Ministerium 1868—73 verlor in den zwei letzten Jahren 23 Sitze an die Konser-

---

1) Dieser Aufsatz war bereits geschrieben, als die Krise in England eintrat.

vativen und gewann nur einen; darum entschloß sich Gladstone, das Parlament aufzulösen und eine Neuwahl anzuordnen. Das im Oktober 1900 gewählte Parlament hat bis jetzt nicht nur 60 Sitze verloren, sondern auch in den von ihm behaupteten Sitzen eine ganz erstaunliche Abnahme von Wählern verzeichnen müssen. Diese Wahrnehmung jagte Balfour und der konservativen Partei solchen Schrecken ein, daß der Plan, im Oktober 1903 neue Wahlen auszuschreiben, aufgegeben wurde, weil man eine vollständige Niederlage voraussah.

Hier wurden offenbar die Interessen der Partei der öffentlichen Meinung, dem Willen des Volkes vorgezogen; die Minister waren entschlossen, gegen den ausgesprochenen Willen des Volkes in Amt und Würde zu bleiben.

Sie können sich für ihren Widerstand gegen den Volkswillen nicht auf das Beispiel des jüngeren Pitt berufen, der 1784 der parlamentarischen Mehrheit trotzte und deren Angriffe mit solchem Erfolg zurückwies, daß das Volk bei den Neuwahlen sich auf seine Seite stellte. Wilfrid Ward behauptet zwar, daß Balfour durch seine meisterhafte Taktik die konservative Partei aus der Klemme befreit und sie in der nächsten Wahlschlacht zum Siege führen werde, aber die Gründe, die er ins Feld führt, sind so schwach, daß sie hier angeführt zu werden nicht verdienen, übrigens finden sie im Verlauf unserer Darstellung ihre Erledigung. Wäre die Presse nicht im Schlepptau der Regierung, suchte sie nicht das ganz unenglische Benehmen Balfours in jeglicher Weise zu entschuldigen und zu beschönigen, so wäre er wohl der unpopulärste Minister, den England seit langem gesehen hat.

Als Ergänzung und nähere Begründung unserer Ausführungen in diesen Blättern (S. 1 ff.) wollen wir die Hauptbeschwerden der englischen Demokratie kurz hervorheben. Der Grundsatz, jeder englische Beamte oder Angestellte, vom höchsten Minister bis zum geringsten Polizisten und Ladendiener muß seine Pflicht tun und sich als

den Diener des Publikums betrachten, ist derart in das Fleisch und Blut jedes Engländers übergegangen, daß jeder, der sich an seine Stellung und sein Amt anklammert, obgleich die öffentliche Meinung seine Entfernung verlangt, sich verächtlich macht. Der Herzog von Newcastle wird von der unparteiischen Geschichte gebrandmarkt, weil er im Schatzamt blieb, obgleich es Lord Bute an deutlichen Winken nicht fehlen ließ, es sei Zeit abzudanken, das Unterhaus wünsche einen Wechsel. Balfour hat ähnliche, ja schärfere Vorwürfe wohl hundertmal gehört, aber in seiner Nonchalance und Gleichgültigkeit setzte er sich über derartige Aeußerungen hinweg und bestärkte seine Kollegen in ihrer Unempfindlichkeit. Der Engländer scheut sich, die Gewaltmittel anzuwenden, die ihm die Verfassung an die Hand gibt, aber er vergißt die Ungelegenheiten, die man ihm bereitet hat, keineswegs. Alle Kenner der englischen Verfassung sind darin einig, daß eine Uebereinstimmung zwischen dem Volk und seinen Vertretern, also auch den von den Vertretern erwählten Ministern bestehen müsse. Demnach müßten die Minister nach Todd zu einer Auflösung schreiten, sobald sie entdeckten, daß die Volksvertreter die Meinungen und Wünsche der Nation nicht teilten, denn, sagt Courtney: „Das Land muß nach dem Willen der Nation regiert werden.“ Anson begründet dies also: „Die Minister sind nicht bloß die Minister des Königs, sondern auch die des vereinigten Königreiches und werden, wenn sie der öffentlichen Meinung keinen Ausdruck verleihen, gewöhnliche Personen.“ Noch weiter geht der Historiker J. B. Green: „Ein zur Zeit einer nationalen Panik gewähltes Parlament würde in einem solchen Falle, auch wenn es gesetzlich wäre, verbrecherisch werden, wenn es nicht an das Volk appellierte.“ Massingham urteilt: Der König könnte Balfour auffordern, seine Gründe für sein Bleiben geltend zu machen und dieselben auf das Urteil der Sachkundigen hin verwerfen.

Wird das Aufschieben der Neuwahl eine günstige Wendung

für die Konservativen haben? Wir bezweifeln es: denn je länger die Frage betreffs der Vorteile des Freihandels und der Nachteile der Schutzzölle ventiliert wird, desto ungeduldiger wird das Volk. Sophismen, wie die von Chamberlain vorgebrachten Gründe, können nur dann die öffentliche Meinung gefangen nehmen, wenn sie von einer gewaltigen Persönlichkeit ausgehen und dem Volk zum Nachdenken keine Zeit lassen. Sobald das Volk gewahr wird, daß durch hohe Tarife eine Klasse sicher begünstigt wird, alle andern aber höchst wahrscheinlich geschädigt werden, läßt es sich nicht fortreißen, wägt vielmehr Vor- und Nachteile sorgfältig ab und weist die, welche den Tatbestand verhüllen wollen, mit Verachtung von sich. Die Verhältnisse in England liegen ganz anders als in Deutschland; das müßte auch dem blödesten Auge erkennbar sein. Nichts liegt daher manchen Engländern näher als der Gedanke, daß es dem Premier nicht um Erforschung der Wahrheit, nicht um gemeinnützige Maßnahmen zu tun gewesen sei, sondern um ein Parteimanöver behufs Beeinflussung der nächsten Wahlen. Die Frage betreffs des Schutzzolles ist keine theoretische, sondern eine durchaus praktische, die mit Rücksicht auf das Ausland schon längst hätte gelöst werden müssen, denn die Ungewißheit, in der das Ausland schwebt, kann zur Folge haben, daß es andere Märkte für seine Bodenerzeugnisse und seine Rohprodukte sucht. Nichts ist leichter, als die alten Handelsbeziehungen vorschnell abzubrechen, anderseits ist nichts schwieriger, als dieselben wieder anzuknüpfen.

Balfour kann sich nicht beklagen, daß die Parlamentsmitglieder durch Obstruktion die kostbare Zeit verschwendeten, daß er zu viele Fragen zu beantworten hat, oder mit Geschäften überhäuft war; denn wenn man ihn mit anderen Ministern, wir wollen Gladstone hier nicht erwähnen, sondern mit seinem Oheim Lord Salisbury vergleicht, so hatte er sich die Regierung viel leichter gemacht als dieser; denn er blieb von den wichtigsten Sitzungen weg und verließ die Sitzungen,

sobald er gesprochen. Er erreichte hierdurch ein doppeltes: er schnitt manche Fragen der Opposition von vorneherein ab, und konnte die Antworten seiner Kollegen desavouieren, wenn sie ihm unbequem waren. Das Unterhaus hat von jeher besonderes Gewicht auf das Budget gelegt und von seinem Recht, sein Mißfallen gegen einzelne Minister durch Reduktion ihres Gehaltes kundzugeben, ausgiebigen Gebrauch gemacht; noch viel wichtiger war das Recht, die Rechnungen zu prüfen und die von den Ministern veranschlagten Summen herabzusetzen. Infolge der Hast, mit der das Budget bewilligt wird, werden die Debatten, sobald sie über wichtige Punkte handeln, beschränkt und abgebrochen. Die Beratungen über das Budget müssen innerhalb 23 Tagen vollendet sein. Nichts verhindert die Minister oder Redner, daß sie anfangs die kostbare Zeit durch unnütze Fragen und lange Debatten vergeuden; ferner können sie es so einrichten, daß in einigen Nächten Summen von mehr als 10 Millionen Pfd. Sterl. bewilligt werden. Bisweilen werden Summen im Betrage von vielen Millionen zu dem Budget gar nicht geschlagen. So wurden im J. 1903 von den 177 Mill. Pfd. St. nur 141 Mill. ins Budget eingeschlossen, die übrigen 36 Mill. als „capital Expenditure" verrechnet. Der Sprecher ist nicht länger der unabhängige, über den Parteien stehende unparteiische Vermittler, sondern gewissermaßen der Diener der Kammermehrheit, auf deren Verlangen er gewöhnlich die Cloture verhängt und die Minorität vergewaltigt. Erst in jüngster Zeit hat er auf die Minderheit mehr Rücksicht genommen. Die Minister faßten jeden Tadel als einen Mangel an Vertrauen auf, versammelten ihre Anhänger, stellten ihnen vor, daß, wenn sie nicht für die Minister stimmen, sie für den Sturz der konservativen Partei verantwortlich seien, und ließen klar durchblicken, daß Mangel an Subordination den Verlust des Sitzes im nächsten Parlament zur Folge haben werde.

Man sieht, die vom englischen „Bloc" befolgte Methode

ist der von dem französischen Bloc beobachteten zum Verwechseln ähnlich. Die Franzosen und Engländer lassen sich viel gefallen und bringen dem Gesetz, und allem, was sich als Gesetz, als Obrigkeit präsentiert, eine große Ehrfurcht entgegen; nur in einem Punkt — dem Geldpunkt sind sie empfindlich und reizbar, und zwar sind die Engländer noch schwieriger als die Franzosen. Die Vollmachten des öffentlichen Rechenschaftskomitees sind erweitert worden. Der oberste Rechnungsrevisor hat das Recht und die Pflicht, genaue Rechenschaft von den einzelnen Ministern über die Verwendung der bewilligten Steuern zu fordern. Derselbe hat die den ehemaligen Kriegsminister Brodrick so sehr kompromittierenden Kontrakte ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen und wird sicherlich nicht verfehlen, seine Schuldigkeit zu tun. Die überaus schwache Verteidigung Brodricks, der ganz unerwartete Entschluß der Minister und der ganzen Partei, für ihn einzustehen, läßt vermuten, daß hochstehende Persönlichkeiten in den unsauberen Handel verwickelt waren. Eine Enthüllung wäre für die konservative Partei ersprießlicher gewesen, als diese Geheimnistuerei. Man behauptet freilich, Balfour habe sich dank seiner feinen Umgangsformen und seinem überlegenen Genie so viele Freunde gemacht, daß man ihm seine Fehler gerne nachsehe, läßt aber ganz außer Acht, daß man von dem Premier gute Gesetze erwartet, ein Einvernehmen mit den Vertretern des Volkes, eine Berücksichtigung der Interessen der ganzen Nation.

Was die Besseren der Nation ihm nie verzeihen werden, sind die von ihm angewandten Kunstgriffe, um in Amt und Würde zu bleiben, der Mangel an Offenheit und Ehrlichkeit betreffs des Freihandels und des neuen Wahlmodus, wodurch Irland ein Fünftel seiner Parlamentsmitglieder verlieren würde. Weil die Nachbarinsel dank der Mißregierung der Konservativen ihre Bewohner nicht ernähren konnte, soll sie der ihr vertragsmäßig zugestandenen Vorrechte beraubt werden, damit sie weniger als je ihre Rechte im Parlamente

geltend machen könne. Die Gesetzgebung Balfours hat die englische Staatskirche, die Kapitalisten, vor allem die Bierbrauer, Branntweinbrenner und die Inhaber von Bergwerksaktien befriedigt, aber für die Arbeiter und Bauern nichts getan, und muß darauf gefaßt sein, von beiden Parteien aufs heftigste bekämpft zu werden. Die Wahlsiege der Liberalen und der Arbeiterkandidaten beweisen, daß eine neue Ordnung sich vorbereitet. Balfour glaubte durch seinen Wahlmodus die Stadtbevölkerung gewinnen zu können, irrte sich aber ganz gewaltig, wenn er meinte, man würde ihm der während seines Ministeriums die Rolle eines Vorkämpfers der Reaktion gespielt hat, die Durchführung der allerrevolutionärsten Maßnahme gestatten. Diese besteht einfach darin, daß 18,500 Wähler in den Städten 65,000 Wählern auf dem Lande gleich stehen. Diese gegen die Landbevölkerung geplante Ungerechtigkeit ist um so auffallender, als die Konservativen noch vor kurzem sich gerühmt haben, die Vertreter der Interessen des Landvolkes zu sein. Letzteres muß aus diesem Parteimanöver den Schluß ziehen, daß man Agrarreformen zu vermeiden suche, um die Stimmen der Großgrundbesitzer nicht zu verlieren. Die Nation hält die Agrarfrage für spruchreif und verlangt gebieterisch die Zerschlagung der großen Güter in kleinere, ferner das Recht der Bauern Grundstücke leicht und zu mäßigen Preisen erwerben zu können. Sind die Landlords zum Verkauf nicht bereit, so sollen sie gezwungen werden. Einige gehen noch weiter und verlangen Uebertragung des Grundbesitzes an den Staat. Je mehr sich die Landlords sträuben, je härtere Bedingungen sie stellen, desto mehr werden sie die Nation erbittern. Balfour kann der Vorwurf, die Zeichen der Zeit nicht erkannt zu haben, wohl kaum erspart werden. -nn

XCIV.

Der Cölibat und die Statistik.

Ein altumstrittenes Thema der „Zwangscölibat“! „Historisch, biologisch, wirtschaftlich, individuell und sozial“ weise er schwere Nachteile auf, schreibt z. B. auch die Reformschrift Renaissance (Heft v. Juni 1905, S. 383). Solche Ansichten scheinen infolge der Reform-, aber auch der Los von Rom-Bewegung nicht ganz vereinzelnt zu sein oder event. zu bleiben und auch sonst wieder mehr sich zu verbreiten. Darum dürfte es sich der Mühe verlohnen, an Hand einer statistischen Untersuchung[1]) den einen oder anderen Nachteil zahlenmäßig nüchtern zu untersuchen. Solch einen wohl sozialen Nachteil charakterisiert die obige Renaissance mit den Worten: „Ich möchte, daß einmal der katholische Klerus aus der Schmach herauskäme, das ultimum refugium aller Schiffbrüchigen, das widerwillig ergriffene Studium aller geistig (!) und wirtschaftlich Armen zu sein, in dem keiner durchfällt (!); ich möchte, daß umgekehrt Auslese aus den Kandidaten genommen werden könnte, daß die Zulassung eine Auszeichnung wird.“ Ferner: „Nur so wären wir endlich so weit, daß wir den Protestanten ebenbürtig, ja überlegen würden, daß intelligente und ideal angelegte Jünglinge nicht mehr durch die verhängnisvolle Schranke des Cölibats abgeschreckt und zahlreiche Titel, die nur dem schroffen Antagonismus zwischen Klerus und Laien, der historisch aus dem Zwangscölibat entstanden ist, entspringen, vermieden werden“.

Also sozial hat der Cölibat den Nachteil, daß der Priesterstand die Studenten „aller geistig und wirtschaftlich

1) A. Neher, Die katholische und evangelische Geistlichkeit Württembergs 1813–1901.

Armen" in sich aufnimmt, so zwar, daß auch der Dümmste dabei nicht verunglückt und „durchfällt". Wäre dem so, so könnte so ein katholischer Geistlicher nur das Mitleid aller Gebildeten erregen, von einer achtenswerten sozialen Stellung könnte keine Rede sein. Und da der Cölibat „historisch" das verschuldet, so müßte er auch vom sozialen Standpunkt aus am besten wegfallen. Warum ist aber der Priesterstand trotz allem einesteils gehaßt und zugleich gefürchtet und vom gläubigen Volk wieder geliebt und verehrt? Also der Priesterstand ist „das ultimum refugium aller Schiffbrüchigen, aller geistig und wirtschaftlich Armen, in dem keiner durchfällt." Er repräsentiert somit unter den Gebildeten die minderwertige Klasse. Obige statistische Untersuchung geht aber auf die Herkunft der katholischen wie evangelischen Geistlichkeit Württembergs seit nahezu einem Jahrhundert. Das Untersuchungsgebiet ist geradezu ein klassisches, insofern in Württemberg katholische und evangelische Geistliche auf gleichem Felde konkurrieren, letztere sich sogar in der Mehrzahl befinden.

Ergibt also die Untersuchung für Württemberg den Priesterstand als ultimum refugium in erster Linie der „geistig Armen"? Sind die Priester die geistig Armen? Gerade umgekehrt. Die von der Renaissance gewünschte Auslese ist mit Examen u. dgl. eine solch energische, wie nur irgendwo bei einem sonstigen Beamten. Das Studium kostet Geld, da es 15 Jahre dauert, trotz Konvikte u. s. w. Man läßt deshalb gerade unter den „wirtschaftlich Schwachen" in der Regel nur solche studieren, die einen klaren Kopf, geistige Talente mitgebracht haben. Das Risiko besteht ohnedies, daß der Studierende später dem Beruf untreu wird und eine andere Laufbahn ergreift. Das ist die erste Auslese. Die zweite „Auslese" besorgt das sogenannte Landexamen, die Aufnahmeprüfung ins Konvikt. Da ist es nun in Württemberg wenigstens eine bald ein Säkulum sich jährlich wiederholende Tatsache, daß nur die fähigsten der betreffenden Klasse zu dieser Prüfung geschickt werden und von diesen

bestgeschulten wird wieder nur ein Teil aufgenommen, die anderen „fallen durch". Nach der Renaissance aber fällt keiner durch! Wie diese Auslese wirkt, zeigen die Klassen der Obergymnasien. „Die Konviktoren sitzen, wie fast selbstverständlich und regelmäßig in den ersten Reihen und die Ersten der Oppidani sind oft genug die Zehnten oder Sechzehnten unter den Konviktoren. Das Landesexamen hat den ausgesprochenen Zweck, nur die besseren Talente unter den Theologen fortkommen zu lassen. Aehnlich ist es mit dem sogenannten Konkurs- und Uebergangsexamen in die Universität" (S. 27). Auch hier ein gegenüber den Stadtstudenten verschärftes Examen! Und da kommt nun gar ein Organ, das katholisch reformieren will, solchen jedjährlich kontrollierbaren Tatsachen zum Trotz mit der Behauptung, der Priesterstand sei das ultimum refugium aller erstens geistig Schwachen! Blos um dem verhaßten Cölibat am Zeug zu flicken, wird der Stand zum refugium der „geistig Armen" gestempelt! Und wenn es mit der Auslese nur ein Ende hätte. Gerade der Cölibat und überhaupt die geistlich-religiöse Erziehung besorgt in geradezu meisterhafter Weise die Auslese! Hier fügen wir direkt die Zahlen an.

In Württemberg traten von den katholischen Theologen im Durchschnitt der letzten 62 Jahre 28,78 %, also ein starkes Viertel oder schwaches Drittel aus den geistlichen Konvikten aus (l. c. S. 5) „Es gibt aber Kurse, wie namentlich zwischen 1851—60, welche 50 und über 50 Mann stark in das Wilhelmsstift eintraten, beim Austritt aus dem (Priester-) Seminar aber nur zirka 30 zählen" (S. 6). In den Jahrzehnten 1851—60 und 1861—70 betrug denn auch die Zahl der Austretenden „37—38 % des Gesamtangebots der Kandidaten" (ib.). Und da soll der Cölibat daran schuldig sein, daß man nur zwangsweise geistlich wird? Von einem ultimum refugium kann (Einzelfälle stets ausgenommen) doch kaum die Rede sein, wenn es Jahrzehnte (!) gibt, in welcher 37—38 %

der Theologen dieses ultimum refugium verlassen und ihre Zuflucht zur Medizin, Philologie und Jurisprudenz nehmen. Wie schlagend die Zahlen reden, ergibt der Vergleich eben der evangelischen Predigerkandidaten. Treten im Durchschnitt von 62 Jahren dort nahezu 29% vom geistlichen Studium zurück, so sind es von den Kandidaten der evangelischen Prediger nur 8,23% (in der Gesamtsumme 236 gegenüber 743 katholischen Kandidaten). Man sieht, evangelischer Kandidat der Theologie zu sein, wird offenbar als besonderes Opfer nicht empfunden; umgekehrt bewirkt der Cölibat eine fast übermäßige Auslese. Es fehlt, wie Reher wohl mit Recht (S. 6) sagt, wohl schwerlich allen „am Beruf". Von diesem Standpunkt aus, weil er wohl mehr als einen von seinem wahren Beruf ab- und in einen andern hineinbringt, in welchem er nachher doch nicht voll zufrieden ist, von diesem Standpunkt aus könnte man wenigstens für Württemberg die Cölibatseinrichtung einigermaßen bemängeln. Jede solcher allgemeinen Einrichtungen bringt von Zeit zu Zeit auch für unglückliche Einzelne ihre Schattenseiten mit sich. Als Allgemeineinrichtung haben sie ihre triftigen Vorteile.

Daß aber der Cölibat — denn dieser spricht unverkennbar bei obigen Austrittsziffern ein gewichtiges Wort — nicht blos auf vornehmere Studenten berufsflüchtig einwirkt, das lehrt die instruktive Tabelle über „die Väter der Austretenden". Es ist wahr, einiger Unterschied je nach dem Stand besteht in der Häufigkeit der Theologieflucht. Insoferne hat die oben angeführte Behauptung über die Theologiestudenten einige Berechtigung.

Von den Studenten aus niederen Ständen würden wohl mehr austreten, wenn pekuniäre Verhältnisse nicht wären, aber das ist statistische Tatsache, daß

a) aus allen Berufsabteilungen (Landwirtschaft, Industrie usw.) sich Austretende finden, und das ist entscheidend;
b) im allgemeinen die Prozente der Austretenden fast parallel sind den (l. c. S. 7) Ordinationsprozenten.

Der württembergische katholische Klerus rekrutiert sich nämlich zu 29,83 % aus der Landwirtschaft

33,48	„	„	Handwerk und Industrie
8,52	„	„	Handel und Verkehr
2,84	„	„	den Söhnen unselbständiger Berufe
24,51	„	„	den Beamtenberufen
0,75	„	„	den Söhnen von Berufslosen (Rentiers u. dgl.).

Entsprechend treten demnach auch aus zirka 26 % Bauernsöhne, 33 % der Beamten, 22 % Handwerk, 15 % Handel, 2,3 % der dienenden Berufe, 1,1 % der Rentner u. dgl. Offenbar bestehen Unterschiede und auch der Verteidiger der Cölibats wird anerkennen müssen, daß pekuniäre Verhältnisse der Väter der Studierenden auf die Häufigkeit von Einfluß sind, daß es also hin und wieder Geistliche wohl geben kann, die die Cölibatspflicht nicht auf sich genommen hätten, hätten sie das zum Austritt und Weiterstudieren nötige Geld gehabt. Gewiß! aber wegen Ausnahmen die Regel umstoßen ist nicht angebracht. Also nur, wenn die Austretenden an sich numerisch wenig zahlreich wären oder ferner die Austretenden nur den bemittelten Ständen angehörten, erst dann könnte man vernünftigerweise zu dem Schluß kommen und sagen, „der Priesterstand sei das ultimum refugium aller Schiffbrüchigen (!), der geistig und wirtschaftlich Schwachen.“ Solange aber, wie z. B. in Württemberg, sich 29 % der Theologen durch pekunäre Verlegenheiten nicht vom Austritt und von der Ablehnung des Cölibates abhalten lassen, so lange es ferner die Söhne „von Bauern, Arbeitern, Schmieden, Wagnern, Gerbern, Sattlern, Küfern, Schneidern, Schustern, Maurern, Krämern und Straßenwärtern, ja selbst Taglöhnern sind, die sich durch Geldmangel nicht am Austritt aus dem Beru fbehindert fühlen“ (S. 68), solange ist es verfehlt, alle „Schiffbrüchigen“ in die Klasse der Theologen zu schieben.

Aber den Cölibat trifft sozial noch ein anderer Vorwurf: „Antagonismus zwischen Klerus und Laien“ ergebe sich aus

dem „Zwangscölibat“ (Renaiss. H. 6 l. c.). Gerade diese Seite, dieses Wechselverhältnis zwischen Klerus und Volk, numerisch genau faßbar festzustellen, war Zweck der Neherschen Studie (S. 1).

Einen Ausdruck dieser Interessen der katholischen Gemeinden am Seelsorgerstand, einen im gewissen Sinn ziffernmäßigen Gradmesser der Popularität des Berufs sieht er in der Teilnahme der Gemeinden an der Zahl der Primizianten. Der Gedanke ist der: je allseitiger die Gemeinden — im Verhältnis ihrer Katholikenzahl natürlich — sich am theologischen Kandidatenkontingent beteiligen, um so populärer muß der Seelsorgerstand sein. Es ist ja klar, daß ein Beruf wie der Priesterberuf, der so viel Schwierigkeiten pekuniär, in Studium und moralisch bietet, populär, vom Volke getragen sein muß, wenn die Gemeinden gewissermaßen prozentuell an der Theologenzahl mitwirken. Die Untersuchung für Württemberg, die jeden einzelnen Ort berücksichtigt, findet, daß 76,99 % aller Gemeinden der Diözese schon Geistliche lieferten. Freilich bestehen zwischen den Orten und ihrer Geistlichenziffer große Unterschiede, von den Fehlgemeinden angefangen geht die Skala von 1 bis 120 ortsgebürtige Geistliche hinauf. Eine entscheidende Popularitätsskala ist dies immer noch nicht, da einerseits, wie gesagt, die Seelenzahl hierauf Einfluß hat, ebenso auch leichtere Studiengelegenheit in den Städten. Immerhin beweist sie eher das Gegenteil eines durchgreifenden „Antagonismus“. Solange eine Diözese ihre Geistlichen selber aufbringt, daß sie mit der Entwicklung der Seelenzahl Schritt halten kann, solang kann doch von einem entscheidenden Antagonismus zwischen Klerus und Volk kaum die Rede sein. Bedenklich freilich ist die Abnahme des Theologieberufes in den Gymnasialstädten, wenigstens in Württemberg. Das Ueberhandnehmen der Realfächer hat in Württemberg wenigstens (und anderswo dürfte es nicht viel besser sein) dem theologischen Beruf geschadet. Die alten Gymnasialstädte weisen nicht mehr als ein Drittel bis

die Hälfte der früheren Theologieziffer auf. Diese Tatsache könnte man als Symptom eines gewissen Antagonismus betrachten; indeß die Erscheinung ist auch bei den übrigen gelehrten Berufen zu bemerken, etwas Abfall vom Idealen zum Realen. Aber verleugnen läßt sich die Liebe des Volkes zum Seelsorgerstand immer nicht; gerade in den vorwiegend protestantischen Städten, in der Diaspora, zeigen die Theologenberufe eine steigende Tendenz. Es sei z. B. auf Württembergs Residenzstadt, das erzpietistische Stuttgart, hingewiesen. Hier gab es katholischerseits bis in die Sechzigerjahre herein im ganzen 5 Geistliche (S. 10); seither aber hat sich die Zahl verfünffacht! Also auch hier Ersatz für den Niedergang der geistlichen Berufe in vorwiegend katholischen Städten.

Also ein gewisses Korn Wahrheit gibt die Statistik für Württembergs Geistlichkeit an Antagonismus zu: Katholische Städte bringen weit nicht mehr so viele Geistliche hervor wie früher. Aber es ist ein gewisser Ersatz bereits hiefür durch die Diaspora gegeben (cfr. näheres l. c. S. 10). Wie steht es nun aber mit der Behauptung, der Cölibat mache aus dem Priesterstand das ultimum refugium der wirtschaftlich Schwachen? Der Gedanke ist wohl der: die Söhne reicher, gebildeter Leute scheuen den Priesterstand meist des Cölibats wegen, umgekehrt die evangelische Geistlichkeit weist soviele (in der Tat 87 %) der Mitglieder aus der Klasse von „Besitz und Bildung" auf — eben weil das Cölibatinstitut bei ihnen nicht vorliegt. Diese Herkunft sei aber für die ganze Stellung des Geistlichenstandes gegenüber den übrigen Klassen, auch denen von „Besitz und Bildung" von großer Wichtigkeit. Sie sind ihnen nicht blos von Berufs wegen, sondern schon von Geburts und Herkommens wegen ebenbürtig, den katholischen Geistlichen aber überlegen. Es sei ferner nicht zu verkennen, daß die Herkunft aus den Berufen „von Besitz und Bildung", der Herrenklasse, den oberen Zehntausend möchte man sagen, unverkennbar auch den evangelischen Geistlichen mehr Macht und Ansehen beim



Volke zusichert. Selbstverständlich wirkt das auf die ganze Wertschätzung des Bekenntnisses beim Volke zurück. Sozusagen mit Stolz und Ehrfurcht blickt der gewöhnliche Mann auf seinen Geistlichen, dessen Vater Justiz-, Regierungs- oder Legationsrat ist; das ist ihm gewissermaßen auch ein Unterpfand, daß sein Glaube auch bei den „Herren" noch Geltung hat. Umgekehrt ist es vielfach, ja meist beim katholischen Geistlichen. Vielfach Söhne von Bauern, Handwerkern, ja selbst von Boten und Taglöhnern, sind es nur relativ wenige, die aus besseren Ständen, ja selbst nur mittleren Beamtenberufen, wie Amtmann, Rentmeister, Ratschreiber, Präzeptoren u. dgl. abstammen. Neher zählt für Württemberg unter 1724 Geistlichen nur 118 aus mittleren und keine 50 aus den höheren Berufen auf (l. c. S. 67). Damit ist die „Paganisierung des Klerus" doch ziemlich deutlich erwiesen. Das wirkt auf das Volk gewiß in ungünstigem Sinn ein. „Non multi nobiles, non multi fortes" (Thess.). Kurz: evangelischerseits Aristokraten, hier meist Plebejer. Es muß in der Tat nach der Statistik Nehers für Württemberg (cfr. S. 62 u. 66 ff.) eine „aristokratische und demokratische Rekrutierungsweise" zugegeben werden. Beide Seiten haben aber, das ist wichtig, ihre Vor- und Nachteile. Die Wahrhaftigkeit zwingt anzuerkennen, daß jene sogen. aristokratische Herkunft nicht blos in großem Umfang besteht, sondern auch ihre Vorteile für das Glaubensbekenntnis beim Volke, auf die ganze Stellung gegenüber den niederen wie höheren Ständen aufweist. Daß diese Vorteile ferner mit dem Cölibatsmangel zusammenhängen, beleuchtet unzweideutig die Tatsache, daß ein Drittel der evangelischen Geistlichen von vorweg Pastoren aller Grade vom Helfer bis Bischof und Oberkonsistorialrat hinauf sind (S. 71). Dieser Nachwuchs fehlt von vornherein katholischerseits. Allein wichtiger noch ist ein zweiter. Das Heiraten der protestantischen Geistlichen ermöglicht den Söhnen der letzteren, auch in andere studierte Berufe hineinzugelangen. Diese aber, Beamte wie Philologen, Präzeptoren, Professoren

und Mediziner, tragen ihrer leiblichen wie geistigen Verwandtschaft mit dem Predigerstand dankend Rechnung, insofern einesteils echt protestantischer Geist mit den Pastorensöhnen auch in die studierten Laienkreise kommt, andernteils oder vielmehr folgerichtig auch eine ganz respektable Zahl von Pastoren von studierten Laienberufen gestellt werden.

In der Tat, 14,82 % aller württembergischen Pastoren sind (meist höhere) Beamtensöhne, katholischerseits (meist niedere) 9,28 %; 33,05 % stammen vom Kirchendienst selber, (kath. —,— %); 20,70 % sind Söhne der niederen wie Mittel- und höheren Lehrer (kath. 12,06 %); 4,44 % sind Mediziner- und Privatgelehrtensöhne (kath. 3,48 %); nur 2,76 % stammen von Bauern (kath. 29,83 %); nur 13,73 % stammen von Handwerkern (kath. 33,48 %) (l. c. S. 70 u. 71).

Es ist somit richtig, wesentlich verschieden sind die katholische und evangelische Geistlichkeit nicht bloß nach Glauben und Geist, schon nach der Herkunft.

Es wäre töricht, evangelischerseits, abgesehen von den 33,05 % Pastorensöhnen die Vorteile des Heiratssystems (in Württemberg) zu verkennen. Aber mindestens ebenso töricht ist die Verkennung der Vorteile der Ehelosigkeit — rein vom sozialen Standpunkt. Bereits wurde hingewiesen, daß protestantischerseits nur 2,76 % der Pastoren (= 56 in Zahlen) Bauernsöhne, ja eigentliche niedere Bauernsöhne unter 2024 nur ganze 29 sind. Der bäuerliche Stand macht aber sonst in Württemberg protestantischerseits nicht 2,76 %, sondern 42,38 % (Neher S. 72) aus.

Aus dem Handwerk sind es 13,73 %, obgleich die evangelischen Handwerkersöhne Studiengelegenheit so gut fänden wie die katholischen. Der Handwerkerstand aber beträgt evangelischerseits über ein starkes Drittel der Bevölkerung, bringt dem Pastorenberuf also nicht einmal den vierten Teil der prozentualen Bevölkerungsstärke seiner Söhne zu. Und diese abnormale Zusammensetzung trotz Mangels an Cölibat; trotz Heirat und Familie dieses geringe Verständnis des

gemeinen Volkes für den Predigerberuf. Es macht fast den Eindruck, daß der „Antagonismus zwischen Volk und Klerus" nicht dem zölibatären, sondern eben dem verheirateten Klerus gilt. Gewiß, es mögen auch andere Gründe auf diese ganz auffallende Interesselosigkeit des gemeinen evangelischen Volkes am Pastorenberuf einwirken, allein 29 Bauernsöhne, mit den Söhnen von Guts- und Forstinspektoren in Summa 59 Prediger und 42,38 % des evangelischen Volkes — diese Zahlen reden Bände — nicht gegen, sondern zu gunsten des Cölibats! Warum studieren denn die evangelischen Bauernsöhne alles andere, nur nicht evangelische Theologie? Warum nur 13,73 % vom Handwerk bei 36 % des Bevölkerungsstandes? Existieren denn für sie nicht gerade so gut wie für die katholischen Bauern und Handwerker in Württemberg Gymnasien, Seminare, Stipendien u. dergl. Die Pastorenfamilien müssen über ein Drittel der Geistlichen aus ihrem Stand an Nachwuchs liefern, nur um den Stand bei Ziffer zu halten. Da wirkt es doch ganz anders, wenn katholischerseits immer wieder freiwillig aus dem ganzen Volk, oben und unten im Land, die katholischen Theologen in Scharen hervorgehen und dies trotz Cölibat! Trotz der Verluste an mehr als 29 % Austretender, trotz allem erhält sich der katholische Klerus ohne eigenen leiblichen Nachwuchs, ohne Einheiratung und Verwandtschaft mit den Klassen von Besitz und Bildung! Und dies wohlverstanden bei gleichen Anforderungen wirtschaftlicher und geistiger Art wie evangelischerseits!

Also so leicht, unüberlegt, fast frivol kommt man dem Cölibat auch vom sozialen Standpunkt nicht zu Leibe. Rein vom letzteren, vom sozialen Standpunkt sprechen ganz bedeutende Gründe, — statistische nicht hinwegdisputierbare Zahlen von Tausenden, bei einem Zeitraum von 60—70 Jahren für den Cölibat. Gewiß, auch das Heirats- und Familiensystem hat sozial seine Vorteile. Für wen sich aber die Masse des Volkes mit ihren Sympathien — allerdings weniger die Stände von Besitz und Bildung —

entscheiden, redet die Statistik ihre laute Sprache. Die vox populi aber, sie nennt sich auch vox Dei! Biologisch aber, vom Standpunkt eines gesunden und langen Lebens betrachtet, weiß die Statistik weiter Rat. Hiezu vielleicht ein späterer Artikel.

XCV.

Beiträge zur bayerischen Kunstgeschichte in Kalender-Ausgaben.

Als ein sehr löbliches Unternehmen, vaterländische Kunstschöpfungen, deren Wert und Bedeutung möglichst weiten Kreisen vorzuführen, erwies sich die Herausgabe kunstgeschichtlicher Kalender, wie wir sie zunächst im Jahre 1895 als „Altfränkische Bilder“ unter Leitung des verdienten Professors Dr. Theodor Henner in Würzburg erstehen sahen. Schon nach Erscheinen des ersten Jahrganges dieser trefflichen Vorführungen fränkischer Kunst mußte der Wunsch rege werden, daß auch für altbayerische und schwäbische Gaue ein ähnliches Unternehmen zutage treten möchte, um einerseits den immensen Schatz an Werken der bildenden Kunst, der in Stadt und Land aufgespeichert sich vorfindet, allen Freunden der Heimatskunde in Erinnerung zu rufen, anderseits in bisher weniger informierten Kreisen die Liebe und das Interesse für die mannigfachen vaterländischen Kunstschöpfungen mehr zu wecken und zu fördern. Dieser berechtigte Wunsch fand seine glückliche Realisierung in dem 1904 erstmals erscheinenden, prächtig illustrierten „Kalender bayerischer und schwäbischer Kunst“ von Prof. Dr. Josef Schlecht.[1]) Der uns vorliegende dritte Kalender pro 1906 erweist sich gleich seinen Vorgängern als ein Meisterwerk heutiger Ausstattungstechnik und als eine sinnig geordnete Revue über eine Anzahl kunstgeschichtlicher Objekte, die speziell in dem jüngsten Jahrgang — unter Hinweis auf das Jubiläum der Erhebung Bayerns zum Königreich — vor allem als wertvolle Schöpfungen wittelsbachischer Fürsten sich darbieten. Schon das prächtige polychrome Titelblatt mit seiner nach einem Gobelin gegebenen „Vermählung Ottos I. von Wittelsbach mit der Gräfin Agnes von Wasserburg“, deutet den besonderen Festcharakter der jüngsten Ausgabe an. Die von mehreren bewährten Kunsthistorikern gegebenen Begleittexte zu

---

1) Kalender bayerischer und schwäbischer Kunst von Prof. Dr. Schlecht, III. Jahrgang 1906. Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst. G. m. b. H., München. Preis 1 Mark.

den trefflichen Illustrationen betonen kurz und klar die wichtigsten und charakteristischen Merkmale der verschiedenen Schöpfungen und ihrer Entstehungszeit.

Solches geschieht im vorliegenden Kalender vor allem in Bezug auf Renaissancewerke, die unter Kurfürst Max I., dann auf Barockbauten, die unter Max Emanuel und seinem Nachfolger in München und Umgebung erstanden. Auch die unter den bayerischen Königen herrschende Kunstatmosphäre findet entsprechende Beachtung. Der kühle Hauch des klassizistischen Geistes zur Zeit Maximilians I., die große hellenistische Strömung unter Ludwig I., das hastige Ausnützen der verschiedensten Bauformen unter Ludwig II., welches ja auch in den Schloßbauten dieses unglücklichen Fürsten sich kundgibt, zeigen ein reges und wechselndes Kunsttreiben. König Maximilian II. hätte in diesen Darlegungen etwas mehr Beachtung verdient, indem vor allem er es gewesen, der das erste Suchen und Tasten nach einem neuen, zeitentsprechenden Baustil in edelster Absicht protegierte — ein damals freilich verfrühtes und daher mißglücktes Bemühen!

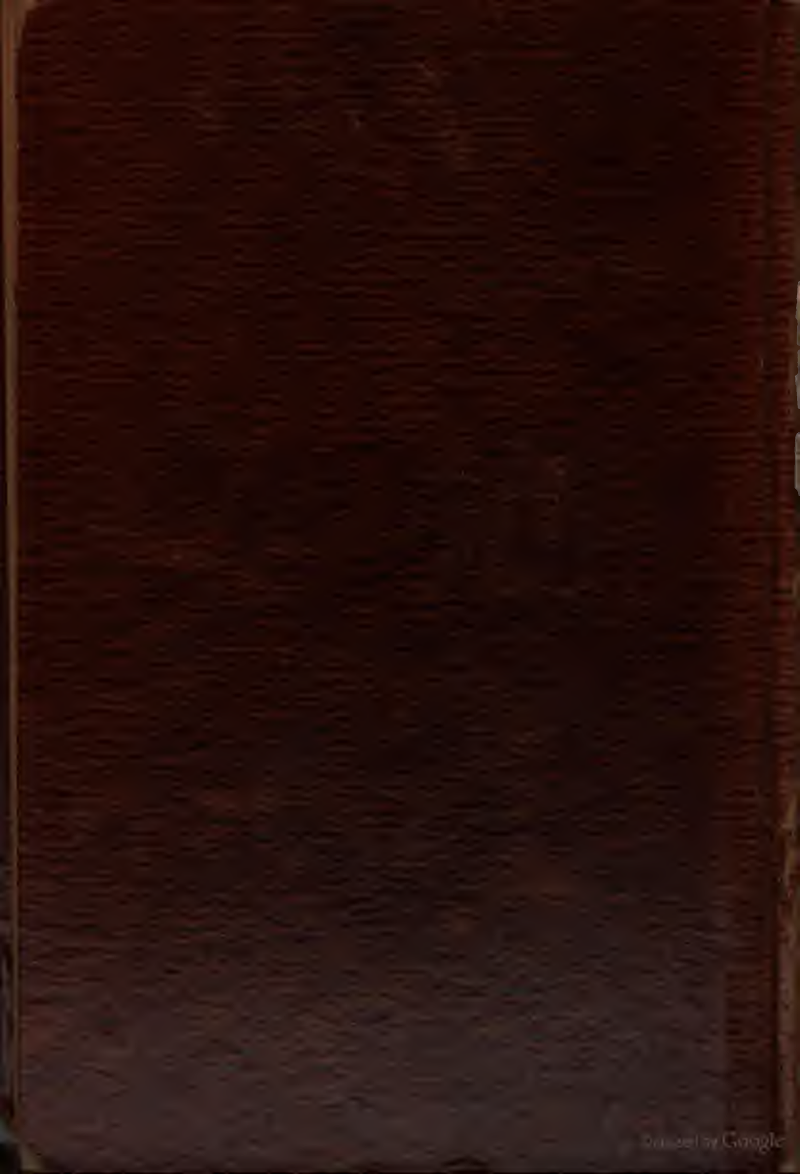
Das gute Beispiel, welches für das Erscheinen kunsthistorischer Kalender in den „Altfränkischen Bildern" von Würzburg aus gegeben ward, hat auch auswärts Nachahmung gefunden, denn bereits erfreuen sich Thüringen, die Provinz Sachsen und die Mark Brandenburg gleicher Unternehmungen. Das Material für Abbildungen und Erörterungen wird nicht so leicht versiegen; der speziell in Süddeutschland vorliegende Schatz an Kunstwerken, welchen die einstigen Stifte und Klöster hervorgerufen, leiht zunächst unseren bayerischen Kalendern Stoff in Ueberfülle. Aus der Hochflut moderner Kalenderliteratur leuchten diese kunstgeschichtlichen Ausgaben als wahre Perlen hervor, die bleibenden Wert besitzen. Eine freudige Aufnahme derselben ist daher höchst angezeigt.

Neben den teils schon durchgeführten, teils in der Durchführung begriffenen staatlichen Inventarisationen der Kunstdenkmale und den hiermit im Zusammenhange stehenden umfangreichen, wertvollen Publikationen, die aber in weite Volkskreise schwerlich dringen dürften, laufen diese kunsthistorischen Kalender gleichsam als geeignete Kanäle her, um Kenntnis und Wertschätzung der heimatlichen alten und neueren Kunstwerke durch alle Gaue und Ortschaften zu leiten. Hierin liegt die patriotische und kulturelle Aufgabe dieser Kunst-Kalender, denn die gewissenhafteste amtliche Inventarisierung der Werke unserer Väter bleibt im gewissen Sinne fruchtlos, wenn nicht das Volk selbst die überkommenen Denkmale kennen und schätzen — und dadurch auch schützen lernt.

München. **M. F.**


Stanford University Libraries
3 6105 013 456 434


JUL 2 0 1998


Digitized by Google